Schweizersagen

aus dem Aargau.

Gesammelt und erläutert

von

Ernst Ludwig Rochholz.

Erster Band.

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.
1856.

Sr. Majestät

dem

König von Bayern

Maximilian II.

dem großmüthigen Freunde deutscher Vaterlandskunde

ehrfurchtsvoll und dankbar zugeeignet.

Inhaltsverzeichniß

des ersten Bandes.

II. Geheiligte Bäume.

III. Wildes Heer.

IV. Schatzhöhlen.

V. Zwergensagen.

A. Aargauer Zwergensagen.

Abkürzungen.

Abgl. Aberglaube. — agſ. angelſächſiſch. — ahd. althochdeutſch. — altn. altnordiſch. — Anz. Anzeiger für Kunde deutſcher Vorzeit v. Mone und Aufſeß. — Aarg. Beitr. Aargau. Beiträge von Kurz und Weißenbach. 1846. — Beov. Beovulf, ed. Leo, Ettmüller. — chron. Tigur. Heinrich Bullingers Zürcher-Chronik, handſchriftl. 4 Bände. — Diut. Diutisca von Graff. — DS. Deutſche Sagen von Grimm. — DSagb. Deutſches Sagenbuch von Bechſtein. — GDS. Geſchichte der deutſchen Sprache, von Grimm. — Heidenth. Geſchichte des Heidenthums von Mone. — Journ. v. u. f. Deutſchl. Bibras Journal von u. für Deutſchland. — Ir. ElfM. Iriſche Elfenmärchen v. Grimm. — isl. isländiſch. — goth. gothiſch. — KM. Kindermärchen Grimms, Wolfs u. A. — Lat. Ged. Latein-Gedichte des 10. u. 11. Jahrh. von Grimm und Schmeller. — Leſb. altd. Leſebuch von W. Wackernagel, altnord. von Dietrich. — L. Sal. Lex salica, ed. Merkel. 1850. — Magiol. Philonis Magiologia 1675. — mhd. mittelhochdeutſch. — MS. Minneſinger, ed. vdHagen. — Myth. Grimms Mythologie, 2. Ausgabe. — ndd. niederdeutſch. — ndl. niederländiſch. — ndſ. niederſächſiſch. — nhd. neuhochdeutſch. — Nib. Nibelungen, ed. Lachmann. — RA. Grimms deutſche Rechtsalterthümer. — Reinh. F. Reinhart Fuchs, von Grimm. — ſkr. ſanskrit. — vdHag. von der Hagens Sammelwerke. — Wb. Wörterbuch. — Ztſchr. germaniſtiſche Zeitſchriften von Haupt, Pfeiffer und Wolf. — Zürch. Neuj.Bl. Züricher Neujahrs-Blätter v. J. 1645 an.

Vorrede.

Vorliegende Sagensammlung gehört ausschließlich dem Aargau an und hat mithin kein größeres Gebiet, als die nicht ganz sechs und zwanzig geographischen Geviertmeilen, die dieser Schweizerkanton hält. Dazu beschränkt sie sich als eine Originalsammlung blos auf das aus der mündlichen Volksüberlieferung Selbstgewonnene und Eigne, sie bleibt also auch nach dieser Hinsicht in ihrem ohnedies schon schmalen Spielraum allein auf sich angewiesen. Es sollte nun scheinen, als ob die Enge eines so geringen Schauplatzes einem Sammelwerke nur ungünstig werden müßte. Jedoch auch hier wieder einmal ist es der Schein, welcher trügt; denn das halbe Tausend von Sagen, zu welchem diese Sammlung in zwei Bänden angewachsen ist, zeigt das gerade Gegentheil. Der Grund, wie dieses so kommen muß, ist zwar den Sammlern begreiflich, nicht aber so leicht den noch unbetheiligten Lesern. Unsere kleine Hauswiese, nahgelegen und sonnig, wirft uns mehr Nutzung ab, als die Allen gehörende und von Keinem gepflegte Gemeindehutung. Hier findet unser Kind die ersten und die letzten Blumen, während gleichzeitig draußen auf der Almende alles noch unwegsam daliegt, oder schon wieder kahl und ausgestorben ist. Die Aecker, die der Landwirth nicht mit eignen Arbeitskräften bebauen kann, sucht er zu verkaufen, denn sie werden ihm keine zinstragende; aber das Grundstück, das den Hahn krähen hört, hat doppelten Werth und giebt doppelten Ertrag. Der Oekonom veranschlagt so den Werth eines Grundstückes, je nachdem es in größerer oder geringerer Entfernung von den Wohnungen liegt; der Sagensammler und seine Leser sollen gleichfalls nicht unrationeller verfahren. Unser Altvater auf dem Aehrenfelde der deutschen Mythe, Jakob Grimm, spricht diese Wirthschaftsregel als eine seiner Erfahrungen aus. Ergiebigste Ausbeute, sagt er, scheinen die Sammlungen zu gewähren, die mitten in einer sagenreichen Landschaft sich erhebend aus ihr nach allen Seiten sorgfältig schöpfen, ohne weit die Grenze zu überschreiten. Myth. XIII. Wer die Sage anders gewinnt, sie gleichsam wie eine Waare bezieht aus großen Reichen her, die er nicht einmal alle durchwandern, geschweige selber bewohnen kann, der wird uns einen sogenannten „Sagenschatz" anzubieten haben, aber er wird ihn nicht

heben können, und wir werden nicht wissen, wo der Schatz liegen soll. Der Nutzen, den ein solcher Sammler etwa stiftet, ist jener indirekte, den ein Kornhändler in Jahren der Mißärnte bringt. Ist einmal die Zeit der Theuerung vorbei, so wird sich Niemand um das amerikanische Kunstmehl reißen, das mit Bohnen gemischt ist und sich schimmlig backt. Während alles wieder nach gutem einheimischem Weizen verlangt, weiß man nicht mehr, für wen jenes bestimmt sein soll, da es dem Reichen zu schlecht und dem Armen zu theuer ist. Ist es denn nun jemals anders gewesen mit jenen aus weitestem Umkreise zusammengerafften Sagensammlungen? Es schob das Volk, welches alles was seinem Verständnisse trotzt, gelehrt zu nennen pflegt, das Buch dem Gelehrten zu; dieser, dem sich dasselbe für die Zwecke wissenschaftlicher Untersuchung unbrauchbar, d. h. unzuverlässig erwies, verweigerte ihm hartnäckig die Aufnahme in seinen Bibliotheken. Der mythologische Forscher ärgerte sich, daß ihm die etlichen wichtigen Punkte eines solchen Werkes in der tauben Masse des übrigen Materials gerade zur Quelle der störendsten Zweifel werden sollten; der Bürger fand nichts von dem speziellen Nutzen daran, dessentwegen er etwa Bücher kauft, noch viel weniger wurde ihm und Anderen darin der besondere Nachweis fühlbar, daß hier die Nation die Vorgeschichte ihres Denkens und Glaubens zu lesen bekommen könnte. So blieb die Sage nichts als eine Curiosität, ein Buch, das man Kindern und Ammen zum Blättern überließ, nachdem man über dessen Einfalt vornehm gelächelt hatte. Dies brachte den ganzen Gegenstand einige Zeit in Verruf. Daher kam es denn, daß sogar unsere einheimische ächte Tradition noch am hell lichten Tage der Neuzeit Gefahr lief, das von Allen verstoßene Aschenbrödel Deutschlands werden zu sollen, das höchstens in der Dienstrolle der Almanachsromanze und des Operntextes sich vors Publikum herauswagen durfte. Wir haben diese üblen Erfahrungen nun hinter uns, weil wir den Irrthum erkennen und ihm die Quellen verstopfen.

Die Selbstbeschränkung ist der wesentliche Charakter einer Sagensammlung, aus dem örtlichen Heimatsboden saugt sie ihre Körperkraft, ihre Gedächtnißschärfe, Anschaulichkeit und Geisteswahrheit. Die Naturtreue, auf die sie sich stützt, ist ihrem eignen Begriffe nach ohnedies niemals etwas blos locales und beschränktes. Die Sage hat dies mit dem Volksliede gemein, dessen Aechtheit auch nur in der örtlichen Abkunft liegt, und dessen Verständniß doch der ganzen Nation angehört. Damit allein dokumentiert sie sich, wenn sie den Ursprungsschein aller ihrer Güter bei den Grenzwächtern vorweisen soll, welche die Marken unseres wissenschaftlichen Zollvereins hüten. Die ganz

unberechenbare Ausgemachtheit der Sätze des alten Volksglaubens und das ans Wunderbare reichende Erinnerungsvermögen, mit welchem derselbe an Ort und Stelle ausgedauert hat, diese unveränderliche Ueberlieferung und tausendfache Uebereinstimmung giebt der Sage eine Würde, mit der sie nicht nur jeden Versuch, sie poetisch auszuschmücken, weit übergipfelt, sondern mit der sie zugleich auch jeder rationalistischen und historisierenden Verwendung siegreich Trotz bietet.

Wenn wir nun den Schauplatz beschreiben, welchen die nachfolgenden Volksüberlieferungen einnehmen, so dienen wir damit dem fremden und dem einheimischen Leser. Beide erfahren dabei, wie ein solches Ländchen nach seiner Bodenbeschaffenheit, nach seiner Bevölkerung, nach seinen geschichtlichen und bürgerlichen Verhältnissen aussehen muß, wenn in ihm die Sage sich nach jenen Richtungen entwickeln und fort erhalten soll, welche in unserm Buche zu ebensoviel besondern Sagenabschnitten geworden sind. Damit bezwecken wir weder statistische Angaben, noch landschaftliche Beschreibungen zu machen, obschon beides, das Land und sein Schicksal, die Eigenthümlichkeit und Reichhaltigkeit der daraus entspringenden Sage allein bestimmt. Dies läßt sich in Kürze veranschaulichen.

Das Aargau ist zum größeren Theil Flußgebiet. Drei große Ströme der inneren Schweiz durchziehen es und münden in ihm. Aus dem Thuner See kommt die Aare, giebt dem Gau ihren Namen und durchläuft ihn seiner Breite nach; seiner Länge nach durchläuft ihn ferner die Reuß aus dem Vierwaldstättersee. Aus dem Zürichersee kommt die Limmat, und nachdem sie sich müde gedreht hat an allen ihr hingestellten Maschinenrädern der gewerbsthätigen Bevölkerung und an einer ganzen Million von Fabrikspindeln, ergießt sie sich vereinigt mit Aare und Reuß in den brüderlichen Rhein. Dieser bildet die breite Nordgrenze des Landes, und dadurch ist dasselbe also auch dem Einflusse der deutschen Nachbarschaft ausgesetzt. Gleich dem Lachse dieser Ströme ist hier deutsche Einwanderung stromauf ins Land hineingezogen und wechselweise die Frische der Alpennatur stromab ins Land geronnen. Auch eigne Seen fehlen dem Gau nicht. Auf den Höhen des Heitersberges liegt der einsame Egelsee; in wein- und kornreicher Ebene dagegen breitet sich zwei Stunden lang der Hallwilersee aus, zubenannt nach der Stammburg jenes Rittergeschlechtes, von dem einst die burgundische Kriegsmacht bei Murten aufs Haupt geschlagen worden ist. Dieser See überfriert im Winter leicht, dann wirft er haushohe Eisschrunden und stößt die eingeschloßne Luft mit solchem erschreckenden Getöse hervor, daß man es meilenweit im Umkreise vernimmt. Das Volk nennt es das Brüllen des Sees. Groß

ist die Zahl der Gewässer, welche den Hauptströmen zufließen; in die Aare allein gehen rechter Seits eilf Flüßchen, linker Seits achte. Eigentlich zahllos aber sind die Bergquellen, welche immerdar das Gelände befruchten, und jene Wildwasser, welche bei Gewittern in den Bergen plötzlich losbrechen, mit der Macht eines Stromes zu Thal fahren und ebenso schnell spurlos wieder verschwunden sind. Neben den berühmten Thermen zu Schinznach und Baden laufen längs der ganzen Südwand des Jura schwefel- und eisenhaltige Quellen, die das Landvolk seit alter Zeit als Heilbäder besucht. Goldwäschen gab es noch vor etlichen Jahren an Reuß, Aare und Rhein. Welch ein Reichthum belebender Wasser! Daraus erklärt sich, warum unser Buch seinen Beginn mit den Geheiligten Gewässern macht, warum es im zweiten Bande eine Heerschaar von „Bachthieren" und Wassergeistern herzunennen weiß, und in den Geschichten vom Rheinfall zu Laufenburg eine ganze Schnur voll von Schiffer-Abenteuern auf einmal hat.

In gleicher Ergiebigkeit für unsern Sammelzweck erscheint hier auch Wald und Gebirg. Der Jura bedeckt der Breite nach den ganzen nördlichen Theil des Kantons, ist aber überall so offen, daß er auch in seinen steilen Höhen noch beweidet werden kann. Auf dem Scheitel trägt er würzige Alpenkräuter, an seinem Fuß die Fülle von Korn, Obst und Wein. Seine Aecker wimmeln von den versteinerten Leichen einer untergegangenen Thierwelt. Abertausend Weinstöcke wurzeln auf dem Kalke verwitternder Terebratulen und Belemniten. Aus Ammoniten thürmt der Winzer die Weinbergmauern zusammen, Gryphiten finden sich in der Größe runder Tischplatten. Seltsame Knochenreste gigantischer Wiederkauer liegen in den Mergelgruben, Bruchstücke von Schildkröten in den Steinbrüchen. Auch Hochwälder hat der Kanton voll Tannen-Nacht und Buchengrün mit klopfenden Baumspechten, vielstimmigen Amseln und mannshohen Schuttkegeln der bauenden Waldameise. Da schauen trotzige Raubschlösser von den Flühen und Kalkwänden herab in den zahmen Frieden immergrüner Matten.

Die Waldungen des Landes zusammen nehmen mehr als sechszehn schweizerische Quadratstunden ein. Aus ihnen erbauten sich die Venetianer nach dem Brande von 1534 ihr neues Arsenal, aus den Tannen des Zofinger Boowaldes, jede zu 120 Fuß Länge, ihre Schiffsmasten. Dieser Holzreichthum hatte bereits die Römer veranlaßt gehabt, hier ihre Flottenpräfekturen zu gründen. Sie verehrten eine eigne Dea Naria als Schutzgottheit der regio Arurensis (aufgefunden im Bernerdorfe Muri an der Aare, i. J. 1832); sie hatten bereits eine eigne

Schifferzunft der Aarflößer, die nautæ Aruranci (laut einer in Aventicum gefundenen Inschrift. Jahn, Kant. Bern 392). Heute wie damals führt der Aarflößer die Schiffstannen hinab bis in die Seehäfen Hollands und Frankreichs; noch immer bildet er die geschlossene Gesellschaft der Stüdlerzunft, und der hilfreiche Genius, den er in Gefahren anfleht, ist nun der Zunftpatron St. Nikolaus.

Daß in solchen Landschaften die Bäume ihren mehrhundertjährigen Geburtstag erleben, daß solcherlei Waldstrecken ihren W. Jäger, solcherlei zerklüftete Gebirge ihre Schatzhöhlen, Drachen und goldschmiedende Zwerge reichlich haben, dies lehren sämmtliche Abschnitte unseres ersten Bandes miteinander.

Nicht minder augenfällig wird aus der Beschaffenheit des Landes der Grund, warum die Aargauer Sage im Munde des Volkes selbst, ohne Zuthun der Gelehrten und der Zeitungen, so häufig in die historische Sage umgeschlagen hat. Das Land ist von der Zeit der Römerkriege her bis auf die der Napoleonischen ein Kampf- und Tummelplatz gewesen. Der Zug seiner Gebirge und Ströme macht es zum militärischen Schachbrett. Könnte man diesem Boden seine Rasendecke abziehen, er würde von Städteschutt und zerbrochenen Waffen der Hunnen, Burgunden und Alemannen starren. Drei große Römerstädte liegen hier zerstört. Aus den Ruinen Vindonissas ist das Städtchen Brugg sammt den vier Dörfern Windisch, Oberburg, Altenburg und Hausen geworden. Noch fließt dem dortigen Stifte Königsfelden sein Trinkwasser unterirdisch in jenen massiven Steinrinnen zu, in denen es die Legion XXI. hier einst in ihr Standquartier geleitet hatte. Hier ragten die Trümmer ihres Amphitheaters noch in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kenntlich hervor aus den Brugger Kornfeldern. Maurer brannten damals ihren Kalk aus den Säulen und Bildwerken des einen östlichen Thores. Ein paar Stunden von Windisch entfernt liegt eine zweite Römerstadt im Boden versunken wie ein vorzeitlicher Baumstrunk. Das ganze Städtchen Baden von heute ist nur ein Stockausschlag jener lustigen Municipialstadt Aquä, von welcher Tacitus handelt; ihre Mauerwurzeln streifen dörferweit von Birmenstorf bis Wettingen im Felde fort. Die dritte Römerstadt Augusta Rauracorum ist nur noch vorhanden als Baselaugst und Kaiseraugst, Namen zweier geringer Dörfer, aber die Ruinen nehmen den Umkreis einer Stunde ein. Der Kanton weiß neunerlei Sommerlager und Stationen zu zeigen, welche hier die Cohorten zu beziehen pflegten, und mehr als ein Duzend Militär- und Vicinalstraßen, die sie über Gebirg und Thal hinbauten. Zum Schutze dieser Straßen standen auf der Spitze der Berge rings-

um gemauerte Castelle und Hochwachten. Aus ihnen sind die zahlreichen Ritterschlösser im Lande geworden, und deren eines ist die vielbesungene Habsburg, die Wiege deutscher Kaiser. Nunmehr sind diese Burgen abermals Trümmer und die Römerstraße zu ihrem Fuße ist verwilderter Waldweg. Reste von römischen Wohnhäusern, Bädern und Postremisen werden noch immer frisch aufgefunden, an römischen Münzen scheint der Boden ganz unerschöpflich. Selbst auf dem schneidend schmalen Gebirgsgrat des Lägerenberges finden sich Vespasiane und Victorine, so daß gewöhnliche Landleute schon seit langer Zeit hier den Münzenhandel begonnen und ihn bis nach Straßburg ausgedehnt haben. An der innern Seite der Stadtmauer, welche beim Dorfe Kaiseraugst noch steht, sind i. J. 1837 bei viertausend kupferne Constanse und Constantiuse zusammen gefunden worden. Zürch. Antiquar. Mittheil. 1854, 12.

Noch tiefer unter der römischen Bodenschichte findet aber der nachgrabende Bauer in Ellentiefe erstaunt die Wohnungen und Kochstätten eines noch älteren unbekannten Volkes. Er ist überrascht wie wir; er sieht, daß schon der Römer hier seine Grundsteine auf Schäfte antiker Säulen gebaut hat, und daß unter deren Grundlage abermals ein Gemisch von früherem Bautenschutt liegt (pag. 253). Er weiß nicht was schwerer zu fassen ist: der Glaube an die „Unterirdischen und Zwerge", oder die Vorstellung von der undenklichen Länge der Zeit, seit welcher die ganze Bodenoberfläche langsam in solcher Erhöhung zugenommen hat, daß sie diese altkeltischen Wohnungen wirklich zuzudecken vermochte. Wir selbst haben darüber erst ein Wort aus Tacitus Germ. c. 45. bedenken lernen: illuc usque, et fama vera, tantum natura. Denn an solchen wundersamen Fundstücken lernt sich's einsehen, so weit reichte der Sage nach die Natur, und die Sage hat recht! Aber nicht blos der Römer hat in diesen Boden seine Geschichte gemünzt ausgesäet und der Kelte sie unterirdisch tief hineingebaut; das ritterliche Mittelalter that hier ebenfalls das Seinige und ließ schier keinen Hügel ohne Wall, keine Felsenspitze ungekrönt und zinnenlos. Volle vier und achtzig Burgen und Burgställe kennt heute noch das Land, ja der Dekan Stamm zu Birmenstorf wußte in seiner handschriftl. Chronik, die er im vorigen Jahrhundert verfaßte, in der kleinen Landschaft Baden allein über einhundert Herrenschlösser herzuzählen. So wird es erst bedeutsam, die eignen Abschnitte zu betrachten, welche unsere Sagensammlung den Heiden- und Römerbauten, den Kaiser-, Ritter- und Schwedensagen eingeräumt hat.

Wir mustern nun die Bevölkerung, welche diese Landstriche bewohnt. Nach der i. J. 1850 veranstalteten eidgenössischen Volkszählung

lebten auf den 25,59 geographischen □Meilen des Aargaus 199,852 Einwohner; folglich leben hier auf einer □Meile 7,809 Menschen. Dieser dichten Bevölkerung entspricht die große Zahl der Gemeinden; Städte hat das Ländchen zwölf, Flecken drei, Pfarreien 120. Diese Städtchen hatten ehedem ihre Schultheißen und Räthe, mit Zünften, Gilden und Patriciern; die Ortschaften hatten ihre eignen Verwaltungsformen und Sonderrechte; die einen besaßen eignes Recht und Gericht mit Einschluß des Blutbanns, die andern standen unter ihren Landvögten, Untervögten und Klostervögten. Eine wahre Musterkarte von kirchlichen, weltlichen, aristokratischen und monarchischen Regierungsformen boten sonst die viererlei Provinzen dar, aus denen der jetzige Kanton componiert worden ist. Sie waren niemals unter einerlei Herrschaft vereinigt gewesen, und so sind sie bis heute verschieden an Confession, Landrecht, Sprache, Tracht und Körperbau.

Die erste Provinz, heute das Altaargau genannt, gehörte bis zum Jahre 1415 zu den österreichischen Vorlanden, und seine Städte hatten im Aufgebote des Herzogs Leopold gegen die Schweizer bei Morgarten und Sempach gefochten. Auf Antrieb des Kaisers Sigmund und des Conciliums von Konstanz eroberten es die Berner zu des Reiches Handen, verleibten es aber ihrer Herrschaft ein; seitdem theilte es alle Schicksale Berns, schloß sich mit ihm der Reformation an und bestand aus sechserlei Landvogteien mit einer Schaar von Untervögten und Schaffnern. Durch die Emissäre des republikanischen Frankreichs verlockt fiel das Land 1798 von Bern ab. Die hugenottischen Flüchtlinge aus Südfrankreich, denen Berns confessioneller Eifer Aufnahme ins Landrecht gewährt hatte, verbreiteten mittlerweile die Seiden- und Wollenmanufaktur im Lande. Die zweite Provinz des Aargaus, die Freienämter, hatte aus zweierlei Landvogteien bestanden. Die oberen Freienämter gehorchten der Oberherrschaft der VIII alten Kantone; die unteren Freienämter wurden von Zürich, Bern und Glarus wechselweise beherrscht. Hier galt der vorwiegende Einfluß der mächtigen und gefürsteten Abtei Muri, also blieb das Land trotz einer Reihe reformistischer Anwandlungen katholisch und hat in drei Jahrhunderten dreimal das Schlachtfeld zu den schweizerischen Religionskriegen geliefert. Die dritte Provinz ist die Grafschaft Baden. Auch sie ist als eine Landvogtei von Zürich, Bern und Glarus verwaltet worden, und obschon diese Stände eifrig protestantisch verfuhren, dennoch katholisch geblieben; der Einfluß des Fürstbischofs von Konstanz, welchem drei Aemter dieser Provinz zugehörten, sodann die theilweise Abhängigkeit einzelner Bezirke von den

gefürsteten Schwarzwälder Abteien Seckingen und St. Blasien erhielten das Land beim alten Glauben. Die vierte Provinz ist das Frickthal. Dies war seit dem 11. Jahrhundert eine eigne Landgrafschaft gewesen. Als Eigenthum Oesterreichs stand es unter Pflegern, deren Oberbehörde zu Freiburg im Breisgau war. Seine beiden Städte Laufenburg und Rheinfelden waren Festungen und gehörten als sogenannte Waldstätte mit in die Vereinigung des Niederen Bundes, ähnlich dem Oberen Bunde mit seinen Vierwaldstätten am Luzernersee. Diese Provinz wurde erst 1801 durch den Lüneviller Frieden zur Schweiz geschlagen. Auch seine Confession ist die katholische. Das Frickthal hat Viehzucht, Wein und Kornbau, aber keine Fabrikation und Gewerbsthätigkeit. Die Grafschaft Baden hat dies alles mit einander. Das Altaargau ist die Kornkammer, das Freienamt das Obstland; hier ist Most, dorten Wein das allgemeine Getränke. Der Altaargauer hat einen Zug philologischer Prädicanten-Gelahrtheit an sich, in diesem Sinne nennt der Volkswitz das Städtchen Brugg Prophetenstädtchen. Wie alle Reformirten ist er arm an Musik und Lied; bei der katholischen Bevölkerung herrscht dagegen Gesang, bei ihr finden sich noch die letzten Reste guter alter Volkslieder. Der Freienämter ist geistig begabt, erregbar, hat nicht selten einen künstlerischen Anflug, kennt aber keine andere als die Kloster-Erudition. Der Bewohner der Grafschaft Baden ist munter, launig, neuerungssüchtig, in seinem Ausdrucke bombastisch, in seiner Tracht bunt. Der Frickthaler ist wortkarg, langsam, beharrlich und autoritätstreu. Der Altaargauer geht in weißen Zwilch gekleidet und wohnt in hölzernem Hause; des Frickthalers Tracht ist grün, sein Haus steinern; der Freienämter ist von Haar und Auge wie von Tracht schwarz. Das Suhren- und Winenthal geht in selbstgewobener Halbleinwand, in elber Farbe. Nach ihren Hauptnahrungsmitteln und nach ihrer verschiedenen Tracht unterscheiden sich die Bezirke gegenseitig selbst durch allerlei Spitznamen. Krautstirzel, Kabisköpfe, Mehlsuppe, Schnitze, nennt man den Freienämterbauern nach seinen aus Kraut und Obst u. s. w. bestehenden Mahlzeiten; er selbst bleibt den Gegenwitz nicht schuldig und unterscheidet das Stadt- und Dorfmagnatenthum als den Halbseiden-, den Halbleinen-, und Baumwollenadel. Er urtheilt damit wie der patriarchalisch erzogene Sohn in Göthe's Hermann und Dorothea, der gleichfalls nicht gut zu sprechen ist auf jene „Handelsbübchen, um die halbseiden das Läppchen herumhängt." Er denkt wie Pestalozzi, (Ueber Aufwandgesetze, Basel 1781), der im engen unanmaßlichen Berufskreise häusliches Glück und in diesem beruhigten

Hausglück den Vaterlandsgeist keimen sah. Zu dieser schon genugsam gemischten Bevölkerung des Kantons nun kommen bereits seit älterer Zeit noch andere fremdartige Bestandtheile: eintausend Landsaßen, die erst jetzt zu vollgiltigen Bürgern gemacht worden sind; an drei Tausend im Kanton niedergelassener Ausländer; zwei Judengemeinden mit 222 Haushaltungen; endlich noch ein seit Jahrhunderten nicht ganz verwischter Ueberrest von Zigeunern (pag. 227). Ein Land, das unter so verschiedenen Herren weltlicher und kirchlicher Seits gestanden hat, so lange von patricischen Landvögten, Kastenvögten, Untervögten und klösterlichen Herrenschaffnern verwaltet worden ist, muß jetzt noch eine Fundgrube von Rechtsalterthümern, verschiedenartigen Satzungen und Bräuchen sein. Die Rechtssage quillt daher in unserer Sammlung mit einer, wie es scheint, bisher noch unbekannt gewesenen reichhaltigsten Ader. Ebenso hat der Hader der Confessionen auf demselben kleinen Schauplatze nicht blos eine Reihe Sobriquets, Ortsanekdoten, Lallenburgerstreiche und Witzgeschichten hervorgerufen, sondern auch die ehrwürdige Legende zugleich mit erhalten und ins Licht gestellt. Die weiteren Abtheilungen unseres zweiten Bandes geben hievon Zeugniß.

Dieser Betrachtung des landschaftlichen Aargaus fügt sich nun diejenige des altgeschichtlichen Gaues an, der unter dem gleichen Namen einst bestanden hat. Da betreffen wir größere Verhältnisse, belangreich für die Nationalität des Volksschlages, dessen Sitte, Sprache und Ueberlieferung uns beschäftiget. Die Burgunden, die im Süden der Schweiz auf eine überlegene Cultur stießen, romanisierten sich dort allmählich; die Alamannen trafen in der nordöstlichen Schweiz wenig mehr von dem römischen Einfluß, seitdem hier die römischen Cantonnements und die große Militärstraße von da wegverlegt worden waren. Die Alamannen behielten hier deutsche Sprache und Weise bei, denn ihnen begegnete nur eine schon im Verkümmern begriffene keltische Nationalität und eine Sprache, die nicht höher entwickelt war, als ihre eigne heimische Mundart. (Th. Mommsen, die Schweiz in röm. Zeit, 17). Der alamannische Aargau (pagus Aragaugensis, urk. 833. in Zurlaubens Stemmatograph. Helvet. 1, 550 Hdsch.) umfaßte alles Land zwischen Aare und Reuß, begann an den Urner- und Thuner-Alpen und reichte auf der rechten Seite der Aare niederwärts bis zum heutigen Schwarzwälder-Städtchen Hauenstein am rechten badischen Rheinufer. Im Gau richtete der Gaugraf. Die ältesten mir bisher urkundlich vorgekommenen Aargauer Gaugrafen sind Chadaloh, und Perehtoldus filius Chadaloh. Beide erscheinen verzeichnet in den Zurlaubenschen Sammlungen (handschriftlich auf der Bibliothek zu

Aarau) und in den St. Galler Handschriften des IX. Jahrh. (Hattemer, Denkm. 3, 601 a.) Der Gau enthielt mehrere Landgrafschaften, in denen der Cent- oder Landgraf richtete; die eine und bekannteste ist die Grafschaft Rore, deren Sitz man in der Stadt Aarau sucht, die andere ist die Grafschaft Willisau gewesen. Als das Haus Habsburg ältere Linie 1239 in den Besitz der Landgrafschaft kommt, heißt es (Herrgott No. 311): grave Albrecht het mit den vrien liuten ze Ergowe nit ze tuone, noch niene, da sie in der grafschefte sint ze Ergowe, wan daz si sine lanttage leisten sun. Unsicher bis jetzt noch ist die alte Gaugrenze an der Reuß, sicher dagegen die an der Aare. Ueber diese letztere folgen hier ein paar Nachweise. Sie geht am rechten Stromufer aufwärts über Bern, schließt das Emmengelände bei Burgdorf ein und reicht genau bis Unterseen zwischen dem Thuner- und Brienzersee. Aargauisch waren die Stadt Burgdorf im Emmenthale, und Thun auf der rechten Aarseite gelegen, die Stadt Bern dagegen auf der linken Seite liegend, ist burgundisch; „in Burgunden ein Haupt" nennt Bern sich selbst im Siegesliede gegen die Gugler 1376, in Justingers Chronik. Als daher diese Stadt eine Brücke schlagen will an ihr rechtes alemannisches Aarufer, bestreitet es ihr Rudolf von Habsburg, und es hat von ihm und Albrecht deshalb eine Belagerung zu bestehen. In der Vergabungsurkunde des Straßburger-Bischofs Hetto, 13. März 763, giebt Hetto alle seine Zehnten und Kirchen im Aargau dem Kloster Ettenheim im Schwarzwald; unter den vergabten Orten sind genannt Spiez und Scherzlingen am Thunersee, und Biberist (an der rechten Seite der Solothurner-Aare). Grandidier, hist. de l'église de Strasbourg 2, XCIV. Im Jahre 891 vergabt König Arnolf der Straßburger Kirche eine Hube im Orte Bach, bei Thun „im oberen Aargau gelegen." Im Jahre 995 ist das Dorf Kirchberg an der Emme bei Burgdorf im Argawe belegen. (Jahn, Kant. Bern). Wir sehen also das Aargau bestimmt über Thun hinauf reichen, und in Verwunderung setzt es, daß noch in spätester Zeit trotz allen inzwischen eingetretenen Herrschaftsänderungen diese Grenzbestimmung wenigstens bürgerliche Geltung behielt. Der Thuner Pfarrer Rebmann reimt darüber in seinem Lustig Gespräch von Bergen, Nießen und Stockhorn (Bern, 1620, 469), daß die Stadt Thun auf dem linken Aarufer ins Uechtland gehöre, mit ihrem größeren Theile aber auf dem rechten Ufer liegend, ins Aergöw. Absichtslos schreibt der Zürcher Naturforscher Scheuchzer i. J. 1705 noch eben dasselbe in seiner vierten Bergreise, pag. 195: Thun, die Stadt, theilt sich in zwei, der einter jenseits der Brücke dem Aergäu zugehöret, der andere

diesseits in dem Uechtland lieget." Aber der Endpunkt der Aargauer Südgrenze reichte in jener Gegend noch höher aufwärts, bestimmt bis zum heutigen Unterseen. Ein urkundlicher Beweis hiefür steht zwar nicht zu Gebote, statt dessen aber diesmal ein ebenso giltiger und alterthümlicher: das Stäudlein von Oesterreich. Der eben erwähnte Pfarrer Rebmann bringt dasselbe in seinem Gedichte, pag. 473 als die alte Landesmarche vor:

Im Birg hinauff sieht man noch fein
Von Oesterreich das Wydlein klein.

Wyß, Bern. Oberl. 1, 321 erzählt uns darüber: „das Stäudelein von Oesterreich zeigen einem die Schiffer fleißig, wenn man am Thunersee die sogenannte Nase umfährt. Es wächst nicht und welkt nicht, und man lächelt über ein Weidenschoß, das Jahrhunderte lang, seit die Herrschaft Unterseen österreichisch war, vom Jahre 1298 bis 1393 unabläßig gegrünt hat und wieder grünt." Aus dieser unsichern Aeußerung ergiebt sich, daß eine in den Urkunden oft genannte „wagende stûd" hier am rechten Seeufer die Marke bezeichnete, bis zu der das Aargau reichte in derselben Zeit, in welcher die Habsburger Linie in den Besitz der Aargauer Landgrafschaft gekommen war. Die Sprache der Schweizer-Chroniken pflegt alles Habsburgische kurzweg österreichisch zu nennen, und daher nannte sich auch Unterseen österreichisch, das mit in der Habsburger Landgrafschaft gelegen war. Durch eine ähnliche Verwechslung zweier anderer Begriffe hat sich die Grenzbestimmung des alten Aargaus noch weiter erschwert, durch die Verwechslung der Namen Alemannien und Burgund, welche gleichfalls wechselweise auf das Aargau angewendet worden sind, zu der Zeit, da das Land alemannisch gewesen und geblieben ist. Diese vielbesprochene Frage ist neuerlich erschöpfend durchgeführt worden von den Aargau. Beiträgen pag. 156, und den Zürich. Antiquar. Mittheilungen 1852, 17 — 20; und hier ist nicht der Ort, dieselbe wieder aufzunehmen. Geschichtlich erwiesen bleibt, daß in den drei das Aargau betreffenden Urkunden aus des Königs Arnolf Zeit der Burgundische König Rudolf II. mit keiner Silbe erwähnt und der Aargau nirgend als zu Burgund gehörend bezeichnet wird; wohl aber beweist das Diplom von König Heinrich v. J. 920, daß bis dahin der Aargau zum Reiche gehört und daß sein damaliger Graf Eberhard unter dem deutschen König gestanden hat. Getheilt in ein burgundisches und in ein alamannisches Besitzthum erscheint später der Gau, in so ferne auch seine alamannische Bevölkerung unter Rudolf von Rheinfelden, als dem zeitweiligen Herzog von Burgund, gestanden hat und dann unter seinen Nachfolgern und Erben, den Zähringern. Wie der Volksmund

heute noch einen nur idealen Oberaargau und einen gleichfalls nur vorgestellten Unteraargau unterscheidet, so unterschied man auch seit jener Zeit schon zwei landschaftliche Hälften des Gaues und nannte eine die Landgrafschaft in Burgundien, die andere die in Alemannien. Aber gerade um nachdrücklich zu verdeutlichen, daß hier die Bevölkerung nirgend burgundischen Stammes gewesen, und um die deutsche Sprach- und Volksgrenze wohl zu unterscheiden, wurde diese ganze Gegend zwischen Aare und Reuß öfters Alamannisch Burgund, auch Kleinburgund genannt, und so hieß noch bis ins 15. Jahrh. der Landestheil des Oberaargaus die Landgrafschaft in Burgundien. Kopp, Eidgenöss. Bünde 4, 51. Die Grenze beider Theile ist in der Gegend zu suchen zwischen Hutwil und Aarwangen, wo der Kanton Aargau an die Kantone Bern und Luzern grenzt. Nach Stammes- und Gaugrenzen bildeten sich bekanntlich auch die Diöcesansprengel. Das Aargau machte ursprünglich einen eigenen Sprengel aus, dessen Bischof seinen Sitz zu Windisch hatte. Der erste darunter, den man namentlich kennt, ist Bubulcus, in Christi nomine episcopus Vindunissæ. So findet er sich mit unterschrieben auf der burgundischen Synode zu Epaon (Yenne) unweit St. Maurice an der Rhone, 16. Septbr. 517, wo er erschienen war zur Einweihung der vom Burgunder-König Sigismund errichteten Kapelle zu Ehren der Thebaischen Legion (vgl. Bd. 2, No. 474 unserer Samml.) Als die Stadt Vindonissa in den Stürmen der Völkerwanderung mehrfach zerstört worden war und zum Dorfe herabsank, wurde der Aargauer Bischofssitz, einer zwar nicht bewiesenen, aber allgemein geltenden Annahme gemäß, nach Konstanz verlegt. Die Konstanzer Bisthumsgrenzen aber waren wirklich die des Aargaus und giengen wie dieses östlich an die Reuß, westlich ans Uechtland und reichten im Süden bis gegen Wallis. So bestimmt dieselben noch der bischöfliche Amtmann Landsee im Enchirid. helvet. 1778. Erst i. J. 1815 gelang es der römischen Nuntiatur das Aargau vom Konstanzer Bisthum loszureißen.

Dies also sind die Grenzen, die der alte Aargau hatte nach Volksstamm, Sprache, Rechtssatzung und Glauben. Es liegen hierin noch die sichtbaren Spuren, an welchen Punkten einst das Alamannenvolk über den Rhein her ins Land eingebrochen war; und so weit es an Aare und Reuß vorrückte, so weit wanderte mit ihm deutsche Sprache und Sage. Als es anfangs vor der Alpenmauer sich besinnend stehen blieb, stieg mittlerweile die Sage voraus ins Gebirg hinein. Sie hat auf diesem Wege die Alpen erklettert, sie ist nicht von den rhätischen und keltischen Gebirgshöhen erst in die Ebene zu uns herab-

gequollen. Die Sage des Landes ist keine fremde. Dies ist entscheidend für den ganzen Inhalt unseres Buches. Dasselbe hat nämlich hierin sein wohlbegründetes Recht, seinen Gesichtskreis gerade so weit auszudehnen, als hier die politische und die kirchliche Wirkung der Alamannenherrschaft einst gereicht hat; und aus diesem Rechte erwächst dem Werke weiter die wissenschaftliche Verpflichtung, das in diesem Lande mit gutem Auge Erblickte auch nach deutschem Maße zu messen. Hierin liegen nun die Gründe, warum das Buch etliche solcher Sagen, welche außerhalb der Grenzen des heutigen Kantons spielen, mit plangemäßer Wahl an sich gezogen und zu den übrigen gleichnamigen Nummern gestellt hat; und warum es ferner bei der Erklärung seines Materials sich aller Hypothesen aus keltischen und gallischen Suppositionen enthält, warum es mit Gläubigkeit und Ehrlichkeit allein bei deutscher Mythen- und Sprachforschung sich Rathes erholt.

Und hiemit ist der Punkt erreicht, wo Land und Leute des Aargaues geschildert sind und die andere Frage des Lesers zu beantworten bleibt, wer der Verfasser selbst ist, der sich mit ihrer Schilderung beschäftigt.

Er ist weder Aargauer, noch Schweizer. Seine Mitbürger waren Platen, Schmeller und Panzer, Namen, die seinem Freundesherzen vollauf genügen. Aber er bewohnt schon seit zwanzig Jahren das Aargau und hat diese lange Zeit ausschließlich darauf verwendet, die Sitte, Sage und Sprache der alemannischen Schweiz kennen und wissenschaftlich fassen zu lernen. Es ist leicht einzusehen, was ihn dazu veranlaßte. Der patriotische Eifer wächst in der Fremde. Nie erscheint die Heimat begehrter, als wenn man sie entbehrt. Wen da innerer Sinn und Eifer treibt, der wird unter dem benachbarten, blutsverwandten Volke sich immer wieder auf ein Gebiet geführt sehen, auf dem es kein Ausland, keine provincielle Scheidewand giebt, wo alle Arbeiter gleichberechtigt und nach ihren Kräften auch gleich belohnt sind. Dieses neutrale Gebiet ist eben das der Sprache und Mythe. Am fremden Sprachgebrauch entdeckt sich schärfer der Grund unserer eignen Denk- und Ausdrucksweise, und begründeter läßt anderer Glaube und Brauch den unsrer eignen Landschaft vors Auge treten. Aus gleichen Gewohnheiten zweier sich sonst entfremdeten Länder schließen wir mit Recht auf ursprünglich gleiche Natur- und Lebensverhältnisse beider, also werden beide Länder sich auch einen übereinstimmenden Märchen- und Sagenkreis beiderseits erzeugt haben. Durch die lange Reihe der Aberglaubenssätze hindurch, bis in den unscheinbaren Kinderreim hinab, bis auf die ähnliche Form hinunter, die man dem Festbrode an altüblichen Feiertagen giebt, läßt sich dieses

Gleichniß weiter verfolgen. Und so finden wir mit freudiger Ueberraschung in der elternlosen Fremde oft die süßesten Bilder unserer Jugendzeit unvermuthet alle am Leben. So viel übereinstimmende Sinnesart, so viele uns selbst miteinschließende Traulichkeit in Ländern zu betreffen, wo wir sie nicht suchten, macht uns die geplagten Menschen im Ganzen liebewerther und die beschränkte Welt reicher und größer. Wir gehorchen einem gemüthlichen und einem wissenschaftlichen Drange zugleich, wenn wir solchen Erfahrungen ein Andenken stiften. Aus Betrachtern und Zuhörern werden wir unabsichtliche Nacherzähler, und in der Freude über die Gewinnste, die uns auf fremdem Boden geglückt sind, halten wir sie für wichtig genug, sie mit unserer Nation theilen zu dürfen. Es fühlt sich wie ein besonderes Glück, so mit dem Volke von Angesicht zu Angesicht über seine altreligiösen Symbole verkehren zu können; so vielerlei gehört und erfahren zu haben aus dem aufrichtigsten Vertrauen guter Menschen, so oftmals ihnen ins junge oder alte Herz geblickt und eine große Welt darinnen gesehen zu haben, die um so viel Glauben, Trost und Demuth reicher ist, je weniger dessen ihr von außen her zu Theil wird. So wird aus dem durchs Land ziehenden Forscher oft ein reicher, gemüthserquickter Sammler. Er übermeistert seinen Stoff nicht, sondern dient ihm, seine Feder notiert nicht mehr, als seinem Ohre wirklich zugekommen ist, es ist ihm ein Stolz, nicht der Herr seines Werkes, sondern dessen Werkzeug zu sein; wo er sich dessen berühmt, da thut er es als ein getreuer und umsichtiger Verwalter, der von der Größe des in seine Hand gelegten Vermögens gerne spricht, weil er es auch während der Ungunst der Zeiten zinstragend gemacht hat. So hat sein Werk, sogar sein Glaube zugenommen, weil er mehr fassen gelernt hat, weil ihm mehr begegnet ist. Und selber der Glaube an Gott wird erzeugt durch eine Begegnung, Gott findet sich am Ende von Allem wieder. Und so hat den Sammler auf seinen Gängen gar oft das Wohlgefühl begleitet, das aus dem Götheschen Spruche redet:

> Ich wandle auf weiter bunter Flur
> Ursprünglicher Natur,
> Ein holder Born, in welchem ich bade,
> Ist Ueberlieferung, ist Gnade.

Dies ist die ursprüngliche Entstehungsgeschichte dieses Buches.

Als im Jahre 1818 die Brüder Grimm die Deutschen Sagen erscheinen hatten lassen, war darin das Aargau mit zwei Nummern vertreten: Radbot auf Habsburg, und Kreuzliberg bei Baden. Hier bietet dasselbe Ländchen einige Hundert dagegen, den zwei edeln Brüdern zum Danke, denen es die Lust zur ganzen Sache und den Glau-

ben an deren Dauer und Wahrheit zugleich zu danken hat. Noch ist nichts verloren! schrieb einst J. Grimm beim ersten Erscheinen seiner Grammatik. Hier ist abermals eine Erfüllung dieses wahren Wortes. Wir gehen nicht mehr achtungslos an den Dingen vorüber, die uns sonst nur als die gleichgiltigste Alltags-Existenz erschienen und so verfügen wir bereits über einen Schatz einheimischen Wissens, wie er an zuverlässigem Besitz, an sicherer Gewißheit, unerborgt und tagtäglich sich mehrend keinem einzigen Volke der Welt bisher zu Gebote steht; die Wissenschaft vom Volke nennt es Riehl mit Recht. Alle Theile unseres Vaterlandes umspannt es, alle Klassen und Stände, sogar alle Alter zehren bereits davon. Bedarf es eines einzigen Beweises hiefür, so liegt er in dem Kindermärchen, dessen Sammlung die Grimme angeregt haben, und das jetzt die Traulichkeit der Familienunterhaltung, den Lehr- und Lesestoff der Kinderschulen und zugleich den Ernst der untersuchenden Wissenschaft ausmacht. So ist unserer Litteratur das bleibend Populäre entdeckt, das Menschliche wieder erweckt worden, recht zur Beschämung jener Ungläubigen und Zunftgelehrten, die uns in die heimatlose Weltlitteratur vorwärts, oder in die heidnische Klassik rückwärts, oder mitten hinein unter den Götzenwagen der jetzigen Spinnräder- und Locomotivenwelt stürzen wollten.

Wer das Buch um seine Gewährsmänner befragt, dem antwortet es, vor Allen diejenigen sind's, denen es nicht verborgen, sondern denen es gegeben ist: die Armen, die Alten und die Kinder. Wie weit deren Beistand gereicht hat und von welchem Erfolge er gewesen ist, dies werden namentlich die beiden Bändchen beweisen, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, welche der Verfasser um Jacobi dieses Jahres bei J. J. Weber in Leipzig erscheinen läßt. Eine zweite besondere Quelle war dem Buche die Schuljugend; und hier freut es den Verfasser innig, auf einem Boden gestanden zu haben, so gesund und ursprünglich, wie ihn die älteste Vorzeit für den gleichen Zweck jemals abgegeben hat. Als in den ersten christlichen Schulen Islands das Schreiben eingeführt worden war, giengen Schüler und Lehrer alsbald an die Aufzeichnung der Landessage. So schrieb damals der berühmte Saemund, nachdem er von seinen Studien in Paris und Köln heimgekehrt war, die Eddalieder auf; er starb 1133 und hinterließ uns die unschätzbaren heiligen Schriften unseres nordischen Götterglaubens. Auf seinem Landgute Oddi zu Island hatte er eine Schule errichtet, und da wurde auch Snorri Sturluson, der Verfasser der Jüngeren Edda und des norwegischen Königsbuches erzogen und für das Vaterländische begeistert. Dietrich,

Altnord. Lesebuch XXXV. In einer nicht unähnlichen Lage befand sich der Verfasser als Lehrer einer obersten Landesschule. Rechnet man, daß nun zwanzig Jahre hindurch je ein halbes Hundert sechszehn bis zwanzigjähriger Jünglinge seine Schüler gewesen sind, vorzugsweise Aargauer, sonst aber, mit Ausnahme der Kantone Wallis, Genf und Tessin, auch Leute aus allen übrigen Schweizerkantonen, und daß diese Jünglinge in den für die Redeübungen bestimmten Lehrstunden dasjenige am liebsten vortrugen, was ihnen zugleich das verwandteste war, ihre heimatlichen Jugend-Erinnerungen und Localsagen, so hat man einen weitern Schlüssel über das Zustandekommen dieses Buches. An Verläßigkeit aber gebrach es solcherlei Erzählungen aus dem Munde von Knaben und Jünglingen deswegen nicht, weil sich dieselbe Geschichte nothwendiger Weise eben so oft wieder erzählen lassen mußte, als aus denselben Landesbezirken alljährlich die Schuljugend sich frisch nachschob. So hatte der Verfasser einen Vortheil vor vielen andern Sammlern voraus, denn er vernahm die meisten der von ihm hier vorgelegten Sagen wohl zehn- bis zwölfmal in allen möglichen Spielarten und von Leuten verschiedener Bildungs- und Altersstufen. Nicht blos Sagensammler, wie Müllenhoff in den Schlesw. Holst. Sagen pag. XLI., erkennen bereits das Förderliche eines solchen Verfahrens an und verdanken demselben ein besonderes Gedeihen ihrer Zwecke; auch Schulmänner und Pädagogen wie Schleiermacher (System der Sittenlehre 391) und Vorstände von Landesministerien, wie Vilmar (Schulreden No. 8: Von der geschichtlichen Erziehung) empfehlen es unserer Erziehung an, weil es die Fähigkeit zu erleben, zu erfahren, aufzunehmen und zu lernen ausbildet und sie bis ins Mannesalter erweitert und erhält. Ich darf mich hier der Betrachtung dieses Umstandes nicht weiter überlassen, will aber jeden Sagenfreund und Lehrgenossen auf diejenigen Grundsätze verwiesen haben, welche hierüber in meinen Deutschen Arbeitsentwürfen, Bd. 2, 1 ff. zu Gunsten des öffentlichen Unterrichtes bereits entwickelt sind.

Eine dritte Quelle, welche meinen Sammlungen Zufluß bot, waren einige treue Freunde und Rathgeber. Mit fortdauerndem Danke nenne ich hier zuerst einen geistigen Schultermann unseres Aargaus, den Seminardirektor Augustin Keller in Wettingen. Die hochachtungsvolle Freundschaft, die mich diesem Gelehrten verpflichtet, erlaubt mir nur zu sagen, daß er, Vielen ohnedies ein Trost und eine Stütze, mir seit Jahrzehnten mit ausdauerndem Rathe beigestanden und auch manche seiner reichen Sammlungen uneigennützig mir anvertraut hat. Um der mißdeutbaren Sache willen muß es aber hier zugleich gesagt

sein, daß keine seiner Aufzeichnungen in mein Buch übergegangen ist, während darin alles andere, was auf der gütigen Mittheilung von Bekannten beruht, jedesmal mit gewissenhafter Beifügung des Namens des Zusenders verzeichnet steht. Ein nicht minder aufrichtiger Dank gebührt dem energischen Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart; aufmunternd, rathend, durch eigenes Beispiel fördernd und durch treue Sorgfalt helfend hat er nicht selten den Ermüdenden wieder gehoben, den Vereinsamten zu den rechten Leuten gewiesen. Ihm besonders bin ich den schönen Vorzug schuldig, dem unvergeßlichen J. W. Wolf befreundet gewesen zu sein, dem wir nun alle nachtrauern. Herzlichen Dank diesen braven Männern! Sie sind die wenigen Gelehrten, deren Hilfe und Mittheilungslust niemals gegen mich ins Stocken gerieth, die meine Anfrage nicht unbeantwortet ließen, trotz ihres eignen Geschäftsdranges. So üben sie selber musterhaft die gute Sitte unseres Volkes, das gleichfalls den emsigen Karst sinken läßt und freundlich Bescheid giebt, wo wir draußen auf den verirrlichen Feldwegen allein stehen. Wie grobköpfig erschiene der Bauer, der da Auskunft verweigert. Allein wie oft muß unsre Wißbegier an eine Thüre aus polirtem Holze klopfen, die sich vornehm und vorsichtig verschließt; denn erst beim „Gebildeten" beginnt der kahle verstummende Neid.

Noch haben wir dem einheimischen Leser und dem fremden, jedem eine besondere Eröffnung zu machen.

Der eingeborene Leser kann in etlichen Fällen seine einzelne Ortssage in dieser Sammlung noch vermissen; er wird aber das hier Vermißte vielleicht einmal dorten betreffen, wo es die richtigere Stelle einzunehmen hat, in den weiteren Bänden nämlich unseres Sammelwerkes. Sie sind betitelt: Kinderspruch und Kinderspiel, Gemeindefest und Gebildbrod, Aberglauben und Brauch, Schweizerischer Sagenkreis. Dem vorliegenden Buche dienen diese Schriften bereits als Ergänzungsmittel und stehen deshalb öfters nach Abschnitt und Nummer darinnen in voraus angeführt. Allein mancherlei Stoffe und Erzählungen, die in unserer Bevölkerung noch fortdauern, hat der Sammler überhaupt nicht mehr zum Abdruck bringen mögen aus mehrfachen Gründen. Er übergieng alle die Kindermärchen, die sich ihm noch nicht in wünschbarer Abrundung dargeboten haben; darunter sind zu nennen: der bue mit dem îsige spazierstecke. die schwarze cherzä. der kaiser Joseph. Oder er übergieng solche Thiermärchen, die allbekannt sind und von denen er nur eine Spielart besitzt; so z. B. Wettlauf des Fuchses und der Schnecke (Vgl. Weber, Ind. Stud. III. 2, 3). vom müsle und glüetli (Wanderer in der Schweiz 1835, 132. Daraus dann in Haupts Zeitschrift f. D. Alterthum).

die brosmene ûf'm tisch (Grimms KindM. Stöbers Elsaß. Volksbüchlein). Er übergieng ferner solcherlei Schwänke, welche zu nahe Aehnlichkeit mit Hebels Geschichten im Rhein. Hausfreund und Schatzkästlein haben; z. B. en histori vom-ene wî-mischer. Ebenso ließ er alle Haus- und Stadtgeschichten unveröffentlicht, die der ordinären Gespenster- und Hexenfurcht angehören, ohne daß sie sonst einen bedeutsameren Sagenzug an sich haben. Deren Zahl ist Legion. Aber auch das schon von Andern Mitgetheilte ließ er weg, wenn er nichts Neues, mythologisch Wichtiges dem Alten beizufügen hatte. So hat er zwar aus Grimms Mythologie die Zwergensage No. 183 in sein Werk versetzt, und durch die Umgebung, in der sich hier nun diese Erzählung befindet, findet sie erst ihren Charakter wieder. So hat er aber die Sage vom Kreuzliberg bei Baden in Grimms deutschen Sagen 1, 439 unbenützt stehen gelassen, weil er nicht mehr als das dorten Stehende darüber wußte. Ausgelassen sind ferner solche Legenden, welche das bloße Mirakel erzählen (der bischof ohne namen in Cham). Die Sage vom Spielmann Steucheler, der auf einem Teufelsrosse von St. Gallen nach Baden auf die Tagsatzung durch die Luft geritten, steht bereits in Wolfs deutsch. Märch. und Sagen No. 135, und zum Ueberflusse neuerlich wieder im Schweiz. Sagenbuch von Kohlrusch. Deswegen steht sie nicht in dem unsrigen. Das gleiche gilt von folgenden, überall wiederkehrenden Anekdoten: der balkentragende Haushahn des Zauberers auf der Zurzacher-Messe wird von einem Weibe als ein blos Strohhalme tragender erkannt, weil in ihrem Graskorbe eben vierblätteriger Klee liegt. Das Toggeli reitet als Strohhalm oder Aehre allnächtlich den Schmiedegesellen, wird von ihm Nachts in den Schraubstock gespannt oder auf dem Ambos zerhämmert, und am Morgen ergiebt es sich, daß es die Schmiedfrau selber ist. U. s. w.

Dem fremden Leser kann sodann einigemale der ungleiche Ton der Erzählung auffallen, der in den Abtheilungen des Buches eingehalten ist. Und dies veranlaßt mich noch zu einer Bemerkung über die Art, wie ich die Sage vorzutragen suche.

Jene gemüthliche, oder jene ganz realistische Wahrheit, die in jeder selbstgewachsenen Volksrede liegt, bedarf von Seite des Wiedererzählers, um auch Andern zur richtigen Empfindung werden zu können, nichts als des befreundet gewählten, einfach meldenden Wortes. Statt in strotzendem feierlichem Schmucke erscheint daher die Erzählung in keuscher Nacktheit; auch die Sage pflegt plötzlich zu schweigen, weil sie nicht mehr sagen will, als sie weiß. Redlich bricht sie ab, trotzdem daß eben das Pikante zu erwarten steht und nun der Effekt los-

brechen könnte. Sie hat so allerdings ihre Schranken und ihre Mängel und gesteht es ja selber ein. Sie ist in nichts anders als ihre Götter, bei aller Macht und Schönheit doch körperlich verletzbar und schadhaft. Sie geht einher wie die Königin Bertha, überall um vieles schöner anzuschauen denn ein anderes Menschenkind und doch mit einem verkümmerten Fuße wandelnd, pag. 240. Es ist dies ihr noch irdischer, noch nicht vergötterter Theil, der gerade am meisten ihre Leiblichkeit und Wahrheit zu kosten giebt. So stockt sie auch plötzlich im Erzählen über sich selbst, neben dem genauesten Einzelwissen bleibt sie selber unbeendigt: ein Zeichen ihres grauen Alterthums, ihres absichtslosen Kinderstammelns, ihrer noch von Cultur unbeleckten, ächten Herzenseinfalt. Und eine wahre Herzensangelegenheit ist es dem Sammler gewesen, die Sage auch immer so selbst sprechen zu lassen. Sogar diejenigen größeren Erzählungen dieses Buches, welche ursprünglich für eine Zeitschrift aufgesetzt worden waren, in der sie sich dem unvorbereiteten Publikum erst des Breiteren auseinandersetzen mußten, (No. 167, Schlüsseljungfrau von Tegerfelden. No. 496, Geschichten vom Rheinfall in Laufenburg) werden dem nach Schönmalerei begierigen Modeleser lange nicht genugsam gefallen, weil auch sie unsere ländlichen Zustände realistisch und nicht idealistisch, rauh und herbe, aber nicht abgeglättet und vornehm verflacht darstellen. Auch das kann dem Leser anstößig erscheinen, wenn mitten im laufenden Vortrage der Begebenheiten, eine mundartliche Liedstrophe hemmend dazwischen rinnt und ihm den unerwünschten Eindruck des Bauernhaften macht. Was ihn stört, gerade das erfreut den Kenner; solcherlei kleine Reimsprüche und Liedstrophen sind die letzten Töne der einst singend durch die Welt gegangenen Sage. Echte Sage muß ursprünglich immer ein Volkslied gewesen sein. Der schweizerischen Tellensage steht daher immer noch ein Tellenlied zur Seite; dieses ist freilich längst nicht mehr das ursprüngliche, aber eben deshalb erzählt sich auch die Tellensage selber schon lange zweifach, anders im Munde der Hirten und anders aus der Feder der Chronisten. Solche belehrende Vorgänge giebt unser Buch mehrfach zu erkennen. Wie die Sage ein Liebeslied gewesen ist, zeigt No. 21; wie sie eine Ballade gewesen, die sich erst neuerlich in eine poetische und in eine prosaische Erzählungshälfte getheilt hat, zeigt No. 14. 15. Wie umfangsreich solche Lieder gewesen seien, läßt der kleine Strophenrest in No. 167 erkennen; wie weit verbreitet sie waren, erhellt aus der pag. 140 gegebenen Formel einer echtepischen Zeitrechnung, die sich in der ganzen deutschen Sage wiederholt; da bemißt der nach Erlösung strebende Geist die Länge der Zeit, die er schon zugewartet

hat und noch zuwarten wird, in folgendem Schmerzensruf: Wenn meine Krähe keine Nuß fallen läßt, so wächst mein Baum nicht, wenn mein Baum nicht umgehauen wird, so hat mein Kind keine Wiege, und wenn mein Kind nicht schlafen kann, so wächst mein Erlöser nicht! Wer sieht hier nicht den Parallelismus des Gedankens und der Verszeile aus dem alten Volksliede. Wer bedauert nicht die Masse von Liedern, die uns zu Grunde gegangen sind und nun in der Prosasage begraben liegen; und wer muß nicht bitter lächeln über unsern Salon-Geschmack, welcher zuletzt noch sein poetisches Waschwasser so reichlich auf diese Sagenreste goß, daß sie damit beinahe aus der Erinnerung des Volkes weggeschwemmt worden wären.

Fehler und Verstöße sind mir während des Druckes keine aufgefallen. Beim Umschreiben des Manuscriptes durch fremde Hände ist Königin Agnes, des ermordeten Albrechts Tochter und Leopolds Schwester, zu Albrechts Schwester gemacht worden, und dieser Schreibfehler ist pag. 67 beim Abdruck ungetilgt geblieben. — Auf Seite 182 muß statt des irrthümlichen Mandlehenjägers ein Mandlene-Jäger verstanden werden; dieser ist Gott Odhinn, der als Wilder und Böser Dietrich Jagd macht auf die Moosmännlein, welche mundartlich die Mandlene heißen.

Schließlich komme ich auf die das Buch begleitenden Anmerkungen zu sprechen. Die meisten Leser werden sie wegwünschen, ich will sie ihnen jedoch rechtfertigen. Sagenanmerkungen sind da, um den Stammbaum des Mythus zu zeigen, um die Ahnenreihe einer einzelnen Sage bis ins entfernteste Glied nachzuweisen; sie verrichten die Dienste des Wappenherolds. Natürlich kommen sie, wie er, mit einer gewissen Schwerfälligkeit stoffstrotzend einher und brauchen Zeit, bis sie ihre Belege und Urkunden alle abgelesen haben. So vielerlei Buchstäblichkeiten auf einmal fallen dem unvorbereiteten Leser unbequem, er will nicht die Zahlen, sondern die runde Summe, nicht die Anmerkungen, sondern die Erklärung des Ganzen auf einmal. Er möge sich einen Augenblick gedulden, um sich sagen zu lassen, wie die Anmerkungen dieses Buches verfahren. Sie sollen nicht Erklärungen, sie sollen vielmehr die Weisthümer und Beurkundungen des Erzählten sein. Sie müßen also nothwendig aus der speciellen Geschichte desjenigen Landstriches geschöpft sein, dessen Sage sie behandeln. Sie halten sich zuvörderst an solcherlei ältere Geschichtsquellen, Chroniken und Drucke der Schweiz, welche selbst noch unter dem Einflusse der lebendig gewesenen Sage niedergeschrieben worden sind. Ebenso wird ferner das Zustimmende aus Brauch, Glauben und mundartlicher Formel des Volkes mit zu den Quellenstellen ausgehoben, und erst wie zum Abschlusse dann tritt eine Vergleichung mit der allgemeinen deutschen Sage ein. Hiebei mögen die reichlichen Citate manchem so vorkommen, als ob sie ohne Noth gehäuft ständen; allein bei besserem Nachdenken erscheint diese ihre Häufung aus allen deutschen Landstrichen her als ein sehr praktischer Fingerzeig, wie groß und weitreichend der geographische Schauplatz eines einzelnen Sagenzuges vormals gewesen sei, wie anerkannt, wie allgemein geglaubt also auch dasjenige vormals gewesen sei, das der unvorbereiteten Jetzt-

welt oft unglaublich und blos phantastisch, öfter sogar zwecklos und albern heißen könnte. Dieses weisen dem Leser die Anmerkungen durch sich selbst, ohne daß sie erst erklären und beweisen müßen, und zu diesem Zwecke eben häufen sie das Citat. Außerdem aber soll ein solches jeden Leser in die Lage setzen, des Autors Behauptungen Wort für Wort zu beaufsichtigen, es ist eine Quittung über Gewissenhaftigkeit seiner Buchhaltung, ein kaufmännischer Gutschein, der die Waare nach Abkunft, Güte und Werth in den Vertrieb bringt. Der gelehrten Prunksucht wegen sind also derlei Anführungen aus so vielerlei Büchern und Schriften nicht gegeben worden; welcher Spediteur würde nicht über die gelehrte Ostentation eines Frachtbriefes lächeln. Das Buch hält sich hierin an Lessings Wort 8, 10: „Ich verlange nicht für einen reichen Mann gehalten zu werden, aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte." So habe ich mir den Zweck dieser Anmerkungen gedacht. Wenn nun sie schon nicht erklären wollen, so wird auch dieses Vorwort keine sogenannte Schlußerklärung über die Gesammtbedeutung der hier dargebotenen Sagen abzugeben haben, obschon dies gewöhnlich ein Wunsch der Leser zu sein pflegt. Endresultate können wir nicht geben, so lange wir alle noch im Lernen begriffen sind, die Sage ist zudem, wie alles Religiöse, in ihrer Wurzel Geheimniß. Nur kindische Neugier und lernscheue Trägheit will das Unerforschliche an den Fingern hergezählt sehen. Das Erforschliche wird sich finden, wenn wir erst des ganzen noch erreichbaren Sagenstoffes einmal Herr geworden sind, erst alsdann kann die Mythendeutung ihr Geschäft beginnen. Ueber jene natursymbolischen Erklärungsversuche aber, in denen man neuerlich die modernsten Schulabstractionen zu antiken Göttern potenziirt hat, bin ich ganz der Meinung, die Menzel in seinem Odin 215 äußert: Organisch kalendarische Erklärungen eines gewöhnlichen Naturcultus (in welchem die Götter symbolisirte Jahreszeiten, Sonnenwenden und Elemente sind, deren Gegensatz sich bekämpft und verfolgt) reichen für die sittliche und poetische Tiefe der deutschen Sage nicht aus; das darf man ein für allemal als Gesetz annehmen.

Dennoch wird der bunte, zufällig gefundene Stoff des Buches dem Leser den Eindruck eines inneren Sachzusammenhanges machen. Wer dies bestreiten wollte, wäre einfach aus dem Sachregister zu widerlegen, das den Band abschließt. Die dort stehenden Artikel Roth, Schwarz, Stein, Wasser u. s. w. zeigen in der reichen Ausstattung, welche sie im Texte besitzen, eine so ungesuchte und zugleich so deutliche Systematik, daß dies wahrhaft unbegreiflich bliebe, wenn die Sage nicht Religion gewesen wäre, nicht ein feststehendes Dogma besessen hätte. Und das Sachregister also ist der Index eines Theiles dieser Dogmatik. Es hat aber zugleich noch einen Nebenzweck. Es muß die Befähigung und zugleich die Gewissenhaftigkeit des Verfassers documentieren und ihn außer Gefahr setzen vor übler Nachrede. Er las die Früchte eines Bodens auf, der nicht zugleich auch seine Wiege getragen hat. Er wußte, wie oft schon ein solches Verhältniß für die litterarische Bosheit den Anlaß gab, Beschuldigungen zu erheben, die grundlos waren und doch eine Weile Glauben fanden. Schon

auf der andern Seite seines Sagenbuches hat uns Müllenhoff zu klagen über die feindseligen Stimmen, die seinem Werke vorwarfen, es enthalte Gotteslästerung, es mache vor den Augen der gebildeten Welt dem Lande und seiner Geistlichkeit nur Schande. Wenn dorten die Kibitze mit der halben Eierschale auf dem Kopfe aus dem Nest laufen, warum denn nicht auch anderwärts? Was dorten dem Landeskinde galt, kann hier noch leichter dem Landesfremden begegnen. Hier besitzt die Eifersucht des Einzelnen gegen das Fremde nicht blos ein wohl erworbenes Recht, sondern sie geräth zuweilen auch in Versuchung, es zu mißbrauchen, in der freien Presse des Landes Politik und Wissenschaft miteinander in eine öffentliche Verwechslung zu bringen und so einem neuen Buche den ersten und unbefangenen Eindruck theilweise zu rauben. Dieser Gefahr kann freilich kein Thätiger ganz ausweichen; wer an die Straße baut, muß sich tadeln lassen; doch wer die Vögel fürchtet, wird nicht lang Hirse säen. Aber kritisch ist etwaigen Angriffen solcher Art einstweilen ein Damm gesetzt, der sich nicht durchbrechen läßt. Wer nämlich dem Verfasser die scharfe und getreue Beobachtungsgabe bestreitet, der muß sie zuerst aus dem Sachregister wegläugnen können, in welchem sie wie mit unterirdischer Stimme aus hunderterlei Begriffen und Seitenzahlen den Verstand anredet. In dieser und jeder ähnlichen Hinsicht bleib ich guten Muthes und schicke nun mein Buch mit wahrer Liebe, ohne Ueberwürdigung, mit dem ruhigen Blicke eines über der langen Anschauung schon gealterten Freundes den Freunden der vaterländischen Sage zu. Da helfe es, das Ueberlieferte vor dem fühlbar nahen Untergang noch rechtzeitig retten, da stelle es das noch lebenskräftige Material gereinigt dem Volksangedenken zurück, oder reihe es mit ein in unsere einheimische wissenschaftliche Erfahrung. Es erfrische und bestärke dem Volke selbst die Empfindung von dem Werthe seines alten Spargutes, seines National-Erbtheiles. Allen andern aber, die entweder uns abhold oder der Sache unfreundlich sind, sei gesagt, was Cyriacus Spangenberg i. J. 1578 im Ehespiegel pag. 259 sagte, als man ihn wegen der in seinen Brautpredigten behandelten Sittenzüge tadelte: Wiewol ich auch vorhin das weiß, das mir vil dinges von vilen wirt verarget werden, die mirs auch zum allerärgsten deuten vnd außlegen werden, was ich trewer meynunge jetzt will handlen vnd mit großem fleiß vnd arbeit zusammen gelesen habe, so frage ich doch nichts nach denselbigen, sondern befehle es dem lieben Gott!

Aarau, Ostertag 1856.

E. L. Rochholz.

I. Geheiligte Gewässer.

1. Die Quellen der Schafmatt.

Auf der nördlichen Seite der Schafmatt, jenes abgelegenen Jurapasses, der das Aargau vom Baslergebiete trennt, liegt die Winterhalde des Dorfes Oltingen. Dort sowohl am Fuße des Berges, wie weiter gegen das Dorf Zeglingen hin entspringen zwei Quellen, deren Wasser zu allen Jahreszeiten an Kälte und Fülle sich gleich bleibt. Es behaupten daher die Leute, daß unter jenen Halden ein großes Gewässer von drohender Gewalt sich bewege; und so oft die zahlreichen Wallfahrer aus dem Elsaß ihren Weg zum wunderthätigen Marienbilde von Einsiedeln über diese Höhen nehmen, fallen sie hier auf die Kniee und beten zu Gott, er möge die in dieses Gebirg versenkte Fluth nicht abermals hervorbrechen und die Welt verwüsten lassen.

2. Der leuchtende Pfad im Flusse.

Ein altes Schloß, bis auf seine vier Grundmauern zusammengebrochen, liegt im Aargauer Dorfe Gauenstein am Rand der vorbeiströmenden Aare. Hier wohnte in ältester Zeit die freie Königin des Landes. Der Bruder und sein hochmüthiges Gesinde haßten sie; sie merkte einen Anschlag gegen ihr Leben und flüchtete sich noch Nachts aus dem Schlosse an den Strom herab. Allein der Ferge und sein Schiff war nirgend zu finden. Verfolgt und gedrängt wollte sie lieber freiwillig den Tod nehmen, als dem bösen Bruder in die Hände fallen; sie lief stromauf den gefährlichen Bergpfad zum Nachbarschlosse Biberstein und stürzte, noch ehe sie es erreichte, von den steilen Klippen in den reißenden Strom. Doch dieser verschlang die Königin nicht, sondern gewährte ihr einen sichern Weg, und so gieng sie jene Nacht mitten in der Aare fort bis in die Pfalz von Basel. Noch sieht der Fromme in stillen Nächten die Fußstapfen der Königin auf den Wellen der Aare in mildem Glanze strahlen.

Gertrudis, Kaiser Karls und seiner ersten (namenlosen) Gemahlin Tochter, gieng über den brückenlosen Main, und bis heute sieht dorten der Schiffer in den gekräuselten Wellen der Fürstin Fußstapfen. Herrlein, Speßharts Sagen pag. 131.

3. Bertha von Baldegg.

Im Hitzkircherthale, zwischen dem Aargauischen Hallwiler-See und dem Luzernischen Baldegger-See gelegen, erblickte man früher eine ganze Reihe von Burgen, die Schlösser Ober-Rheinach, Baldegg, Reichensee, Lieli und Heidegg. Aber diese hübschen Rittersitze wurden zusammen in den Kriegsunruhen verwüstet und gebrochen, welche zwischen den Luzernern und dem Hemmann von Grünenberg im J. 1386 über verschiedene Zoll- und Grenzstreitigkeiten ausgebrochen waren. Als Reichensee und Baldegg von den Flammen schon verzehrt waren, wollte der Feind der noch übrigen letzten Burg, der Heidegg, das gleiche Loos bereiten. Auf ihr wohnte damals eine besonders fromme und mildthätige Edelfrau, Namens Bertha. Sie war schon Wittwe und hatte nur ein einziges Kind. Zitternd für dessen Leben, gelobte sie beim Herannahen des Feindes, der Mutter Gottes eine Kapelle zu stiften. Als nun die Krieger die Burg Lieli zerstört hatten, kamen sie durch den dichten Wald unter dem Klotisberg herangezogen und stürmten gegen den Hügel, auf welchem Heidegg steht. Alsobald aber verhüllte sich die ganze Gegend in einen so undurchdringlichen Nebel, und der Dünkelbach, welcher am Schlosse herabfließt, begann dergestalt anzuschwellen und zu rauschen, daß der Feind in Finsterniß und Wasserlärm vom Pfade abkam, in den reißenden Bach stürzte und in dessen Fluthen dem Baldegger-See zugeschwemmt wurde. Diejenigen, welche entrannen, haben erst auf dem Rücken des Lindenberges, auf der obern Illnau, sich wieder zurecht finden können. So ist das Schloß verschont geblieben; aus schuldiger Dankbarkeit wurde alsdann von der Burgfrau die Kapelle erbaut, welche jetzt noch neben dem Schlosse steht und die Aufschrift trägt:

Procul estote profani!

(In Versen erzählt davon: Reithard, Sagen der Schweiz, S. 205.)

---

4. Die drei Schwestern im Eithale.

Von Tecknau aus, einem Weiler im obern Baselland, bis Aarau führt ein doppelter Fußweg über den Aargauer-Jura. Der kürzere geht eine enge und tiefe Schlucht bergauf, voll sonderbarer Felsenformen zu beiden Seiten. Sacht steigt aber der andere Weg zwischen großen Buchenwäldern durch zusammenhängende Wiesengründe empor; dies ist das Eithal. Die Luft ist thaufrisch und der Rasen bleibt grün das ganze Jahr hindurch; ein Bach mit kieselloser Welle kommt herabgeflossen, und hundertfacher Amselschlag schallt aus dem Laubdickicht. Hie und da liegen im Verstecke des Waldsaumes winzige Heuhäuschen,

die einzige Spur, daß man den Menschen nicht allzuferne ist. Doch so lange das Gras nicht ausreift, tönt hier keine Sense, keine Heerdenglocke. Der Weih im Blauen, die Forelle im Bach, oder ein wackelnder Erdsalamander im Dampfe einer feuchten Lehmlage sind die einzigen Zeugen dieser reizenden Abgeschiedenheit. Die Wände des Gebirges rücken nun enger zusammen, der Wald wird steiler, einzelne Felsenzacken zielen aus ihm hervor frischgeschnitten, sonniggelb, da weht ein plötzliches Brausen um die Bergecke herum. Die Ergolz geht hier von einer querüber liegenden Felswand der obern Hochebene in unser ruhiges Thal nieder. In einem zierlichen Bogenstrahl springt der Bach mit einem Satze aus seiner Baumgruppe auf die Wiese herab und hat sich unten ein Becken so zirkelrund ausgewaschen, als ob es vom Steinmetzen zurecht gehauen wäre. Man nennt diesen Platz den Gießen. Was man in das Becken wirft, wird augenblicklich wieder ausgestoßen.

Eine arme Frau suchte hier umsonst das Ende ihres Kummers. Kaum hatte sie sich mit dem Wasserstrahle hinabgestürzt, so fand sie sich drunten unverletzt ins weiche Gras hinausgehoben. Solche Wunder schreibt man der Milde dreier Schwestern zu, die hier gewohnt haben. Auf beiden Thalseiten erheben sich nackte Wände, der alte Sturz und Schutt ihrer eingesunkenen Felsenhäupter gleicht den Trümmern vielfacher Burgen. Eine Gruppe nennt man die Oedenburg, die andere heißt beim Volke Scheideck. Der Schloßherr dieser letztern soll noch jetzt mit seinem Rappen heulend durch die Nacht reiten. Auch der Scheidecker Schloßhund hat noch vor kurzen Jahren regelmäßig den Witterungswechsel durch sein Bellen angezeigt. Auf die gegenüber liegende Oedenburg versetzt der Glaube drei schöne Schwestern, und man weiß noch, daß die Jüngste Gräfin Bertha geheißen habe, Andere sagen Helena. Diese entführte der Scheidecker. Da man hierauf sein Schloß stürmte, rissen sich alle Felsen der Gegend los und begruben den Raubritter und die Stürmenden zugleich. Hierauf ließ der Kaiser beide Burgen schleifen. Noch immer baden jene drei Schwestern hier im Gießen; und die Mähder sind froh, davon zu hören, weil dann ihr Heu bis auf den letzten Wagen jedesmal sicher und ungenäßt unter Schirm und Dach kommen wird. Kinder, die hier Schafe hüteten, sahen zwei glänzend gerüstete Reiter auf Schimmeln aus dem Walde herunter kommen, ihnen voraus ritt der Jägerknecht mit der Koppel Hunde. Unbefangen sprangen ihnen die Kinder entgegen und verlangten ein Almosen. Die Männer warfen eine Hand voll silberner Rappen (Heller) unter sie aus. Lange staunten die Kinder den schimmernden Reitern nach, dann suchten sie ihre Geldstücke im Grase; aber nicht eines war mehr aufzufinden.

5. Der Ring auf dem Egliswiler Berge, oder Hom-Isen.

Auf dem Berge hinter der Heidenburg (vgl. No. 168) liegt um die Wurzeln einer Eiche unterirdisch gespannt ein Ring aus purem Golde. Er wiegt mehr als das größte Haus in Egliswil, liegt aber unerreichbar tief; zum Glücke der Gegend. Denn wird ihn je eine menschliche Hand berühren, so verschwindet er sammt der Eiche in den Boden hinein und aus dieser Höhlung hervor drängt sich ein ungeheurer Strom, der das ganze Thal unter Wasser setzen und so den alten See wieder herstellen würde, der früher den Aargau bedeckt gehalten hat. Er hat Hom-Isen geheißen, und von ihm stammen die vielen Homberge unsers Kantons her; so wenigstens leitete der Bannwart den Namen ab, als er Vorstehendes berichtete. Eine Stelle dieses Berges heißt man das Rothe Hüsli, eine andere im Walde die Metzg'. Hier geschah ein dunkler Gräuel, in Folge dessen es heute noch spukt.

Lobisei, eine Jura-Thalschlucht, war der Sage nach ein großer Gebirgs-See, und der Druck seiner Wasser soll unterhalb der Felsen, auf denen die Ruine Neu-Falkenstein steht, durchgebrochen und die Balsthalergegend begraben haben. Seitdem erst ist das Mümliswiler-, Ramiswiler- und Gulenthal entstanden. Strohmeyer, Kant. Solothurn, pag. 35. Ueber den auffallenden Namen Lob-isei und Hom-Isen vergl. Abthl. XI, No. 484, „Tempel auf dem Isenberge". Der Name Hom-Isen, der sich hier nach den vielerlei Hombergen des Aargau ableitet, steht zum Namen der No. 99 vermutheten Stadt Hulm. Beides erklärt sich aus hohen-berc, contrahirt in Homberg, wie Hannover (alta ripa). Extolletur super Lybanum, übersetzt Notker, Psalm 71: wirt irburit uber hômberc.

Der Glaube an Ringe, die unterirdisch magisch gespannt lägen, hängt zusammen mit dem alten Gerichtsbrauche, Ringe als Grenzzeichen dienen zu lassen. Solcherlei folgen hier aufgezählt. Der Paß beim Dorfe St. Sulpice im Neuenburger Jura heißt la chaine. Die ungeheuer starkgliedrige Eisenkette, die ihm diesen Namen gab, hängt an der linken Bergwand in den Fels eingelassen. Meyer-Knonau, Erdkunde 2, 363. Beim Tessiner-Dörfchen Campora (Distrikt Mendrisio) liegt die Höhle Togna; „es ist daselbst noch ein großer Ring eingesteckt und man sagt, es sei ein Zeichen günstiger Witterung, wenn nach langem Regen hier Wasser herausfließt. Franscini, Kant. Tessin, pag. 365. Von jenem Bundesschwur her, den die Bündner i. J. 1421 an dem Ahorn zu Truns gegen die Uebergewalt der Mächtigen sich leisteten, zeigte man lange noch an einem Felsen beim benachbarten Dörflein Tavanasa die Nägel eingeschlagen, an welchen die Gemeindeammänner ihre Brodsäcke aufhiengen, als sie um die Quelle auf der Wiese sich niederließen, um den mitgebrachten Mundvorrath zu verzehren. Neujahrs-Bl. der Zürch. Stadtbiblioth. 1823, 3. Die Marken der Freiburger-Landschaft von Corvers und Saanen treffen an einer unerreichbaren Felsspitze des Gros-Mont zusammen, in deren Wand ein eiserner Ring eingelassen ist. Schweiz. Merkur 1835, 116. Die Gemarkungsscheide zwischen den Städtchen Olten und Wangen war ein Eisenwecken, zu Rupoldingen in einen Fels geschlagen. Ild. v. Arx, Gesch.

der Stadt Olten, S. 12, nach einer Urkunde vom J. 1442. — Aehnliches zeigt man beim Simmenthaler Dorfe Gsteig gegen die Grenze von Jaun (Jahn, Kant. Bern, und Alpenrosen Jahrg. 13, 191), und beim Guguckshad im Breisgau. Schnezler, Bad. Sagenb. 1, 342 und 11. In einer Fluh von Berner Walperswil wurden beim Steinsprengen zwei Erzringe gefunden, jeder 3—4" im Durchmesser. Aus dem Grunde des Bieler-Sees zog man bei Möringen 1834 vier wohlerhaltene voluminose massive Ringe von gebrannter Erde. Jahn, Kant. Bern, S. 33. Renwart Cysat der Aeltere, Stadtschreiber von Luzern, sieht 1586, da man im Kloster Rheinau ein Fundament grub, eine ganz steinerne Schlange als einen Zirkelring im Grunde liegen. Joh. Leop. Cysat, Beschreib. des Vierwaldstätter-Sees, 1661, S. 250. Den ganzen Urschelberg bei Pfullingen soll eine goldene Kette umschließen und die unterirdischen Schätze zusammenhalten. Meier, Schwäb. Sag. 1, pag. 5. Auf dem Oelberge bei Schrießheim ist noch der Eisenring, an den Noah seine Arche band. B. Baader, Bad. Sag. No. 348. Die Quelle zu Weihenlinden wird gefunden, nachdem man den Silberring aus der Tiefe gegraben. Schöppner, Bayr. Sagen 1, 69. Dagegen schleudert, ibid. 1, 286, die Gräfin von Wettenburg ihren Ring in den Main, und das Schloß versinkt im Strome. Noch ist ein Eisenring oben in den Felsen. — Die an der Wand des Mänelsteins hängenden Schiffsringe kann man mit einem Stabe erreichen und zum Klingen bringen. Stöber, Elsäß. Sag. No. 145. An solche die alten Landesmarken bestimmenden Ringe reiht die Sage den Glauben an, daß sie ein altes Gewässer, oder die Pest, oder eine drachenhafte Schlange in der Tiefe magisch verschlossen halten. Der Teufel beredet einen Hirtenknaben, den eisernen Ring aus dem Felsen des Kandelberges im Breisgauer Elzthale herauszureißen, und der Hirte spannte seine vier Kühe daran. Hätte er sie nicht in „Gottes Namen" angetrieben, es wäre ein See herabgebrochen; so entsprang nur der wohlthätige Sinbach. Schnezler, Bad. Sagenb. 1, 342. Wie Venedigs Doge alljährlich einen Ring ins adriatische Meer, so warf man auch einen goldenen in den bayrischen Wallensee. Panzer, Beiträge 1, No. 28. Damit zusammen treffen die vielen Eisenringe an Bergen und Felsen, welche der alten Bevölkerung zum Anbinden ihrer Nachen gedient haben sollen. Vgl. unsere No. 6. 7. Solche Kahnringe will man an der Seefluh im Lenkthale des Berner Simmenthales sogar gefunden haben. Alpenros. Jahrg. 13, S. 191. Sie sind alle verkörpert in jenem Weltwurm oder Midgardswurm der Edda, der die ganze Erde umspannt und zusammenhält, einst aber emporsteigen und Alles in Wasser versenken wird; und in jenem Schwane, der, auf dem See des Hochgebirges einsam schwimmend, das Ende der Dinge bringt, wenn er den Ring aus seinem Schnabel fallen läßt. Gottschalk, Sagen, Halle 1814, S. 227. Gregorius von Tours, Fränkische Geschichte lib. 8 cap. 33 erzählt, wie Paris von Alters her geweiht gewesen und dorten keine Schlange und Ratte sich zeigen durfte. Als man aber beim Reinigen einer Kloake eine eherne Schlange und Ratte im Schmutze fand und daraus hervorzog, seien solcher Thiere unzählige erschienen und die Stadt fieng an, durch gefährliche Feuersbrünste zu leiden. Die eddaische Schlange Nidhöggr liegt unter den Wurzeln der Esche Yggdrasill, drunter entspringt der Brunnen Hvergelmir und am Stamme ist der Götter Gerichtsstätte. Eine geflügelte Schlange, ein Drache mit einem Auge von Karfunkel liegt im Sundgauer-Jura. Stöber, Elsäß. Sag. No. 1. —

Dagegen wird in No. 1 unserer Abtheil. „Heilige Gewässer", für die verborgenen Wasser der Schafmatt gebetet, wie in Bechsteins D. Sagenb. No. 514 für den Singerberg und die Schneekoppe, in No. 732 für den Frickenhauser See; in Bechsteins Thür. Sag. 2, 76 für den Sperhügel. Gleiches in Panzers Beiträgen 1, No. 10, 21, 28, 208. Auch jener Ring, welcher am Ufer des Vierwaldstätter-Sees am Selisberge in der Kapelle „Maria im Walde" an einer Kette aufgehängt ist (Henne, Schweiz. Bl., Jahrg. 32), mag Aehnliches bedeuten. Gegen den Ausbruch des Titi-Sees wird täglich im Freiburger Münster eine Messe gelesen. B. Baader, Bad. Sag. No. 48. Im Bergheimer Dorfe, Reg.-Bezirk Köln, wird alljährlich zum Marcusbrünnchen gezogen und gebetet, damit es nicht austrete. Dabei ist der Brunnen mit Laub und Blumen geschmückt. Hocker, Deutsch. Volksglaube, S. 226. Als ein Brauch der Art in bayrisch Urspringen, da hier die Reformation Platz griff, unterblieb, erbrauste das unterirdische Gewässer des schwarzen Moors, und so lassen die Reformirten bis heute noch ein Amt dagegen lesen. Panzer, bayr. Sagen 1, 206. — So weisen die von der Sage vermutheten unterirdischen Gewässer im Straßburger und Freiburger Münster auf die Heiligkeit der Quellen und Ströme, denen die ursprüngliche Ehrfurcht ihren alten Tempel ließ und sie in christliche Taufbrunnen umänderte. Deshalb hängen die Kirchenbau-Legenden vielfach mit einer Brückenbau-Sage zusammen; so in Köln (Grimm, Deutsch. Sag. 1, 280), in Regensburg (Schöppner, Bayr. Sagenb. No. 114). Ueber diesen in den Mysterien schon berufen gewesenen Ring bemüht sich Lucretius 6, 1007, eine rationelle Erklärung zu geben; er schwankt aber fühlbar zwischen der Symbolik desselben (parte quod ex una spatium vacat, et capit in se), und zwischen der physikalischen Wirkung seines Metalls: Nec res ulla magis primoribus ex elementis indupedita suis arcte connexa cohaeret, quam validi Ferri naturae frigidus horror.

6. Ring am Aarburger-Schlosse.

An einer Felswand der Festung hängt ein großer Eisenring; er soll in der Zeit, da das ganze Wiggerthal noch ein See gewesen, dazu gedient haben, hier die Schiffe anzubinden. Auch eine Lokalität der Nachbarstadt Zofingen, die jetzt ohne alle Stromschiffährt ist, heißt noch Schifflände; es soll daselbst einst ein großer Fluß, Namens Hägler, gewesen sein, dessen unterirdisches Brausen man dorten noch zu hören meint und den der Glaube bei Aarburg in die Aare münden läßt.

7. Gondelisee im Kulmerthal.

Das große Gewässer, welches ehemals von Gontenschwil weit herab durchs Kulmerthal zur Aargegend gereicht haben soll, wird Gondelisee geheißen. Ein Burgvogt soll Quecksilber hineingegossen und es so trocken gelegt haben. Nach andern Berichten führte ein Graf dieses

Landstriches mit der angeblichen Stadt Hegnau (vergl. No. 52) Krieg, die man ebenfalls in das Thal versetzt. Da er sie nicht erobern konnte, so mußten seine sieben starken Söhne dem See einen Durchbruch graben und dadurch die Stadt ersäufen. Von ihr blieb nichts übrig, als das hier noch zahlreiche Geschlecht der Hegnauer, mit denen jedoch die gleichfalls vorkommenden Hagnauer nicht zu verwechseln sind, die von einem elsäßischen Schlosse ihren Namen ableiten. An dem hier gelegenen Seeberge fand man vor Jahren einen eisernen Ring in die Felsen eingetrieben; an ihm sollen die Sennen ihr Vieh, wenn sie es im See tränkten, und die Schiffer ihre Kähne angebunden haben. Die Berghöhe heißt Seblihügel; von da habe der Leuchtthurm über den See hingeschaut.

Gleichen Ursprung giebt sich der Weiler Seeberg, der gegen Wyl hin liegt und zum Dorfe Leimbach gehört. Letzteres nennt auch eine seiner Häuserreihen die Seegasse, wie das noch höher gelegene Dorf Menzikon eine Wassergasse hat und einen Dorftheil, der die Arche heißt.

Vergleiche die Arch, Uferbefestigung gegen reißende Bäche. Schmeller, Wörterb. 1, 103. — und Flußstellen, zur Fischerei dienlich, „locis piscacionum que diutisce Arichsteti vocantur." Anton, Gesch. der Landwirthsch. 1, 481.

---

8. Der Egelsee auf dem Heitersberg.

Auf der Höhe des Heitersberges, wo sich jetzt alter Wald in dem gemiedenen Gewässer des kleinen Egelsees abschattet, stand früher einmal ein Schloß, oder wie Andere meinen, ein Herrenkloster; man hieß es die Veste Bauernweh und sein letzter Besitzer war Niko. Er soll die Bewohner des benachbarten Limmat- und Reußthales unbarmherzig gedrückt und ausgesogen haben. Er schickte einen grausamen Vogt mit einer Schaar von Knechten durchs Land, und wer ihm Zins und Zehnten versaß, den ließ er in die Gewölbe seiner Burg werfen. Als diese Gewaltthätigen einst aus dem Reußthale heimkehrten und am Dorfe Remetschwil vorbeikamen, begegnete ihnen oben am Sennhof die dortige Wittwe mit ihren sieben Kindern. Auch sie war nicht im Stande gewesen, dem Vogt rechtzeitig die Pacht zu bezahlen; sogleich packte man Hab und Gut zusammen und trieb das Weib sammt den ihrigen aus. Nur eine Hand voll Mehl wollte sie noch mitnehmen zum Brei für ihr Jüngstes; man riß es ihr vom Arme und warf es in das angezündete Haus. Nun braucht es keinen Brei mehr, höhnte der Vogt und ritt hinweg. Die verlassene Mutter schrie den Himmel um Rache an; stammelnd vor Schmerz rief sie: „Wenn nur de donner di und dîn burg i bodde ie verschlueg!" Der Himmel hatte ihren

Fluch gehört. Noch in derselben Nacht erhob sich ein furchtbares Ungewitter; es regnete Blitzschläge auf das Schloß herab, und unter langem Krachen versank es mit Mann und Maus hundert Klafter tief in den Abgrund hinein. Ein See trat an die Stelle, vom Volke der Egelsee geheißen, weil die vielen Blutegel in ihm zum Beweise dienen sollen, wie viel unschuldiges Blut hier einst vergossen worden; oder auch wegen der zahlreichen Egelfische (perca fluviatilis) dieses Gewässers, welche die benachbarten Mönche von Wettingen nachher für ihren Fastentisch besonders schmackhaft gefunden haben. Auch vom Nägelisee hört man noch reden, weil er die Stadt Nägeli verschlungen, die hier gestanden haben soll. Der See ist heute noch gemieden und gefürchtet. Zwar ist droben auf der Höhe ein ärmliches Bauernhaus, und tiefer unten am Waldabhange, wo ehedem ein Fischerhäuschen auf der abschüssigen Matte stand, liegt noch ein Kahn am Ufer. Allein man wagt sich in ihm nicht aufs Wasser hinaus, weil man zu versinken fürchtet, sobald man in die Mitte fährt oder dorten stille hält. Nie bewegt sich die Welle, nie überfriert sie, kein Bach ergießt sich darein. Der See ist schon auf neunzig Fuß Tiefe gemessen, aber man hält seine Mitte für unergründlich. Zwei Männer am Sennhof, die sich hierüber Gewißheit verschaffen wollten, knüpften zehn Schnurknäuel, jedes zu hundert Ellen Länge, aneinander, hiengen einen Senkstein daran und fuhren damit gegen die Mitte hinaus. Doch die Schnur reichte nicht aus und der Kahn fieng bereits an zu sinken. Da mahnte sie eine Stimme von drüben her aus den senkrechten Felswänden des westlichen Ufers, augenblicklich dem Lande zuzurudern, sonst sei es um sie geschehen. Auch keinen natürlichen Ausfluß hat das Gewässer, mit Ausnahme des kleinen Durchganges, den man ihm schrittbreit durch den Waldgraben machte. Ueber dieses Rinnsal ist heute noch der Müller im Dorfe Spreitenbach gesetzt und hat dafür einen Theil des Fischrechtes am See. Einst war ihm ein Hecht von ganz außergewöhnlicher Größe ins Netz gegangen. Da der Mann auf dem alten Glauben war, das Gewässer hänge unterirdisch mit dem Reußstrom zusammen, so band er dem Fisch einen rothen Faden um den Hals und ließ ihn wieder schwimmen. Nicht lange nachher ward derselbe in der Reuß bei der Stadt Bremgarten gefangen.

Nebenan am versumpften Ufer, wo im Sommer bei trockener Witterung jeder Schritt hohl nachdröhnt, finden sich noch etliche Mauerspuren; bröckelt man davon Gestein ab und wirft es in den See, so soll er aufsteigen und das ganze Land überschwemmen. Unter seinem Spiegel will man bei klarem Himmel die Thurmspitze des Schlosses gesehen haben. In der Nachbarschaft oberhalb der sogenannten See-

matten ist eine wilde Rise, wo die Bergwand ihren Schutt abstürzen läßt. Der Fußweg dahin heißt der Reitweg. Da zeigt man das sog. Teufelsloch, die Stelle des alten Schatzhauses, das die Schloßherren mit eisernem Fallgitter verwahrt hielten. Hieher begab sich ein Färber aus dem Städtchen Mellingen zu wiederholten Malen, um den versenkten Reichthümern nachzuspüren. Er traf in der Höhle eine Jungfrau, die auf einer Eisenkiste stand und hütete. Der vorsichtige Mann machte sie mit den geweihten Wachskerzen unschädlich, die er mitgenommen und vorher angezündet hatte, und konnte nun eine nicht geringe Geldsumme mit fortnehmen. Da er aber beim Weggehen noch unter dem Eisengitter sich umwendete, fuhr dieses im gleichen Augenblicke herab und schlug ihm die Nase weg. Der Mann ist noch nicht lange todt, und der Vorfall ist in Mellingen eine wohlbekannte Sache.

Ueber diesen See schreibt Bertrand, Mémoires histor. et phys. sur tremblements de terre. Haye 1757: es sei hier schon 1728 ein beträchtliches Stück Land unweit Kindhausen in den Abgrund versunken, dessen Tiefe man damals nicht zu ergründen gewußt habe. Auch der Hinkende Bote, ein Bernerkalender vom J. 1756, berichtet, das Lissaboner Erdbeben habe sich im Banne von Kindhausen besonders stark verspüren lassen. Wirklich gehört das den Egelsee umgebende Land jetzt noch zum Bann von Kindhausen; jedoch niemand erinnert sich dorten eines solchen Vorfalls, und der See hatte schon in den ältesten Zeiten bis auf die neuesten den Mönchen im benachbarten Stifte Wettingen ihre Fastenfische zu liefern. Bertrand erzählt also eine Sage an der Stelle eines naturhistorischen Ereignisses, und schon der Zug beweist es, daß der See Jeden verschlinge, der einen Stein in ihn werfe. Dasselbe sagt bekanntlich Plinius, Hist. nat. 2, 45 über jene Dalmatinerhöhle, die er mit dem unserer Sennensprache angehörenden Namen Senta benennt. — Hier folgen die Spielarten, welche diese Sage in nächster Nachbarschaft hat. Der Ritter am Thurgauer Schloß Bichelsee trotzt einer Wittwe ihren schönen Eichwald ab und wird darüber sammt Allem von dem plötzlich dort entstehenden See verschlungen. An den im Wasser heraufstarrenden Eichenästen zerreißen da heute noch die ausgeworfenen Fischernetze, aber des Wassers Tiefe ist gleichwohl unergründlich. Steinau, Sagenschatz, pag. 72. Neben dem Türlersee auf dem Albis bei Zürich liegen die Schloßruinen der Schnabelburg. Als dorten ein gewissenloser Vater sein eigenes Kind den Lüsten des Burgherrn zuführte, versank das Gut in den See, das Mädchen aber gieng ins Kloster Frauenthal. Den noch vorhandenen Burggraben, der Chriemhildengraben genannt, läßt der Teufel nicht ausbauen. Reithard, Sagen der Schweiz, 140. Unermeßbar bleibt des Sees Tiefe, gleich dem Schwarzwälder Mummelsee, den ein Würtemberger Herzog durch neunerlei Zwirnnetz vergeblich ergründet; dort wie hier beginnt der Floß zu versinken, auf dem man ihn befahren will. Simplicissimus, ed. Keller 1, 732. Wie das Volk über den Namen Egelsee Deutungen macht, so die Gelehrten. Mone, Gall. Sprache 186 denkt unnützer Weise an wälsh egel, Tiefe, gälisch aige al, Pfuhl. Der Name dieses und manches ähnlichen Gewässers rührt von dem Egelfisch her, der hier sehr

häufig ist. Ein Egalsêo urk. 779 in der Würzburger Grenzbeschreibung. Naumann, Serapeum 1852, pag. 98. Egilsee, urk. 1284. Egelsee, urk. 1280. Mon. Boic. 28, 418. 456. Letzteres ist ein jetzt verschwindender See im bayr. Gebirge. Eben dasselbe gilt von dem gleichnamigen im Thurgau bei Littenhaid, jetzt nur ein Sumpf. Meyer=Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 202. Der Katzensee im Kant. Zürich hieß ehemals gleichfalls Egelsee. Zürch. Neujahrsblatt der Feuerwerker 1811, 2. „Der Egglin oder Bersich, ein fressender oder verzehrender Fisch, schonet keiner Fischen, sondern frisset alles auf, sein Stich von dem Borst ist unheilsam", schreibt Joh. Leop. Cysat, Beschreib. des Waldstätter=Sees, Luzern 1661, pag. 22. Dies entspricht der Grausamkeit der hier in „Blutegel" verwünschten Ritter, die einst eben so viel unschuldig Blut hier vergossen haben; und drückt sich aus im Namen des hier spukenden Wassergeistes Niko. Dies ist der Nix, welcher seine Opfer in die Tiefe reißt und dann einen Blutstrahl im Wasser aufquellen läßt, agſ. nicor, nicorhûs: daemon, mare. Er erscheint als großer Fisch mit rothem Halsbande, so wie die hl. Verena zu Zurzach ihn als Salm im Rheine fängt (vergl. No. 9 in gegenwärtiger Abtheilung). In Salmsgestalt verbirgt sich Loki im Wasserfalle Franaugursfors, als er die Unthat an Baldr begangen hat und flüchtig ist. Die Asen ziehen ihn mit Noth am Schwanze heraus. So fängt auch in der ndd. Sage der hl. Petrus den Schelfisch, zeichnet ihn mit einem Male am Rücken und nennt ihn nach diesem den Schelmfisch. Wolf, Beitr. 1, 139. Im Fricken=hauser See, gegen dessen Ausbruch im Würzburger Dom die Leute beten, erblickt man einen Fisch in Schweinsgröße und mit Schuppen wie Zinnteller. Bechstein, D. Sagb. No. 732. Dieser Niko gab dem würtembergischen Nekar seinen Namen, ebenso dem Neker, der im Toggenburgischen Nekerthale entspringt und in die Thur bei Lütisberg mündet. Othin selbst als Beherrscher der Winde und Wogen führt den Beinamen Hnikar. In unserer Sage vom Egelsee ist der Gott auch im Namen des Börschlings=fisches mit erkennbar, den man hier zu Lande Hag oder Hägling nennt. Es ist am Namen Hoggema und Häggele (Abth. IX, No. 419) nachgewiesen, daß man unter diesem Namen des Teufels zugleich auch den männlichen Lachs bei uns versteht, dessen gekrümmte Unterschnauze durch die Benennung Hakenlachs, sagt man, bezeichnet werden soll, während sein Weibchen Luder heißt. Der Hackelmerz ist ein kinderraubender Wassergeist, der Hackelbernd ein Wilder Jäger, der den rothen Wunschmantel hakol trägt. In diesem Zusammenhang scheint auch die Rothforelle des Genfer Sees ihren bedeutsamen Namen Ritter zu führen: „l'ombre chevallier". Ist der Hagenfisch hier der Gott und Burgherr, so fehlen auch die ihm eigenen Schatzgewölbe nicht. Sein Weib hütet sie hinter sich öffnenden und schließenden Thüren, die dem Färber von Mellingen die Nase abschlagen. Damit ist das Thor der Glücksgöttin gemeint, von welcher Walther v. d. Vglw. singt: Mir ist verspart der Sælden tor. Das Gegentheil verlautet als Verwünschungsformel in der Raben=Schlacht 57 a: Unsælde sî mir ûfgetân! Da die Götter ihre Tempelgebäude hatten, so blieben mindestens noch die Thore davon in der Sage von der Glücksgöttin über. Sie sind zugleich die Himmelsthore zur Unsterblichkeit, „diese goldhellen Thüren Walhalls", von denen Brynhild (Sigurdharquidha 3, 60) fürchtet, sie möchten ihrem ins Grab gesunkenen Gemahl „zu hart an den Fersen zufallen." Vergl. Abtheil. IV, No. 172,

Schatzthüren im Bornberge. — In Beziehung auf den Niko unserer Sage scheint es mir bedeutsam, daß man das Getränk des heißen Rothweines, gewöhnlich Klaret geheißen, auch Nicus nennt, wie das Kochbuch, „das Hauswesen, von Kübler, Stuttgart 1850, pag. 238" ausweist; und auch der in der Schweiz noch vorkommende Brauch mag mit dem Wassergott in Verbindung stehen, große Hechtköpfe mit aufgespreiztem Zahnrachen an die Wohnhäuser anzunageln. Man trifft solches nicht bloß am Gelände des Brienzer- und Thunersees noch häufig, sondern auch in Waldthälern. So sind an den „Heidenhäusern" im Berner Lindenthale bei Thorberg, Felswohnungen, welche jetzt noch bewohnt werden, Hechtköpfe unter den Giebel genagelt, in deren Rachen man eine Faust stecken kann. Wyß, Reise ins Bern. Oberl, 1, 254.

---

9. Die heilige Verena in Zurzach.

So lange die heil. Verena noch zu Solothurn wohnte, konnte sie dorten beim heidnischen Stadtvolke wenig Gutes ausrichten; man ließ sie in ihrer Einsiedelei draußen im Jura hinter Fels und Wald an ihrer kalten Quelle sitzen, und hörte nicht auf sie. Als sie aber einmal bei einer Hungersnoth vierzig Säcke Mehl um ihre Klause stellen ließ und Krapfen buck, war den Stadtkindern der Weg bald nicht mehr zu weit, sie kamen zahlreich gelaufen und wollten Wecken essen. Jedem schenkte sie einen und sagte ihm dabei den Glauben vor; das Mehl gieng ihr nicht aus, und das Brod wuchs den Kindern unter den Zähnen, bald war die erste Kleinkinderschule fertig. Aber der neidische Teufel will überall seinen Stein darin haben. Ihm war's nicht recht, daß die Jungen anders werden sollten als ihre Alten; er riß also an der Jurawand ein Felsenstück los und schleuderte es gegen die Zelle hinunter. Es blieb jedoch noch gerade oberhalb dem Dache liegen; da ist der schwarze Steinblock heute noch zu sehen mit eben so viel Löchern als der eifersüchtige Teufel damals Krallen hineindrückte. Nun hatte die Heilige hier ihres Bleibens nicht mehr. Sie nahm sich einen Mühlstein, der an der Solothurner Aare zum Verladen lag, und schwamm auf diesem den Fluß ins Aargau hinunter. Als sie am Städtchen Klingnau vorüber kam, fiengen drinnen alle Glocken an von selber zu läuten. Die Klingnauer aber hatten dazumal noch ihre Häuser so gebaut, daß deren Fenster alle ins Städtchen hinein, keine aber auf den Fluß herausschauten; man konnte also die Heilige nicht vorbei fahren sehen und noch weniger sich das Geläute erklären, zu dem nicht die besondere Erlaubniß eingeholt worden war. Sie sprangen zum Stadt-Sigrist und lasen ihm sogleich tüchtig den Kavelantes *),

---

*) Keifen und kafeln, cavillari. Kavelantis, ein derber Verweis.

sie brachen die Thurmthüren auf, um die bösen Buben abzustrafen, die hier muthmaßlich eingestiegen waren; aber sie erstaunten nicht wenig, als sie die Glockenstränge von unsichtbarer Hand gezogen hinauf und herab schwingen sahen. Jetzt merkte man ein Wunder, bald entdeckte man auch oben vom Thurme aus die Heilige, die draußen im Strome eben an der weiten Landzunge der Insel Au herunter fuhr. Während man nun eine breite rathsherrliche Berathung eröffnete und eine Reihe von Vorschlägen brachte, unter welcherlei ausgesuchten Ehrenbezeugungen die Verena durch Deputationen begrüßt und ins Städtchen herein geleitet werden sollte, war sie bereits weit entfernt in dem öden Giritz ausgestiegen, einer Aarniederung, die damals nur von giftigen Sumpfthieren eingenommen war. Hier hob Verena drei Finger zum Himmel empor und steckte sie in den Sand des Uferlandes. Sogleich entsprang hier das Verenabrünnlein, dessen stets klares Wasser auch jetzt noch für heilkräftig gilt. Nachdem sie selber davon getrunken, ließ sie den Kleinstädtern Klingnau's das Nachsehen, und fuhr hinab bis zur Mündung der Aare in den Rhein. Hier liegt am linken Flußufer das arme Schifferdorf Koblenz. Die Bevölkerung, die ihre Blicke stets auf dem Strome hat, aus welchem sie ihre Nahrung zieht, war der Heiligen sogleich ansichtig geworden, fuhr ihr auf allen Weidlingen entgegen und bemühte sich, sie sammt ihrem Mühlsteine ans Land zu rudern. Dann gestanden sie ihr die üble Lage, in der man sich hier gerade befand. Hier hatten nämlich die Juden von ganz Deutschland auf der letzten Grenzscheide des Reiches ihren Begräbnißplatz angewiesen erhalten. Er lag auf einer Stromödung, welche die Judeninsel heißt und die heute noch immer alljährlich von der Judenschaft zu Lengnau und Endingen feierlich besucht werden muß. Allein die Leichen waren so übel bestattet und nur so leicht im Flußsande verscharrt, daß die Luft davon verpestet worden war und eine Seuche ringsum in der Gegend wüthete. Diese Krankheit wich alsbald beim Erscheinen Verena's. Nun beeiferte sich auch das benachbarte Chorherrenstift im Markte Zurzach, hier zu erscheinen, und führte die fromme Frau mit Kreuz und Fahnen in allen Ehren heim in eine ihr mehr gebürende Wohnung. Auch den Mühlstein, auf welchem sie hergeschwommen, wollte man nicht zurücklassen. Man lud ihn auf einen Wagen und hatte ihn bis zum sogenannten Koblenzer-Kreuz gebracht. Hier aber blieben alle Rosse, so viel man deren vorspannen mochte, unbeweglich stehen, und man war nicht im Stande, Wagen oder Stein vorwärts zu schaffen. Aber zurück nach Koblenz ließ er sich mühelos bringen, und hier ist er noch. Neben der Kirchthüre sieht man da in der Mauer eine Einsenkung, hinter deren Vergitterung der Stein nebst

der Heiligen Bildniß verwahrt ist. Man traut ihm übernatürliche Kraft zu. Auch ist das Gewölbe, das ihn verwahrt, ganz allein unversehrt geblieben, als eine Feuersbrunst Dorf und Kirche einäscherte; es hängt voll wächserner Füßchen und Aermchen, welche die Leute opfern, wenn einem ihrer Kinder ein Schaden heilen soll. Ueber dem Stein sind die Worte zu lesen:

Auf diesem Stein hier auf der Aaren
Die heilig Verena ist gefahren,
Ohne Ruder, Schiff und Schalten,
Wie solches geglaubt die frommen Alten.

In der Krypta des Zurzacher Kirchenchors liegt die Heilige bestattet. Auf ihrem steinernen Grabmal ist sie abgebildet mit fliegenden Haaren; mit der Rechten hält sie einen Wasserkessel am eisernen Tragringe, mit der Linken einen zweireihigen Kamm: Kannten und Strähl, wie man beides nennt. Ihre heilkräftige rechte Hand, in einer Silberkapsel verwahrt, wird jährlich am Osterdienstag in Prozession nach der Kapelle auf der sogenannten Burg getragen; denn hier, wo die Ueberreste und Mauern eines römischen Vorwerkes lagen, das einst den Rheinübergang zu decken hatte, und wo zugleich die älteste Jochbrücke dieser Gegend durch den Strom gieng, soll die Jungfrau ihre Wohnung gehabt haben; hier ist auch dem hl. Mauritius, dem Obersten der Thebaischen Legion, ein Kirchlein errichtet. Ein Stück vom Verenenkrüglein hat der Fürstabt von St. Blasien im Schwarzwalde angekauft und den Zehnten im ganzen Amte Waldshut dafür an das Zurzacher-Stift abgetreten. Darum erhebt dasselbe jetzt noch in den acht badischen Nachbargemeinden den Zehnten: in Kadelburg, Aettwil, Gortwil, Thiengen, Rheinheim, Küssennacht, Dangstetten und Bechtisbohl. Der Gürtel der Heiligen wird im schwäbischen Kloster Roth verwahrt; er bringt Gebärenden Hilfe; er soll den Burgunderkönig Konrad und den Schwabenherzog Burkhard mit Nachkommen gesegnet haben, die sich beide vorher über ihre kinderlose Ehe betrübten. Das steinerne Verenenkrüglein war lange verloren gewesen, bis es Hirten am Rheinufer wieder auffanden; seitdem ist es heilkräftig und segensreich gewesen. Für den Frommen ist es voll süßen Heiltrankes, für den Bösen schwimmen nur Kohlen darin. Als eine Wittwe in Kummerthränen erblindet war, die sie ihrem verstorbenen Gatten nachweinte, gaben ihr die Waschungen aus diesem Gefäße das verlorne Augenlicht wieder. Als ein Roßhirt von seinem unbarmherzigen Dienstherrn geblendet worden war, gewährte es ihm die gleiche Hilfe. Alljährlich am Tage der Heiligen versammelt jede Hausmutter im Badener-Gebiete (Grafschaft) ihre Kinder, und wäscht ihnen der Reihe nach

die Köpfe. Dies schützt sie gegen alle spätern Krankheiten des Hauptes. Warzen vertreibt man, indem man darüber haucht und dazu spricht: **Frene, Frene, dorra weg!** An der linken Mauer der Zurzacher Kirche ist ebenfalls ein eigener Verenenbrunnen, und sein Wasser ist beim Volke so geschätzt wie Weihwasser. Eine Bergquelle gleichen Namens sprudelt auf dem benachbarten Achenberge; hierher gieng der Lieblingsweg der Heiligen. Sie ist eine Patronin aller Fischer, Schiffer und Müller. Als in dem Hause, wo sie als Magd diente, ein edler Ring verloren gieng, ließ sie bei Zurzach einen großen Rheinsalmen fangen und zur Küche bringen, der jenen Goldring im Leibe hatte. Noch tragen die alten Mühlen und Banngemarkungen im Surbenthale die Wahrzeichen der Heiligen, Krüglein und Kamm. Wenn daher habsüchtige Müller das Wasser, das Andern dienen soll, ihren eigenen Rädern zuleiten, so zerreißt es ihnen mit großem Schaden die Wuhren und geht dann seinem vorigen Laufe nach. Und wenn eine Schnittermagd vom Garbenbinden her über den Rhein heimkehrt und einmal bei der Ueberfahrt mit dem Weidling umschlägt, so hält ihr die Jungfrau mit der einen Hand den Mund zu, daß sie nicht ertrinke, und führt sie mit der andern ans Gestade. Auch als Wetterheilige gilt sie; daher heißt die Kalenderregel für den ersten des Herbstmonats: Wenns Vreneli brünnlet, gits en schlächte Herbst. Regnet's an Verena, so gibt's trockne Saatzeit. Wäscht Verena am Vormittag ihren Rock und trocknet ihn Nachmittags wieder, so gibt's guten Herbst. St. Verena sott z'Morndes 's Chrüegli lösen, z'Mittag 's Chitteli tröchne. Wenn's den ganzen Verenatag regnet, darf der Ackerer zum z'Obig (Abendbrod) nicht mehr absitzen (sitzend verzehren).

---

10. Das Verenabad in der Stadt Baden.

Das Verenenbad, welches man das heilige heißt, ist ein so geräumiges Bassin mit Umwandung und Eindachung, daß gegen hundert geduldige Menschen mit einander darin Platz finden; es ist für die Armen bestimmt, die hier unentgeltlich die Wohlthat des Heilbades benutzen können und deshalb aus allen Kantonen der Schweiz regelmäßig her geschickt werden. In langen Reihen sitzen sie dann in ihren Badhemden zusammen, die einen bis an den Hals, die andern bis zur Herzgrube ins Wasser getaucht. Steinbänke gehen ins Gevierte an den Wänden hin, außen an den Gängen spazieren die Fremden und die Besucher, ein Badmeister hält Aufsicht über seine Patienten von so verschiedenartigen Sitten; ehemals war er sogar mit einer Ruthe

versehen, die er an langer Stange gegen die Ungebürlichen im Wasser schwang. Im Mittelpunkt des Beckens steigt eine Säule empor, auf welcher das holzgeschnitzte Bild der heil. Verena in einer Nische steht und auf die Hilfsbedürftigen niederblickt. Das heiße Wasser tritt unmittelbar aus dem Boden des Beckens selbst in das Bassin ein, und diese Oeffnung, aus welcher die Quelle hier hervorwallt, heißt Verenaloch. Aber nicht bloß die Armen nehmen ihre Zuflucht zu diesem einzelnen Sprudel unter den vielen gleichen in der Stadt zu Baden; auch junge Ehefrauen, die sich nach einem Erben sehnen, suchen heimlich sich hier Zutritt zu verschaffen. Wenn in nächtlichen Stunden die Badwäscher das verbrauchte Wasser abfließen lassen, den Boden und die Steinsitze reingespült haben, da, wenn alle Neugierigen schlafen, kommt die junge Frau mit ihrem Dienstmädchen gegangen und drückt dem Badwäscher ein Geldstück in die Hand. Der versteht den Wink, und nachdem sie in ihre Badehre gekleidet ist, einem langen Hemde von feiner Wolle, so führt er sie hin zum Verenaloch, wo der heiße Sprudel aus dem Boden tritt. Sie senkt ein Bein in die Röhre hinab und läßt es recht durchwärmen; alsdann hofft sie sicher, diese Verrichtung helfe zur baldigen Erfüllung ihrer mütterlichen Wünsche. Die Gläubige läßt dann brennende Wachskerzen in dem steinernen Gehäuse vors Verenenbild aufstecken; und das Bild mit seinem stets frischen Blumenkranz im Haar, über das eine hohe Flitterkrone von Golddraht gestellt ist, sieht gar schimmernd und Gutes verheißend in das einsame Wasserbecken herunter.

Bronner, Kant. Aargau, 2, 280. — D. Heß, Badenfahrt, S. 36 ff.

Aelteste Legendenquelle ist: Ex miraculis St. Verenae, geschrieben in den Jahren 1005—1023, Pertz Monum. 6, 457. Diesem Manuscripte folgen Murer, Helvetia Sacra. Richter, Siegprangender Triumphwagen der glorreichen Thebäischen Amazonin Verena. Augsburg 1736. Landsee, Enchiridion helvet. Constanz 1778. — Ursprünglich trägt Verena die Züge des Riesenhaften an sich. Sie bohrt an dreierlei Orten Heilquellen aus dem Boden, wohnt in den Jurawäldern (ad solitos veniunt silvestria numina fontes. Ovid. Fast. 3, 303); durchschwimmt mehrmals den Rhein; rettet das Land vom Untergang aus Wasserfluthen; leitet Waldwasser ab; entreißt den diebischen Müllern die ihr geweihten Bäche wieder; läßt im Rheinbette einen Steinkrug „vas lapideum" zur Heilung Kranker auffinden, und schwimmt, wie der Wüstenheilige Antonius auf der Wolga mit einem Mühlsteine nach Nowgorod, gleichfalls auf einem solchen von der Aare in den Rhein, nachdem der Teufel sie mit solcherlei geschleuderten Felsstücken verjagt hat, so daß in ihnen seine Klauengriffe sichtbar stecken. Wie man, wenn sie als Beförderin ehelicher Fruchtbarkeit angerufen werden soll, dabei den badenden Fuß in das „Verenaloch" stellen muß, eben so ist bei der Quelle Groesbeck zu Spaa ein Fußtritt ausgehauen, in den sich unfruchtbare Frauen stellen und den heil. Remaclus

anrufen. Wolf, ndl. Sag. S. 227. Nicht zufällig, vielmehr höchst wichtig ist es, daß in dem Liede vom Tannhäuser, das Mone, Anz. 1, 240 giebt, statt der Frau Venus die Frau Frene auftritt, die dem Ritter ihre jüngste Tochter zur Ehe verspricht. Im hessischen Venusberge regiert Frau Holt. Wolf, Ztschr. 1, 273. Eine der Verena ähnliche, jedoch schon verschollene Heilige von nur landschaftlicher Geltung, war die heil. Wiborade gewesen, eine Aargauerin aus Klingnau. Dieselbe hat ebenfalls einen Kamm hinterlassen, welcher silbergefaßt in der St. Galler Stiftskirche verwahrt wird und gegen Kopfweh gebraucht worden ist; auch eine „Badstande Wiborade's" gab es, worin die Kranken genasen, und welche niemals frisch gebunden zu werden brauchte. Murer, Helvet. Sacra. Diese Heilige ist bei der Bevölkerung längst vergessen, Verena aber hat sich dadurch behauptet, daß man sie künstlich in die Reihen der Thebaischen Legion hinüberstellte und sie durch den größern Glanz fristete, der dieser Ritterlegende später in der Schweiz zu Theil geworden ist; dafür hatte schon Notker mit seinem Martyrologium gewirkt (bei Canisius lect. antiq. II, 3. 170. Verena war nur eine Gauheilige im Aargau gewesen, wie Regula eine solche war im Glarner- und Zürichgau. Beide heilige Frauen besitzen daher gleiche Symbole, den Heiligenbrunnen und den Mühlstein. Der Brunnen Regula's ist der sog. Heilige, über welchem die neue Wasserkirche der Stadt Zürich gebaut worden ist. Der Mühlstein Regula's liegt im Zürchersee versenkt, am Herrliberger Rain, wo es „Im Steinin Rad" heißt. Auf dem Kirchenhügel in Glarus zeigt man den Fels, in welchen Regula, als sie daselbst wohnte, gegriffen hat; in der Solothurner Verenen-Einsiedelei liegt der vorerwähnte Felsstein mit des Teufels Krallenspuren daran. Vreneli's Gärtli soll ein glänzendes Eisfeld heißen auf dem Rücken des Glärnisch, das sich wegen der Unthat des Sennen aus blühenden Matten in ewige Gletscher verwandelte. Helvet. Calend. 1783, 138. Also hat die heil. Verena ihre Besitzthümer, ebenso wie die heil. Regula, in den Glarner Gebirgen. Von diesen beiden Frauen ist das Gehen durch Seen und Flüsse wohl erst auf die Thebäer Legionäre übertragen worden, die ihre abgeschlagenen Häupter durch Rhone, Aare und Rhein getragen haben. „Man kann in diesen Frauen nur Lokalheilige erblicken, die erst später mit dem Ruhme der Thebäer in Verbindung gebracht wurden." Rettberg, Kirchengeschichte 1, 111. — Wo ein absichtlich ins Wasser geworfener Ring wieder gefunden wird im Bauche des gefangenen Fisches, da erinnert dies freilich zunächst an die Polykratessage, aber es stammt nicht aus dieser, sondern aus der deutschen. Der Zwerg Andvari hält sich in Fisch- und Fischottergestalt an Wasserfällen auf, um da jenen Hortring zu hüten, dessen Besitz nachher zum Untergange der Nibelungen ausschlägt. Dieser ächtdeutsche Sagenzug verbreitet sich daher frühzeitig in der deutschen Legende. Arnulf, im 7. Jahrh. Bischof zu Metz, wirft, wie Paul Diaconus erzählt, seinen Fingerring in die Mosel, um das Wiederfinden desselben als Zeichen erlangter Sündenvergebung zu betrachten; aus dem Bauche eines Fisches wird ihm derselbe wieder gebracht und seitdem in seiner Familie verwahrt. Rettberg, Kirchengesch. 1, 490. Sagen von dem ins Wasser geschleuderten und im Bauche eines Fisches wieder aufgefundenen Ringes verzeichnet Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 596, Anmerk. No. 178. Verena's Standbild im Bassin zu Baden ist nach der ehemals verbreitet gewesenen Meinung Stellvertreter eines frü-

hern heidnischen. „Das St. Verenabad zu Baden im Ergäu ist von den Heiden erfunden worden, die da bei der Hauptquelle Heidnische Wassergötzli dahingesetzet, welche im Christenthum hinweggethan worden.“ So schreibt der Berner H. R. Grimm von Burgdorf, Schweizer Chronica, Neue Ausgabe 1786, pag. 249.

Der Aarauer Stadtbach, der Brunnen in Olsberg, Tribächli am Lindenberg, sind Erzählungen dieser Abthl. I, in denen von Kinderbrunnen und Göttinnen die Rede ist, welche die Kinder aus dem Brunnen geboren werden lassen, gleichwie das sog. Verenaloch die Fruchtbarkeit der Frauen bedingt. Dies sind also Sagen von unserer Frau Holle und Berchta. Von ihr ist Abthl. IV, No. 167, Schlüsseljungfrau von Tegerfelden, besonders gehandelt; doch mögen hier etliche verwandte Brunnen aus Norddeutschland aufgezählt werden. In Köln werden die Kinder aus dem Brunnen der St. Kunibertkirche geholt und sitzen da bei der Jungfrau Maria, die ihnen Brei giebt. Die in Halle Gebornen stammen vom Gütchenteich und von der Gütchengrube, in Braunschweig aus den zwei Ödebrunnen, im Hannoverschen aus dem Paulssumpf und der Kuhle, in Oldenburg und Friesland aus dem Moor und Meer, in Flensburg aus dem steinernen Brunnen, gleichwie in Nürnberg und Zürich. Colshorn, Myth. fürs Volk, 282.

---

11. Entdeckung der Heilquellen von Baden.

Freilich, wenn man euch Kalendermachern und Zeitungsschreibern glauben müßte — so ließ sich ein gesprächiger Mann an der Limmat eine Wegstrecke weit vernehmen — da wäre mein Land hier freilich alles römisch. Brugg, Windisch und Königsfelden wären mit allen Besetzsteinen über die Alpen herüber transportirt und das Städtchen Baden ohnedies bis zum letzten Dachziegel. Aber wer hat denn unsere Badquellen entdeckt und ihre Heilkraft zuerst gewußt? Die Römer einmal gewiß nicht, sondern unser Schweinhirte.

Da wo jetzt in Baden Gasthöfe, Wirthshäuser und Kaufbuden der Reihe nach die Limmat hinunter stehen, daß sie nächstens eine Neustadt für sich ausmachen, da war ehemals zur Römerzeit nichts als alter Tannenwald. Stille grasige Weideplätze begannen gleich vor dem Stadtthore, die noch kein einzelner Besitzer für sich genommen hatte. Hieher hatte ein Bube des Ortes seine Schweine getrieben. In der Müssigkeit eines langen Sommertages schälte er sich Ruthen und flocht Körbchen daraus; darüber bemerkte er zu spät, daß sich sein Eber von der Heerde weggeschlichen hatte. Er machte sich gleich auf, ihn im Walde zu suchen. Schon überlegte er alles Kreuz und Elend, das daheim über seine Achtlosigkeit herein brechen werde, da war sein Thier schon wieder aus dem Dickicht, sprang mit ganz vergnüglichen Sätzen unter die Heerde hinein und ließ sich mit ihr heimtreiben. Aber des

andern Tages gab unser Bube besser acht und that daher gar nicht dergleichen, als ob er merke, wie der Eber auch jetzt sich wegstahl, dem Waldsaume zu weidete und dann rasch darin wie verschwunden war. Augenblicklich war der Hirte hinter ihm her. Er hatte keine hundert Schritte gebraucht, da sieht er, wie sich sein Thier in eine Vertiefung des Waldbodens hinabläßt, drunten sich wälzt und sület und dann wunderbarlicher Weise zu rauchen und zu dampfen anfängt, daß man den Dunst bis in die heiße Mittagssonne herein aufzittern sah. Der Hirte tritt hinzu und der Eber macht sich nun heraus. Ungeduldig schleudert ihm der Junge den Stachelstock entgegen; statt das Thier zu treffen, fährt die Spitze tief in den zähen Waldboden, und es kostet einige Mühe, den Stock herauszuziehen. Aber alsobald springt eine Quelle drunter auf und des Hirten Hand ist wie mit kochendem Wasser übergossen. Auch ein so herbe branstender Schwefelgeruch verbreitet sich, daß unser Bube gewiß bald an den Teufel gedacht hätte. So erzählte er seinen Fund eilig daheim, die Nachbarn erkannten bald des Wassers Heilkraft und richteten sich da ein Bad ein. Und so bleibt es schon wegen unsers Schweinhirten ausgemacht, daß die Badener kalt und warm auch ohne die Römer von einander unterscheiden haben können.

Wollt Ihr aber noch wissen, woher ich meinen Glauben habe, ei, so lasset Euch nur einmal die Handschriften und Chroniken aufschlagen, die der alte Stamm, ein Zürcher-Dekan zu Birmenstorf hinterlassen hat; da drinnen steht's. Und somit Gott befohlen!

Valerius Probus erzählt vom Aetolischen Hirten Staphylus und des König Oeneus Ziegen eben dasselbe, allein um die Namen Wein und Weintraube griechisch auszudeuten.

Ueber die Heiligkeit der Gewässer und über ihr Auffinden durch Thiere: Stöber, Elsäß. Sag. No. 72. Quellenentdeckende Eber kennt die Sage oft. Sommer, Thüring. Sagen No. 61: die Auffindung der Salzquellen von Halle. Meier, Schwäb. Sag. No. 386: das Wildbad im Schwarzwalde. Des Thieres mythologische Wichtigkeit erhellt in Anmerk. No. 81. Abthl. III: Ferkel der W. Jagd.

12. Die genesene Helvetierin.

Während Cäcina römischer Oberbefehlshaber in der Schweiz war, empörten sich die helvetischen Soldaten der Stadt Baden gegen ihn. Als er zu ihrer Züchtigung gegen den Ort anrückte, entflohen sie auf den Bötzberg des Jura. Viele Einwohner, denen das römische Joch verhaßt war, schlossen sich ihnen an; darunter war ein Jüngling, der seine Braut krank und bettlägerig hier zurücklassen mußte. Zum Ab-

schiede wollte er ihr die ersten Blumen des vaterländischen Frühlings pflücken. Doch weil die Primeln rasch welkten, schöpfte er Wasser an einem unbeachteten Sprudel und stellte sie darein; zu seiner Verwunderung wurden sie plötzlich wieder frisch und duftig. In dankbarer Ehrfurcht warf er sie nun zum Opfer in die Quelle voll Lebenskräftigung und gab seiner Braut den Rath, sich in demselben Sprudel zu baden. Sie that's und war bald genesen. Man sagt, daß seitdem die Heilquellen des Ortes berühmt worden seien.

Noch heute wiederholen sich die Gäste zu Baden die Wahrheit vorstehender Tradition. Ein halb verwelkter Blumenstrauß, den man dort in das warme Mineralwasser stellt, erholt sich in kurzer Zeit; die geschlossenen Blüthenkelche entfalten sich allmählich und ihre Farbe wird, wie durch Zauber, in ursprünglicher Frische wieder hergestellt. (Heß, Badenfahrt, Zürich 1818, S. 88.) Dies ist eine Eigenschaft aller heißen Sprudel. In den Bädern zu Leuk im Wallis, wo alle Gäste in einem gemeinsamen Baderaum zusammen sitzen müssen, ist es eine eigene Spekulation des Badewärters, den Patienten auf die schwimmenden Tischchen, die er vermiethet, Alpenrosen hinzulegen; sie bekommen, wenn auch schon halb verwelkt, im Badewasser wieder neues Leben. Zürch. Neujahrsbl. Zum schwarzen Garten, 1816, 8.

---

13. Der Aarauer Stadtbach.

Die Stadt Aarau liegt hart am Ufer der Aare, von welcher es seinen Namen führt, und hat also so oft dieser Gebirgsstrom höher steigt, mehr Wasser in Gärten und Wiesen, als den Besitzern lieb ist; zum Ueberflusse aber wird es der Länge nach auch noch von einem eigenen Stadtbach durchzogen und gerade dessen Unentbehrlichkeit wird sich trotz des vorhandenen Uebermaßes an Wasserkraft ein guter Ortsbürger niemals bestreiten lassen. Nachdrucksam hat sich früherhin die Stadt nach diesem geringen Bache zubenannt als „Aarau am Susbache gelegen". Ob man ihn Susbach hieß nach dem städtischen Kaufhaus, an welchem er vorbeigeht, und das schon eine Freiheitsurkunde Herzog Leopolds III. von Oesterreich i. J. 1381 Sustenhaus (Lagerhaus) benennt; oder ob die freigebige Susanna Schännis ihren Taufnamen dazu geliehen hat, als sie diesen Stadtbach dem Orte zum Geschenke machte, dies kommt hier nicht in Frage. Die besondere Werthhaltung des Bächleins ist eine ausgemachte Sache und dauert jetzt noch fort. Man hat darüber folgende Tradition.

Im Jahre 1270 nahm Schultheiß und Rath von Aarau die Versammlung der geweihten und gottverlobten Schwestern Christi, genannt von Schännis, in Bürgerrecht zu Schutz und Schirm auf und schenkte ihnen eine zwischen den Mauern und dem Aarflusse gelegene Hofstatt

(Aargau. Beiträge v. Kurz u. Weißenbach, 1847, S. 547). Sie waren durch eine Feuersbrunst um ihr Frauenstift Schännis im Gasterlande gekommen (heute ein St. Galler-Pfarrdorf) und obdachlos geworden. Da man sie zugleich auch aller städtischen Umlagen und Tellen enthob, so war ihr Dank ein doppelter. Ein Stiftsfräulein von Schännis erbot sich daher der Stadt zum Gegendienste; sie ließ den Bürgern die Wahl frei, ihnen entweder eine goldene Kette machen lassen zu wollen, die rings um ihre Mauern gienge, oder ihnen eine Quelle von der Mächtigkeit eines Baches auffinden und durch den ganzen Ort leiten zu lassen. Der Bürger Sorgfalt für den allgemeinen Nutzen und das Wohl der Nachkommen entschied sich zum Letztern und schlug den gleißenden Goldreichthum dagegen aus.

So müssen sich denn jetzt in einer viertelstündigen Entfernung von der Stadt reichliche Bergquellen beim Dorfe Sur sammeln und nach wenigen Minuten schon als ein ruhiger und bis zum Rande gefüllter Bach der Stadt zugehen. Zwar bezweifelt man die geschichtliche Giltigkeit jener Erzählung und behauptet, derselbe Bach, dessen eine Urkunde vom J. 1292 gedenkt (Aargau. Beiträge, 553) müsse schon in den früheſten Zeiten durch den Ort geflossen sein, da er die Burggräben des uralten Thurmes Rohre mit Wasser versah, der nachweislich lange vor dem Schänniskloster als Freiung hier gestanden hatte. Gleichwohl hat dieses Bächlein nach und nach neue Nahrungsquellen für die Bürger eröffnet, die zahlreichen Fabriken der Stadt hervorgerufen und sich dadurch in jene Goldkette verwandelt, welche von der Klosterfrau anerboten war und von der Genügsamkeit früherer Zeiten noch ausgeschlagen werden durfte. Auch eine eigene Verehrung widmet man ihm noch, und dieselbe ist schon alt. In der handschriftlichen Stadtchronik von U. Fisch heißt es unter dem Jahre 1688: den 4. Herbstmonat sind die Burger von Aarau nach altem Brauch und Freiheit mit Trommen und Pfeiffen ausgezogen, den Bach zu fischen. — Diese Verehrung mag auf eine altreligiöse Beziehung der Einwohner zu einem Gewässer hindeuten, das zahm und wohlthätig ist und nicht, wie der wilde Aarfluß ein Menschenleben zum Opfer nimmt. Wenn alljährlich im Hochsommer der Bach zur Reinigung abgestellt worden und dann wieder losgelassen ist, so beginnt ein allgemeiner Feiertag. Die Schulen sind geschlossen, Fabriken und Werkstätten ruhen. Jung und Alt zieht sonntäglich geputzt, mit Maien und Ruthen geschmückt, unter Trommelschlag dem Bach bis zu seinem Ursprunge entgegen und marschiert Abends dann mit den wiederkehrenden Wellen in militärischer Ordnung zum Thore herein. Nach dem Trommeltakte rufen sich dann die Abtheilungen des Zuges folgenden Reim wechselweise zu:

Der Bach chunnt, der Bach chunnt!
Sin mîne Buebe-n-alli g'sund?
Jo — jo — jo!
Der Bach isch cho, der Bach isch cho,
Sin mîne Buebe-n-alli do?
Jo — jo — jo!

Die Knaben, vor denen ein halbes Duzend ihrer eigenen Schultamboure hertrommelt, tragen lange grüne Zweige, auf welche ausgehöhlte beleuchtete Kürbisse gesteckt sind, auch brennende Wergbüschel ließ man mit dem Wasser herabschwimmen; und eine Anspielung auf diese außergewöhnliche Beleuchtung sowie zugleich ein Spott auf die zwei nächstgelegenen Dörfer soll es sein, wenn man dazu singt:

Füerjo, der Bach brünnt,
D'Surer händ-e-n âzündt,
D'Aarauer händ-ne g'lösche,
D'Chüttiger rîte-n-ûf de Frösche.

Eggen, in seiner hds. Sammlung zu Ulr. Fisch, hds. Stadtchronik von Aarau, meldet, daß im J. 1831 dieser Ruf auf polizeilichen Befehl untersagt worden ist. Ohne Folge.

Die gefürstete Frauenabtei Schännis im Gasterlande, heute ein ansehnlicher St. Gallischer Flecken, giebt Graf Ulrich v. Lenzburg 1045 an König Heinrich III. in Schirm. Tschudi, 1, 17. Gallia comata, 307. Das gleichnamige Filialkloster an der Aare erscheint urk. 1270: Schultheiß und Rath von Aarau schenkt „den Schwestern" eine Hofstatt zwischen den Mauern und dem Aarflusse. Aargau. Beitr. 547. Die Sage von dem durch diese Schwestern in die Stadt geleiteten und dieser zum Geschenke gegebenen Susbache ist geschichtlich unstichhaltig. Der Bach ist im J. 1398 noch kein Stadteigenthum, sondern Mannslehen (Eggen, histor. Sammlung zu Fisch's Stadtchronik, pag. 34) der Edeln von Hertenstein, und noch 1401 schreibt die Stadt eine Steuer aus, durch welche der Ankauf desselben bestritten werden soll. Der Bürger Trüllerei weigert sich dieser Umlage und appelliert darüber an Herzog Leopold von Oesterreich; ein Schiedsgericht entscheidet dann für die Stadt. Somit liegt der Inhalt dieser Erzählung nicht in der Geschichte, sondern in einem mythischen Verhältniß; der Bach muß ein ursprünglich religiös verehrter gewesen sein, und wie er sonst gegen keine Goldkette ausgetauscht worden ist, so hat er jetzt noch seinen alljährlichen Festtag. Sagengleichniße hiefür sind bei Bechstein, D. Sagb. No. 445 aufgezählt: Brunnen, durch Klösterlinge um oder durch Städte hindurch geleitet; das jährliche Fest zu Gotha zu Ehren des Gewässers der Leine. Die mit dem Susbache zugleich anerboten gewesene Goldkette erklärt sich aus dem Rechtsbrauche, Laiengüter mittelst des Loosstrickes (funiculus hereditatis), Kirchengüter mit dem Glockenseil zu übergeben. Beweisstellen finden sich Diut. 2, 279. Haupt, Ztschr. 2, 545. Dasjenige Grüne Seil, mit welchem Hildegarde, Ludwig des Deutschen Tochter, Grund und Boden zum Bau des Frauenmünsters in Zürich übergab, ward daselbst während der Reformation als Glockenzug an des Bürgermeisters Diethelm Roüst Haus

gethan. Bullinger, Chron. lib. 4, c. 13: „welches feil ich, der das schreib, in Händen gehept."

14. Entstehung des Schongauerbades am Lindenberge.

Das Bad, welches auf der Höhe des Lindenberges im Schlattholze liegt, führt eine ganze Reihe von Namen auf einmal. Bettwiler= und Schongauerbad nennt man es von der nahen Ortschaft und weil seine Stifter von Schongau gewesen sein sollen; Weißenbacherbad, nach dem Wohnort des Bösewichts, von dem hier erzählt wird; Guggibad, entweder wegen der Weite der Aussicht, die man hier auf einer Seite durch die Lücken des Tannenwaldes hat, oder nach dem Gugger, dem Satan, oder weil der Blaubart hier hauste, der ein von Zorn und Aussatz brandrothes Gesicht hatte, und welcher deshalb auch Rüefengügges genannt wird. Heidenbad und der Elftausend=Mägdebrunnen war sein Name vor Alters, so nennen es auch die ersten gedruckten Berichte, die seine Heilkraft anempfehlen.

Hier zu Weißenbach wohnte, in geringer Entfernung vom jetzigen Bade Schongau, ein reicher Mann, der in Folge seiner Ausschweifungen aussätzig geworden war. Er hatte alle Aerzte und ihre Mittel vergeblich versucht. Nun schlich er menschenfeindlich und selber gemieden hier in dem großen Walde umher, der einst diese ganze Umgegend bedeckt hielt, während jetzt nur noch wenige gewaltige Eichen davon übrig sind. Da gab ihm der böse Geist ein, er könne sich reinigen und von dem Uebel befreien, wenn er sich im Blute von sieben oder zwölf tugendhaften Jungfrauen bade, und all sein Trachten gieng jetzt nach solchem Blute. Am obersten Bergrücken, wo ein hoher Eichbaum weit über den Wald emporragte, gelang es ihm, eine Schaar von elf Mädchen zu überfallen, die auf ihrem Kirchgange von Boswil nach Hitzkirch hier den Schattenweg eingeschlagen hatten. Er fieng sie und hieng sie allzusammen an die tief herabgehenden Zweige der Eiche auf. Was half es ihm; noch fehlte die Zwölfte und er war noch immer nicht rein. Da ritt er gleich am Montag hinunter nach der Mühle und sang so süße und schmeichelnde Lieder zum Fenster der Müllerstochter hinauf, daß sich das unerfahrne Kind verlocken ließ, sich zu ihm aufs Roß zu setzen. Augenblicklich sprengte er mit seinem Raube der fürchterlichen Stelle im Walde zu. Als das Mädchen ihr Loos erkannte, flehte sie: nur noch drei Rufe laß mich thun, eh' ich sterben muß. Er gewährte es ihr und sagte:

Wir sind hier zwischen Wald und Feld,
Es g'hört dich weder Gott noch Welt,
Schrei, was du schreien kannst.

Nun rief sie des Vaters, der Mutter und ihres Bruders Namen. Der Mörder lachte schadenfroh, denn er wußte wohl, daß der Vater im Wirthshaus zum Sternen bei einem Hochzeitschmauß saß und daß der Bruder weit entfernt auf der Jagd war; die alte Mutter aber hatte er nicht zu fürchten. Jedoch als diese der Tochter Ruf vernahm und sich zu schwach fühlte, ließ sie die Stimme in die Boswiler-Wälder hinüber wehen, und da sprach der dorten jagende Bruder und horchte auf:

Still! G'höre-n-ich mîni Jagdhündeli,
Oder d'Stimm' vo-n-euserem Chindeli?

Sogleich ritt er der Stimme nach, brach auf dem Platze hervor, wo der Böse eben im Begriffe war, die Schwester mit einem Weidenband an die Eiche zu hängen, befreite das Mädchen, band den Mörder mit derselben Fessel seinem Rappen an den Schwanz und schleifte ihn durch den Tannenwald zu todt. So war der Blutmensch hingerichtet. An dem Mordbaume entsprang damals die Heilquelle; auch sagt man, die beiden Geretteten hätten hier ein Bad zu errichten gelobt, das Wasser dazu aber erst graben und dann wärmen lassen. Der Schatten des hingerichteten Blaubart wandelt noch auf der Höhe, so oft die Witterung wechseln will; hätte er auch noch sein zwölftes Opfer geschlachtet, so hätte er „dur alle Wänd und Mûslöchere dure schlüfe chönne."

Da dem Alterthum Krankheiten für eine Strafe Gottes gelten, so ist Blut ein Entsühnungs- und zugleich ein Heilmittel. Am meisten wird es gegen den Aussatz angewendet. Das Morgenland hat Sagen von Königen, die jeden Tag einen aus ihrem Volke zur Fristung ihres Lebens brauchen. Grimm, Arm. Heinrich, S. 219. Conrad v. Würzburg im hl. Sylvester, Diut. 2, 12, läßt den miselsüchtigen Kaiser Constantin 3000 Kinder zusammen bringen, um in ihrem Blute zu baden. „Küng Ludwig von Frankrych XI, als er nun fast krank war, ersucht und versucht er alles, insunders von wegen der Malacy vil Kinderblut." Val. Anshelm, Bern. Chron. 1, 320. Die mittelalterlichen Judenverfolgungen entstanden zum Theil, wie die vor wenigen Jahren zu Damascus, aus dem Glauben, daß die Juden zur Reinigung (vom Aussatze) Christenblut brauchten, oder solches in die Osterkuchen zu backen hätten, die beim Reinigungsfeste verzehrt werden. In der Schweiz hat der Aussatz weit über die Reformation hinaus geherrscht. Unter den fünf Ehescheidungsgründen nennt die Rechtssatzung des Graubündner-Münsterthales noch heute den Aussatz. Leonhardi, Rhätische Sitten (1844) S. 48. Noch jeden Sonntag lassen die Almosensammler in Schaffhausen ihre Siechenklappern auf den Gassen ertönen; ihre Mäntel sind falb und braun gestreift, ihr Jahrhunderte alter Dankspruch heißt: Gott geb üch Gsundheit trülich! Das sind der Tracht und dem Thun nach die letzten Aussätzigen. Aus ihren Klefflen (Handklappern), mit denen sie jeden Begegnenden vor Ansteckung zu warnen hatten (Kas. Pfyffer, Gesch. Luzerns, S. 237) ist die Kinderklapper geworden, welche die Schweiz noch Kläfflen nennt. So heißen auch in Basel die Almosensammler noch Kleffler, und die Gasse für die an der Malacie Leidenden war die dortige Malzengasse.

Noch der Zürcher Professor und Stadtarzt Joh. v. Muralt verordnet in Hippocrates helvet., Basel 1692, S. 645, gegen Erbgrind Menschenblut. Ein Epileptischer hat bei einer in den dreißiger Jahren zu Baden im Aargau vollzogenen Exekution des Enthaupteten Blut auf dem Schaffote aufgefangen und zur Heilung warm hinabgetrunken. Der Räuber Danneil und Lippold, vgl. Kuhn, nordd. Sag. No. 186, 279, und Harry, ndrsächs. Sag. 1, No. 53 — hat ebenfalls den Erbgrind; beide lassen sich von dem gefangenen Mädchen lausen (wie in unserm Guggibaderliede), um dann sie oder ihre Kinder an die Bluttanne zu hängen; beide bezwingt man durch heißes Wasser, das man in ihre Höhle hinabgießt. Also liegt auch da eine Beziehung vor auf ein Abbaden des Aussatzes. Ein Jungfernbrunnen im Langenholz bei Langreuti, Kant. Zug, soll entsprungen sein, nachdem an dieser Stelle Zuger-Jungfrauen einen Zwingherrn erwürgt hatten. Meyer-Knonau, Erdkunde 1, 411. Vgl. dazu Müllenhoff, Schlesw. Holstein. Sag. No. 35. Kuhn, Märkisch. Sag. No. 211, und Grimm, K. M. 3, 76 und 77. Sämmtliches geht auf den mit dem Aussatz geschlagenen Blaubart zurück, der seine Weiber ebenfalls der Reihe nach des Blutes wegen tödtet. Darum heißt der Rüefengügges unserer Sage im Volksausdrucke auch Rüefenbart. Die Quelle, welche an der Stelle eines solchen Mordes entspringt, berührt auch Hermann von Fritzlar, Leben der Heiligen, geschrieben 1349: Do yme (St. Paulus) daz houbit wart abe geslagen vnd do iz rurete die erden, do vluzzen drie schone burnen (Borne) hervz, die noch stên vnd ir wazzer tribit ein mulerat wol. W. Wackernagel, Leseb. (1835) S. 857. So fließt auch (Abthl. XI. No. 474) die Quelle bei den drei enthaupteten Angelsachsen roth. In solchen Zeiten des herrschenden Aussatzes entstand das Seelbad, das Jemand zum Heil seiner eigenen Seele für Arme stiftet, und das dann am Jahrestag seines Todes bestritten wird. Es ist noch in Bayern üblich; und Münchner-Zünfte pflegen für die Seelen ihrer Abgeschiedenen solche Bäder zum Besten zu geben, die dann von der Kanzel herab ausgeboten werden. Schmeller, Wb. 3, 226.

---

15. Das Guggibader-Lied.

(Altes Volkslied aus dem Aargau.)

Es rîtet e Rüter dur es Ried,
Er sung mit Freüd sî's Dägelied,
Er sung's dur dreierlei Stimme,
Dass es zwüsche zwei Berglene chlinget;
Schön Anneli g'hörts im Müllerhûs
Und lueget ihm nach zum Pfeister ûs.

Das Anneli sprung dur d'Stegen ab
Und lost und rüeft dem junge Chnab,
O chönt i au ne so singe,
Wött mit ehm vo heimen entspringe;
Mîne Chleideli sind au nit z'schlecht,
Sie sind au iedem Fräueli recht.

Ach Anneli, wottst cho mit mir,
Das Baderliedli, das singen ich dir,
E Liedli ûf dreierlei Stimme
Wott i dich lehre go singe,
So leg dîne schöne Chleidleni an,
So wei me rîten zu Berg und Tann.

Das Anneli springt dur d'Stegen ûf,
Es leit si Sîden und Sammet ûf,
In Sammet und sîdige Schnüre
De Rüter wott 's Anni verführe.
Er nahm das Anni bîm Gürtelschloss
Und schwung's wohl hinter ûf's höchi Ross.

Es goht e chlî balde, chlî balde,
Er rîtet zum finstere Walde,
Sie chömet zur grüenliche Haselstûd,
Dört rugget e wîssliche Durteltûb,
Das Dübeli thät sich ruggiere:
O du Maidli, er will di verführe!

Ach Rüter, lieber Rüter mî,
Was rugget echt das Dübelî?
Es rugget wege sîm rothe Fuess,
Wo's im Winter dra früre muess,
Um sîne blutrothe Chralle,
Wo-n-im Winter der Schnee isch g'falle.

Er rîtet mit em i de finstere Wald,
Das Anneli schreit, o weh, was G'walt!
Er rîtet mit em i d'Stûde und Stöck,
Es schreit, o heie, mîne sîdige Röck!
Er rîtet mit em über Stûden und Stei,
Es schreit, o weh, mîne schneewîsse Bei!

Wo sie im grüene Wald si dûss,
Spreitet der Rüter der Mantel ûs,
Er spreitet der Mantel is grüene Gras,
Schöne Jungfrau zu n'em nieder sass:
Ach Anneli, chum mir cho lûse,
Mîs chrûselgëls Hörli verzûslä.

So mängi Locke das Anni verthat,
So mängi Thräne as ihm empfalt;
Er luegt ihr unter die Auge:
Jungfrau, was muess i g'schauge,
Jungfrau, so loht üer Trûre,
Oder was isch üch z'dûre?

Weinest du dîn junge stolze Mueth,
Weinest du um dîs väterlich Guet,
Weinest du um dîni Ehre,
Ass du meinst, du heigist sie nimmermehre,
Oder weinst du um eine Tanne,
Ass du meinst, du chönnist nümme manne?

Ich weine nit um mîs jung stolz Bluet,
Weine nit um mîs väterlich Guet
Und wein nit um mîni Ehre,
Ass ich mein, ich heig sie nit mehre,
Weder ich wein ob diesere Tanne,
G'seh eindlef Jumpfere dra hange.

Wein nit zu sehr, mîs Anneli,
'Sisch wohr, du muesst die Zwölfti sî,
Muesch oben an a d'höchsti Spitz,
Ass me g'seht, dass de Marggräfene bist,
Muesst Chaiseri sî ob alle,
Muesst aller-z'öberist hange.

Schrei du nur zu viel hundertstund,
Ich weiss ja gar wohl, ass Niemer chunt;
Du chaust jo schreien, so viel as d'witt,
Die junge Waldvögelî lose der nit,
Und die umme-n-im Obwald flüge,
Die Düblî sind gar verschwiege.

Der erste Schrei, den 's Anneli g'than,
Es rüeft den liebere Vatter an;
Der zweite Schrei, den 's Anneli thuet,
Es rüeft dem Müetterli lieb und guet;
Und wo's zum dritten und letzten schreit,
So rüefts dem Brüeder, der isch nit dehei.

Der Brüeder, der isch bî's Sternewirths gsesse,
Hätt Hochsig-Bratis und Fischli ggesse,
Der Brüeder sitzt bîm küele Wî,
Die Stimm goht ihm zum Pfeister îe;
„I bitt ech um Gottes Wille,
Händ ech chlei weneli stille!"

„Es lit mir öppis in mînem Sinn,
I mein, i g'höre mîs Schwösterlis Stimm;
Hör, Regewind, hör stürme, Wind,
I g'hören es Stimmli, wie eusis Chind,
Es lit mir gäng im Sinne,
I g'hören mîs Schwösterlis Stimme."

„Sattelt mîs best Ross im Stal,
So chan i rîten über Berg und Thal,
Zäumet's mit ere îsige Chett,
Ass i mîm Schwösterli 's Leben rett,
Ass i chumme-n-e chli bass ûse
Zur ruggede wîssliche Tûbe."

„I han es Ross, s'isch buggeile,
Verzêret all Strick und Seile,
I cha mîs Rösseli wîse,
Ass es Bluet schwitzt unter den Ise,
Ass es chocht i Läber und Lunge,
Bis ich mîs Schwösterli ha g'funge."

I chomme bass ûse g'sprunge,
Do chumm i zu einerem Brunne,
Er hanget voll Löckli und Maitschihoor,
Der Brüeder denkt, der Traum isch wohr;
Er ist berunne mit Mägdlibluet,
Der Brüeder denkt, der Traum isch guet.

I chomme bass ûse, bass ûse,
Do chumm i zu einer Stûde.
„Ach Rüdeli, wehr, ach Rüdeli, speer!
Worum denn draijest selb Wîdel so sehr?"
Schwîg, Schwösterli, schwîg, dieselbige Wîd,
Ihm draijen ich se, mîm Anneli nit!

Draih sie du nummen und draih se bald,
Du draijest sie selber an dînen Hals;
Du Rüter, du Schölm, du Räuber, du Dieb,
Lueg, wie me dir 's Lûsen und 's Chrûslen vertrîbt,
Du muesch ietz hange mîm Ross a Schwanz,
Du muesch ietz lehre den Höppelidanz!

Ein betagter Mann aus dem Freienamte und seine Dienstmagd, die einst als Schnittermädchen aus dem Zugerlande zu ihm gekommen war, sind die ersten Quellen zur Aufzeichnung des Liedes gewesen, welches nunmehr bei der Bevölkerung schon verschollen ist. Später hat ein Wirth auf dem Bötzberge noch aus dem Gedächtnisse den mehrfachen Lücken abgeholfen, die sich in der ersten Aufzeichnung vorfanden; er behauptete, dieses Lied in seiner Jugend als fliegendes Blatt besessen zu haben. Dies diene dem fremden wie dem einheimischen Leser als Beispiel, mit wie viel Mühe und Geduld der Sammler beflissen gewesen ist, jeden im Volksmunde sich vorfindenden Gegenstand erst gänzlich abzuhören, ehe man daran gieng, nachzusehen, wie derselbe anderwärts sich behandelt zeige oder sich auffinden lassen werde. Beim Nachschlagen verwandter Sammlungen und Quellen hat sich nun über obiges Lied Folgendes herausgestellt. „Alte Ballade aus dem Entlebuch" nennt Pfarrer Stalder, der Verfasser des Schweiz. Idiotikon, eine Aufzeichnung unsers Liedtextes, der nun bei Henne, Schweizer-Bl. Jahrg. 1833 gedruckt steht. Unsere Fassung wird dagegen gehalten manchen Vorzug aufweisen. Viererlei Gestaltungen finden sich ferner bei Uhland, Volksl. 1, 74, a — d. Das zweite daselbst, nach einem Drucke von Matth. Francke, Augsb. 1566, steht unserm Text am nächsten. Aus dem Volksmunde selber sind dann darüber in der Neuzeit noch folgende Aufzeichnungen gemacht worden: Simrock, Volksl. No. 7, 8: Schondilie, Siburg. — Hoffmann, Schles. Volksl. No. 12, 13 (dabei ein Auszug aus dem in Wackernagels Leseb. 2, 224, zweit. Ausgabe, stehenden Volksl., das nach einem flieg. Blatte von Schröter, Basel 1605 gegeben ist). E. Meier, Schwäb. Kinderreime, S. 145 giebt eine einzelne Strophe; hierauf derselbe in seinen Schwäb. Volksl. 1855, No. 167, 168. In einer großen Masse von Spielarten hat es gesammelt Mittler, Deutsche Volksl. von No. 76 bis No. 90. Aehnlich und verwandt in Handlung und Behandlung ist noch folgendes holländ. Lied: van een Ruyter met een Meysje; dabei ist nicht der Reiter, sondern das Mädchen selber miselsüchtig und wird deshalb an der verhängnißvollen Waldquelle gewaschen. Grimm, Arm. Heinr. (1815) 167. Le Jeune, Nederlandsche Volkszangen, Gravenhage 1828 bringt eine Version „uit een blaauw boekje"; da schlägt der Landsknecht dem Mädchen das Haupt ab und wirft's in die Quelle, weil es nicht seine Kaiserin werden will.

Sehr alterthümliche Erinnerungen drückt der Text mehrfach aus, dies beweisen folgende Belegstellen: „hie hört uns anders nieman dan got unde diu waltvögelin". Ecke, 96. Die Wildtauben im Hochwalde, Vögel, Boten Gottes, belauschen die Heimlichkeit der Menschen. Myth. 15. Der Reiter wird als Straßenräuber mit der Wide hingerichtet; statt der hänfenen Seile galten Zweige von frischem Eichen- oder Weidenholz, daher die altnord. Formel ekevidhiu. Grimm, RA. 683. nach dem scach-

roube retaile man di wide, nach dem morte daz rat. Kaiserchron. ed. Diemer pag. 464, 4.

16. Der Brunnen in Olsberg.

Als vor vielen Jahren in Olsberg großer Wassermangel herrschte und Mensch und Thier an Krankheiten zu Grunde gieng, gaben die Geistlichen dem Unglauben des Volkes die Schuld und ließen täglich Bußpredigten und öffentliche Gebete abhalten. Während so einmal der Kaplan am Klosteraltar die Messe las, meinte er plötzlich ein lautes Rauschen und Sprudeln um sich zu vernehmen; die Ministranten eilten betroffen hinter den Altar, als den Ort, woher jener Lärm drang, und sahen mit allgemeiner Freude, wie ein vorher hier nie gewesenes Loch im Kirchenboden voll tiefen Wassers anquoll. Man traf sogleich Anstalten, die Quelle zu sammeln und leitete sie so gut, daß seither die Olsberger gegen ähnliche Noth geschützt blieben. Jenes Loch ist noch immer zu sehen unter dem Altar der Kirche; nicht weit davon, so erzählt Sebast. Münster in seiner Cosmographey (Basel 1567, pag. 588), ist des frommen Mannes Grab. „Es wirt noch für heilig gehalten bei den Vmbgeseßnen." Er hieß Gottfried und lebte 1339 zur Zeit, da Elsbet von Eptingen Abtissin dieses Klosters war.

In der Laibacher Dreifaltigkeitskirche sieht J. G. Kohl (Allg. Augsb. Ztg. 1851, No. 254) neben dem Altar ein Wasserloch mit einer Eisenplatte bedeckt, durch die man das Wasser heraufrauschen und, wenn es ruhig ist, die Fische plätschern hört. Dieser Quelle zu Ehren, „vo der e kloaner Bua troamt hat", wurde die große Kirche erbaut. Der Münsterbrunnen in Straßburg heißt Kindelsbrunnen und lag offen; er wurde 1766 mit Platten überdeckt, als ein Soldat in ihm ertrunken war. Die Quelle, die in der Kirche zu Buchsweiler entspringt, heißt der Lure=Jerri. Als sie bei anhaltendem Wassermangel einst wieder floß, hatte derjenige, der zuerst darüber Meldung machte, eine rothe Mütze oder einen neuen Hut zu wählen. Stöber, Alsatia 1852, 201. Elsäß. Sag. No. 212. Es sind damit solcherlei Quellen bezeichnet, die schon den Heiden als geheiligt und verehrt galten und die das Christenthum dann in Taufbrunnen umwandelte. In unsern Gegenden tragen sie den Namen Heidenbrunnen, Maibrunnen, Hembrunn, Lugibach (Wyß, Reise ins Bern. Oberl. 2, 637), Schonbrünnlein bei Wollishofen, von schonen benannt, das ein Aufhören des Sturmes und der Theuerung bedeutet. (Wagner, hist. nat. helvet. 1680, pag. 135.) Hungerbach bei Wangen, Zeitbrunnen.

17. Burkhardsbrunnen in Beinwil, Freienamt.

Die Pfarre Beinwil mit einem gleichnamigen gebrochenen Burgstall, ehemals Eigenthum des Klosterstiftes Muri, liegt bei Meienberg

in den freien Aemtern des Aargaus. Da wohnte der Priester Burkhard. Während er seinem geistlichen Berufe nachgieng, achteten seine Hausmägde wenig auf des Herrn Nutzen, sondern zogen ihre Gespielen und Buhlschaften zu sich herein und hielten zusammen mit Essen und Trinken ein gutes Müthlein. Da zog er sich eine Dohle auf, die ihm alles wieder sagte, was die ungetreuen Dienstmägde in seiner Abwesenheit zu thun pflegten. Deshalb pflegt man ihn mit diesem Vogel abzumalen. Die Mägde warfen das geschwätzige Thier in die Abgrube, aber auch dorten noch verrieth es sie.

Hinter dem Chore der Beinwiler Kirche geht ein Loch durch den Boden hinab in die Gruft, in der St. Burkhard begraben liegt. Durch diese Oeffnung hängen die Presthaften ihre kranken Gliedmaße, um Linderung oder Heilung des Uebels zu erlangen. Unter dem Sarge in der Gruft entspringt der St. Burkhardsbrunnen und geht bei der Pfarrkirche zu Tage. Er wird gegen das Fieber getrunken. Zahlreiche Wallfahrer besuchen ihn, waschen sich damit und tragen das Wasser in Flaschen weit durchs Land, um auch dem kranken Vieh davon zu reichen. Zum Unterschiede von einem gleichnamigen Beinwil, welches am Hallwiler-See liegt, nennt man dieses Freienämterdorf, dessen Wallfahrtskirche vollhängt von geopferten wächsernen Gliedern, Stelzen und Krücken, „G'hanget-Beuel."

Murer, Helvetia Sancta. 1751. pag. 138. — Jac. Wagner, hist. natur. helvet. Tiguri 1680, 122. Vgl. No. 10, das Verenaloch. No. 58, St. Burkhard im Balken.

---

18. Der gestörte Ritt.

Vom Weiler Leidiken im aargauischen Sulzthale geht der Fußweg über den Berg in das Thal von Gansingen. In der Höhe der Halden oberhalb dem Dörfchen Bütz liegt unfern einem vereinzelten Bauernhofe ein wildes Brünnlein. Hier haben die Leute, die in Sommerabenden vorübergehen, ein junges Weib sitzen gesehen, die mit trauriger Miene das Haar flicht, welches ihr über Nacken und Schulter herab wallt. In den zwanziger Jahren ritt der Pfarrer von Gansingen hier herüber. Als er in die Nähe des Brünnleins kam, bat der mitgehende Sakristan, behutsam abzusteigen, weil hier das Pferd vor der Erscheinung des Weibes leicht scheuen könnte. Allein der Pfarrer meinte, er habe im Dienste der Kirche mit Geistern nichts zu schaffen und blieb im Sattel. Gleichwohl bäumte sich an der Quelle das Roß und warf den Reiter ab, ohne daß er jedoch wirklichen Schaden nahm. Von der Zeit an stieg der Pfarrer jedesmal, so oft er über den Berg

mußte, vorsichtig in der Nähe des Brunnens vom Rosse und führte es am Zaume vorbei. Der Mann jenes einzelnstehenden Hauses oberhalb Bütz erklärt, daß man seit jenem Ritte des Pfarrers die Erscheinung nicht mehr wahrnehme und daß also gerade dadurch der Geist erlöst sein werde.

---

19. Der Heiterech-See bei Muri.

So nennt man eine durchaus trockene Thalmulde, eine Viertelstunde von Muri an der Landstraße nach Luzern; sie liegt im Maiholze und ist theilweise selbst überwaldet. Oft füllt sie sich bei ganz heiterer Witterung plötzlich mit Wasser an, und dies soll von jeher immer zu den Zeiten geschehen sein, in denen außerordentliche Dinge zu erwarten standen; so namentlich vor der französischen Revolution, und wieder vor dem Hungerjahre 1817. Als im J. 1712 die Kriegsmacht der Berner nach Sins gegen die katholischen Kantone der Schweiz zu Felde zog, hörte einer der stolzen Berner-Dragoner von des Gewässers Gefährlichkeit reden, an dessen seichtem Saum er eben vorbei ritt. Er sprengte sein Roß mit den Worten an: „da will ich hindurch, sei's Gott lieb oder leid!" und war sogleich im Bodenlosen verschwunden.

Was aber die Umwohner noch aufmerksamer auf diese Erscheinung gemacht hat, das geht im Dorfe Muri selbst vor. Dort ist die Pfarrkirche auf einen ziemlich hohen Hügel, Kirchbühl, gebaut; und außerhalb der Kirchenmauer stehen einige andere Wohnhäuser in beinahe gleicher Höhe. In einem dieser Häuser nun soll sich der Keller gleichzeitig mit dem mehrere hundert Fuß tiefer liegenden und weit entfernten Heiterechsee mit Wasser anfüllen, und dieses verschwinde an beiden Orten zur selben Frist wieder, sobald das damit angedeutete Ereigniß seinen Anfang genommen habe. Sogar der im J. 1847 entstandene schweizerische Sonderbundskrieg soll auf solche Weise hier vorgemeldet worden sein, und durch die Wallfahrer, die aus Frankreich früherhin ziemlich häufig nach Muri kamen, ist auch die Kunde von diesem Wundersee bis ins Elsaß verbreitet worden.

Hierher versetzt der allgemeine Volksglaube ein Schloß, das wegen der Unthaten seiner Bewohner in die Erde hinabgeschlungen worden ist. Wer Nachts dort vorbeigeht, sieht des Schloßherrn schwarze Gestalt aus dem Sumpfe emporsteigen, sein Schloß suchen und wieder versinken. Dann wandelt er in der Gestalt des allbekannten Dorfhundes durch die Gassen des Dorfes Muri. Noch kennt man eine nicht geringe Zahl unterirdischer Gräben und Kanäle, die aus dem Innern der Erde die gefährlichen Wasser des Sees abführen. Das

Volk hält sie für Gänge des alten Schlosses, ein Mann soll aufrecht darin laufen können.

Die gleiche Schwurformel legt die Glarner Sage einem Geishirten in den Mund, der den Oberblegi-See überschwimmen will; in der Mitte ergreift ihn der verrufene Wasserwirbel. Als zur selben Stunde seine Mutter am Fuße des Berges Wasser schöpft, da wo der See als Leugelbach unterirdisch ausmündet, rollt ihr das abgebissene Haupt des Sohnes ins Wassergefäß. Blumer-Heer, Kant. Glarus, 315. Zwei österreichische Reiter des Heeres von Herzog Leopold retten sich aus der Niederlage bei Morgarten in den Aegerisee und erreichen mit ihren Rossen schwimmend die Landspitze bei Naſ'. Als das Pferd des einen schon Grund gefaßt hatte, rief der Reiter übermüthig: Nun bin ich entronnen, sei's Gott lieb oder leid! Augenblicklich versank er. Zürch. Neujahrsbl. der Feuerwerker 1818, 6. Am Appenzeller Altmann liegt der Wilde See; ein Hirtenknabe, der dessen Tiefe erforschen wollte, wurde durch eine grauenerregende Stimme zurückgeschreckt, die herauf rief: Laß mich, oder ich friß dich! Rüsch, Kant. Appenzell, 25. Missest du mich, so fresse ich dich! ruft's aus dem Schwarzwälder Titisee. Myth. 564. Vergl. in dieser Abtheil. Egelsee, No. 8, und Hoggema No. 419. Wie hier von unterirdischen Gängen von gewaltiger Höhe und Länge die Rede ist, so kennt man solche auch in der Nachbarschaft. Am Lindenberge hat man das Innere des Heidenhügels bei Sarmenstorf (Abth. X, No. 460) beschritten und Erzschüsseln gefunden; von siebensäuligen Marmoraltären und metallenen Opferleuchtern in diesem Heidenhügel spricht man noch; ein halbträumerisches Wissen verlegt in diese Tiefe eine von jenen Städten der Helvetier, welche beim Auszuge unter Orgetorix niedergebrannt wurden. Aehnliche Sagen aus Thüringen, Mone, Heidenth. 2, 212; aus Bayern, Panzer, Sag. 1, 277. — Schon die Kaiserchronik trägt sich mit solchen geheimen Gängen zu Trier, an deren Ausschmückung auch eine Liedstelle bei Spervogel (W. Wackernagel, Leseb. 1, 216) erinnert: in himelrîch ein hûs stât; ein gulden wec darîn gât, die siule die sint mermelin mit edelen gesteine. Solche Traditionen können sich auf zweierlei histor. Angaben stützen. Cäsar, Bell. Gall. 6, 17, erzählt, daß die Gallier ihren Staats- und Tempelschatz in aufgethürmten Hügeln hinterlegten; und Strabo 4, 287 macht die Bemerkung, auch in Sümpfe habe man solche Staatsgüter versenkt, weshalb die erobernden Römer derlei geheimnißvolle Plätze an die Meistbietenden zu versteigern pflegten. — Ueber den „Dorfhund" von Muri vgl. 265, e.

---

20. Schwimmer Willi zu Meisterschwanden.

Am Hallwiler-See im Dorfe Meisterschwanden lebte ein reiches Bauernmädchen Lisa. Sie hatte bis jetzt alle die Bewerber, die aus ihrer Gemeinde um sie freien wollten, hartnäckig abgewiesen, und wenn nun ein Jüngling aus der Nachbarschaft als Bewerber erschien, so wußten die aufgebrachten Bursche zu Meisterschwanden genug Mittel, ihm diese Besuche zu vereiteln, ja sogar lebensgefährlich zu machen. Da kam nun aber einer aus dem jenseits des Sees gelegenen Dorfe

Beinwil, der fand sich einen neuen Weg in das bewachte Nachbardorf und kein Neider vermochte diesen zu entdecken oder ihn abzuschneiden. Willi (Wilhelm) war ringsum der geübteste Schwimmer, und wenn er Nachts über die halbstündige Breite des Sees zu Lisa hinüber schwamm, so hatte das Mädchen in ihr Fenster, welches gerade dem Ufer zugieng, das Licht gestellt, und unverwandt blickte dann Wilhelm nach jenem freundlichen lieben Zeichen. So konnte er lange und unbemerkt „zu Licht gehen“ und die Eifersüchtigen verlachen. Allein es waren einst noch in später Stunde Verwandte zu Lisa gekommen, die über Vermuthen lange ihren Besuch ausdehnten und von ihr, dem einzigen Kinde des Hauses, nicht verabsäumt werden durften. Zu der Zeit hatte Willi jenseits schon die Kleider auf den Rücken gebunden und sich den wohlbekannten ruhigen Wogen wieder anvertraut. Schon war er seinem Ziele nicht mehr ferne, er hörte es am Anschlagen der Hunde, da war plötzlich das Licht erloschen, dessen Schein er über sich in der Höhe des Gestades suchte. Die Dunkelheit des Gewässers, die peinigende Ungewißheit über die Geliebte, über das Ausbleiben ihres Freundschaftszeichens führten ihn irre, er ermüdete mit einemmale und versank. Inzwischen war Lisa aus dem Gespräche ihrer Verwandten einmal losgekommen und in ihre Kammer hinaufgeeilt. Da entdeckt sie mit wahrem Schrecken, daß ein Windzug die Kammerthüre schon vor ihr geöffnet und das Licht in der Laterne gelöscht hat, das vors Fenster gesetzt war. Als es immer später wurde und der Erwartete noch nicht dem Hause sich näherte, stiegen die bangsten Ahndungen in ihr auf. Sie konnte es nicht länger ertragen; in der Finsterniß der Nacht und allein lief sie über die steilen Ufer hinab und rief so lange übers Wasser, bis ihr die Stimme versagte. Sobald man daheim die Tochter vermißte, liefen Knechte und Mägde nach allen Seiten aus, sie zu suchen. Aber es war schon hoch am Tage, da man das sterbende Kind drunten am See bei der Leiche Wilhelms fand.

Noch jetzt wird diese Begebenheit an den Ufern des Hallwiler-Sees als ein wirkliches Erlebniß erzählt.

---

21. Volkslied vom Anneli.

(Mundart vom obern Hallwiler-See.)

Es wend zwöi Liebi z'sämme,
Wenn's vor em Wasser g'sî möcht;
Er schrau im Lieben ännet,
Ob es nit zündä well?

Wol frîli will i dir zünda,
Wenn du dä übere schwimmst;
Wo muess i das Liechtli stella,
Dass mir's nit abe wütscht?

Stell ich's i die Höchi,
So löscht mir's ab der Wind,
Und stell ich's i die Mitti,
So löschet mir's ab die Chind. *)

Und stell ich's i die Teufi,
Dört lit das alti Wîb,
Die Hex dört nebe dem Seeli
Verlöscht's mit ihrem Chib.

Denn chaust du nit übere finda,
Und blîbst verloren im See;
Ach Gott, wie will ich der zünda?
Ha scho kei's Liechtli meh!

Das Anneli sprung zue der Muetter:
Erlaubet mir's an den See,
I möcht' mîni Händeli chuela,
Sie thüent mer im Herza weh.

Ach Tochter, lieberi Tochter,
Alleinig muesst du nit goh,
Du hest ein chlînes Schwösterli,
Dasselbig muesst mit der loh.

Ach Muetter, lieberi Muetter,
Mîs Schwösterli ist e Chind,
Es günnt die chlîne Blüemli ab,
Die no-nig zîtig sind.

Ach Tochter, lieberi Tochter,
Alleinig muesst du nit goh,
Du hest ein chlînes Brüederli,
Dasselbig muesst mit der loh.

---

*) Setzet's Liecht zu hoch, so löschet's der Wind,
Setzet's zu nieder, so löschen's die Kind.
Fischart, Aller Praktik Grossmutter.

Ach Muetter, lieberi Muetter,
Mî's Brüederli ist es Chind,
Es springt de chlîne Waldvöglene noh,
Die no-nig g'federet sind.

Ach Tochter, lieberi Tochter,
Alleinig muesst du nit goh,
Nimm du der alti Schiffmann,
Derselbig chaust de mit loh.

Ach Schiffmann, liebe Schiffmann,
Steck du der Angel ab,
Fahr du dem blaue Striemeli noh,
Du findst ein ertrunkne Chnab.

Er zog der Jungchnab ussä
Im Anni ûf sîni Schoos:
B'hüet ihn Gott im Himmel,
Dass er ihn fahra loht!

Es g'schaut e wol ummen und umme,
Es g'schaut em wol sîni Händ:
Verleih ihm Gott im Himmel
Es guet's glückseliges End!

Es g'schaut e wol ummen und umme,
Es g'schaut em wol sîn Mund:
Verleih ihm Gott im Himmel
Ei gueti glückselige Stund!

Was zog's ihm ab sîm Finger?
Vo Gold es Ringelî:
Ach seh, du liebe Schiffmann,
Das soll dî Finderlohn sî.

Und nahm der Jungchnab in Arfel,
Sprung mit em i Boddesee:
Es soll wege mînetwille
Kei Jüngling sterbe d'ass de!

Das hier mitgetheilte Lied ist im Dorfe Aesch am Hallwiler-See aufgezeichnet. Dort setzt, der Sage nach, der Schwimmer vom Dorfe Beinwil nach Fahrwangen über. Vgl. der verlorne Schwimmer No. 2, Simrock

Volkslieder. Von einem Kloster Lindau am „Podensee" giebt eine Handschrift des Klosters Einsiedeln eine ähnliche Hero= und Leander=Sage. Pertz, Archiv 8, 749. Das Hallwiler Seevolk denkt bei unserer Ballade weder an den Bodensee, noch an Schillers bekannte Ballade, geschweige daß es gar vom Lord wüßte, der durch Ueberschwimmung der Dardanellen die Wahrheit der Hero=Sage bewahrheiten zu sollen glaubte. Noch seit Menschengedenken erneuerte sich im Dorfe Immensee am Zugersee die Geschichte von Hero und Leander. Während eines ganzen Sommers besuchte ein junger Immenseer als Schwimmer seine Geliebte, welche am jenseitigen Gestade des an dieser Stelle mehr als eine halbe Stunde breiten Wassers in Walchwil wohnhaft war. So ersparte er den sehr weiten Weg über das Dorf Arth und St. Adrian, und wich zugleich den Auflaurern aus, die jeden nächtlichen Besuch aus einer andern Gemeinde nach allgemeiner Landessitte mit Gewaltthätigkeit ahnden. Freilich mußte er jedesmal erwarten, ob Wind und Woge seine Rückkehr nicht gefährden würden. Meyer v. Knonau, Kant. Schwyz, pag. 282. Diese Art der Liebessage geht durch alle Welt, sogar im indischen Pendschab zeigt man das Grab beider Ertrunkenen. Hagen, Gesammt=Abenteuer 1, CXXIX. Dante, Calderon, Shakespeare und Hans Sachs haben dieselbe gleichfalls je nach ihren verschiedenartigen Vorstellungen verherrlicht (Fr. W. Valent. Schmidt, Taschenb. der Romanzen, Berlin 27, S. 274). Panzer, Bayr. Sag. 1, pag. 364, zieht bei Betrachtung dieses Sagenstoffes das Volkslied heran aus Hoffmann, Hor. Belg. 2, 114; dessen ndd. Grundtext ist jedoch um Vieles berichtigt und neu gegeben in der Allg. Augsb. Ztg. Beilage, 4. Nov. 1850: Et wassen twe Küniges-Kinner. — Diese ganze Schwimmersage scheint sich nunmehr in eine Sage vom Lebenslichte umzustellen, über welches sich außer dem hier Nachfolgenden unsere No. 194 erklärt.

Atropos bestimmt dem Meleager so lange zu leben, als das auf dem Herde glimmende Scheit nicht verbrannt sei; in der thracischen Hero= und Leandersage ist dies Schicksalsscheit schon eine Fackel, und wenn diese der Genius senkt, vergeht der von Sestos nach Abydus Schwimmende. Brauch, Lied und Sage Deutschlands kennt dafür nur Licht, Kerze und Lampe. Das ndd. Volkslied von den zwei Königskindern läßt die drei von der Geliebten angezündeten Rettungskerzen von der Base ausblasen. In Simrocks Volksl. No. 3 bläst's eine Nonne aus, in Panzers bayr. Sag. 1, No. 31 ist die Nonne selber die Geliebte.

Einem das Licht ausblasen ist unsere Redensart für tödten; deshalb läßt die treue Schwester jahrelang ihr Licht am Fester brennen, damit der über See gegangene Bruder, wenn er heimkehrt, wisse, daß Schwester Elke noch lebe und warte. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 163. Die Gräfin Schack läßt eine Wachskerze, die ihr eigenes Lebenslicht ist, in der Kirchenmauer auf Gramm einmauern, doch diese Kirche brennt ab und die Gräfin stirbt. ibid. pag 180. Wer ein eben erloschenes Licht wieder anblasen kann, gilt für jungfräulich. Um der Geliebten das Leben zu verlängern, schleudern die Bursche die Fasnachts=, Neujahrs= oder Pfingstscheiben, angeglühte Holzscheiben an Schwingstäben, ins Thal. Der Appenzeller nennt es „de Tüfel häle", d. h. ihn entmannen und der Kraft berauben, dem geliebten Mädchen am Leben zu schaden. Zellweger, Appenz. Gesch. 1, 63. Aehnlich thun die Römer am Carneval, wenn sie sich ihre

Moccoli auszublasen suchen und dabei rufen: Sia ammazzato! Vergl. W. Wackernagel in Haupts Zeitschr. 6, 280. — Die fünf thörichten und fünf klugen Jungfrauen kaufen Oel, um den Bräutigam zu empfangen. Die wendisch-preuß. Hochzeitsjungfern müssen brennende Lichter tragen, Kuhn, Märk. Sag. S. 357, und der Hochzeitsreiter auf dem Schimmel mit dem Breithute heißt Puut de Lamp ût, Lichtausblaser (ibid. 362); richtig sieht Müllenhoff den Gott Odhinn in ihm. Bei elsäßischen Hochzeiten dauert der Tanz so lange, als eine eigens aufgestellte Festkerze brennt. Sobald dies Licht erlischt, ruft der Ceremonienmeister „Todt!" Damit hat das Ehepaar nun zum letztenmal mit Andern getanzt. A. Weill, Sittengemälde aus dem Elsäß. Volksleben. Ueber das erscheinende Licht berichtet Panzer, bayr. Sag. 2, pag. 554: in den bayr. Dorfkirchen gilt während des Charfreitag-Gottesdienstes noch der Brauch, vierzehn Kerzen auf einem dreieckigen Eisengestelle aufzustecken und nach jedem abgesungenen Bußpsalm eine von ihnen durch den Ministranten ablöschen zu lassen. Damit stellt man Christum und seine Apostel dar. Bei einem französ. Kinderspiel wird ein brennender Wachsstock von Hand zu Hand herumgereicht: „Petit bon homme vit encore!" Das Männlein lebt noch! sagt man dazu, und der, bei dem es erlischt, muß ein Pfand geben. Ueber unser „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" vgl. Göthe an Zelter, Briefwechsel 1, 258. Im Kant. Wallis herrscht noch der Glaube, vom Bette eines Todtkranken steige ein Feuerfunken auf und fahre in der Richtung durch die Luft fort, in welcher man die Leiche zur Beerdigung tragen wird. Weitere Erklärungen über die Symbolik des Lichtes: Abthl. V, Zwergensag. Anmerk. No. 13.

22. Die beiden Lebenslichter.

In der Stadt Laufenburg lag eine alte Frau im Sterben. Als ihr Ende kam, sah man auf ihrem Nachttischchen plötzlich zwei schöne Lichtlein leuchten, von denen das eine etwas früher erlosch als das andere, und in demselben Momente that dann auch die Frau ihre Augen auf immer zu. Als man nun ihre im Schwabenlande wohnende Schwester zur Seelenmesse abholen wollte, kam man eben zu ihrem eigenen Leichenbegängniß, und die beiderseitigen Trauerboten hatten sich unterwegs getroffen. (A. Birrcher in Laufenburg.)

23. Brautfahrt auf dem Hallwiler-See.

Wenn an schönen Sommertagen die Leute zwischen Beinwil und Wilhof ihre Weinreben bearbeiten oder sonst dort herum auf dem Felde sind, so vernehmen sie öfters vom rechten Ufer des Hallwiler-Sees her, da wo Meisterschwanden liegt, ein Rufen und erinnern sich dabei aus alter Zeit einer Brautfahrt, von der heute noch gesprochen wird. Vor vielen Jahren wollte ein Brautpaar von Fahrwangen über

den See nach Reinach, um in dortiger Kirche sich trauen zu lassen. Es war an einem Freitag im Herbst, als Braut und Bräutigam mit andern Hochzeitsleuten am Seeufer nach dem Fährmann fragten, um übergeschifft zu werden. Der Alte nahm die Leute ein und war bald mit ihnen mitten auf dem Wasser. Da aber zogen unter starkem Winde schwarze Wolken über den Himmel her; der Regen schlug von oben, die bewegte Welle von unten in den Kahn und die Leute gaben sich bald verloren. Lange sah man vom Ufer her den mit dem Sturme Ringenden zu, ohne daß man es wagen konnte, ihnen zu Hilfe zu eilen. Als die Finsterniß des Gewitters sich verzogen hatte, war das Schiffchen nirgends mehr auf den Wellen zu erblicken, und erst gegen Abend erzählte der triefende Schiffsmann, wie der Kahn umgeschlagen worden und er allein durch Schwimmen sich gerettet habe. Währenddem hatten die Glocken in Reinach fortwährend zur Trauung geläutet, bis endlich ein Bote von Beinwil das Jammergeschick dorten meldete. Aber seit dieser Zeit und besonders wenn andere Witterung eintreten will, hört man dort das wehmüthige Rufen des untergegangenen Brautpaars, oder es durchklingeln kleine Glöckchen wie am Halse flüchtiger Hunde die Gegend. Dies Geräusch nennt man Schellenpeter. Auch ist ein alter Glaube, so oft im Hallwiler-See Jemand ertrinke, sehe man ein Haupt im Schaume der Wellen auftauchen, die der Sturm ans Ufer schlägt.

24. Wassergeist bei Seckingen.

Im Frickthalerdorf Hornußen lebte ein Bauer, der täglich in die Messe gieng, fleißig seinen Rosenkranz betete, dem Pfarrer und Kaplan in Allem folgte, der Obrigkeit aber um so weniger nachfragte. Wegen wiederholten Ungehorsams ließ ihn zuletzt das Amt auf vier Tage ins Bürgerstübchen sperren. Da man ihn wieder aus der Haft entließ, wandelte ihn eine solche Scham vor den Leuten an, daß er sogleich dem Rhein zulief und sich hinein stürzte. Ein Bekannter, der ihm auf dem Wege begegnet war, hatte aus seinem trüben Aussehen nichts Gutes geschlossen und war ihm nachgegangen; als er den Fluß erreichte, sah er eben noch, wie der Unglückliche im Wasser mit dem Tode rang; er hatte ein am Ufer stehendes Tannenbäumchen zu fassen gesucht, dieses riß aus und blieb ihm in der Hand, damit versank er.

Einige Zeit darnach fuhr ein Schiffer den Rhein herab und fühlte oberhalb Seckingen, eben an dieser Unglücksstelle, wie sein Weidling plötzlich emporgehoben werde. Zugleich sah er vorne an der Schnauze des Schiffes ein Tannenbüschlein aus dem Wasser auftauchen, ver-

sinken und dann wieder hervor kommen, von einer Menschenhand krampfhaft festgehalten. Sogleich erinnerte er sich des Unfalls, der hier seinem Bekannten das Leben gekostet hatte, und im herzlichsten Mitleiden rief er: ach Gott, was muß man denn thun? Da war's ihm, als ob Jemand entgegen gerufen hätte:

Sechs Johr am Läbe verlore,
Und sechs Johr im Wasser verfrore.

Der Schiffer rechnete nach, daß heute gerade sechs Jahre um seien, seit der Hornusser hier ertrunken war.

Vom Schwarzsee im St. Gallischen erzählt man, es sei ein Mann aus Weißtannen in ihn gestürzt und strecke nun bisweilen seinen Arm heraus, in der Hand einen mit bunten Bändern behangenen Stock haltend. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdk. 2, 8. Tannenwipfel nennt man Grotzen, daher das Weihnachtsbäumchem am St. Nikolaustage den Klausgrotzen; vgl. den Gespenster- und Scheltnamen Grotzenwatter, Abtheil. IX, No. 409.

25. Nothhaus für Ertrunkene.

Nach einem im Freienamte geltenden Glauben muß ein durch eigene Schuld ums Leben Gekommener so lange ruhelos wandeln, bis die Zahl der ihm bestimmt gewesenen Lebensjahre voll ist, und man hat dafür folgende Geschichte aus dem hintern Entlebuch. Ein unbesonnener Bursche badete sich häufig in einem Gumpen (Bachloch), dessen Wasserstand durch plötzliche Gebirgszuflüsse oft sehr gefährlich wurde. Dorten fand man ihn einmal ertrunken. Da man durch geheiligte Loosbücher heraus brachte, daß er wohl siebenzig Jahre alt geworden sein würde, so erbarmte man sich seiner und ließ ihm ein Häuschen mit Tagelöchern ans Gestade hinbauen, damit er doch gegen Wind und Wetter geschützt sei. Einer aus dem Dorfe Marbach hat ihn dorten aus dem Tageloch schauen sehen und ist darüber in ein anhaltendes Weh verfallen. Der Volksglaube faßt dies in dem Satze zusammen: Ein Gespenst muß ein Dach haben, hat es keins, so sucht es eins.

26. Hungerbrunnen in Degermoos.

Unterhalb Degermoos, nahe beim Dörflein, liegt eine Quelle unsichtbar mitten im Ackerfelde, nur einige Leute wissen ihre Sprungstelle; gleichwohl hat sie noch immer reichliches Wasser ausgequollen, so oft Theuerungsjahre eingetreten sind, wie namentlich wieder i. J. 1847. Hier hatte ein wucherischer Bauer gewohnt; sein Hof, der zum Dörflein gehört hat, ist längst eingegangen. Es trat einst eine solche

Landdürre ein, daß dorten das Flüßchen der Surbe versiechte und endlich auch noch der Thalebach austrocknete, ein Gewässer, das in jedem Sommer mit gleicher Stärke läuft und auch in den kältesten Wintern nicht zufriert. Damals grub dieser Bauer in seinem Hause einen Brunnen, den er auf seine Saaten leitete; das Wasser davon verkaufte er noch dazu den benöthigten Nachbarn bei der Maß. So gerieth ihm sein Getreide vortrefflich, und da es bald im Preise stieg, so wucherte er nun damit ebenso wie vorher mit dem Trinkwasser. Nun hat er zur Strafe hiefür es jedesmal anzuzeigen, wenn wieder eine Theuerung droht; dann erscheint er des Nachts im Felde und zapft das Hungerbrünnlein an. Man erinnert sich noch, wie reichlich es i. J. 1817 geflossen ist.

Die Legende von der hl. Amalberge läßt den Wucherer damit prellen, daß ihm die Heilige sein theueres Wasser im Siebe davon trägt; wo sie dieses ausstürzte, entsprang ein heilkräftiger Born, der des Geizigen versiechte. Wolf, Beitr. 1, 184. Der Wendische Wassermann kauft Getreide auf; zahlt er über den Marktpreis, so folgt Theuerung, kauft er aber wohlfeiler als andere, so fallen die Preise. Myth. 460.

---

27. Hornußer-Hungerbrunnen und Sälibrunnen.

Auf dem Hornußerfelde (im Frickthal), genannt Hinter der Mühle, steht ein Wildbrunnen in großer Achtung. Seit Menschengedenken ist er nie gelaufen als nur in den Kriegs- und Theuerungsjahren 1787, 1815, 1830, 1845. Auch im Frühjahr 1848 wollte er wieder anfangen zu sprudeln.

Anders verhält es sich mit dem Brunnen, der auf dem Sälischlosse ist, der Nachbarruine der Wartburg bei Olten. Das zerstörte Sälischloß wurde schon zur Reformationszeit wieder hergestellt und mit einem Schloßwächter besetzt. Dieser, Felix Säli genannt, hat einen ganz übernatürlichen Hang gehabt, Wasser in ungewöhnlichem Maße zu trinken, und so hat er seinen Wasserdurst vom J. 1547, da man ihn zum Schloßwächter machte, bis zum J. 1635 fortgesetzt, wo er noch lebte und trank. So war er also 88 Jahre lang ein wassertrinkender Schloßwächter. Auch seine Nachkommen hatten sein Amt und seinen Durst, und von diesem Geschlechte hat die Ruine den Namen Sälischlößli bis heute. (Zofingerchronik 2, 18.)

Hungerbrunnen, auch Heidenbrunnen, Zeit- und Hemmbrunnen, Schonbrunnen genannt, sind Quellen, die meistens erst im Monat Mai, oft gar nicht, überhaupt nicht alljährlich zu fließen beginnen und nur bis Juni oder Juli in Fluß bleiben. Aus der Reichhaltigkeit und längern Dauer

ihrer Strömung pflegen die Landleute auf Mißwachs, Theuerung und Hungersnoth zu schließen, daher der Name. Dieser landwirthschaftliche Schluß ist nicht unberechtigt. Solcherlei Quellen sind zumeist häufig in wasserreichem Hügellande und entstehen vorzüglich dann, wenn nach einem nassen Spätsommer der Boden so sehr mit Wasser übersättigt wird, daß er das Schneewasser des Winters nicht mehr aufnehmen kann; demnach erscheint dieses beim ohnedies verspäteten Aufthauen des Bodens an der Oberfläche, und durch eine so lang aufgehaltene Verdunstung ist der erkältete Boden für das Gedeihen der Gewächse unbrauchbar. Je weiter dieselbe Bodenbeschaffenheit landschaftlich reicht, um so fühlbarer muß der Mißwachs alsdann werden und es entsteht wenigstens locale Hungersnoth. Solcher Hungerbrunnen hat die Schweiz sehr viele; im Kant. Zürich bei Wangen, Seglingen, Aspi, der Haarsee bei Hausen, der Schonbrunnen bei Wollishofen. Im Kant. Schaffhausen bei der Ruine Neuenburg am Rhein. Im Kant. Freiburg die Quelle Bramafan im Jaunthal. Im Kant. Waat der Mocausa-See. Nicht damit zu verwechseln sind die sogenannten Maibrunnen, Quellen, die ihren Ursprung dem Schmelzwasser der Gletscher verdanken, im Frühlinge also zu fließen beginnen und bei eintretendem Herbstfroste stocken. Aus diesem Grunde gilt das Wiedererscheinen des Räzlibaches bei Lenk im Berner-Simmenthal, der aus dem Räzligletscher kommt, im Thal als der sicherste Bote des nahenden Frühlings. Ein solcher ist auch der Aengstlenbrunnen auf den Melchthalgebirgen, der drei Monate lang fließt, so lang das Vieh auf den Alpweiden ist, aber oft etliche Tage ganz ausbleibt, wenn man ihn (setzt J. L. Cysat hinzu, Vierwaldstätter-See 1661, 247) muthwillig verunsäuberet. Vom Urner-Brunnen im Kaltle, zwischen Wolfenschieß und Engelberg, der des Tages dreimal ausbleiben und wiederkehren soll, erzählt Murer, Helvet. sacra, pag. 261. Zur Zeit Barbarossa's lebte Bruder Berthold im Kloster Engelberg und da er sterbend lag, begehrte er noch einen Trunk aus dem Bergquell, der des Abtes Brunn hieß. Dreimal brachten ihm die Klosterbrüder einen Becher voll Wasser herbei und dreimal fand sich's in Wein verwandelt. Ein Lied der Landsknechte (Uhland, Volksl. No. 195) verehrt die hl. Maria in solchen Quellen:

Unser liebe Frawe vom kalten Brunnen
Bescheer uns Armen eine warme Sunnen.

Solchen weinströmenden Brunnen reihen sich die kornströmenden an. Die Engelberger Mönche wollten sich einst von der Genauigkeit der Zeitfristen überzeugen, welche das Volk im Lauf und Stillstand des Kaltlebrunnens anzugeben pflegt. Zu diesem Zwecke erstieg ein Theil von ihnen die Schneewand des Gebirges, von dem die Quelle ihren verborgenen Lauf nimmt, und streuten dorten Haufen von Kornhülsen in die Eis- und Schneerunsen, während ein anderer Theil unten im Thale beobachtete, wann diese Hülsen vom Wassersprung im Thale ausgeworfen würden. Es geschah, wie das Landvolk voraus bestimmt hatte, begann am 3. Mai und hörte auf am 14. Septbr. Cappeller Hist. mont. Pilati 1767, pag. 67. Hieran hat man die naturgeschichtliche Erzählung zur Legende von der Quelle zu Lommatsch bei Meißen, die je Blut oder Weizen ausströmte, je nachdem Krieg oder Frieden bevorstand; und ebenso zur Sage von der Wunderquelle Glomuzi bei Alt-Lomnitz, nahe bei Glatz, welche voll Eicheln, Haber und Weizen schwamm, wenn ein fruchtbares Jahr eintreten sollte. „Diesen

Quell verehrt und achtet jeder Eingeborene mehr als die Kirchen." Thietmar v. Merseb. l. 1 cap. 3. Solcherlei Gewässern pflegt mit Namen gelockt und gerufen zu werden, damit sie zur Zeit wieder erscheinen. Jaik, laß den Schuß los! ruft das Volk der Berchtesgadner Quelle in die Felswand hinein, wo nebenan das Frauenloch liegt. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 10. Der Name Jaik gleicht dem Schrei des W. Jägers in Wolfs ndl. Sag. No. 260 „Jakko!" Ein gleiches wird aus den Waldstätten gemeldet. In Mitte des Luzernersees am Bürgenstad, wo sich beide Ufer am nächsten begegnen und den See in zwei Hälften zu theilen scheinen, ist der Kreuztrichter. Dorten am linken Ufer bei der Bruderbalm soll in der Tiefe des Sees ein Brunnen quellen. Ruft man ihm mit lauter Stimme dreimal, so wallt das Gewässer von Grund auf sichtbarlich und dringt mit solcher Gewalt heran, daß man eilends zu Lande fliehen muß. Die Person aber, so gerufen, wird dasselbige Jahr nicht überleben. Joh. Leop. Cysat, Beschreib. des Waldstätt.-Sees, pag. 244. Lurrejerri heißt die Quelle, die in der Kirche zu Buchsweiler entspringt; wer ihr Wiedererscheinen zuerst anzeigte, hatte die Wahl frei zwischen einem neuen Hut oder einer rothen Mütze. Stöber, Elsaß.-Sag. No. 212. Cysats Sage vom tödtlichen Brunnen am Grunde des Waldstätter-Sees lebt heute noch in der Urnersage vom Elb fort. Dieser ist gleichfalls ein Seeungeheuer, das bei Seelisberg in Mondnächten auftaucht und als Schlange das ganze Seebecken umspannt. Dann aber ersteigt er die Alpen und schlägt dem Weidevieh seine Krallen ins Fleisch. Reithard, Sag. der Schweiz, 233. Vgl. Uristier an der Reuß, Abthl. VI, No. 246.

---

28. Brunnen zu Waldhäusern.

Mitten im Dorfe Waldhäusern, eine halbe Stunde vom Städtchen Bremgarten entfernt, liegt am Kreuzwege ein ziemlich regelmäßig gethürmter Steinhaufen, von Brombeerstauden überwachsen und von Rasen eingefaßt. Schon seine reinliche Art fällt gleich auf, wenn auch nicht das große steinerne Kreuz bedeutsam daneben stände. Bald sieht man aber unter der größten Platte, auf welcher ein Theil des Gewölbes liegt, ein Loch in die Tiefe gehen, und fühlt sich daraus heftig und kalt regelmäßig angeblasen, so oft eben die Witterung umschlagen will. So kommen denn alle Leute des Dorfes hieher zum ausgemachten Wetterpropheten, halten die Hand vor die Oeffnung und haben sich für Korn- und Heuernte beste Witterung stets richtig vorausgesagt, wenn es hier nicht bläst. Sie sagen, hier sei ursprünglich der Sodbrunnen des Dorfes gewesen, bis einst eine Bettelfrau zur heißen Erntezeit ins Dorf kam und die reichen Leute um ein Almosen gebeten habe. Nicht einmal einen Trunk Milch oder Most gab man ihr. Da warf sie aus Rache Quecksilber in den Brunnen, das auch jetzt noch immer tiefer und weiter hinabdringe, das Wasser wegzehre und die innere Höhle vergrößere.

Die vielerlei Windhöhlen in den Schweizergebirgen sind naturgeschichtlich bekannt; in ihnen herrscht bei stärkster Sommerhitze bis gegen 5 Grad Kälte, so daß der Aelpler sie als Milchgadem gebrauchen kann. Im Mai fangen sie besonders stark zu wehen an, und ihr schwächerer oder stärkerer Luftzug dient alsdann als sicherer Vorbote des schlechten oder guten Wetters. Physikalisch beschreibt sie Blumer-Heer, Kant. Glarus. Die Windhöhle la Tanna a l'aura auf dem Gipfel der Naie im Waatländer-Jura bläst immerwährend wie der Zug eines großen Schmiedblasebalges; und am Mont-Aubert am Neuenburger-Jura schleudert der Luftstrom ziemlich schwere Gegenstände wieder heraus, die man in die Höhle fallen läßt. Vulliemin, Kant. Waat 120. 127. — Die Angabe, daß Quellen durch hinein geschüttetes Quecksilber versiechen (vgl. Römerstadt bei Reinach, Gondelisee im Kulmerthal) scheint aus einem Wortmißverständniße entsprungen. Der Queck- und Keckbrunnen (fons vivus, ahd. queh), den unsere No. 45, Abthl. I, auch das Silberbrünnlein nennt, hat sich ins Quecksilber argentum vivum verdreht, und zwar seitdem die Markscheidekunst ihre alchymistischen Vorstellungen unter das Volk mischte. Letzteres geschah besonders durch die sogenannten Venediger, Aegypter, Heiden und Zigeuner, die das Land mit dem Vorgeben durchstrichen, aller Orten Goldadern finden zu können und in überirdischen Verbindungen zu stehen.

---

29. Wässerrecht zu Ursprung.

Folgende Geschichte gehört den letzten Jahren an. In einem Hause in Ursprung, eine starke Viertelstunde von Bötzberg, fällt plötzlich reichliches Wasser von der Stubendecke, ohne daß die Hausbewohner die Ursache davon finden können.

Dieses wiederholt sich mehrere Wochen, so daß die Stube fast unbewohnbar wird. Die Betten werden durchnäßt, die Hausfrau schläft mehrere Tage gar nicht mehr darin. Man muß zuletzt die Stubendecke neu machen lassen und nun scheint geholfen.

Da wird ein kleines Kind in Haus und Kost genommen, das einmal den Drang in sich fühlt („es heig nit anders chönnä"), ein Becken voll Wasser gegen die neue Decke zu spritzen, und seither tropft das Wasser wieder herunter, wie zuvor. Selbst das Mittagessen ist nicht sicher davor; man ißt einmal auf der Ofenkunst zur größern Sicherheit unter einem Regenschirm; nichts desto weniger fällt auch da ein Platsch (Guß) Wasser in den Härdöpfelbräusi (geröstete Kartoffeln). Die Kohlenpfanne, die man in die Stube gesetzt hat, um die Betten zu trocknen, findet sich nach einer Weile ebenfalls voll Wasser. Während der Spuk im besten Gange war, brach Feuer im Hause aus, ebenfalls auf unerklärte Weise. Es fieng unter dem Dache an und zog sich allmählich tiefer. Das Haus verbrannte von Grund aus. Verdacht von Brandstiftung liegt nicht vor. Man sagt: „wie

das Wasser von oben herunter kommen konnte, so konnte es auch das Feuer." Man muthmaßt, der Mann der letzten Hausbesitzerin, der seit vielen Jahren todt ist, hätte einmal einen allgemein für falsch gehaltenen Eid wegen eines Wässerungsrechtes gethan, und das sei nun die Strafe.

Ziemlich Aehnliches erzählt man in Hausen, bei Brugg, von einem Bauern, der dem dortigen Wirthe gewässerten Wein i. J. 1846 verkauft haben soll. Während des darüber erhobenen Prozesses starb der Bauer, und seitdem triefte die Hausdecke so von Wasser, daß man im Freien essen mußte.

Das hier aus der Zimmerdecke losbrechende Wasser erinnert an die Melusinensage. Melusine leert bei Grenoble im Gebirge von Sassenage ihre Wasserkufen im Berge aus oder füllt sie an, je nachdem Mißwachs oder Fruchtbarkeit kommen soll, eine Kufe dem Korn, die andere dem Weine geweiht. Im badischen Stollenwalde wohnt sie als Fräulein von Staufenberg (das ältere Gedicht dieses Namens ist von Engelhardt herausgegeben) und stößt bald ihren Fuß, bald ihren Drachenschwanz durch die Zimmerdecke; jeder Wassertropfen, der dabei in den Eßteller herunter trieft, tödtet die zu Tische Sitzenden. Mone, Anzeig. 1834, 88. Die Angabe, dieses wassertriefende Haus sei zugleich von Grund aus niedergebrannt, findet ihre Erläuterung Abthl. VI, No. 303, das Ungeheuer in Uecken.

30. Der verschüttete Brunnen.

In einem Frickthaler-Dorfe hatte ein Bauer einen Brunnen boshaft verschüttet. Gleich nach seinem Tode ließ sich hinter dem Stubenofen in seinem Hause ein widerliches Aechzen vernehmen, und jedes Becken Wasser, das man auf den Tisch setzte, drehte sich im Kreise herum, schwankte eigenwillig über, und von Zeit zu Zeit fiel etwas von oben her aufzischend in dasselbe hinein. Die Erben vermochten dies und anderes nicht länger mehr zu ertragen, sie meldeten es bei Gericht und im Beisein der hiezu erschienenen Beamteten brannten sie das zuvor geleerte Gebäude nieder.

31. Der Wässermann zu Staffelbach.

Jemand war an einem Sonntagsmorgen auf dem Wege von Staffelbach her, um diesmal den Gottesdienst im Dorfe Schöftland zu besuchen. Er schlug dabei den Fußsteig an der Suhre hinab ein und erstaunte, als er hier einen ihm wohlbekannten Mann in den Matten fand, der in seinem Futterhemde dastand und gegen allen Brauch eben die Wiesgraben auszubessern beschäftigt war. Er grüßte

den Mann im Vorbeigehen, erhielt aber weder Dank noch Antwort. Sein Erstaunen wuchs aber noch mehr, sobald er gegen die Kirche von Schöftland kam und nun eben denselben Mann hier unter den Kirchgängern und im Sonntagsrocke erblickte. Wie war es möglich, daß der Arbeiter heimgehen, den Weg noch einmal zurücklegen und frischgekleidet noch vor ihm die Kirche erreichen konnte? Dem Ding war nicht zu trauen; gleich nach beendigter Predigt mußte es den Bekannten unter den Kirchgängern mitgetheilt werden. Aber auch sie versicherten einstimmig, es selbst gesehen zu haben, wie der angebliche Wässermann diesen ganzen Morgen in der Predigt geschlafen hatte. Der beargwöhnte Doppelgänger war ein reicher Staffelbacher-Bauer, der sich vor einigen Jahren noch recht wohl befunden hat.

32. Der Feuermann an der Ezger-Fähre.

Zwischen Rheinsulz und Ezgen rief dem Fährmann, der Abends sich eben heimmachen wollte, vom jenseitigen Rheinufer her noch eine Stimme, und sogleich stieß er ab, um den Fremden herüber zu holen. Drüben stand in der Dämmerung eine große, hagere Gestalt, die ohne ein Wort zu sagen, ins Schiffchen trat. Schon war man mitten auf dem Rheine, da fieng die Gestalt an plötzlich eine so große Hitze auszusprühen, daß es der Schiffer kaum zu ertragen vermochte. Eilig stieß er zu Lande; der Andere sprang mit aus dem Kahne und streckte nun im Weggehen ihm die Hand wie zum Danke dar. Mißtrauisch that der Fährmann, als wäre er, noch mit dem Schiffchen beschäftigt, nicht im Stande, ihm die Hand zu bieten, und hielt nur die Schalte hin. Sogleich drückte jener seine brennende Hand tief hinein und verschwand. Lange bewahrte der Fährmann die Schalte mit den fünf schwarzen Fingergriffen daheim auf, bis sein Sohn, der solche Märchen nicht glauben mochte, dieselbe nahm und in den Ofen warf.

Nach einer andern Erzählung wurde demselbigen Fährmann dreimal nach einander vom jenseitigen Ufer her „Fritz, Fritz!" gerufen, und dreimal war er darauf umsonst hinüber gefahren. Als er das letzte Mal wieder Niemanden traf, nahm er einen am Flußbord liegenden Baumstamm ins Schiff, um doch wenigstens einen Nutzen für seine vergebliche Bemühung zu haben. Mit einem Male gieng der Weidling so tief, daß der Schiffer schon zu versinken meinte; ebenso schnell aber stieg dann eine Feuersäule vor seinen Augen auf und eine Stimme rief: „Du hast mich erlöst, Fritz!" Der geladene Baumstamm war darauf im Schiffe nicht mehr zu finden. (A. Birrcher in

Laufenburg.) Gleiches erzählt man von der Fähre, welche zwischen dem badischen Grenzorte Hauenstein und dem schweizerischen Rheinufer geht.

33. Der brennende Räuber in der Reuß.

Am hohen Reußufer Mühlerain steht nahe bei der Linnmühle an einem verfallenen Hag eine alte Buche. Wer dort in der Nacht vorüber wandelt, wird von einem feurigen Manne verfolgt und läuft Gefahr, in die Reuß hinab gestürzt zu werden. Gleichwohl hat noch jeder, anstatt im raschen Strome zu ertrinken, immer glücklich das Gestade wieder erreicht. Hier wollte einst ein Mann ein wenig ausruhen, der von Birmenstorf nach Muntwil ein Fäßchen Branntwein auf seiner Hutte zu tragen hatte. Plötzlich lief vom Muntwiler-Felde ein Anderer gegen ihn her, roth wie eine Gluth, nahm ihm die Hutte sammt Fäßchen von der Buche weg und schleuderte zugleich den Mann weithin ins Gesträuch. Dieser verlor, sowie er sich wieder aufgerafft hatte, den Muth nicht, sondern lauschte sogleich, nach welcher Richtung der Dieb entweichen werde. Im Augenblick hörte er unter sich mitten in der Reuß einen Strudel entstehen, und sah, wie der Brennende durch den Fluß ans jenseitige Ufer watete, ohne im Wasser zu erlöschen und ohne daß zugleich das Fäßchen Schnaps auf seinem feurigen Rücken sich entzündete. Aehnliches hat sich auch schon auf dem Ackerlande begeben, das des Müllers Reben heißt und oberhalb jener Linnmühle an der Straße liegt.

34. Der Feuermann in der Machnau bei Klingnau.

Unterhalb Klingnau muß man gleich am Bildstöckli den Fußweg einschlagen, wenn man in die Machnau und dort über die Aare will. Jetzt freilich ist die Fähre weiter unten, in der Au. Vor hundert Jahren aber war die große Kiesbank noch nicht aufgeworfen, die den Strom nun in zwei Arme theilt, und man fuhr damals gleich von der Machnau aus über ins Kirchspieler-Feld. Deswegen hatten sich hier die zwei Fehren von Klingnau ein Häuschen hergebaut, um gegen Wetter und Nachtfrost geschützt zu sein. Und so saßen und plauderten sie einmal am Weihnachtsabend, als es zwischen sieben und acht Uhr dringlich ans Haus klopfte. Da sie öffneten, erschraken sie nicht wenig über einen ganz feurigen Mann, der augenblicklich über die Aare gesetzt zu werden verlangte. Doch sie wußten, daß man auch den bösen Geistern nichts abschlagen dürfe, weil es gerade Weihnachten sei, wo

jene dem Orte ihrer früheren Verbrechen wieder zulaufen müssen; beide traten also in den Weidling und ruderten hinüber. Es gieng auch so schnell, daß sie kaum nachdenken konnten, ob der Gast ihnen nicht Löcher ins Schiff brenne, und schon stand er jenseits draußen. Alle drei sind wir verloren, sagte er ihnen vom Ufer aus, wenn ihr nicht Schlag acht Uhr hier seid, um mich wieder hinüber zu nehmen. Dann verschwand er im Leuggener-Hardwalde. Den Fehren war's schlimm zu Muthe; doch was wollten sie machen? Punkt acht Uhr hielten sie also am jenseitigen Bord, und sogleich war er wieder in den Weidling hinein gekommen, sie wußten nicht wie. Auf der Machnauer-Seite dankte er und bot ihnen die Hand zum Abschied. Der nächststehende Fehre durfte sie ihm vor Angst nicht geben, sein Kamerad aber war gefaßter und reichte ihm statt der Hand die Schwibele (zweigriffigen Stiel) seiner Schalte hin. Der Feurige berührte sie und im Augenblicke war sie bis zuunterst glühend. Schnell steckte man sie ins Wasser und löschte; indessen war der brennende Mann ausgestiegen und flackerte schon dem öden Giriz zu.

Die beiden Fehren von Klingnau haben zum Andenken an jene Weihnachten die Schalte aufbewahrt und ihren Kindern vererbt; und die ältesten Bürger des Städtchens behaupten heute noch, daß sie dieselbe gesehen und genau die Finger des Brünnlig in der Schwibele gezählt haben.

---

35. Die überfahrenden Gerippe.

Der Schiffer von Klein-Döttingen mußte einst in später Mitternacht drei Personen über die Aare fahren, welche sich in seinem Kahne zu drei Todtengerippen umgestalteten, aus deren Augenhöhlen Feuer loderte. Da sie nun ausstiegen und ihm den Fährlohn geben wollten, streckte er ihnen nur die Schalte hin. Sie schienen ihm ein schimmerndes Goldstück darauf zu legen. Als er es wegzunehmen meinte, war ein glühendes Loch durch das Ruder gebrannt. Bis heute bewahrt es die Familie auf.

Vielleicht gehört Folgendes dazu:

Die untern Kirchspiele des Zurzacher-Bezirks waren mit Kreuz und Fahne zu einer Prozession nach Zurzach gezogen und wollten, ein ganzes Schiff voll, bei Klein-Döttingen sich über die Aare stoßen lassen. Hier schlug das Fahrzeug um und Alles ertrank. Seitdem kommen die „Chilspeler" zwar noch immer prozessionsweise zur Festzeit nach Zurzach, doch ohne Fahne, und alle Jahre am selben Tage hört man in der Aare aus dem stärkern Gange des Wassers ein Wehklagen und Jammern.

Die Ueberfahrt der Seelen über unterweltliche Ströme in das Todtenreich: Mythol. 790. 791. Ueber das den Todten mitgegebene Fährgeld: Kuhn, Märk. Sag. No. 19. 30. In St. Matthias bei Trier hat man in christlichen Gräbern aus dem 3. Jahrh. Skelette mit dem silbernen Fährgroschen gefunden, und beim Fortbau der Basilika in Trier fanden sich Steinsärge aus dem 15. Jahrh., in denen Schädel lagen, die kleine Silbermünzen in der Mundhöhle enthielten. So weit reichte also dieser heidnisch-römische Gebrauch noch in das Christenthum herein. Hocker, deutsch. Volksglaube, S. 233. Die Chemnitzer Rockenphilosophie schreibt vor (Mythol. Abergl. No. 207): Todten lege man Geld in den Mund, so kommen sie, wenn sie einen Schatz verborgen haben, nicht wieder. In neuentdeckten Gräbern zwischen Vivis und La Tour fand man ein Geldstück in einem der Schädel stecken, das gewohnte Fährgeld für den Charon; dieses aber trug die Inschrift Tributum Petri. Also eine Verschmelzung der heidnischen mit der christlichen Religion. Vulliemin, Kant. Waat 1, 53.

---

36. Der Brünnlig durch Gebet verscheucht.

Der alte Fischer, der jetzt noch um Klingnau lebt, hat erzählt, wie es ihm selber einmal mit einem Brünnlig ergangen ist. Er und sein Gefährte waren um Weihnachten draußen auf der Aare und setzten Angeln. Es war das Wetter schön und wie gemacht dazu. Während sie so am Ufer hin beschäftigt sind, kommt ein feuriger Mann auf sie zugewankt. Der Kamerad sieht's und ruft im ersten Schrecken: Jesus, Maria! Laß den Weidling oben hinaus! Der Andere wendet nun rasch die Kahnspitze, und der Strom reißt das Schiffchen zugleich weit hinunter. Aber auch der Brennende war durch jene Namen wie weggeprellt vom Ufer, und als sie ihm nachsahen, strich er schon dem wilden Girizmoose zu und reichliche Funken sprühten aus ihm.

Das Gegentheil hievon trug sich ein andermal zu, da das Fluchen es war, welches den Brünnling vertrieb. Ein Bauer im Ober-Aargau steht an einem trüben Tage mit der Stechschaufel auf dem Felde, um seine Wassergräben zu öffnen. Da erscheint zehn Schritte von ihm entfernt ein schwebendes Licht. Er weiß schon, was er davon zu denken hat, nimmt seine Schaufel wieder auf die Schulter und macht sich für heute heim. Allein das Licht wird ein Brünnigs Mannli, das ihn bald einholt und sich ihm sogleich hinten auf die Schaufel hinaufsetzt. Unter fortwährendem Beten kommt der Mann seiner Hausthüre zugelaufen. Da steht sein Weib eben in der Küche an der offenen Thüre, blickt ihm auf die Schaufel und ruft: was Tüfels hesch du dô? Kaum ist das Wort Teufel über ihre Lippen, so ist auch der Brennende verschwunden.

---

37. Laufenburger Feuermann.

Noch jetzt erzählen sich zu Laufenburg die Rheinschiffer, was ihnen schon ihre Väter und Großväter vom dortigen Feuermann erzählt haben. Er winkte eines Abends vom Anlandungsplatze, dem sogenannten Scheffigen, am steilen Ufer herab und bedeutete, herübergeholt zu werden. Gerade kam auch der Schiffer Joseph Zimmermann von Seckingen her in seinem Weidling heimgefahren. Er sah ihn stehen und ohne lange wählen zu wollen, schickte er sich ins Unvermeidliche, fuhr hin, nahm den unwillkommenen Gast ein und ruderte mit ihm nach dem jenseitigen Ufer zurück. Da er die Art schon kannte, mit der solcherlei Gesellen sich zu empfehlen pflegen, bot er ihm beim Abschiede statt der Hand nur das Ruder entgegen, und augenblicklich waren alle fünf Finger dankbarlich hineingesengt. Aber in der Schnauze des Schiffes, wo er gesessen, hatte er zugleich den heißen Abdruck seines Sitzleders ebenfalls brandschwarz zurückgelassen. (Schweizerbl. 1833, 227.)

---

38. Das Räuberschiff am Rhein bei Rietheim im Tüfthal.

Am Rheinufer unterhalb Rietheim stehen Ruinen eines gewaltigen Rundthurmes aus der Heidenzeit. Von ihm aus gefährdete eine Räuberbande vor langen Jahren die Kaufleute, welche auf ihrem Waarenschiffe hier vorbei nach Basel fuhren. Als sie auf einem solchen einst auch einen Geistlichen fanden, der allein unter allen Reisenden ihnen kein Geld zu bieten hatte, warfen sie ihn ins Wasser. Noch im Versinken verwünschte er die Unmenschen.

Bald darnach wurde es auf dieser Rheinstrecke sicher und friedlich, und man hörte nicht mehr, daß irgend ein Reisender weiter angefallen worden sei. Aber die Stüdler von Zurzach, jene alte Schifferzunft, welche allein das Recht haben, alle Güter und Waaren durch die Rheinstrudel der Wildi und des Höllhakens zwischen Zurzach und Rheinfelden hindurch zu führen, bekamen bei ihrem nächtlichen Flößerdienste jene Bande wieder zu Gesicht. Namentlich ein Koblenzer Lachsfänger, der an jenem zerfallenen Thurme seine Geräthschaften zurecht legte, sah ihrer mehr als ein Duzend auf einmal, alle mit Schwert und Spieß bewaffnet. Ihr Hauptmann trug die gleiche Ausrüstung, körperlich aber war er ein bloßes Knochengerüste. Als sie dem Fischer aus dem Auge kamen, hörte er noch lange drüben her vom badischen Gehöft Aettikon die Ruderschläge ihres Raubschiffes.

Zwei muthwillige junge Leute aus Rietheim, denen man davon erzählte, wollten es nicht glauben und machten sich darauf eines Abends

zu jenem alten Thurme. Die haben ihren Vorwitz hart gebüßt, denn nie hat man seitdem je wieder von ihnen gesehen oder gehört.

Später meinte ein Schiffer, der Nachts rheinab fuhr, an dieser Stelle einen Ruf gehört zu haben und landete in der Voraussetzung, es werde Jemand in sein Schiff einsteigen wollen. Als er ans Ufer kommt, treten wirklich sogleich zwei sonderbar gekleidete Mannsbilder in seinen Weidling und fahren bis zum Dorfe Koblenz mit ihm hinunter. Dorten drückt ihm der Eine ein Stück Geld beim Weggehen in die Hand; während der Fehr das gewichtige Stück in der Hand wägt und betrachtet, sind die beiden Gesellen schon davon und aus seinem Gesichte. Er erzählt darauf im Wirthshause sein Abenteuer und als man ihn da auffordert, das schwere Geldstück herzuzeigen, zieht er statt dessen ein Stück von einer gelben Rübe heraus, das einen solchen Gestank verbreitete, daß Alle zugleich aus der Stube hinaus laufen mußten. Diesen Auftritt überlebte der Schiffer nicht lange; er ist binnen Jahresfrist wahnsinnig geworden und ward todt im Walde gefunden.

Eine alte Frau von Degerfelden, die an der Ruine herum Kräuter für den Apotheker sammelte, hat bei dem Gemäuer ein Aechzen und Stöhnen vernommen; auch weiß man, daß hier des Nachts Stimmen laut werden, als ob man einem vorbeikommenden Fahrzeuge Halt geböte.

„Wir müssen nicht ins Zurzacher Schiff", dies Sprichwort führt Kirchhofer als eine die Eile bezeichnende Redensart an, No. 136 und 164, ohne es indessen seinem Leser genügend einleuchtend machen zu können. Es hängt aber in der Zurzacher-Stiftskirche das Modell eines alten, mit aller Schmiedekunst verfertigten Schiffes; man sagt, es sei der heil. Verena von einem deutschen Kaiser geweiht und trägt es an ihrem Festtag in Procession durch die Gassen. Dieses Eilschiff wollen wir nun in der einheimischen Sage weiter betrachten. Das Schiff ist unser erstes und letztes Geschirr, wie die anlautende Formel Schiff und Geschirr es selbst schon besagt. Unser Milchgeschirr, aus dem man unmündige Kinder stillt, führt Form und Namen des Schiffleins. Unserer Frau Holle, welche die Wickelkinder stillt (Abthl. IV, No. 167) und ihnen auf Neujahr sechs neue weiße Hemden bringt (Schambach-Müller, ndsächs. Sag. pag. 76) muß dieses Schifflein sonst auch eigen gewesen sein, gerade wie das Glas, woraus man St. Gertrudenminne trank, die Form eines Schiffchens hatte, oder wie das Bildniß der deutschen Göttin Nehalennia (das Wolf, Beitr. 1, 149 beschreibt) ein Schiff zum Symbol hat. In Cortryck kommen die neugebornen Kinder, anstatt mit dem Storche oder aus dem Kinderbrunnen, zu Schiffe herbei. Das Kind fragt, Mutter, wann kaufen wir ein Kindlein? und die Antwort heißt: het schip zal weldra komen, das Schiff wird schon kommen. Wolf, Beitr. 1, 164. In Simrocks Kindb. No. 24. 92. verrathen sich noch entsprechende Reime:

Minge Mann es kumme,
de bûr von Quecke.
wat hät hä brunge?
en schepp voll wecke,
en schepp voll Junge. —

Herrgott hilf, es kummt e schiff
mit win und brod, dass wol geroth!
mamme, backe kiechli,
ganzi ganzi pfanne voll,
gänn im Kindel au dervon.

Stöber, elsäß. Volksb. No. 13. Dies gleicht jenem Schiffe in den Wolken, von welchem Bischof Agobard, † 840, schrieb, es trage Getreide und Frucht ins Land der Glückseligkeit (Myth. 604), jenem Glücksschiffe des Frankenkönigs, das alle Tage die Welt umfährt (Bechstein, DSagb. No. 273) und dem Friesischen Riesenschiffe Mannigfual, in dessen Tauwerk Wirthshäuser angelegt sind (Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 235). Die davon handelnden Kinderreime erinnern zugleich lebhaft an jenes Weihnachtslied aus dem 14. Jahrh., das man gewöhnlich Taulern zuschreibt:

Uns kommt ein schif gevaren,
darûf vil engelscharen,
es bringt ein schönen last,
hat ein grôzen mast.

Weinhold, Weihnachts Sp. pag. 381 zeigt, daß auch dieses nur eine Umdichtung älterer weltlicher Volkslieder ist und zählt die vielerlei Bearbeitungen auf, die dasselbe erfahren hat.

In diesem Geburtsschiffe nun läßt sich dasjenige Schiff erblicken, „das auf dem trockenen Lande geht", von welchem in Pröhles Kinder- u. Volksmärchen (No. 76) und in Meiers schwäb. Märchen (No. 31) die Rede ist. Auch das Kinderlied weiß davon, nur mißversteht man bisher den Text und stellt ihn mit in eine Reihe unter die sogen. Lügenmärchen. In Simrocks Kindb. No. 511 heißt es davon:

Es segelten etliche über Land,
Die Segel hatten sie in den Wind gespannt
Und segelten auf den Feldern,
Sie segelten auf einen hohen Berg,
Da ertranken sie all in den Wäldern.

Was ist hiemit anderes ausgedrückt als die Fülle und Unzahl der Fröhlichen, von welchen auch Seb. Brants Narrenschiff in ganz ähnlicher Weise behauptet:

die mag das schiff nit dann getragen,
die muessen an den narrenwagen.

Es ist das zur Göttin Freyja fahrende Schiff, deren großes Reich Seelengefilde, Volkvangr heißt, worin alle Engelsschaaren Raum haben. Und damit erklärt sich der Zweck jenes Schiffes, das i. J. 1133 von Aachen an bis an die Meeresküste unter allgemeinem Jubel und Zulauf der Bevölkerung zu Lande fortgeschafft und deshalb von den Gelehrten jener Zeit terrea navis benannt worden ist. Man wisse nicht, fügt die gleichzeitige Meldung bei, ob dasselbe eine Behausung des Bacchus oder der Venus sein solle; sogar im Mondschein kamen die Frauen schaarenweise heran, wo das Schiff vorübergezogen wurde; unter Liedern und Musik umtanzten es Tausende von Menschen und noch um Mitternacht strömten sie dabei zusammen,

wenn es während seiner zwölf Fahrttage an den einzelnen Orten still zu halten pflegte. Myth. 237.

Diese Zeitfrist entspricht derjenigen unserer Zwölften, unserer Rauch- und Losnächte u. dgl., die zwischen altes und neues Jahr fallen. Deshalb fährt der Eber des Gottes Fro zu bestimmter Zeit noch immer vom Rhein aus über die Aare und zwar in dem obrigkeitlichen Fährschiffe: No. 88. Wir haben aber auch das Schiff selbst unter unsern übrigen Volksbräuchen von heute mit zu erwähnen. Es wird in der Ulmer Fasnacht auf einen Schlitten gestellt und mit Musik durch die Stadt gefahren. Meier, schwäb. Sag. 2, pag. 374. Deshalb mag es sein, daß Sebast. Brant für den Namen seines poetischen Gegenstandes im Narrenschiffe abwechselnd auch den Namen Narrenschlitten gebraucht. Im Nürnberger Fasnachtszuge hatte dasselbe bis zum Jahre 1539 nie gefehlt und wurde erst damals obrigkeitlich verboten, als man unter den übrigen Vermummten dieses Schiffes auch eine dem reformationseifrigen Prediger Osiander allzuähnliche Pfaffenmaske mit umführte. Panzer, bayr. Sag. 2, 250. An der bayr. Donau hat indeß Schreiber dieses dasselbe Maskenschiff selbst noch in Städten und Dörfern zur Faschingszeit durch die Gassen fahren sehen; es lief auf mehrern im Schiffsboden angebrachten Rollen. Die Martinsschifflein zu machen, ein Festbrauch am 11. Wintermonat, da man die Martinsgans verzehrte und den Pelzmertel in den Kinderstuben umgehen ließ, gehörte sonst eben so gewiß dazu, wie heute die noch im Glarnerlande geltende Ueblichkeit, das Fridolinsfest mit einer Unzahl getheerter Schiffchen und bewimpelter Tröglein zu begehen, welche die Kinder Nachts angezündet oder mit Lichtchen besteckt mit dem Gewässer dahin schwimmen lassen. Das heißt dann vorzugsweise die geheiligte Nacht.

Von diesem Freudenschiff, das alle Neugebornen in sich trägt, diesem navigium Isidis der Römer, dieser Liburna der Sueven, unter der sie die Isis verehrten (Germ. c. 9) ist ein naturgemäßer Schritt zu dem Leichen- und Geisterschiffe, auf dem man über die unterweltlichen Todtenströme und durch der Hölle Bad zu fahren hatte. Auch im deutschen Süden hatte der Sarg die Form des Schiffes, nämlich des sogen. Einbaums. Menzel fand die Heidensärge, die er am Lupfener-Todtenfelde ausgrub, trogförmig und Kähnen nicht unähnlich. Odin, pag. 176. In dem Grabhügel Ringhoog auf Silt liegt ein Seeheld, Namens Ring, sammt seinem Schiffe. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sagen No. 501, im Klöwenhügel ein anderer mit einem goldenen Schiffe begraben. An das mythische Todtenschiff Naglfar, an das gleiche im friesischen Volksglauben, Mannigfual genannt, sei hier nur erinnert; beider Namen deutet an, daß sie alle Welt an Bord zu nehmen vermögen. Eben so bleibt die Sage von dem Geisterschiffe unter dem Namen des fliegenden Holländers als bekannt vorausgesetzt. Die noch lebende Sage läßt dieses Todtenschiff ganz in derselben Weise über Land fahren, wie vorhin von der terrea navis zu Aachen gemeldet worden ist. Seidl (Steiermärk. Sag. in Wolfs Zeitschr. 2, pag. 32) schildert das Wilde Gjaid am Thorstein in Steiermark; es besteht dasselbe aus einer Art Schlitten, der wie ein Schiff gestaltet ist und von vorgespannten Dienstmägden, sagt man, gürtelhoch durch die Luft gezogen wird. Dieses geschieht wiederum in der Christnacht, in welcher das Geburtsschiff mit den Kindern anzulangen pflegt. Im Bieler-See bei Möringen soll im Grunde

unter altrömischem Pfahlwerk ein vom Volke sog. Heidenschiff liegen. Antiquarisch muthmaßt man darunter einen aus einem Eichenstamm ausgehöhlten Kahn oder Einbaum (Jahn, Kant. Bern, 33); das Volk aber sieht ein auf dem See umziehendes Leichenschiff, und darein als wie in einen Sarg habe der Graf von Nidau sein Weib, weil es Drillinge gebar, vernageln und versenken lassen. Reithard, Sag. der Schweiz, 189. Pfyffer v. Neueck berichtet von einem ähnlichen Todtenschiffe auf dem Vierwaldstätter-See; viele Seeleute hätten es schon gesehen, wie es ein Mädchen steuere, das Gesicht nach dem Gestade von Kersiten gerichtet. Wanderer i. d. Schweiz 1840, 341. Von versteinerten Schiffen berichtet aus dem Bernerlande Wagner, Mercur helvet. Tiguri 1680, 356. Statt diese schlechtberichteten Angaben dorten auszuschreiben, folge lieber, was sich Jos. Leop. Cysat von einem Geistlichen aus Uri hat gleicher Weise erzählen lassen und in seiner Beschreibung des Waldstätter-Sees (Luzern 1661, pag. 241) mitheilt: Jener Geistliche habe auf einem hohen Urnerberge die Ueberreste eines großen Eichenschiffes gesehen und untersucht und man meine, es sei aus der Zeit der Sündfluth dem Menschengeschlechte zur Erinnerung da droben verblieben; und ebenso habe man nach Beschreibung von Augenzeugen auch im Bernerlande hundert Ellen tief in der Erde ein Schiff mit Anker und Ankertauen und den Gerippen von 40 Mann gefunden. Man urtheilte, es müsse dasselbe durch einen Meerwirbel verschlungen und durch die verborgenen Wassergänge der Erde bis in die Klüfte dieses Bergwerkes versenkt worden sein. Weitere Angaben über das germanische Todtenschiff sind zu finden: Grimm, Myth. 790. 793. Menzel, Odin 175—183.

---

39. Der Schwarze in der Au, Klingnau.

Die Jüppe heißt ein Weiler, eine Stunde von Leuggern, von wo aus der Knecht noch in später Mitternacht über die Aare nach Klingnau hinüber geschickt wurde. Es regnete, stürmte und schneite, da er auf dem Rückwege in die Hohle Gasse kam. Der Wind ließ ihn kaum den Regenschirm aufmachen, den er in Klingnau mitgenommen hatte. Während er sich damit plagte und über die Aecker an der Aare zu seinem Kahne hinunter lief, begegnete ihm in gleicher Richtung ein Mann von übermäßig hoher Gestalt. Er fragte diesen, ob er ebenfalls mit an die Fähre käme, erhielt aber gar keine Antwort. Kaum getraute sich nun der Knecht den Regenschirm zuweilen so hoch zu halten, daß er zu dem Unbekannten hinüber blicken konnte. Derselbe trug einen breiten Hut und schleppte einen gewaltigen Sack nach; in gleichmäßig großen Schritten gieng er so mit fort, man hörte seine Füße deutlicher, als daß man sie sah. So kam man zum Fluße; es war stockfinster, nirgends konnte der Knecht an der ihm wohlbekannten Stelle seinen Kahn wieder finden, in dem er erst vor kurzer Zeit übergesetzt hatte. Stunden lang lief er in Schilf und Gebüsch umher und

eben so lange stolperte sein stummer Begleiter neben ihm und über ihn einher. Dies erzürnte endlich den Knecht, er vergaß sich und brach in laute Flüche und Schwüre aus; jetzt half's. Augenblicklich war der Schwarze verschwunden und statt seiner sah der Knecht den Kahn. Er war schon über die Mitte der Aare hinaus, als schwere Lasten von Steinen aus der Höhe her ihm nach gestürzt kamen. Er im Kahn wurde mit Erde und Sand überdeckt. So schmitz der Große nach und pfiff dabei zweischneidig durch die Finger. Erst daheim unter der Dachtraufe hörte der Knecht ihn nicht mehr.

Das ist der Schwarze in der Au, der von der Tracht den Namen hat, in welcher er herumwandelt. Das zerfallene Häuschen in der Au war seine Wohnung gewesen, da hütet er noch immer schlimmerworbene, verborgene Schätze.

Steinschleudernde Riesen und Satane sind ein häufiger Gegenstand der Sage, Myth. 974. Ein daraus sich entwickelndes Sprichwort heißt, der Teufel hat seinen Stein darin. Vgl. Abthl. X, No. 435, der Wirtel in der Aare. No. 433, die Teufelsburdi.

---

40. Der Mörder am Sandbrunnen.

Zu Stalden auf dem Bötzberge diente im Wirthshause eine Magd, welche die Liebesbesuche eines Burschen von Linn so lange angenommen hatte, bis sie ihn endlich dringend bitten mußte, sie ehestens zu heirathen. Dies kam dem Liebhaber so unerwartet und verstieß so sehr gegen seinen Dorfstolz, daß er bei sich beschloß, das Mädchen gewaltsam auf die Seite zu schaffen. Schon in den nächsten Nächten verlangte er wieder bei ihr Einlaß. Arglos wird ihm wie sonst das Gadenfenster aufgethan. Sogleich versetzt er der Armen drei Messerstiche und entflieht. Nebenan und nur durch eine Holzwand getrennt, schlief diese Nacht eine der vielen Wallfahrerinnen, die aus dem Elsaß und Schwarzwald dieses Weges über den Bötzberg alljährlich nach Einsiedeln zur Schwarzen Mutter Gottes pilgern. Diese erwachte über dem Stöhnen der Verwundeten und machte im Hause Lärm. Als man Licht gebracht, konnte die Sterbende nur eben noch den Namen ihres Mörders aussprechen, dann verschied sie. Indessen war jener bis zum Sandbrunnen gekommen, der nicht weit vom Wirthshause entfernt ist, hatte da schnell sein blutiges Messer abzuwaschen gesucht und weil's nicht gieng, es von sich geworfen; dann lief er heim. Schon am andern Morgen ward er verhaftet. Er läugnete, bis man ihm sein Messer vorhielt; da bekannte er, wie er die paar Blutstropfen daran durchaus nicht habe wegreiben können, sie seien wie eingefressen

auf der Klinge geblieben. Das habe ihn so erschüttert, daß er sein Leben gestern schon verschätzt habe.

Im Dörfchen Hafen am Bötzberge wurde seine Leiche aufs Rad geflochten. Nun sieht man am Sandbrunnen zuweilen seine Gestalt stehen, bald auf einen Pfahl regungslos gestützt, bald aus allen Kräften etwas fegend, das er dann aufnimmt und im Schimmer des Mondscheins prüfend betrachtet.

41. Die Reußbrücke zu Sins.

Die Reußbrücke zu Sins wird zusammenstürzen, wenn der Sinser-Jahrmarkt, der auf ihr abgehalten wird, wieder auf einen ersten Maisonntag trifft, bei dem so viele Leute zusammenströmen würden, wie es vorher noch nie der Fall gewesen wäre.

42. Der Wässermann in Seengen

übervortheilte seiner Zeit die Nachbarn im Wässerrecht und geht seitdem um. Schwarz am ganzen Leibe, den Spaten auf der Schulter, kommt er vom G'hei her, läuft dem Graben nach bis zur Kirche, trinkt dort am Brunnen und verschwindet. Ein Weib, das spät Nachts von der Wäsche heimgieng, sah ihn so kommen und blieb stehen. Während er am Brunnenstock gelehnt sie maß, meinte sie einen Nachbar in ihm zu erkennen und rief ihn an. Da tritt er vor sie hin, sie gewahrt nun ihren Irrthum, entrinnt, kommt leichenblaß heim und hat am andern Tage einen geschwollenen Kopf.

43. Wassergeist im Trottenbach.

Auf dem Wege von Leuggern nach Neuenthal kommt man beim Trottenbach zum alten Steg, der über den Graben führt. Drunter haust ein Gespenst. Es trägt das Haupt im Arme, die Augen auf einem Teller und brüllt dabei wie zu einem hohlen Hafen heraus.

Wie oder welcher gestalt die geist erschynen? Etwan hat es sich sähen lassen wie ein brünnender strauwüsch. Etwan hat man allein ein timmere stimm ghört, als wenn einer vß einem hafen herfür redte. Lavater, von Gespänst. Zürich 1578. Bl. 61. Ueber den Sinn, welchen die Hauptlosigkeit der Geister hat, erklärt sich Anmerk. No. 474. Dazu No. 157.

44. Der Frauensteg.

Zwischen Endingen und Degerfelden ist eine Brücke, über die des Nachts übel zu gehen ist; ein Gespenst soll einem den Weg versperren. Als gleichwohl Einer hinüber gieng, pfuchzte es drunten im Wasser, wie wenn einem beim Schwimmen Wasser in die Nase dringt. Kaum hatte der Wanderer „Helf dir Gott!" gesagt, so folgte ein zweites Ernießen und wiederum gesegnete er es. Beim drittenmal aber schrie er hinunter: „Hol dich der Teufel!" Da fieng es an zu jammern und sprach: „Ach hättest du auch noch das drittemal recht gesprochen, ich wäre erlöst!"

45. Silberbrünnlein bei Seengen.

Beim Dorfe Seengen am Hallwiler-See kennt man ein sogen. Silberbrünnlein, aus dem in Hungersjahren die Menschen sich genährt haben sollen. Daß Segensgeister hier gewohnt haben, deutet auch noch der Name der benachbarten Wiesen an, die nördlich vom Hallwiler-Schlosse am Aabache liegen; sie heißen Alvmatt und Elfli.

46. Tribächli am Lindenberg.

Tribächli heißt heute ein Wald auf der Höhe des Lindenberges, wo sonst weiße Jungfrauen aus dem Wasser kamen und den Kindern beim Erdbeersammeln erschienen. Wer sie aber jetzt gewahrt, ist des andern Tages mit Aussatz geschlagen.

Bergfräulein und Wasserfräulein kommen im Glarnerlande noch mehrere vor. Zwischen Schwanden und Nidfuhren ist das Widewibli, das die Leute irre führt; in der Pulstere bei Engi ist das Pulsterewibli (es trägt den Namen des Luzerner-Landgespenstes Posterli oder Polsterli); das rothstrumpfige Wibli mit großem Schattenhut schwebt über der Speichenruns in Engi herab. Blumer-Heer, Kant. Glarus, 317.

47. Der Steg für die Verstorbene.

Zu Erlisbach war eine Wöchnerin gestorben und begraben worden. Der Kirchhof aber liegt nicht auf der gleichen Seite wie jenes verwaiste Haus, sondern jenseits des Baches, welcher das Dorf in zwei Theile scheidet. Da man nun seit jenem Begräbniß jede Nacht ums Haus weinen hörte, so erinnerte man sich, daß dieses von der verstorbenen Mutter herrühren möchte; denn sechs Wochen lang muß jede verstorbene Wöchnerin noch ihr Kind heimsuchen, hier aber hielt das

am Hause vorbeifließende Wasser den Geist ab, zu ihrem Säugling kommen zu können. Sobald ein Steg über den Bach gelegt war, hörte auch das Gestöhne auf. (A. Birrcher in Laufenburg.)

Brücken und Stege waren geheiligt. So lange der alamannische Thurgau noch ins heutige Aargau hereinreichte, wurde das Landgericht zuweilen auf der Rheinbrücke in Schaffhausen abgehalten (Zellweger, Appenz. Gesch. 1, 220), zuweilen auf den Aarbrücken von Brugg, von Klingnau sogar, als dorten die Brücke noch bestand. Bis in Mitte der Brücken trug man fremde Leichen, führte und geleitete man fremd herkommende Bräute. Grimm, Grenz. Alterth. (Abhandl. der Berl. Akad. 1845). Feierliche Zusammenkünfte begieng man auf Brücken. Das älteste Zeugniß hiefür bietet Tacitus hist. 5, 26; das jüngste liegt in der Zusammenkunft Napoleons und Alexanders auf dem Niemen. Weitere Zeugnisse giebt Grimm, Latein. Ged. pag. XV. Allein nicht die Brücke, sondern das geheiligte Element des Wassers ist bei solchen Bräuchen das Bestimmende gewesen für Lebende und Todte. Um den Seelen die Ueberfahrt ins Schattenreich zu ermöglichen, begrub man sie im Schiff (Anmerk. No. 38), und von dem schmalen Steg, den sie überschreiten müssen, ist im Nierensteiner Todtensegen noch die Rede (vgl. Aargau. Kinderspiel., Abthl. 2 „Goldene und Faule Brücke").

Mehrfach kommt daher auf Runensteinen die Meldung vor, der Verstorbene habe für seine Seelenruhe eine Brücke bauen lassen, um jene Höllenbrücke über die Flüße Niflhels ungehindert betreten zu können. Solcherlei Nachweise giebt Mone, Gesch. des Heidenth. 1, 429. Auch die hl. Schriften der Parsen nennen die Todtenbrücke Chinvat und zwei Geisterhunde befragen an ihr die Seele um ihren Wandel. Spiegel, Avesta 1, 249. Daher rührt die häufige Angabe unserer Sagen, als ob Geister unter einer Brücke so tief im Wasser steckten, daß sie fortwährend oder dreimal hinter einander sich ernießen müßen. Ruft man ihnen dann eben so oft ein Gotthelf zu, so sind sie erlöst, allein man muß dann selber sterben. Mone, Anz. 1838, 370. 1839, 62. Sommer, Thür. Sag. No. 18. Panzer, bayr. Sag. 1, pag. 177. Firmenich 1, 206. Stöber, elsäß. Sag. No. 252.

---

48. Die Reußfähre bei Mühlau.

Vom Aargauer Dorfe Mühlau geht eine Fähre über die Reuß ins Zugergebiet. Hier schiffte sich einst auch ein armes Mädchen mit ein, das von ihrem Geliebten treulos verlassen war; als man die Mitte des Stromes erreichte, sprang sie lebensüberdrüßig ins Wasser und konnte nicht mehr gerettet werden. Von dieser Zeit an wurde die Fähre beständig durch einen Wassergeist gestört; so oft man in die Mitte des Stromes kam, wurde das Wasser wild und tobend, und sobald man dann nicht schleunig den Rückweg nahm, lief man Gefahr umgeworfen zu werden. Also mied man nun diese Ueberfahrt gänzlich, dafür aber gieng weit und breit das Gerede, wie viele und große Verbrechen jenes arme Mädchen einst begangen haben müße,

daß man nicht einmal des Stromes mehr Meister sei, seitdem sie in ihm ihren Tod gefunden hatte. Inzwischen erschienen einmal zwei Kapuziner, die in der Gegend von Sins terminiert hatten und nun auf das Zugergebiet übergesetzt sein wollten. Der Fährmann aber verweigerte es ihnen und gab alle Umstände gründlich an. Es lag den Mönchen sehr daran, heute auf dem Heimwege nicht aufgehalten zu sein, sondern in der ihnen vorgeschriebenen Frist in ihrem Kloster richtig einzutreffen, daher sagten sie dem Fährmann bei der Allmacht Gottes völlige Sicherung seines Lebens zu und drangen in ihn, das Ruder zur Hand zu nehmen. Dieser folgte und brachte sie bis in die Mitte des Stromes an jene gefährliche Stelle, wo das Wasser zu sieden und zu toben begann. Allein anstatt ihn nun umkehren zu lassen, befahlen sie ihm still zu halten und beschwuren den Geist, in ihrem Schiffe zu erscheinen. In Gestalt eines langhaarigen schwarzen Hündchens kam dieser sofort aus der Reuß zu ihnen hereingesprungen, und erklärte auf die Frage, wer er sei und kraft welchen Rechtes er hier die Schiffahrt störe, er sei nicht etwa der Geist jener verunglückten Jungfrau, sondern der Teufel selbst. Ihm liege aber daran, die Leute glauben zu lassen, jenes Mädchen verursache den gefährlichen Wasseraufruhr; denn je länger ein solcher Glaube andauere, um so größere Unthaten würden schlechtdenkende Menschen dem Mädchen aufbürden, um so mitleidloser ihr an die Ehre greifen und ihr Andenken schänden. Also bekäme er die schadenfrohen Lügner und Verleumder ganz sicher in seine Gewalt und mehre auf erlaubtem Wege damit sein Reich. Allein die Patres wollten von diesem Rechte des Teufels nichts wissen, sie geboten ihm vielmehr, ins künftige das Schiff ungekränkt passieren zu lassen. Er mußte ihnen wohl folgen, denn die Fähre besteht noch; so urtheilt ein Theil der Gläubigen. Ein anderer Theil aber sagt, der Teufel habe sich mit dieser Erklärung nur über diejenigen Prediger lustig machen wollen, die alle Aeußerungen der Menschen für nichts als Eingebungen des schlauen Teufels ausgeben.

II. Geheiligte Bäume.

49. Die Etelmutter zu Schneisingen.

Im Oberholze von Schneisingen findet sich ein rund ausgemauertes Loch im Boden, das der Rest eines alten Thurmes zu sein scheint. Es ist so tief, daß man hinein geworfene Steine drunten nicht wieder auffallen hört. Die Heiden haben es vormals bewohnt; es war ihr Schatzhaus. Sie sind fortgewandert oder ausgestorben, und nur die Etelmutter allein ist übrig geblieben. Diese geht eigenthümlich gekleidet in einem rothen Rocke einher und verfährt mit den Holzdieben, die sie betrifft, so barsch, als ob der ganze Gemeindewald ihr gehöre. Zum Schutze gegen dieses gefürchtete Weib hatte ein Schneisinger-Holzfrevler ein Muttergottesli in den Sack gesteckt, eines jener gebrannten kleinen Thonbildchen, wie die Wallfahrer duzendweise um einen Kreuzer in Einsiedeln kaufen, und gieng damit im Walde seinem Diebstahl nach. Die Etelmutter konnte ihm diesmal zwar nichts anhaben, aber doch trat sie ihm drohend entgegen und sagte höhnisch: Wenn der Mann das Herz verliert, nimmt er sich eine irdene Frau! Diesmal fand der Angeredete auch den Wohnplatz der Alten und hat ihn später einmal seinen Buben gezeigt; es ist ein Fleck unter einer breiten Fohre, der so besonders sauber gekehrt ist, daß nicht eine Waldnadel oder ein Steinchen drauf liegt.

Etelmutter heißt Großmutter, dasselbe was hier in No. 436 und in Grimms KM. 1, 152. 2, 188 des Teufels Ellermutter ist. Etter, ableitend von Atto, Großatt, bedeutet auch Vatersbruder und Vetter. Stalder 1, 115. Der Etelmutter Wohnplatz vergleicht sich der Reinlichkeit der Geisterwohnung, von der in Abthl. IV, No. 169, Schatzhöhle bei Bellikon, die Rede ist.

50. Die Barakenfrau bei Frick.

Im Säckenberg, einem Walde nordwestlich von Frick, von dem in No. 186a des weitern erzählt ist, sieht man am hellen Tage eine Frau, die Barakenfrau, die, wenn man ihr nahe kommt, plötzlich verschwindet, die Leute aber oft so weit in der Irre umherführt, daß sie sich über Berg und Thal nicht mehr zurecht finden können. Sie trägt, wie ehemals die Weiber auf dem Lande, einen rothen Tschopen (jupon, Jacke) über einen rothen Rock und hat einen Schinnhut auf

aus gespaltenen Weidenruthen geflochten. Sie erscheint bald mit einem Armkorb, bald mit einem Stab in der Hand und bisweilen mit einer Bürde ganz kleiner Reiser auf dem Kopfe, die nicht größer sind als Rebreiser. Ihre Wanderung geht vom Ettenberg-Egg bis zum Kellengraben. Gewöhnlich hält sie sich unter einer Eiche auf, wo sie die gesammelten Beeren dörrt und dann ißt.

---

51. Der Dornstrauch auf dem Birrfelde.

Stirbt der Dorn, der mitten auf dem Birrfelde steht, so geschieht dorten eine Schlacht, deren Blutbach die Mühle zu Müllingen drei Tage lang treiben und den Rossen bis über die Fessel gehen wird. Alsdann wird ein sechzehnjähriger Jüngling der siegreiche Held sein. So lautet eine zwischen Reuß und Aare lang verbreitete Prophezeiung. Als nun vor etlichen Jahren jener alte Dorn sichtbar abdorrte, so daß er jetzt nur noch von dem daranstoßenden Hagenbuttenstrauch umgrünt ist, wurde die umwohnende Bevölkerung fühlbar nachdenklich und sah gespannt den Nachrichten über einen ausbrechenden Krieg entgegen.

Nach einer von Tschudi, Gallia comata 141 geäußerten Vermuthung ist bis auf die Neuzeit das Birrfeld für die Gegend angesehen worden, wo Constantius Chlorus 303 die Alemannen schlug, und die Brugger-Neujahrsbl. v. J. 1821 fügen im Tone des Augenzeugen die Behauptung hinzu, noch lange nachher sei dieses Birrfeld von den Gebeinen der Erschlagenen bedeckt gewesen. Unsere Sage kümmert sich im vorliegenden Falle gar nicht um die Ergrübelung einer geschichtlichen Schlacht, von welcher ohnedies nichts anderes als eine Jahrzahl übrig ist, sondern faßt die Weltschlacht der Zukunft ins Auge, mit ihrem nach der endlichen Vertilgung des Bösen folgenden Weltfrieden. Den Glauben an diese Erfolge knüpft sie an einen Schicksalsbaum. Dies ist die Sage vom Dürren Baum, welcher mit dem nahenden Sieg und Frieden wieder zu grünen beginnt. Von ihm singt schon die Kaiserchronik (Diemer, pag. 218, Vers 25), da der siegreiche Herzog zum Haselbrunnen seinen Speer steckt und ausruft: das Land ist den Bayern zu Ehren gewonnen! Dieselbe hat bis auf die jüngste Zeit 1847 ihr Leben im Volke forterhalten, da der prophetische Birnbaum am bayrischen Untersberge zum Erstaunen des Landvolkes plötzlich wieder auszuschlagen anfieng, nachdem er seit Napoleons Untergang 1814 gestockt hatte. Steub, Aus dem bayrischen Hochlande. 1850, 160. Der Trunser-Ahorn in Bünden, der jetzt seinem Tode entgegen geht, und die längst nicht mehr stehende Tellenlinde in Altorf mögen früherhin als solche Schicksalsbäume gegolten haben; dazu kommt noch das sogenannte Stäudlein von Oesterreich, das einem die Schiffer fleißig zeigen, wenn man am Thunersee die Landspitze Nase umfährt: „es wächst nicht und welkt nicht, ein Weidenschoß, das vom J. 1298 an, seit die Herrschaft Unterseen österreichisch war, unablässig gegrünt hat und wieder grünt“. Wyß, Bern. Oberl. 1, 321. Die neueste landauf-

+ S. XXI.

regende Prophezeiung solcher Art war 1843 im Luzernerlande und gab zu einem langen, mehrere Kantonsregierungen stark beängstigenden Hochverrathsprozeß Anlaß. Sie stimmt ziemlich genau zu unserer vorliegenden Sage und lautet so: Auf dem Emmenfelde wird eine so blutige Schlacht geschehen, daß die Pferde bis ans Gefieser im Blut stehen. Die alten Männer und eilfjährige Knaben, lauter Bauern aus den Schneebergen, werden den Feind gänzlich außer Land jagen bis auf das Ochsenfeld. Hier wird die letzte Schlacht geliefert; die Schweizer werden siegen. Ein Sechzehnjähriger, der auf dem Emmenfelde unter einer Linde geboren worden, wird als Sieger die Fahne der Freiheit der ganzen Welt in Mitte des Schlachtfeldes aufstecken. Die Sieger werden einander fragen, ob sie in einem oder zwei Wirthshäusern einkehren wollen; da werden sie aber in einem einzigen Platz genug haben. Dies soll der Bauer Thomas Wandeler in der Funtannen, den man den Rigelitommen nennt, vor etwa 100 Jahren prophezeit haben; nunmehr legt man es dem Bruder Klaus von der Flüh in den Mund. Kas. Pfyffer, Luzern. Gesch. 2, 213. Diese Prophezie über die Schlacht am Ochsenfelde stimmt mehrfach überein mit Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sag., No. 509 (auch Panzer, bayr. Sag. 1., No. 120), wo eine rothe Kuh über eine Brücke schreitend schicksalsentscheidend wird.

Außer den in Grimms Myth. hiezu enthaltenen Sagenparallelen verweise ich auf folgende neuere Schriften, in denen dieser Gegenstand umfassend und quellengemäß behandelt ist: Wackernagel, Hdschrift. der Basler-Biblioth. 55: Sibyllen-Weissagung aus dem 14. Jahrh. Damit unmittelbar zusammen gehört „Sibillabuch": Aarg. Beitr. 1846, 275. Das Volksbuch von Kaiser Friedrich, Haupt, Ztschr. 5, 267. Kaiser Friedrich im Kiffhäuser, von Maßmann, 1850. Friesische und Paderbornische Weissagungen, gesammelt v. Leverkus, Haupt, Ztschr. 3, 457. Die Sagen vom Dürren Baum: Menzel, Odin 344. Eine mit hieher gehörende und, wie mir scheint, noch nicht beachtete Sage vom Dornstrauch findet sich bei Wier, de praestig. daemon. 1586, pag. 531: „Bald nach dem grawsamen Vnfall vnd Blutbad, so sich auff der Hochzeit zu Pariß 1572, 24. Augst begeben, hat auff dem Kirchhoff der Vnschuldigen Kinder zu Pariß ein dornechtiger Staud oder Strauch, welcher etliche jar gantz dürr vnd ohne krafft gewesen, von neuwem zu grünen, Blätter vnd Blumen zu bringen angefangen; gleichwie der dürre vnd außgetrocknete Baum, daran sich Christophorus gehalten, als er Christum durch das Meer getragen, wiederumb solle grün worden vnd seine Frucht bracht haben.

---

52. Der Dornstrauch zu Oberkulm.

Auf dem Oberfelde zwischen Kulm und Zetzwil war einst die Stadt Hegenau gelegen, die durch Erdbeben untergieng. Wo heute der Mauerhübel liegt, umgeben vom Mürthale, da versank zuletzt das Schloß. Es ist dasjenige, welches noch nachher den Namen Hegnau getragen und dem im Kulmerthale zahlreichen Geschlechte der Hegnauer den Namen gegeben haben soll. Vgl. No. 7. 52. Alljährlich pflügt man

noch Ziegelstücke und Mauerreste auf, die den Glauben der Leute an die ehemalige Stadt neu verbürgen. Dort aber, wo die Landstraße von Aarau nach Luzern vorbeiführt, war seit undenklicher Zeit ein Dornstrauch aufgewachsen, dessen Stamm allein drei Fuß dick gewesen sein soll. Jeder, der des Weges kam, sah ihn als ein Wunder an, legte einen Stein dazu, und so thürmte sich nach und nach ein kleiner Wall rings um den Dorn; er gedieh in diesem Schutze, gewann sein eigenes Plätzchen Land, und somit blieb dieses unbepflanzt. Die Leute, die in der Nähe ihre Aecker hatten, erzählten sich wohl, welche Schätze unter dem Busche verborgen lägen, und daß sich eine Frauengestalt im heißen Mittage dorten sehen lasse, unter deren Tritten es wie Gold glänze; aber jeder nach diesen Schätzen Lüsterne fürchtete zugleich, dem bösen Geiste zu verfallen, und eben deswegen, sagten sie, dürfe man auch den Dornbusch nicht umhauen. An einem Samstage Nachts waren die jungen Bursche des Ortes ins Wirthshaus zum Rößli gekommen, wo bereits einige ältere Männer beim Weine saßen. Als die Rede zwischen beiden Parteien auch auf den Dorn kam, waren es natürlich die Alten, die für seine Unvertilgbarkeit fest einstanden. Gegen diesen Aberglauben ereiferten sich die Bursche, sie ließen es eine Wette gelten und giengen mit Säge und Beil davon. Nicht lange, so brachten sie den alten Dornstrauch zerhauen zur Thüre herein geschleppt. Da erschraken die Leute sehr. Der Baum reuete sie, der doch beinah in allen Chroniken eingeschrieben stand, der so lange eine wichtige Sache im Thale gewesen war, nach dessen Ausschlagen und Blühen man Jahrgänge und Begebenheiten gerechnet hatte. Und jene würden vor Gericht gewiß hart gestraft worden sein, wenn man alles recht an den Tag hätte ziehen wollen. Aber nun war's geschehen. Trotzdem will man auch nachher noch die Erscheinung einer weißen Jungfrau an jenem Mauerhübel gesehen haben.

---

53. Die Linde von Linn.

Einer der größten und ältesten Bäume des Aargaues ist die Linde am Bötzberge, welche dem Dörfchen Linn daselbst den Namen gegeben hat. Jeder ihrer Aeste ist ein eigener mächtiger Baum voll zahllosen Gezweiges. Ehe der Sturm ihre höchste Krone gebrochen hatte, war, wie ein dortiger Mann darüber sich ausdrückte, ihr Wald noch viel größer. Sie steht etwas weiter drinnen in der Bergebene; dennoch überragt sie die vor ihr aufgewachsene Tannen- und Laubwaldung, daß man den einzelnen Baum meilenweit im Umkreise

darüber hervor schauen sieht. Auf einer Seite ist der Stamm klüftig und morsch; gleichwohl schießt er aus der geborstenen Rinde neue frische Aeste von Eichendicke hervor. Ein paar Ellen hoch kann man in die Höhlung hinein steigen. Wie erstaunt man, in solcher Höhe neue Wurzeln aus dem Innern von oben her kommen zu sehen, Luftwurzeln, die selbst wieder in Stammesgröße keck in die leere Höhlung hinunter nach Boden suchen. Ein leiser Luftzug durch die Wipfel erinnert den darunter Liegenden an ein brandendes Gewässer. Man meint, ihr Schatten könne bis auf das entlegene Birrfeld hinüber reichen, wo jener Schicksalsdorn steht, dessen Absterben den Untergang des Landes zur Folge haben soll. (Vgl. Dornstrauch am Birrfelde, No. 51.) Andere sagen, die Welt gehe unter, sobald ihr Schatten auf die näher gelegene Ruine von Habsburg am Wülpelsberge falle, und man bewährt dies mit dem Spruche, der sich auf den einstigen Bewohner dieser Burg, auf Rudolf von Habsburg bezieht:

Leit d'linde-n-ihr's chöpfli ûf 's Ruedelis hûs,
Se-n-isch mit alli wëlten ûs.

Als der irische Apostel Gallus das Land betrat, soll er unter dieser Linde sein Predigtamt begonnen haben. Das bekehrte Volk baute ihm zu Ehren ein Kirchlein, und daher rührt der Name des benachbarten Dorfes Gallenkirch. Die Reformation, der dann diese Ortschaften beigetreten sind, hat solche Erinnerungen nicht völlig getilgt. Die Gallenkircher sollen noch das Recht haben, nach dem ganz katholischen Dorfe Hornußen zur Kirche zu gehen. Es ist ihnen diese letztgenannte Gemeinde nicht bloß konfessionell, sondern auch politisch fremd und gehört zu der in sich abgeschlossenen Landschaft des Frickthales. Aber dorten in jener Kirche sehen sie den alten Glauben ihres Bekehrers fortdauern, und hier unter der Linde schlafen ihre Ahnen; noch versammeln sich bei ihr auf dem Kreuzwege um Weihnachten alle — Zauberer.

Ein ähnliches Verhältniß ist im Orte Linn selbst, der heute pfarrgenößisch im Dorfe Unter-Bötzberg ist und seine Leichen auf dortigem Kirchhofe bestattet. Dies war früher nicht so; die Gemeinde Bötzen ist selber eine so zerrißene, daß von ihr bis zum J. 1824 die thatsächlich wahre Redensart galt, ihre Kirche liege zu Bötzen, ihr Pfarrhaus liege im Dorfe Elfingen, und ihre Glocke hänge am Wirthshausschilde zu Effingen im Frickthale. (Meyer-Knonau, Erdkunde 2, 193.) Der alte Begräbnißplatz der Linner war also nicht in Bötzen, sondern bei der großen Linde. Dies hat sich auf folgende Art geändert. Einst zur Zeit der Pest starben im kleinen Dörflein Linn der Leute so viele, daß ein eigener Fuhrmann die Leichen täglich nach Unter-Bötzberg

zum Begräbniß führen mußte. Er fühlte sich zuletzt selber von der Pest ergriffen, und in dem Wahne, ihr entfliehen zu können, entläuft er bis Rheinfelden. Dort aber herrscht gerade der schwarze Tod gleichfalls und der Knecht geht daran zu Grunde. Während dem hat zu Linn das Sterben ungehemmt fortgedauert. Der einzige Mann, der zuletzt übrig ist, macht in der Nähe des Dorfes eine große Grube, wirft die Leichen zusammen hinein und pflanzt zum Andenken die Linde darauf. Die Linde steht wirklich auf einem ausgedehnten Grabfelde. Seit Jahrhunderten pflügt man aus den vielen Morgen des umliegenden Getreidelandes alles Gestein sorgfältig aus und thürmt es an die eine Seite des Baumes. Diese Denk- und Grabsteine eines ganzen Leichenfeldes, das in der Heidenzeit hier gewesen sein soll, waren lange als Mauer um den Baum gelehnt; kaum aber vermochte sie das Auge nur zu bemerken gegenüber der Mächtigkeit des borkenverwachsenen Lindenstammes. Der Verfasser dieses Buches läßt sich hier ein einziges Mal selber vernehmen; die Mittagsrast, die er einmal unter jenem Baume hielt, hat ihm folgenden Spruch gebracht:

Sobald des Hügels Sagen von ihrem Traum erstehn,
Hat jedes Blatt Behagen, am Lindenbaum zu wehn;
Noch nicht der Frühlingssiege und Heldensprossen satt
Wird eine Liederwiege sein allerjüngstes Blatt.

Die Linde von Linn scheint vorhanden gewesen zu sein, um die Pest in sie zu verkeilen. Eine Sage aus Westfalen von der Pest, die man in sieben Linden verkeilt hat, meldet Woeste in Wolfs Ztschr. 2, 83. Wenn endlich auch die siebente Linde fällt, bricht die Pest wieder heraus. Aehnliches ist von der Linner Linde prophezeiet. Baum und Pflock solcher Art ist auf dem evangelischen Kirchhofe der westpreuß. Stadt Cönitz noch zu sehen. Tettau-Temme, Preuß. Sag., No. 234. Auch der Teufel und die Hexe wird so gebannt. Von letzterer erzählt Abthl. IX, No. 392, Milchstellerin zu Tegerfelden. Der Meiter von Uerkheim, No. 376, tödtet seinen Gegner dadurch, daß er ihm den dritten Nagel in den Thürpfosten schlägt. Hessische Herenprozeße v. J. 1597 erzählen eine ähnliche Thatsache: Wolf, Ztschr. 2, 72. Eine Appenzeller-Sage in Philo's Magiologia, Basel-Augst 1675, erzählt, wie Paracelsus im Walde an eine Tanne kommt, in die der Teufel durch ein Zäpfelein verkerbt ist. Paracelsus läßt ihn heraus, bekommt dafür die Goldtinktur und beschwatzt darauf den Hochmuthsteufel, das Kunststück, wie man in einem so kleinen Löchlein doch Platz finden könne, noch einmal zu machen. Kaum ist der Teufel in Gestalt einer Spinne in das Loch zurück gekrochen, so verzapft es Paracelsus, und der Teufel steckt nun noch drinnen, denn wegen der Schneelawinen darf seitdem daselbst kein Baum mehr gefällt werden. Die Römer, die ihre Jahreszählung mit dem Einschlagen von Nägeln im Capitolinischen Jupiterstempel begonnen hatten (Liv. 7, 3), erinnerten sich dessen dunkel beim Ausbruche einer Pest 365 und 331 v. Chr. Beide Male mußte der Dictator einen Nagel zur

Besänftigung der zürnenden Gottheit einschlagen, und so ist der Nagel ein dichterisches Sinnbild unwandelbaren Schicksals geworden. Horat. Od. 1, 35. 3, 24. Die Fortuna zu Antium führte den Nagel, Atropos richtet einen Nagel gegen die Wand und hält in der Rechten den Hammer. Schwenk, Sinnbilder 308. Die Soldaten, die einen Tempel plündern, brechen dabei unwissend eine solche Pestklammer auf, und die aus Antonins Zeiten eingeschlossene Pest bricht damit los. Ammian. Marcellin 23, 6. Hinter ein Stadtthor verschließt der hl. Remigius zu Rheims die Pest und vermauert's; sie bricht wiederum los, als Fercinctus dieses durchbricht. Grimm, DS., No. 423.

An die Linde knüpfen sich die allermeisten Bräuche in einer Reihe von der Wiege bis zum Grabe. Das Singen an der Kinderwiege beginnt mit ihr. Aarg. Kinder=Spr., Abthl. 4. Wiegenlieder: es fahrt e wind durh d'linde, und d'muetter singt de chinde. etc. Die Besegnungsformel (ebenda C.), wenn dem Kinde etwas ins Auge gefallen ist, lautet gleichfalls an die hinter diesem Baume stehende Gottheit: wisse frau, hinterm baum, mach mer 's dingli ussem aug! Das Kindlein bekommt kein Zahnweh, dessen erster Brei mit Lindensproßen umgerührt wird. Die Volksgerichte werden unter ihr abgehalten: sub tilia in Altorf. Urk. 1258. „Unter der Linde zu Stans bei der Spielmatten.“ Blumer, Rechts=Gesch. der Schweiz. Demokratien 1, 267. „Zu Altorf bei der Linden — steckt auf der Vogt den Hut — und sprach, den will ich finden, — der dem nicht Ehr anthut!“ so beginnt das ältere Tellenlied. Die Linde zu Münchwiler (Villar), eine halbe Stunde ob Murten, ist älter als die daselbst gegen Karl den Kühnen gelieferte Murtnerschlacht 1476. Unter ihr wurde der Angriff berathen. Der Bote, der dann mit der Siegesnachricht nach der Stadt Freiburg abgeschickt wurde, hatte sich von diesem Baume ein Reis gebrochen und auf den Hut gesteckt. Man pflanzte es zum Angedenken auf dem Marktplatze Freiburgs. Einst beim Dreikönigsfeste fiel eine brennende Granate in den Stadtbaum und setzte ihn in Brand, doch rettete man ihn wieder mit Aufbietung aller Feuerspritzen. Unter ihr wurde das Lindengericht abgehalten und Missethätern der Stab gebrochen. Nun hat sie selber der Sturm gebrochen. Im Hinblicke auf den Pappelbaum, mit dem die Neuzeit die Linden zu ersetzen pflegt, sagt R. Tanner v. Aarau, Heimatliche Bilder, Zürich 1846, 113:

Als noch des Königs Banne trafen
Im Lindenschatten, kühl und dicht:
Den Finkenschlag beim Spruch des Grafen,
Den, Pappel, den vernahmst du nicht.

Die Linde weist uns die Grabstätte der Heiden nach, sie beschattet den ersten Prediger der christlichen Lehre; sie tönt und leuchtet in der Sage fort (Lindegiger. Abthl. V, No. 220), wie sonst als das nächtedurchschmausende Volk unter ihr und in ihrem festlich erleuchteten Dache saß; und zuletzt verkündet sie das Weltende, das eintritt, sobald nämlich ihr Abendschatten einmal von ihrem Standberge hinüber reichen wird auf das Habsburger Stammschloß, welches über dem Aarthale auf der jenseitigen Berghöhe gelegen ist. Weitere Sagen und Bräuche an diesen Baum sich knüpfend, erwähnt Wolf, Beitr. 1, 168.

54. Die Strebelstaude zu Königsfelden.

Auf den großen Kornfeldern bei Windisch wurde Kaiser Albrecht durch seinen Neffen Johann und dessen Mitverschworene ermordet; sie ließen den vom Pferde Gehauenen liegen und entflohen. Im Schooße eines armen Weibes, einer Landstürzerin, die aus dem Städtchen Brugg gegangen kam, gab er hier den Geist auf. Seine Wittwe Elisabeth und seine Schwester Agnes, die Wittwe des Ungarnkönigs Andreas, errichteten an dieser Unheilsstelle vorerst eine Kapelle mit einem Häuschen und übergaben Beides zweien Waldbrüdern zur Aufsicht. Der eine war Bruder Klaus von Bischofszell; der andere Berchtold Strebel von Oftringen. Dieser war ein waghalsiger Ritter und König Rudolfs Freund gewesen, nach dessen Tode aber Franziskaner geworden. Während die beiden Klausner hier für des Kaisers Seele beteten, vollzogen dessen Frau und Schwester jene fürchterliche Blutrache, in der so viele Schuldige und Unschuldige hingeschlachtet wurden, daß der Aargau und Zürichgau lange darnach voll menschenleerer Burgen stand. Zwei Jahre darauf erschienen die zwei Frauen wieder, und legten den ersten Stein zum großen Gotteshause und den zwei dazu gehörenden Klöstern von Königsfelden, deren Trümmer heute noch stehen. Diesem stolzen Bau mußte die kleine Zelle der Waldbrüder weichen. Gerade als Agnes den Grund ausebnen ließ, um den neuen Fronaltar darauf zu setzen, trat Strebel zur Königin und prophezeite ihr, daß dieser Neubau nur so lange dauern würde, als die große Haselstaude leben werde, die hier an seiner eingerissenen Zelle stand. Man schonte sie. Die Staude dauerte bis ins Jahr 1520 und hieß die Berchtoldenstaude. Mit ehrfürchtiger Scheu war sie von allem Landvolke betrachtet. Man hatte sie dem Reformator H. Bullinger noch in seiner Kindheit gezeigt. (Tschudi I, 252.) Da verdorrte sie sichtlich. Schon vier Jahre später entsprangen die Ordensleute aus dem Kloster; noch vier Jahre, und die reformierenden Berner hatten aus allen Gebäuden der aufgehobenen Abtei eine Hofmeierei gemacht. „Wie der Bruder geweissaget, also ist vielvermeldete Stiftung im Jahre Christi 1528 zu nütti worden." H. Bullinger, Chron. Tigur. I. lib. 7, cap. 9. Endlich fielen die Franzosen ins Land und brauchten die Räume als Lazareth; das Uebrige verfiel und verbrannte, der letzte noch erhaltene Flügel ist nune in Irrenhaus. Vgl. Abthl. XII, No. 500. 501: Bruderhöhle bei Brugg an der Aare.

Diese Sage ist längst in die historischen Schriften der Schweiz übergegangen, sie stützt sich jedoch allein auf das übelbeschaffene Jahrzeitenbuch von Königsfelden, das Abt Gerbert in seiner Tapographia 2, 171 abdrucken

hat lassen. Unsere beiden Klausner werden darinnen also erwähnt: Der ein hiess bruoder Claus von Bischofszell, Custer in vnserem (Franciscaner) orden, ein selig man. der ander hiess bruoder (Berchtolt) Strobel vnd was geboren von Oftringen (burg in Kleinlaufenburg), ein leybruoder, ein fromer gotzdiener. Dirre was edel, küen vnd manhaft vnd was küng Ruodolfes diener. do er (König Rudolf) lang was bi Losen (Lausanne, ao. 1275) vnd ietzent solt von baebst Gregorio X. gekroent werden: do tet dirre Strobel inritten mit spis vnd (— turnierte —) mit dem aller aller vernantisten (waghalsigsten — an —) manlibsfterke vnd gemütes, der do was vnder allen herren, vnd gewan den sig erlich. vnd als er in (seinen Turniergegner) überwand, also gedaht er darnah, wie er die welt vnd den tiufel überwunde. das er darnah tet, do er zoch in Franciscenorden. Darnah kament vier bruoder zuo den zwein, daz ir sechs wurden, Jacob Erber, Fridrich von Messingen, Burchhart von Messkilch (Möskirch), Marti von Schafhusen. die sturbent alle. So weit spricht das Jahrzeitenbuch von den beiden Klausnern unserer Sage; sein übriger Inhalt ist zur Rechtfertigung der Königin Agnes, der Stifterin von Königsfelden, geschrieben und bezweckt das Andenken ihrer in der Blutrache gezeigten Grausamkeit zu verwischen. Agnes, des ermordeten Albrechts Schwester, soll durch eine Reihe verrichteter Liebeswerke des Himmels würdig sein, und auf die mit Stillschweigen übergangene Elisabeth, Albrechts Wittwe, würde alsdann die ganze Schuld jener bluträcherischen Unthaten zurückfallen. Dies ist der leise Zweck der Königsfeldner Chronik. Die neuere Geschichtsschreibung hat die gleiche Rechtfertigung dieser Agnes versucht; man vgl. Aebi, Blicke in das Leben der Königin Agnes: Sinner, Schweizer-Bibliothek 1851.. Kopp, Urkunden, pag. 80. Es lohnt sich der Mühe, zu zeigen, daß diese Königsfeld. Chronik, auf welche man sich dabei stützt, nichts als die schwache Prosacopie eines altdeutschen Gedichtes ist. Das Leben der hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, wird nach einer lateinisch abgefaßten Quelle zu Ende des 13. Jahrh. gedichtet (abgedruckt in Graffs Diut. 1) und nach 1315 durch Fr. Ködiz in Geschichtsprosa umgesetzt. Ausgabe von Rückert, 1851. Alle dorten enthaltenen Thatsachen und Legendenzüge sind, soweit sie dienlich waren, von dem Königsfeld. Jahrzeitenbuch entlehnt und der Königin Agnes beigelegt. Hier soll nur Einiges in Kürze ausgehoben werden aus der Elisabethenlegende; den Schluß daraus auf die Agnesensage kann man selbst ziehen.

Die hl. Elisabeth ist die Tochter des Ungarnkönigs Andreas; Agnes ist die Schwester des ermordeten Kaisers Albrecht und die Gemahlin des Ungarnkönigs Andreas. Elisabeths Gemahl ist der Thüringer Landgraf Ludwig, der gleichfalls eine Schwester hat, Namens Agnes. Der Landgraf verunglückt auf dem Kreuzzuge, seine Leiche wird 1228 heimgeführt und unter großem Gepränge im Kloster Reichartsbrunn bestattet. Ebenso verunglückt Kaiser Albrecht auf der Badereise und seine Beisetzung im Stifte Königsfelden geschieht so prunkend, daß der Einsiedler Strobel darüber Vorwürfe gegen Agnes erhebt. Elisabeth stiftet darauf zwei Spitäler, unsere Agnes darauf zweierlei Klöster in einem Hofraume, ein Clarissinen- und ein Minoritenkloster. Elisabeth thut alsdann selber den Klosterconfeß, aber für

ihre Klosterzelle wählt sie sich ein eigenes kleines Häuschen, nährt sich darin von ihrer Hände Arbeit und verschenkt den Armen, trotz des Hohnes von Seiten der Höflinge, ihre Reichthümer. Eben dasselbe thut alles Agnes zu Königsfelden, und die von ihr bewohnte Zelle, worin sie angeblich ihre Tage beschloß, zeigt man heute noch, obschon jenes Häuschen laut testamentarischer Verfügung der Fürstin nach ihrem Tode 1361 nieder gerissen worden ist. Die Urkunde darüber: Schweiz. Gesch.-Forscher 1817, 388—92. Elisabeth pflegt den Aussätzigen Eli, der nachmals in einer Felskluft der Wartburg, welche man daselbst noch immer kennt, als Einsiedler seine Tage beschließt (Bechstein, DSagb., No. 465); eben so beschließt Strebel, Agnesens einsiedlerischer Bekannter, sein Leben unfern vom Stifte in einer noch bekannten Felskluft an der Aare bei Brugg. Der andere gleichzeitige Einsiedler bei Königsfelden ist der Bruder Berchtold, der gewesene Ritter und Turniersieger von Oftringen. Dieser zieht sich gleichfalls von Agnes zurück und weissagt ihr aus der Haselstaude vor seiner Klausnerhütte die Zukunft ihres allzu prächtig aufgebauten Stiftes. Vgl. Abthl. XII: die Bruderhöhle bei Brugg, No. 501. Ein derartiger Berchtold besucht auch die Thüringer Elisabeth; er ist früher ihres verstorbenen Mannes Reisekaplan und ein welteitler Mensch gewesen; nun aber betet er mit ihr, besucht mit ihr ihre neue Kirche und tritt endlich (gleich dem Strebel der Königsfeld. Chronik) als Mönch ins Minoritenkloster ein. Elisabeth spinnt mit ihren Mägden und Nonnen Röcke für Wöchnerinnen, Hemden für Neugeborne, theilt zur Erntezeit Hemden und Sicheln aus. Ihr eigenes Hemde wird zu Köln im Dominicanerkloster aufbewahrt (Carpzow u. Menken, Monatl. Unterredung. 1698, pag. 400). Agnes hinterläßt zwar kein Hemde, sondern nur eine massive Kleidertruhe; aber sie macht Ernte- und Erntetanz-Stiftungen „und verfertigt eigenhändig viele Hemden für kleine und arme Kinder auf das Weihnachtsfest, um den armgebornen König Christus alljährlich also zu kleiden." Königsfeld. Zeitbuch, pag. 108. Da Elisabeth stirbt, erscheinen ihr viele Vögel. Als Agnesens Gemahl Andreas stirbt, vergißt unsere Chronik nicht den Beisatz: do erschinen im vil böser geisten in gstalt vnreiner vogel; dabi verstuend der küng, daz die zit hie was, daz er mit den bösen geisten stritten solt. (ibid. 2, 174.) Endlich ist der Name des Ritters von Oftringen nicht zu übersehen in der Agnesensage; er führt auf den Heinrich von Ofterdingen, der im Sängerkriege auf der Thüringer-Wartburg bereits seine sagenhafte Ritterrolle spielt.

---

55. Die Ringlisaumatte.

Im Walde zwischen Gansingen und Bütz hauset ein Ungeheuer. Gehe nur einer oberhalb der Ringlisaumatte durch das Dickicht, welches das Märsche heißt, und er wird es selbst erfahren, wie unrathsam es ist, sich zur Nachtzeit hieher zu begeben. So geschah es dreien Burschen, die hier einen Maibaum hieben, um ihn dem Nachbar, der seinen neuen Wein auswirthen wollte, vor das Haus zu stellen. Beim Heimschaffen war ihnen der Baum zu schwer geworden und sie sägten

deswegen ein Stück davon ab. Da es ihnen im Weitertragen noch nicht besser gehen wollte, machte sich der eine mit dem Fluche Luft: „Ich wollte, der Teufel nähme sich auch noch sein Stück davon." Hierauf stand eine schwarze Gestalt mit schimmernder Art vor ihnen und ließ diese klingend in den Baum fahren. Die Drei sprangen sich fast zu Tode, bis sie wieder zu Hause waren. Noch jetzt soll an jener Stelle der Boden krachen und stürzen, und schon am hellen Mittage schien der ganze Wald in Feuer zu stehen.

Der erscheinende Waldgeist, der seine Art in die von den Holzfrevlern weggeschleppte Tanne schleudert, ist Gott Donar, er kündet sich damit als Herrn des Waldes an. Des Waldes Herrn Recht ist, ein Beil in den Block zu hauen: Ehstnisch. Sprichw. in Grimms Reinh. Fuchs, cap. 14. Diesen Hammer trägt der W. Jäger sogar am Riemen mit sich: Meier, schwäb. Sag., No. 126—131. Kirchenbauende Riesen und Heilige verschleudern Hammer und Beil: Panzer, bayr. Sag. 1, No. 171. 172. 2, 570. Die Erbärte auf westfälischen Bauerngütern, die Bolärte auf schwedischen, der Hubhammer auf unsern den Hübnerbauern überlassenen Herrengütern haben das Recht auf Grund und Boden zu bestimmen. So weit hat nach Lichtensteiner-Weisthum der Verfolgte freies Geleite, als man über die Stadtmauer einen Beschlaghammer links werfen kann. Tschudi 1, 607a. Die Berner-Patriciersöhne bildeten bis Ende des vorigen Jahrhunderts die Gesellschaft des Aeußern Standes, bei ihrem öffentlichen Umritt trug derjenige, der dabei zum Landvogt über die schon zerstörten Burgen ernannt war, den Fausthammer. Deliciae urb. Bernae. 1732. 477—79. Das weiter hierauf Bezügliche erklärt sich „Meister Hämmerli", No. 418.

---

56. Der Holzbirnbaum bei Lupfig und der krumme Jäger Hoperli.

Will man von Lupfig nach Wildegg hinüber, so kommt man auf dem kürzern Wege in der Mitte des dazwischen liegenden Waldes zu einem Steinbruch, bei dem in frühern Zeiten ein Holzbirnbaum stand, von welchem man jetzt noch mancherlei zu erzählen weiß. Wer da mit diesen Geschichten vertraut ist, oder alter Dinge noch mit einer natürlichen Ehrfurcht gedenkt, der wird heute noch einen Umweg einschlagen, wenn er in dieser Richtung nach Wildegg soll, während die Aufgeklärten freilich die kürzere Strecke nehmen, dafür aber auch manchmal tüchtig erschreckt ihr Haus erreichen. Ein Holzbirnbaum macht gewöhnlich die Hauptsache in den Erzählungen aus, die man hievon jetzt noch in den Spinnstuben hören kann. Unter ihm verzehrte ein krummer Jäger gewöhnlich sein Mittag- oder Abendbrod. Fraßen ihm seine hungrigen Hunde irgend ein geschossenes Häslein an, so hieng er sie an diesen Baum, bis man ihr Heulen in unser Dorf hinunter hörte. Und an dem nämlichen Baume fand man ihn

auch zuletzt todt; er hatte sich hier mit einem Stricke selbst aufgeknüpft, und weil man solche Leute nicht in geweihter Erde begraben darf, so wurde die Leiche gerade an der Stelle verscharrt. Kein Vorübergehender aber vergaß, einen Stein an den Platz zu werfen, damit der Unhold nicht gleich hervorkommen könne, wenn ihn etwa der Teufel wecken wollte. Lange war der böse Mann vergessen, bis sich einmal ein Lupfiger auf dem Wege von Wildegg her dem Orte näherte und dort einen Hasen auf drei Beinen sah. Er betrachtete ihn als einen Angeschossenen und gedachte schon ihn mit sich heim zu nehmen. Da bemerkte er mit Grauen, wie derselbe immer mehr anschwoll, bis seine Augen zuletzt so groß wurden, wie Räder eines Pflugs. Je schneller der Mann entsprang, desto polternder folgte der gedunsene Hase ihm nach bis zum Hause. Noch athemlos erzählte er in der Stube, was ihm geschehen sei; nur das Bäschen wollte nichts glauben, und schob die so große Angst des Erzählers auf den starken Wildegger-Wein. „Da ist ja überall nichts von einem Hasen zu sehen," schrie sie zum Fenster hinaus; als sie aber den Kopf zurückziehen wollte, war ihr derselbe augenblicklich so angeschwollen, daß man ihr das Fenster am Leibe zerschlagen mußte. Diese Begebenheit erweckte ein allgemeines Gemunkel unter den Leuten und obschon einige die Sache bezweifelten, so wurde doch dem krummen Jäger der Name dreibeiniger Hase von nun an allgemein beigelegt.

Nicht viel anders gieng es einem ältern Manne in seiner Neugier, ob es sich denn wirklich so verhalte. Guten Muthes hatte er sich jenem Baume genähert und traf einen langen Mann, der unbeweglich auf die Erde sah, als ob er hier etwas Verlornes suche. Mach weiter, wir wollen zusammen gehen, sprach der Unerschrockene. Aber vor seinen Augen war der Schwarze verschwunden und jetzt verirrte er selber sich auf dem ihm wohl bekannten Wege so ganz, daß er ganz gewiß nicht mehr heim gefunden hätte, wenn die über sein Ausbleiben beängstigten Söhne nicht noch in später Nacht aufgebrochen wären, ihn zu suchen. Drei Tage lang lag er mit gedunsenem Mund und geschwollenen Augen zu Bette, und konnte vor Heiserkeit keine Frage der Seinigen beantworten. Durch dieses ward die Sorge des Dorfes von Neuem geweckt und man beschloß, damit es doch endlich Ruhe gebe, den Baum umzuhauen. Aber wie übel bekam es den Leuten, die von der Gemeinde dazu gedungen wurden. Während ringsum das Gebüsche unbewegt in der ruhigen Luft stand, schüttelte ein Brausen die Aeste dieses Baumes. Den Arbeitern sprang die große Waldsäge ab und wo man mit der Axt hintraf, war das Beil stumpf und ein blutrother Saft quoll nach.

Nur mit Hilfe der dazu berufenen Kapuziner von Baden gelang es, den Baum weg zu schaffen. Aber mit allem diesem war der Krumme noch nicht vertrieben und es gieng zum Theil noch ärger als vorher; denn nun wurden die Leute nicht nur bei Holderbank und im Lupfiger-Walde von ihm beunruhigt, er verließ jetzt öfter seine Steinhaufen beim Baumstrunk und kam vom Felseli und vom Steinbruch mit solchem Lärmen herab ins Dorf, daß man des Nachts nicht mehr schlafen konnte.

Im Spätherbste ist es gerade ein Jahr, da kam ein fremdes Weibsbild aus dem Lenzburger-Amt von Holderbank her über die Berge zu uns ins Dorf und setzte sich zitternd und athemlos auf die Fensterbank des ersten Hauses. Die Leute fragten sie, ob sie etwa gar der Hoperli habe nehmen wollen? Da erzählte sie von Haus zu Haus, was ihr oben begegnet sei. Als Spinnerin habe sie Arbeit gesucht droben auf dem Kernenberger-Hof, und kaum habe sie die Höhe erreicht gehabt, als ihr von der Lupfiger-Seite über den Berg her ein Mann entgegen stieg. Er habe weite Fluderhosen, ein langes rothes Wamms, einen grünen langschwänzigen Rock und auf dem Kopf einen Nebelspalter getragen. Eine Flinte habe sie nicht an ihm bemerkt, aber aus dem abscheulichen Gesichte seien die großen Schaufelzähne so gelb hervorgestanden, daß sie vor Schreck starr, kaum von der Stelle zu kommen vermochte.

„Ich will weiter, es muß sein", schrie sie, und mit einem Anlauf sprang sie über Stock und Stein, so schnell sie nur immer konnte, gegen Lupfig hin, während der krummbeinige Mann mittagwärts über den Berg wankte und höhnisch und fürchterlich hinter ihr her schrie: „Ho, hop! Hu, hu!"

Obschon jetzt die Rede geht, er sei neuerdings von den Kapuzinern in eine Flasche gebannt und unter einen Felsen geschoben worden, und wenn auch die jüngern Leute vom krummen Jäger überhaupt nichts mehr wissen wollen, so hört man ihn doch allemal hopen, das Jagdhorn blasen und hinter dem Dorfe hinab ziehen, so oft sich der Mond erneut, dann schlagen auch die Hunde in der ganzen Nachbarschaft an, als ob sie mit zur Jagd müßten.

Den aus den Bäumen geschaffenen ersten zwei Menschen Askr und Embla verleiht Gott Lodhr Blut und Farbe. Entsprechend dieser Lehre von der Schöpfungsgeschichte des Menschen ist es, daß man den Baum als Stammbaum verehre und seiner Säfte schone, wie man des eigenen Lebens und Blutes schont. Es gab daher und giebt noch immer solcherlei geheiligte Bäume, welche vorzugsweise als Blutbäume gelten. Die Biographie des hl. Barbatus von Benevent (Geschichtschreib. d. deutsch. Vorzeit, 249) kennt den Blutbaum (Sanguineum), den die Langobarden vor den Thoren von

Benevent in die Wette umritten, bis ihre Rosse bluteten, und der Ort, wo er gestanden, trug noch lange nachher davon den Namen Wodam (statt des falsch geschriebenen Votum der Handschrift). Odhinn aber war selbst an der Esche gestorben, wie auch der indische Krischna, der menschgewordene Gott, am Baume stirbt. Dadurch wird Tacitus Wort, Germ. 39, über jenen heiligen Hain so werthvoll, in welchem die Semnonen den Ursprung ihres ganzen Stammes sahen: initia gentis; eoque omnis superstitio respicit. Dieser blutschwitzende Baum dauert in Brauch und Glauben fort. Unsere Sammlung enthält dafür vielfache Angaben in Abthl. II, besonders No. 75, das Kind und die Blutstropfen. Ehemals soll auf dem Umhauen bestimmter Schutzbäume in manchem Gebirgsthale der Schweiz Kapitalstrafe gestanden haben; so z. B. waren die Arven und Tannen im Urserenthale „gebannt", d. h. gefreiet vor dem Axthieb, weil sie, wie noch Schillers Tell angiebt (Act 2, Scene 3), unter dem Beile geblutet haben würden. In der Gemeinde Celerina im Ober-Engadin wird alljährlich aus jeder Familie eine Person vor die Waldgäumer gestellt und eidlich befragt über ihre und anderer ihr bekannt gewordene Vergehen und Frevel am Bannwald. Sammler für Bünden 1806, Heft 4, 308. Lieber, hau mich nicht um! sagt ein Waldbaum zum norwegischen Bauern, und Blut quillt aus der Wurzel, da es doch geschieht. Püttmann, nord. Elfmär., pag. 68. Ein Baum blutet beim Dolchstoße: Schöppner, bayr. Sag., No. 283. Die Blutlinde zu Burg Freienstein, bei Wiesbaden, hat eben so ihren Namen erhalten, Bechstein, DSagb., No. 72. Als die preuß. Ordensritter die hl. Eiche zu Romove fällten, wich lange das Blut von jenem Platze nicht. Temme-Tettau, preuß. Sag., No. 15. Ein Baum schwitzt blutige Thränen: Kuhn, nordd. Sag., No. 122. Wie ihn die Gallier schon mit Blut düngten (Lucan. Pharsal. 3, 409), so geschieht es jetzt noch bei uns, und J. v. Muralt (Hippocrates helvet., Basel 1692, 130) räth Rinderblut dazu zu nehmen. Die auf dem Irchel bei Stammberg (Kant. Zürich) so berühmt gewordene Blutbuche hatte um Pfingsten ihr eigenes, von Tausenden besuchtes Fest. Scheuchzer, Natur-Gesch. 1746. 1, 2. Ihretwegen war die uralte Kirche zu Embrach gebaut worden. Hottinger, Antiquit. Turic. 1737, 363. Helvet. Almanach 1814, 117. Der Baum, als das Schicksal und das Ende der Welt bestimmend, verräth sich noch in einer gangbaren Frickthaler-Redensart; mißräth da die Obsternte mehrere Jahre nach einander, so heißt es: „die Axt ist schon am Baume", der jüngste Tag wird anrücken.

Steine an den Ort niederzulegen und anzuhäufen, den man für geweiht oder für gefährlich hält, den man damit gemieden oder besucht machen will, das ist ein in unserer Sammlung ofters wiederkehrender Brauch. Abthl. II, No. 52, Dornstrauch zu Oberkulm. No. 53, Linde von Linn. Abthl. VIII, No. 386. Ein ganzer Haufen solcher „Schleiffsteine" wird erst neuerlich entdeckt: Abthl. III, No. 114, Schloßmusik der Homburger. — Bräuche solcher Art sind mehrdeutig, dies verräth sich aus nachfolgenden Angaben. Tiroler-Kinder im Burgeis pflegen, wenn sie im Frühjahr die Alpe ihres Dorfes wieder besteigen, einen Stein von einem bestimmten Steinhaufen aufzunehmen, anzuspucken und ihn mit den Worten wieder hinzulegen: ich opfere, opfere den Wilden-Fräulein. Wolf, Ztschr. 2, 61. In Westfalen legt man Baumzweige an derlei Stellen nieder. Woeste, Volksüberlief. 46, No. 19. Damit der im Heidenglauben verstorbene Obrist

recht tief in die Erde zu liegen komme, mußte jeder zu Aholfing Neuverheirathete eine Fuhre Schutt auf dessen Grabhügel fahren. Panzer, bayr. Sag. 1, 100 a. Im welschen Alpengebirge nennt man solcherlei von den Wanderern einzeln zusammen gelegte Steinhaufen Marronnes, im Deutschen heißen sie Mannje, Steinmandli; sie dienen in den Schneefeldern der Alpenpässe als Wegweiser. Die zum Aufsuchen Verirrter bestimmten Diener des Hospitiums am Bernhardin heißen nach diesen im „Todtenthale und am Todtenberg" errichteten Steinhaufen Marroniers. Pott, Etym. Forsch. 2, 589 hält letztern Namen für keltisch, denn Maro (Virgils oberitalienischer Name) hätten keltisch diejenigen Führer geheißen, welche Reisenden durch den Schnee halfen. Strabo 3, 1. pag. 138 redet von solchen Steinen, die am Herkulestempel des Vorgebirges Cuneus zu gottesdienstlichen Zwecken aufgehäuft lagen und dortiger Sage nach von Jeglichem, der das Land als Fremder betrat, umgewendet werden mußten. An der baskischen Grenze Galiciens trifft man ebenfalls noch solche große Steinhaufen an, und jeder nach Arbeit ins übrige Spanien auswandernde oder heimkehrende Galicier muß einen weitern Stein dazu legen. Hierin mag ein Ueberrest einer jetzt nur anders gedeuteten oder angewendeten Sitte verborgen sein. W. v. Humboldt, Gesam. Werke 2, 176. Eben solche Steinhügel, die jeder Vorübergehende mit vergrößert, in Schlesw.-Holstein und in Schottland: Müllenhoff, pag. 125. Ueber diejenigen Felsen, unter denen die landschaftlichen Zwerge wohnen, ist die Rede in Abthl. V, No. 205.

---

57. Wildhans am Kestenberg bei Birr.

Der lange, mit schönem Buchenwalde bedeckte Kestenberg trägt auf seinem westlichen und östlichen Ende die zwei Schlösser Wildegg und Brunnegg. Zwischen inne hat ein gespenstiger Jäger seine Weidbahn, den man den Wildhans von Wildegg nennt. Er hängt seine Hunde an die Bäume, um sie mit Riemen zu hauen oder Hungers sterben zu lassen, so oft sie die Fährte verloren haben. Dann hört man ihr Gewinsel bis ins Dorf Birr hinab. Aus Wuth erhieng er sich selbst an einer Eiche. Erst nach langem Suchen fand ihn der Schloßherr, vom Winde in den Zweigen hin und her geschaukelt; sogleich befahl er den Baum zu fällen. Aber Blut quoll unter dem Axthiebe heraus und rothe Adern durchzogen den ganzen Stamm. Da verbrannten die Leute den Stamm sammt dem Leichnam.

---

58. St. Burkhard im Balken.

Der heilige Burkhard, dessen Grab noch im Freienämter-Dorfe Beinwil verehrt wird, soll sonst in einem Jägerhause bei Muri gewohnt haben. Dies beweist man jetzt noch in dem Weiler Längenmatt, einen Büchsenschuß von Muri entfernt. Da sieht man eine alte

Scheuer, welche schon vor langen Zeiten renoviert und außen mit dem Bilde des Heiligen bemalt worden ist; innen aber zeigt man einen alten Balken her, einen Schuh lang, welcher der Ueberrest von des Heiligen Wohnhaus sein soll. Wollte man ihn von da entfernen, so würde der Gegend Gefahr drohen.

Einhard in seinen Annalen erzählt und ihm nach Adam von Bremen l. 1. c. 8, „die Sachsen hätten einen hölzernen Pfahl verehrt von ungemeiner Höhe, der unter freiem Himmel aufgerichtet war und den sie in ihrer Landessprache Irminsul nannten, das aber heiße Allsäule, weil sie gleichsam das Weltall trage". Die zwölf Hauptbalken im Upsalatempel deutete man gleichfalls auf die Zwölfzahl der Asen, und in den altnordischen Wohnhäusern waren die Balkenköpfe am Hochsitze in Götterbilder ausgeschnitzt. Dies ist ein noch geltender Volksglaube. Es ist daraus unsere Hochstud geworden, welche weissagt, Glück und Unglück bringt, Wohnung der Geister ist und Schätze birgt. Entsprechend unserm hl. Burkhard, dessen Balken noch in Ehren steht, wird ein ähnlicher Eichenbalken in der Kapelle bei Rollbach vorgewiesen. Herrlein, Speßharts Sag. S. 259. Und wieder ein solcher wird in der Münchner-Frauenkirche (Schöppner, bayr. Sag. 1, No. 453) unter dem aus 1400 Flößen bestehenden Dachstuhl der Kirche hergezeigt und man soll rathen, wo dieser Balken hier noch hin gehöre. Solche Balken darf man ohne Gefahr für Haus und Umgegend nicht entfernen. Trüge man das unverletzliche Reinacherhaus ab, so bräche daraus ein Unheil übers ganze Thal hervor (Abthl. II, No. 63); hiebe man den Klingnauer-Pfahl um (Abthl. II, No. 62), so käme der Schwarze los. Da man des Geiserfriedels Haustrümmer an ein neues Gebäude verwendet, entsteht gespenstische Brunst (Abthl. IX, No. 380). General Werdmüller von Zürich starb 1677 als kaiserl. Feldmarschall in Villingen. Auf seinem Landgute Au am Zürich-See hatte er sich eine Schmiede zu seiner Unterhaltung eingerichtet. Noch lange nach seinem Tode behauptete das Volk, man dürfe darin einen bestimmten Holzblock nicht von der Stelle rücken, ohne nicht großes Unheil für die Umgegend mit anzurichten. Helvet. Kalender 1796, 62. Dieser Glaube stützt sich auf mehrfache Gründe. In Balken und Bäume ist die Pest gezaubert, in Balken und Bäume sind also auch Geister und Dämonen verwünscht. Die Paulwirthin in Durlach ist zwischen drei in den Boden geschlagene Pfähle gebannt. Schnezler, bad. Sagb. 2, 360. Die Einwohner des Berner-Dorfes Jolimont behaupten, in den Eichen des nahen Foferenwaldes lebten Hexen. Jahn, Kant. Bern, 308. Bei der Breitenberger Kirche findet sich ein alter Hausbalken, aus dem zu gewissen Zeiten Blutstropfen hervor quellen und nieder fallen. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 143. Man zeigt in der Gegend bei Tondern viele Pfähle, worunter Wiedergänger gebannt sind, und hütet sich sie anzurühren. ibid. pag. 196. — Am Walbloche unter der Dachfirst wohnt der Geist in Hornußen, vgl. No. 369. Der Wilde Jäger (No. 340) verschwindet regelmäßig hinter der Scheiterbeuge. In dem morschen Balken der Sennhütte auf der Ruine Ramstein (Baselland) wohnt das Burgfräulein und ihr Jäger, und da man den Balken verbrennt, so wiederholt sich dorten alle zehn Jahre der Rinderfall (Abthl. II, No. 61). Zugleich sind solche Balken auch die Glückssymbole des Hauses und Landes, mit ihrem

Verbrennen ist der Wohlstand dahin. Deshalb wird der Dachstuhl von Koschewitzens Haus (Abthl. IX, No. 371) vom Gebirge ins Dorf herunter getragen und neu verbaut. Durch einen bloßen Bettpfosten (Abthl. V, No. 223) ist ein Holzhaus bombenfest. Ein solcher Glückspfahl wird dann zum gerichtlichen Symbol; er wird auf dem Amte Neuenhagen aufbewahrt, zum Zeichen, wie weit derselbe einst die Landesgrenze abgesteckt habe. Kuhn, Märk. Sag. No. 771. Weil die Götter als Balken gedacht werden, so läßt der Aberglaube die Hexen sich in Reiswellen wandeln und die Hexenmeister sich in Baumstämme: No. 160. 371. Die Meleagersage gründet sich hierauf: „die Seele nimmt — Abschied vom Leben — die Funken beben — das Scheit verglimmt.“ Platens Gedichte in Einem Bande. 1839, pag. 68.

---

59. Der Hausgeist im Brandbalken.

In Tägerig, unweit Mellingen, brannte ein Strohhaus ab. Das Brennholz des nieder gerissenen Gebäudes kaufte ein Mann aus der Umgegend an, um es nach seiner Wohnung heimzufahren. Nun gilt der Glaube, daß man niemals alles Holz zusammen von einer Brandstätte wegnehmen dürfe, weil man sonst leicht auch den Hausgeist mit sich brächte, welcher stets in dem Reste zurückbleibt, den man ihm auf der Baustelle liegen läßt. Dieses wußte zwar der Käufer, aber von Geiz getrieben ließ er's diesmal außer acht. Beim Wegfahren von der Brandstätte maß er noch einmal seine volle Ladung und fragte befriedigt den Knecht: Jetzt haben wir wohl Alles? Eine Stimme von der Landwied her erwiederte schnell darauf: **Jo, fahret numme zue, i sitze scho ûf der Landwidd hinde.**

Der Nißpuk wohnt im Dachbalken. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. No. 451. Als man zur Vermeidung seiner Bosheiten ein anderes Wohnhaus bezieht, setzt er sich der Magd in den Besen und zieht so mit um. ibid. No. 449.

---

60. Der Opferstock in Stüßlingen.

Ein kleines Solothurner-Dorf zunächst an der Aargauer Juragrenze erzählt von einem seiner Ortspfarrer, er habe aus der Sakristei einen goldenen Kelche geraubt und sei dafür von einem Oltener Mönche in den Opferstock der Stüßlinger-Kirche bis heute gebannt. Des Nachts nun bricht er winselnd aus diesem Holzkasten durchs Blechloch hervor, mischt am Altare die consecrierten Dinge durch einander, zerreißt die Evangelienbücher und die aufgepflanzten Kirchenfahnen. Die dortigen Pfarrherren kennen den Grund dieses Unfuges wohl, weder wissen sie aber ihm zu steuern, noch getrauen sie sich aus Schamgefühl den eigentlichen Thäter zu nennen.

Der Opferstock ist hier Stellvertreter geworden eines geheiligten Baumes, der einst auf der alten Opferstätte stand und seinen Tempelschatz besaß. Die hohle Eiche zu Kloten, deren Stamm im Umkreis 33½ Werkschuh maß und in deren Höhlung vier Weiderosse Schatten vor der Mittagshitze fanden (Bluntschli, Memorab. Tigur. 1742, 69) galt noch im vorigen Jahrh. als Opferbaum der Heidenpriester, wie Diakon Ott von Zürich in seiner 1742 darüber veröffentlichten Schrift zeigte. Ihre Standstelle heißt jetzt die Schatzhalde. Wenn der Cultus sich vom Baum abwendet und dieser gefällt ist, so bleibt der Baumstamm noch Symbol des Cultus, endlich der daraus gezimmerte Opfer- und Bildstock, zuletzt ein heilkräftiger Span, den man davon abschneidet, ein Splitter, mit dem man Zahn- und Kopfweh stillt.

---

61. Die Ramsteiner Verwünschten.

Die Ruine der Burg Ramstein ist zwischen den Jurapässen Ober-Hauenstein und Paßwang beim Dorfe Bretzwil in Baselland gelegen. Ihre Trümmer haben zur Errichtung von ein paar Sennhütten gedient, von denen jedoch ebenfalls nur noch eine übrig ist. Die ältere mußte wegen dauernder Viehseuchen verlassen und endlich ganz niedergerissen werden. Die Veranlassung dazu war folgende. Da man einst eine Wand dieser Hütte veränderte, kam bei Ausbrechung eines Balkens plötzlich eine Jungfrau nebst einem Hündchen mit aus der Wand hervor und bat die Arbeitsleute dringend, man möchte diesen Balken zu einem Altar verwenden und sie auf diese Weise von ihrer Verwünschtheit erlösen. Ich bin, sagte sie, die Tochter des Schloßherrn da droben gewesen, und dieses Hündchen hier war unser Jäger, der mich entführte. Auf meiner Flucht entschlief ich vor Müdigkeit unter einem Baum, so betraf uns der nacheilende Vater und bannte uns mit seinen Verwünschungen in denselben; der Balken da ist es, den ihr eben aus der Wand gebrochen habt.

Die Zimmerleute wußten in ihrem ersten Schrecken nichts anderes zu thun, als ein Vaterunser zu beten und schnell setzten sie dann den Balken wieder an seinen alten Platz zurück. Mit fürchterlichem Gekrache stürzten auch die beiden Gestalten in ihren Winkel nach. Andere Erzähler behaupten hier, man habe den Balken nicht wieder in die Wand zurückgethan, sondern ihn gleich in das Feuer geworfen, welches zum Kalkbrennen eben angemacht war. Aber schon am Morgen darauf lagen die schönsten Kühe des Sennen todt im Stalle, jede hatte, als man sie abzog, einen großen schwarzen Flecken unter der Brusthaut, sonst war ihnen nichts anzumerken. Von nun an wiederholte sich dieser Rinderfall, den man den Angriff nannte, alle zehn Jahre und oft sah man auch eine weiße Gestalt, der ein Hündchen nachlief,

durch die Scheune ziehen. So brach man zuletzt das gefährliche Sennhaus ganz ab.

(Ausführlicher und mit andern Verumständungen erzählt's: Schweiz. Merkur 1835, 311.)

Die Familiengeschichte der Ramsteiner ist ein Verbrecherroman. Der letzte Freiherr von Ramstein, Rudolf († 1459), hielt Haus mit einer Dirne, die Freifrau ward eines Grafen Buhlerin. Rudolfs natürlicher Sohn war der berüchtigte Strauchritter Pfefferhans. Bei Hapsen fiengen ihn die Basler Stadtknechte, der Magistrat ließ ihn 1445 ertränken. Von Rudolfs drei Töchtern war die eine verheirathet an den grausamen Thomas von Falkenstein, der die Mordnacht zu Brugg veranstaltete; sie mußte fliehen und sah ihr Schloß zu Gösgen in Feuer aufgehen (Abthl. XII, Thomas v. Falkenst. verbrennt Brugg). Die beiden andern Töchter stahlen dem Vater das Silbergeschirr, entflohen als die Entführten ihrer eignen Leibeigenen nach Breisach, ihre beiden Buhlen starben am Galgen, sie im Kloster. Joh. v. Müller 4, 123. Lenggenhager, Schlösser v. Baselland 1848, 100. Und gleichwohl waren die Ramsteiner einst so berühmt gewesen, daß selbst Cervantes im Don Quixote 1, Kap. 49 eines zu Basel turnierenden Ritters aus diesem Geschlechte gedenkt, den er nur etwas hispanisch Moses Heinrich von Remestan nennt.

62. Der Schwarze im Pfahl

wohnt zu Klingnau an jener verödeten Stelle, wo das alte Stammschloß der Herren von Klingen gebaut gewesen ist. Da steht nämlich zwischen dem Kalkgerölle unterhalb der Felswand der Rebberge ein morscher Pfahl, der längst keinen Zweck mehr hat. Dennoch hütet man sich, ihn umzubrechen; sonst käme der Schwarze, der in ihn gebannt ist, wieder los und ins Städtchen herab.

63. Das unverletzliche Reinacher Haus.

Als den Rittern von Reinach ihr Thurm abgeschossen wurde, zogen sie vom Berge ins Dorf herunter und bauten sich ein Haus, das sich von den übrigen Bauernhäusern durch nichts als durch einen stumpfen Schneckenthurm unterschied. Dieser wurde nach ihrem völligen Erlöschen abgetragen und ihr Wohnhaus verkauft. Nun sind nur noch Trümmer davon übrig, diese aber bleiben unvertilglich. Vor einigen Jahren erschien dorten am frühen Morgen ein fremdartiger Mann; der Bauer, der ihn zuerst erblickte, starb rasch. Die Leute deuteten es sogleich auf ein bevorstehendes großes Sterben. Drum schont man die Ueberreste jenes Hauses und meint, beim gänzlichen Abbruche desselben würde daraus ein Unheil über das Thal hervorbrechen.

Die sogen. Peststeine an der Mauer der Stendaler=Domkirche, die aus dem J. 1682 stammen, darf man ohne Gefahr für die Stadt nicht entfernen. Volkssag. der Altmark. Tangermünde 1844, Heft 1, 62. Schiller, Briefw. mit Göthe, 9. Dez. 1794 schreibt: Meiner Frau ist es noch erinnerlich, davon gehört zu haben, daß in Baireuth bei Oeffnung eines alten Gebäudes die alten Markgrafen sich hätten sehen lassen und geweissagt hätten.

64. Der Bann und seine Lösung.

Gesellen sitzen im Wirthshause. Einer von ihnen versichert, jeden Kameraden auf die Schenkbank festbannen zu können. In der That, ein dazu Bezeichneter vermag alsbald nicht mehr aufzustehen. Dieser zieht aber nun seine Schlarpen (Halbschuhe) ab, die an den Absätzen in Hufeisenform tüchtig genagelt sind, und schlägt die Stöcklein gegen einander. Dadurch hat er den Bann gelöst und kann wieder aufstehen; er hat aber damit auch dem Banner das Handwerk gelegt, „er het em derfür tho“, denn diesem spritzt im selben Augenblicke das Blut aus den Ohren.

Andere können sich so fest machen, daß ihnen auch ein Stich nichts thut. Mein Vater hat es aber einem solchen auch gelöst; er hat nichts besonderes zu machen gebraucht und ihm nur mit der Faust einmal unter das Kinn geschlagen.

Auch die Bäume werden in Bann gethan. Wer dann einen solchen besteigt, kann nicht mehr herunter, bis ihn der Meister selbst herunter kommen heißt. Geschieht das nicht vor Sonnenauf= oder Untergang, und gelingt es dem droben nicht, Erde aufzunehmen oder die Schuhe zu wechseln, so wird er brandschwarz. Davor warnt ein Kinderreim:

Gang nid a's Lunzi's Oepfelbaum,
Gang nid a's Lunzi's Tanne,
Er heig en Hexespruch im Sack
Und chönnt di anebanne.

Krankheiten werden in Bäume verwünscht (transplantiert). Zur Zeit, als die Cholera gegen den Oberrhein anrückte, sah ein Luzerner=Knabe ein blaues Räuchlein in das Astloch eines Waldbaumes ziehen; er schneidet sich schnell einen Zapfen und vernagelt damit das Loch. Der Knabe kommt später in die Hände der Werber, wird in den Italienerkrieg geschickt und bleibt mitten in der dorten ausbrechenden Seuche gesund. Als er später wieder heimkehrt und sein elterliches Gut übernimmt, haut er beim Holzfällen im Walde auch jenen Baum selbstvergessen mit um. Sein ganzes Geschlecht ist alsbald sammt ihm ausgestorben. Dies erzählt man zu Buttwil im Freienamte. (Aehnlich aus dem Voigtlande: Bechstein, DSagb. No. 573.) Vgl. S. 64.

Wolf Zeitschr. II. 3. 101.

Gebannt und in der Irre bleibt man, wenn einem beim Gehen durchs Waldgras Farnsamen, Wegetritt, Irrkräutlein hängen bleibt und so mit abgerauft in den Schuh hinein fällt. Man muß deshalb den Schuh wechseln, ausklopfen, über die Achsel werfen, mit dem Absatz zusammen schlagen; nach des Zaubersamens Entfernung schwindet die Verblendung. Verreist eines deiner Angehörigen, so vergiß nicht, ihm einen Pantoffel oder den Schuh am rechten Fuße nachzuwerfen. Erin, 6. Abthl. II, 445. Das Bannen der Bäume und den Tod des Feindes, wenn man ein von ihm beschädigtes oder ein mit ihm aufgewachsenes Bäumchen in den Rauch hängt und verdorren läßt, kennt die Edda; Odhinn berühmt sich dessen im Havamal, Str. 152 (Simrock, Uebers. S. 93):

Ein sechstes kann ich:
So wer mich versehrt
Mit harter Wurzel des Holzes:
Den Andern allein,
Der es mir anthut,
Verzehrt der Zauber,
Ich bleibe frei.

---

65. Der Heine auf dem Steinbühl bei Baden.

Man glaubt unter Heine's Bekannten allgemein, daß er sich trefflich aufs Bannen verstehe. In seiner Nähe gab's einen jungen Burschen, der gar arm war; er hatte beide Eltern verloren und schaffte jetzt Jedem um Lohn. Der Heine nahm ihn und gab ihm viel Arbeit. Das war zur Zeit der Kirschenreife, da wässerte dem armen Schelmen das Maul und er erstieg einen Kirschbaum. Droben lehnte er sich mit dem Rücken an den Stamm und leerte seinen Ast. Als die Lust gestillt war, wollte er freilich gleich wieder zur Hacke hinunter; aber es gieng nicht; der Rücken saß ihm wie angewachsen am Stamme fest. Er hatte sich schon eine gute Weile abgezappelt, da sah er zum größten Schrecken den Heine selbst heran kommen. Sind die Kirschen gut? fragte dieser etwas höhnisch in das Laub hinauf; fuhr aber gleich mit geänderter Stimme lächelnd fort: Ei du bist's ja, Lorenz? Nein, nein, da steig nur herab. Aber wahrhaftig, wär's ein Anderer gewesen, ich hätte ihn droben, bei Gott! — hier unterbrach er sein allzuhitziges Selbstgeständniß und setzte dann sich selber corrigierend hinzu: vor den Gemeinderath geführt.

Der Spielhansl (Grimm, K. M. No. 82) bekommt nebst andern Wunschdingen von dem bei ihm einkehrenden Gott einen Baum geschenkt, der allerlei Obst trägt und jeden Fremden, der ihn besteigt, so lange festhält, bis Spielhansl ihn wieder erlöst. Langbein hat es als eine österreich. Volkserzählung bedichtet „Philemon." Ein Fischer ist's in J. W. Wolfs Rodenstein und Schnellert, No. 16, der den abholenden Todesgott auf den Birnbaum hinaufzaubert. In die Holzbirnen gehen, bedeutet als aargau. Volksrede ster-

ben. Laubrise und Birnenfall als gesetzlicher Termin: waß über die neunte laubrißi ohne rechtliche ansprach sich erstreckhen thuet, sol niemandt kein recht mehr gehalten werden. Klingnauer-Gerichts-Ord. Hds. aus dortigem Stiftsarchiv. In ähnlicher sinnlich poetischer Weise wird die Lebensfrist berechnet: Eb der Nussbaum Birli treit, träg ich um mî Schwiegeri leid. Aargau. Kinder-Spr. No. 245. Eben so im Renner, 24344: Seht als muezzen wir von hinnen alle scheiden nach der birn valle. Deshalb steht auf dem Walser Felde jener verhängnißvolle Birnbaum, nach dessen Dürren und Grünen sich des Vaterlandes Zukunft bestimmt, und einen gleichen kannte man einst auf dem Kiffhäuserberge. Ueber ihn heißt es in Gregorii Topographia, Frankf. 1715, 537: „Unten am Berge ist ein Birnbaum zu sehen, dessen Wurtzel gleichsam petrificiert ist. Insgemein sagt der Gemeine Mann, der Kayser Fridericus habe in dem Dorf Tille sein Hofflager, auff Kiffhausen seine Kantzley, auf der Rothenburg seine Hoffräthe, zu Kälbra das Vorwerck und zu Roßel die Studterey gehabt.“ — Fizzbirrlibaum hieß der auf der Waldhöhe ob Bremgarten an der Reuß stehende, wo man es zum Landgericht heißt. Bis hieher wurden die zum Tode Verurtheilten vom Henker mit Ruthen gehauen (gefitzt), dann bis zum Galgenhau geführt und aufgeknüpft.

66. Der Langstieler-Baum in Husen.

In Husen gieng vor wenig Jahren ein junger Mann am Vorabend vor Allerheiligen im Mondschein auf den Acker, um noch vor eintretendem Froste seine weißen Rüben heim zu holen. Als er im Rückweg über die sogen. Plätze unter dem großen jetzt noch stehenden Langstielerbaume (Namen einer rauhen Birnenart) vorbeigieng, hörte er ein furchtbares Tosen und Krachen über sich auf dem Baume. Von Schrecken und Angst ergriffen, vermochte er kaum die unbedeutende Last bis nach Hause zu tragen. Böses war ihm sonst nichts widerfahren, als daß er am Morgen einen nicht wenig geschwollenen Kopf hatte.

67. Der schwarze Eichmann in Wohlen

wohnt auf einer alten Eiche, die an der Wohlener-Straße beim Oberdorfe steht; er steigt manchmal vom Baum herunter, um einen Wanderer zu verjagen oder weit umzuführen.

68. Der Suchelis am Kirschbaum.

Auf der Pfaffenhalde bei Bonischwil am Hallwiler-See stand bis in die letzte Zeit ein Kirschbaum von hohem Alter. So oft man bei ihm Nachts vorübergieng, sah man einen Mann dahinter, der gegen

Jeden die Hand vorreichte. Achtete man sein nicht, so sprang er rasch hervor, lief der nächsten Hecke nach und verschwand. Sah man sich aber nach ihm um, so blieb einem der Hals verdreht. Auch als Dorn hieng er sich einem Weibe in die Jüppe und als sie ihn aus dem Kleide riß, mußte sie's mit einem geschwollenen Kopfe büßen. Seit man den Baum umgehauen, ist auch jene Stelle frei; allein eben so lange schon sitzt im Keller des nächstgelegenen Hauses nun ein schwarzer Hund auf einer Kiste und heißt wie der längstverstorbene Ahnherr jenes Hauses, Suchelis.

69. Der Apfelbaum an der Sarmenstorfer Einsiedelei.

Die kirchliche Verehrung, welche die drei Angelsachsen seit alten Zeiten in den Freienämtern genießen (No. 474), wollte sich im vorigen Jahrhundert ein listiger Waldbruder zu nutz machen; er hieß Haigeli und war aus Schwaben gekommen. Bei der St. Wendelinskapelle ob Sarmenstorf baute er sich am Saume des Buchenwaldes ein mit dieser Kapelle verbundenes Haus, verschaffte sich Reliquien, die er für den Leib des heil. Firmanus ausgab und eröffnete damit eine neue Wallfahrt, die ihm viele Gaben und Geschenke eintrug. Mit der zunehmenden Andacht der Leute wurde sein Lebenswandel immer schlechter. Seine Klause barg allerlei Waffen; nicht bloß das Wild, auch allerlei Dirnen jagte er im benachbarten Walde. Die Tagsatzung zu Baden hatte darüber bereits eine Untersuchung anstellen und ihn verwarnen lassen; er fuhr jedoch in seinem freien Leben fort, vergrößerte seine Zelle und berief sich bei allem auf ein ihm vom Fürstabt zu Einsiedeln hiefür ausgestelltes Patent. Auch als das Konstanzer-Bisthum ihn hierauf aus dem Lande wies, wendete er sich noch an Landvogt und Geistlichkeit und versicherte, wie man nur mit höchstem Frevel die Aechtheit des von ihm ins Land gebrachten Leibes des heil. Firmanus bezweifle, daß aber Gott nun durch ein Wunder dieses zu bekräftigen die Gnade haben wolle. Trete der Himmel selber ins Mittel, so werde man ihn gewiß sein Leben ferner in dieser Einsamkeit verbringen lassen. Zum Zeichen dessen werde in dieser laufenden Winterszeit und zwar schon am nächsten Sonntagsmorgen der alte Apfelbaum vor der Wendelinskapelle voll Blätter stehen. Man that, als ob man noch auf diese Probe eingehen wolle. Am Sonntag vor Tagesanbruch schickte der Sarmenstorfer Pfarrer seinen Sigrist Stutz hinauf, um nachzusehen, wie es mit dem versprochenen Wunder stehe, und wirklich fand der Sigrist den Baum ganz belaubt. Mit dieser Nachricht war dem Pfarrer und den Gemeindevorstehern wenig gedient; schleunig

gieng man daher noch im Zwielicht hin, hieb den Baum um und schaffte ihn so auf die Seite, daß man nirgend eine Spur mehr davon anzugeben wußte. Nun wurde der Eremit aus dem Lande getrieben. Pfarrer aber und Sigrist nebst den Uebrigen, welche den Baum mit umgehauen hatten, bekamen dafür von Stunde an entzündete Augenlieder, die berstend sich stülpten.

Was hier vom Einsiedler und seinem Wunder berichtet wird, erzählt die Kaiserchronik ed. Diemer 1849 pag. 65. Vers 12 von dem heidnischen Zauberer: in hulzinen sulen machet er di sel, daz di lute wenent, daz si leben. alte ronen hiez er beren. Von einem Apfelbaum in der Grafschaft Katzenelenbogen, unweit dem Flecken Tribur, wird erzählt, daß er in jeder Christnacht Aepfel trage. M. Zeiler im Itinerario Germaniae, und Einhundert Gespräch (7. Th.) 18. Dialog. Ulm 1653. Er trägt zugleich Blätter, Blüthen und Früchte: Wolf, hess. Sag. No. 214. — Solche Früchte heißen Dräutleinsäpfel, und der Baum Dräutsapfelbaum. Wolf, Ztschr. 1, 106. Der Name deutet entweder auf die hl. Gertrudennacht oder auf unsers Herrn (trohtin) Geburtsnacht, wie denn auch Odhinns Beiname Thrudr ist. In dieser Nacht schüttelt man die Kinder von den Bäumen, vom Baume das Brod, von den Reisern die Bretzen, und Aschenputtel schüttelt sich zugleich die prächtigen Kleider mit herunter. Es ist die Wunschnacht, in welcher der Wunschbaum blüht, an den auch die Inder glauben (Myth. 1228). Obige Sage erinnert sich dieses Glaubens nicht mehr und schiebt deshalb alles auf einen Betrüger, wie Saxo auch den wunderthätigen Odhinn für einen Betrüger ausgiebt. Es geht uns oft nicht anders. Die Sache sehen wir noch, aber nicht mehr die Ursache.

---

70. Rothe Augenlieder.

Alle Hexen sind triefäugig und haben rothe entzündete Augenlieder; sie haben dies schon von ihren Müttern ererbt, die gleichfalls Zauberei getrieben haben, und pflanzen es eben so wieder auf ihre Kinder fort. Im J. 1798 plünderten die Franzosen im Freienamte. Dies machten sich einzelne Gemeinden aus der angrenzenden Landschaft zu Nutz und stahlen nebenher unbestraft mit. So kam in das bereits ausgeraubte katholische Dorf Hägglingen ein Mann aus dem reformierten Dorfe Othmarsingen in gleicher Absicht und drang in die dortige Kirche ein. Als er hier alles schon fortgeschleppt und geleert fand, stach er aus Wuth einem Muttergottesbilde auf einem Altar die Augen aus. Es sind ihm darauf bei Lebzeiten noch die Augen aus dem Kopfe gefault, und seine Nachkommen haben bis auf diesen Tag rothe Augenlieder.

Diejenigen, welche den Apfelbaum an der Sarmenstorfer Einsiedelei umhauen, werden mit einer Augenkrankheit heimgesucht; der Frevler am Muttergottesbilde hat Nachkommen, deren Augenlieder entzündet sind. Von

dem feurigen Blick der Weisen Weiber, der sich dann zur Triefäugigkeit und zum Schielen erniedrigt, ist Abthl. IX die Rede.

---

71. Die Fehrenlinde bei Aarau.

Halbwegs zwischen Aarau und der Brücke des Dorfes Rohr findet sich auf derjenigen Straßenseite, welche jäh in die Sümpfe des Rohrer-Schachen absinkt, ein mit Moos überwachsener Baumstrunk, den mehrere behauene Steine einfrieden, die selbst umgestürzt daliegen. Es ist der Ueberrest einer stolzen Linde, welche weithin in der Gegend sichtbar gewesen und vor einigen Jahrzehnten umgehauen worden ist; sie heißt Fehrenlinde. Denn wie nun die Aare an der jenseitigen Jurawand nach Biberstein hinab fließt, so hatte sie ehemals ihren Lauf auf der entgegen gesetzten Seite hier unten in den Wiesen, und dieser hohe Straßenrand war sonst des Stromes altes Ufer. Hier beim Lindenbaum stieg man in die Fähre; und wo nun Fabriken spinnen und das Weberschiffchen schießt, da haben vormals Schiffe gerudert.

Nach der Fehrenlinde bestimmte sich ehemals die Bezirksgrenze: Mit der Herrlichkeit von der Linden ze Aarow untz in den Klosbrunnen zwischen Aarburg und Olten. Urk. 1458. Ild. v. Arx, Oltner Gesch. 26 a. Dieser Baum wird als Mal- und Gerichtsstätte erwähnt: Abthl. VIII, No. 341, Ring von Hallwil. Eine andere Linde hatte die Stadt mitten auf dem Platze vor der Leutkirche an der Stelle stehen, wo nun zwei verkrüppelte Platanen kein weiteres Wachsthum finden können. Sie war einst unter großer Festlichkeit im Beisein des Schultheißen und der Pfarrer gepflanzt worden (1599) und wurde 1719 umgehauen, als die Nachbarn und die Geistlichkeit sich beklagten, daß ihnen der mächtige Baum zu viel Licht entziehe. Eggen, Nachträge zu Ulr. Fisch, handschriftl. Stadtchronik, pag. 156.

---

72. Der Kirschbaum in Schildwald.

Wo das Ruederthal an den Kanton Luzern stößt, liegt die äußerste Gemeinde des Thales, Schildwald. Das weiter unten noch rauhe Bergland wird hier offener und sonniger, und statt der Buchen und Tannen zeigen sich wieder Fruchtbäume; um so befremdlicher fällt einem hier ein Kirschbaum ins Auge, der vor dem Dorfe mit wunderlich in einander verschränktem Astwerke am Wege steht. Es hat mit ihm folgende Bewandtniß. Drei geizige Brüder aus dem Schildwalde hatten ihr väterliches Erbe zu theilen und waren mit Allem fertig geworden bis auf diesen Baum, der auf keines Gute stand und nun dem Aeltesten in ganz unbillig hohem Ansatz zugeschlagen werden

sollte. Er stritt sich lange mit ihnen, da sie ihm aber den Baum nicht um ein Mäßiges gönnten, der bei seiner entferntеu Lage von den Gutsäckern doch keinen gedenkbaren Nutzen abwarf, so blieb ihre gegenseitige Bosheit zuletzt dabei, den untheilbaren Baum für Jeden unbrauchbar zu machen. Sie gruben ihn nun aus und setzten ihn verkehrt in den Boden. Nun steckte der unschuldige Baum mit der Krone im Boden und starrte mit der Wurzel in die Luft. Aber auch in dieser unnatürlichen Lage blieb er ein besseres Geschöpf als diese drei Geizhälse; er fieng dennoch an wieder zu grünen und trägt einige Kirschen, die man jedoch nicht pflückt.

Kuhns märk. Sag. No. 116 erzählen von den drei Linden am heil. Geistkirchhof zu Berlin, sie seien von drei Brüdern verkehrt eingegraben und hätten geblüht zum Zeichen, daß keiner von ihnen den Mord begangen, dessen man sie geziehen hatte. Unserer Sage liegt die jetzige Güterzertrümmerung zu Grunde. Ueber diese erzählt der helvet. Almanach v. J. 1821, S. 91: Vier Geschwister theilten ein aus vier Stücken Land, vierzig Kirschbäumen und einem Hause bestehendes Erbe also unter sich, daß sechzehn Landtheilchen, hundert und sechzig Kirschrechte und vier Hausantheile heraus kamen. Ein guter Heuwagen, unter vier Erben theilbar, ward in vier Stücke zersägt und jeder trollte sich mit dem seinigen heim. Nicht ganz selten begegnet es, daß zu den Früchten eines einzigen Baumes sich allherbstlich fünfzig bis sechzig Antheilhaber einfinden, die manchmal nicht ohne Unkosten an Ort und Stelle gelangen können. An einem Nußbaum zu Iseltwald am Brienzersee hatten 60 Haushaltungen Antheil, als Kasthofer die Bemerkungen über die Wälder des Berner-Gebirges (Aarau 1818 S. 143) schrieb.

---

73. Entstehung des Brugger-Jugendfestes.

Auf eine Zeit beschlossen die Bürger der Stadt Brugg, im Gemeindsbann einen Eichwald zu pflanzen. Also zogen sie einst an einem Regentage aus, machten mit Stecken Löcher in den Waldboden, ließen in jedes Loch eine Eichel hinunter und traten das Loch mit dem Fuße zu. So setzten sie an einem Tage bei zwölf Mütt Eicheln; und am Abend bekam jede Person ein Weißbrod zum Andenken an die Pflanzung des Waldes. Allein die Eicheln waren zu tief und zu fest im Boden und wuchsen nicht.

Darnach pflanzte man dasselbe Landstück mit Roggen und Hafer an, pflügte es nach der Aernte wieder um und legte nun zum zweiten Male Eicheln. Allein auch so kamen nur wenige aus den Furchen, und statt der Eicheln wuchs Gras. Nun heuete man das Gras und ließ beim Mähen die jungen Eichlein vorsichtig stehen. Aber sie wollten doch nicht wachsen und verserbten in dem Rasen.

Daher stellte man die Sache noch einmal anders an. Am 20. Weinmonat des Jahres 1532 zog die ganze Gemeinde mit Weib und Kind hinaus in den Wald. Alles mußte daselbst junge Eichlein ausgraben. Darnach zogen sie mit ihren Setzlingen hin, wo sie den Eichenwald pflanzen wollten und setzten sie. Und als man von der Arbeit heimkam, wurde jedem Kind ein Brödlein gegeben, damit sie sich an die Pflanzung des Waldes erinnerten. Männer und Frauen aber hielten auf der Stadtstube ein fröhliches Nachtessen. Und die Eichen, sagt die Chronik, wuchsen nun. Dessen freute sich die Bürgerschaft sehr, und zum Andenken zog man alle Jahre aus und machte mit der Jugend einen Umgang im Walde. Zum Zeichen aber, daß die Eichen wüchsen, mußte dann jedes Kind einen Zweig mit sich in die Stadt heimbringen, und darnach bekam es zum Abend ein Brödlein.

Von daher ist das jährliche Jugendfest in der Stadt Brugg entstanden und wird darum dort Ruthenzug genannt.

(A. Keller, Aargauer Erstes Lehr- und Lesebuch 1853, 119.)

Im J. 1681, 28. Nov. ist der vordere Landstrich des Bohl (Bühel) gegen Entfelden zu, vorher Ackerland des Lätbauer, von der Stadt eingetauscht worden; alsdann zogen Rath und Burgerschaft aus, stachen kleine Gruben aus und in jegliche derselben steckten dann die mitziehenden Schulknaben Eicheln. (Hdschriftl. Sammlung v. Eggen zu Ulr. Fisch, Aarauer-Stadtchronik, pag. 113. Ueber den zu Grunde liegenden Brauch, den Mai unter Trommel- und Pfeifenklang aus dem Walde her einzuholen, wird der Band berichten: Aargau. Kinder-Spiel, Abthl. Ruthenzug und Reckholdernzug.

74. Die Heiligföhre bei Wegenstetten.

Auf dem Fußwege von Wegenstetten nach Wittnau, zweien Frickthalerdörfern, stand oben am Berge sonst eine vereinzelte alte Föhre, an deren Stamm ein kleines Muttergottesbild unter einem Dächlein hieng. Ein Kind, das öfters dieses Weges geschickt wurde, gieng nie an dem Baume vorüber ohne nieder zu knieen und sein Gebet herzusagen, wie man es ihm daheim eingeprägt hatte, und immer fand es alsdann einige kleine Silbermünzen am Stamme liegen. Je mit den Altersjahren des Kindes stieg auch der Werth der Münzen, die es da im Grase fand, nach und nach wurden es statt Kreuzer Groschen und Sechskreuzerstücke. Einmal, da es sich dem Baume wieder näherte, traf es eine fremdartige alte Frau dorten. Sie trug eine weiße Haube übers Haar, einen rothen Heidenschopen, der weit über die Hüfte herabreicht, wie ihn ehemals ältere Frauen im Schwarzwalde noch trugen, auch ihr Rock und ihre Strümpfe waren gleichmäßig roth. In der

Hand hielt sie ein Reise- oder Marktsäckchen an den Schnüren, viereckig geschnitten und an den untern Zipfeln mit wollenen kleinen Troddeln besetzt. Auch dieses Säckchen war roth. Sie bot es dem Kinde schweigend hin. Das Kleine merkte am Gewichte, daß es mit Geld gefüllt sein müße, nahm's also und machte sich damit schnell davon. Als es schon eine Strecke weit entfernt war, hielt es wieder an und blickte nach dem Baum zurück. Dort stand noch immer jene Frau. Nun kam sie ihm aber gar seltsam und so ausgealtert vor, daß es plötzlich erschrak, das Säckchen von sich warf und entlief. Von da an hat man die Frau nicht wieder gesehen, das Kind hat aber auch keine Münzen mehr gefunden, und die Föhre ward endlich umgehauen.

---

75. Das Kind und die Blutstropfen.

Im Herrenholze, einem Waldsaum oberhalb Erlisbach bei Aarau, hört man bisweilen bei einer verlassenen Bohnerzgrube das Schreien eines Kindes. Oben im Walde stehen drei Bäume in solcher Richtung wie drei vorgespannte Gäule; zwischen ihnen liegt der vergrabene Schatz, den jenes Kind beschreien soll. Aarauer-Buben, die nichts von Allem wußten, vernahmen hier sein Weinen, zugleich that's auch drei Pfiffe vom Baum herab. Als der eine zur Tanne hinauf schaute, erblickte er ein Kind und drei Blutstropfen fielen ihm ins Gesicht.

Dieses Sagenfragment dient dazu, die Sätze zu bewahrheiten, welche Abthl. V, No. 186 (und Aargau. Kinder-Spr. Abthl. IV „Geburtsbaum") über die germanische Tradition vorgetragen sind, der zufolge das Menschengeschlecht seinen Ursprung in den Bäumen des Waldes hat. Ich bin so alt wie der Westerwald, ruft der Kobold im K. M. Mir si au net ûs de Stûde! wir sind so vornehm wie Andere, sagt man aargau. zum Prahler. Im Dolder (Baumwipfel) eines Baumes auf dem Schwarzwalde blieb bei einer allgemeinen Ueberschwemmung die Wiege desjenigen Kindleins hangen, das der Ahnherr des Geschlechtes der Dolder geworden ist. Dem classischen Alterthum ist dieselbe Vorstellung nicht fremd: Cruda puerperia, ac populos umbrosa creavit fraxinus et foeta viridis puer excidit orno. Statius, Thebais 4, 276. Der Gott Buddha selber schläft in Seligkeit versunken unter dem Urstamme, aus dessen Zweigen der colossale Feigenbaum von Anurahdepura auf Ceylon erwachsen ist, welchen die Buddhisten göttlich verehren. Humboldt, Kosmos 2, 99. Tiroler Volksglaube um Meran ist, die Kinder wachsen auf dem Mutberge an den Bäumen und werden von der Hebamme herunter geholt. Wolf, Ztschr. 2, 345. Die drei Blutstropfen, die jenen nach dem Kinde auf dem Baume Emporblickenden ins Gesicht fallen, sind bereits in Wolframs Dichtungen ein altepisches Motiv. Sie kehren wieder in jenen Sagen vom Freischützen, der nach Sonne oder Mond schießt (vgl. Abthl. VI, No. 280 „Hirschbock im Ramhölzli") und sind Anlaß geworden zum Mirakel vom Heiligenblut zu Willisau, Kant. Luzern.

Philo Magiologia, pag. 351. 566. Auch die Kapelle von Zitail in Bünden verdankt ihre Entstehung jenen drei Blutstropfen, welche dorten Maria mit der Hand übers Bündnerland aussprengt. Flugi, bünd. Sag. Chur 1843, 98. Das Vögelein von Kyburg hat drei Blutstropfen auf der Brust. Alpenros. 1812.

---

76. Kleinkinderbaum.

Unter den Zinsgütern des Dorfes Koblenz verzeichnet der Zinsrodel der Klingnauer Probstei v. J. 1664, pag. 192 b. die Söthenzelge, deren Grenze auf dem Ried der Kindlibirnbaum ausmacht. In der Tegerfelder Zelge Zur Linden am Ruckfelde macht der Kindlibirnbaum im Vilbalchen die Ackergrenze aus (ibid. pag. 48 b.). Gleichfalls heißt eine Zelge am Schnaisinger-Brühl aus Acker- und Staudenland bestehend, die Kindsetzi (ibid. pag. 136 b.). Eine eigene Gattung runder kleiner Mostbirnen heißt auch heute noch Kindlibirnen.

Kinder- und Geburtsräume verzeichnet Wolf, Ztschr. 2, 92. Lieber den Ast als den Stamm! ruft der Vater, der wählen muß, ob er das Kind oder das Weib verlieren soll. ibid. 2, 377.

---

77. Kleinkindersteine.

a. An der Burgfluh bei Wölfliswil (Frickthal) wird ein isoliert stehender thurmförmiger Fels der Ankenkübel genannt. In ihm steht der Kleinkindertrog. Donnert es, so sagt man solchen Leuten zum Troste, die eben ein Kind durch den Tod verloren haben, es ist wieder ein Stein von der großen Fluh herunter gepoltert, jetzt kann die Hebamme wieder ein anderes heraus holen. Beklagen sich die Geschwister, daß ihnen statt des verhofften Brüderleins schon wieder ein Schwesterchen gebracht worden sei, so entgegnet man, die Hebamme muß diejenigen zuerst dorten herausnehmen, die am meisten schreien. Eine Felsvertiefung dabei heißt die Waldbruderhütte; ein Eremit soll hier gewohnt haben und von den Kaiserlichen oder Franzosen erschlagen worden sein.

b. Beim Fluchbrunnen im Walde Honderen zu Nesselnbach im Freienamte, liegt der Fluchstein (Flühe), ein Fels, aus dem man bereits zwei Wohnhäuser gebaut hat. Er ist für die dortige Gegend des Reußthales der allgemeine Kleinkinderstein.

c. Bei Wegenstetten im Frickthale liegt in den Feldern der Mariastein, auf dem die Arbeiter zu ruhen pflegen. Vor Mannsgedenken noch hat man in ihm die Maria zu regelmäßigen Zeiten gar schön singen hören.

d. Der sogen. Kindlistein, den man für das Ueberbleibsel einer römischen Hermessäule hielt, stand im Jahre 1836 unweit römischem Gemäuer am Karstenbühel, einer kleinen Anhöhe, die nun von dem Straßenzuge zwischen Zürich und Baden durchschnitten wird. G. Meyer-Knonau, der Kant. Zürich 1, 64.

e. Alter Weiber Morgengabe heißt ein eiförmiger Fels, der frei aus dem Vierwaldstättersee beim Dorfe Treib hervorragt. Aus diesem Felsen sollen die kleinen Kinder geholt werden. Lusser, Knt. Uri, pg. 124.

Der Zwerg von Ralligen am Thunersee kommt bei einem alles überschwemmenden Wolkenbruche zur Rettung barmherzig handelnder Menschen auf seinem Felsenstein herangerudert. In der Thalschaft des benachbarten Grindelwald gilt eben dieselbe Sage. R. Wyß, Schweiz. Idyll. 1, 315. Das übrige Sagenmaterial über die Steine und Brunnen, aus denen man die kleinen Kinder bringen läßt, findet sich besprochen in den Anmerk. zu den Zwergensagen (No. 205, 24.)

78. Die Geburtstanne.

In dem Dorfe Auenstein an der Aare ward einem Landmann ein Kindlein geboren und zu derselben Frist begehrte eine fremde Frau Einlaß und Nachtquartier. Man hatte sie anfangs abgewiesen, dann aber gab man ihren dringenden Bitten nach und nahm sie auf. Als sie Tags darauf sich wieder auf den Weg machte, dankte sie ihrem Gastfreunde gar sehr, wünschte dem Neugebornen Glück und Wohlergehen und mahnte die Hausbewohner alle, doch ja zu diesem Kindlein recht Sorge zu tragen. Denn ein Traum von einer hohen Waldtanne, den sie in dieser Nacht hier gehabt, deute leider darauf hin, wie es diesem armen Kinde bestimmt sei, wenn es einmal zwanzig Jahre alt geworden, sich erhängen zu müssen. Doch läßt sich, schloß das Weib, auch dieses Unheil abwenden, sobald Ihr das Kind von seinem ersten Sprechen und Spielen an nur recht sorgfältig gewöhnet, Alles im Namen Gottes zu beginnen. Die Hausleute säumten nicht, den Rath der Alten treulich zu befolgen; so wurde das Kind in Gottesfurcht auferzogen und wuchs zu einer schönen Jungfrau heran. Niemals hatte man es allein, nie ohne Aufsicht über Feld, nie ohne Begleitung zur Kirche gehen lassen, und ohne Unglück waren seine neunzehn Lebensjahre vorbeigegangen. Am frühen Morgen nun, da sein zwanzigster Geburtstag kam, weckte der Vater sein Kind, hieß es aufstehen und sich ankleiden, damit es mit ihm vom Hause fortgehe, ehe noch Jemand erwacht wäre. Diesen Tag sollte die Tochter mit ihm droben auf dem menschenleeren Berge zubringen, wo keine Gesellschaft und kein Bekanntenbesuch Anlaß zu einer unvorhergesehenen Gefahr geben konnte.

Der Vater nahm Wein und Brod in das Quersäckchen, die Tochter trug das Körbchen, so giengen sie zusammen im Morgen durch die Bergmatten in den Wald hinauf. Das Mädchen war voll Lebenslust über den unerwarteten Spaziergang. Beim ersten besten Waldbaum blieb sie stehen und maß ihn in ihrem jugendlichen Uebermuth. Ei, welch eine schöne Tanne, rief sie dann frohlockend in einen mächtigen Baum hinauf; ach Vater, auf diese laß mich doch steigen! In Gottes Namen, so geh und steig denn hinauf, sagte der Vater. Aber mitten im Sprunge wendete das Mädchen sich um; ach Vater, sagte sie mit verwundertem Ton, nun kann ich's nicht mehr! Der Mann verstand dieses Wort und dankte Gott still im Herzen. Der ganze Tag vergieng ohne Unfall, nun war die Tochter erst gerettet. (Durch A. Birrcher in Laufenburg.)

Ueberraschend stimmt diese Erzählung mit jener brahmanischen über die indische Fürstentochter Sawitri, übersetzt von Fr. Rückert. An dem Todestage, der dem jugendlichen Gatten Satiawan von dem Geschicke vorausbestimmt ist, nimmt er früh morgens ahndungslos Korb und Beil, um in den Wald hinaus zu gehen und wie sonst Frucht und Holz zum Opfer heim zu holen. Die Gemahlin Sawitri kennt diesen Schicksalstag, sie läßt sich's nicht nehmen, auch diesmal wie vorher jeden Augenblick um den Gatten zu sein und geht mit. Nachdem er draußen Holz gespalten hat, naht der gefürchtete Augenblick, Satiawan kann der Erschöpfung nicht widerstehen und entschläft auf Sawitri's Schoos. Da tritt der Todesgott Yama herbei, bindet des Schlafenden Seele an einen Strick und führt sie mit sich fort. Aber die gattentreue Sawitri folgt Beiden so lange durch die Wälder nach, bis sie das Opfer wieder losgebeten hat. So ist dann Satiawans Todestag zu seinem neuen Geburtstag gemacht. Weitere Erklärungen über verwandte Mythen und daher stammende Bräuche finden sich im Aargau. Kinder-Spr., vierte Abthl. 1, d. Geburtsbaum. Tannligrotze ist femininer, Tannliwater masculiner Scheltname im Aargau, Abthl. IX, No. 409. Beide deuten auf die in dem Baume (Grotz ist Wipfel) waltende Gottheit. Daß der Baum nicht bloß Grabstätte, sondern Sarg gewesen ist, wie man Schiff und Sarg noch Einbaum nennt, oder wie man Geister noch in das Astloch einer Linde bannt und verkeilt (No. 220 Lindegiger am Ruckfeld), dies geht aus der Sage vom Hohlen Baum in Menzingen, Kant. Zug, hervor. Derselbe stand seit ältesten Zeiten mitten im Dorfe. So oft der Wind in ihn blies, erbebten alle umstehenden Häuser in ihrem Grunde, denn so weit spannten seine Wurzeln. Es wollte sich niemand mehr finden, der ihn nur in Ast und Zweig stutzte, denn der Baum war unersteiglich hoch und zugleich hohl. Wäre er einmal im Sturme gebrochen, so mußte er die Wohnungen zerschlagen, und wenn man ihn hätte fällen wollen, so begrub er sie im Sturze. Endlich gewann man um Lohn ein Bergmännchen. Es kuppte den Baum und verschwand dann in dem hohlen Stamm auf immer. Henne, Schweiz. Bl. 1833, 186.

S. 52.

79. Die Schloßtanne in Wirlingen.

Schloß Wirlingen am badischen Oberrhein ist längst zerfallen und Waldbäume wachsen auf seinen Trümmern. Sonst erschien den Kindern dorten eine weißgekleidete Jungfrau in wallenden Haaren, nun läßt sie sich niemals mehr sehen. Die Leute sagen, sie sei erlöst, und da dies erst seit neuerer Zeit sein soll, so suchen sie den Grund ihres gänzlichen Verschwindens in folgender Begebenheit. Vor einigen Jahren vermißten Eltern des Abends beim Heimkehren vom Felde eines ihrer Kinder; beim Nachforschen fand man es im nahen Bache ertrunken. Dieses Kind ist der Erlöser der Jungfrau gewesen und so sollte es selbst gleichfalls nicht lange ohne den Lohn der Seligkeit bleiben. Das Schicksal der Jungfrau war nämlich an eine der Tannen auf der Ruine geknüpft; dieser Baum aber war gefällt und zur Wiege eben jenes Kindes verschreinert worden, das seinen Eltern so früh verloren gieng. Da nun der Schloßbaum fiel und zur Wiege gemacht wurde, in welchem ein Kindlein bis zum Laufenlernen geschlafen hatte, so war das Schicksal erfüllt. So lautet die wiederholte Versicherung des Dorfschreiners, der sich noch wohl erinnert, jene Wiege gemacht zu haben. (A. Birrcher in Laufenburg.)

III. Wildes Heer.

80. Das Guetigsg'heer am Aarauer-Homberg.

Der Weidgang im Aarauer-Jura hat sich schon im vorigen Jahrhundert verloren, nur im benachbarten Solothurner-Jura ist er nach alter Weise zum Theil noch üblich. Früherhin aber trieb man des Abends das Vieh, nachdem es gemolken war, wieder auf die Bergwiesen zurück und ließ es unter der Hut von Knaben die Nacht über draußen. Es kauerte da in jedem Gebüsche, wo es vor den Fliegen Ruhe fand, und die Hüter schliefen in den zahlreichen Heuhäuschen. Ein solcher Hirtenbube hütete einst um die Zeit der Aernte auf dem Aarauer-Homberge und wurde nach Mitternacht durch ein schönes Singen und Spielen aus seinem Schlafe geweckt. Er meinte, die Schnitter im Thale zögen so spät unter fröhlichen Liedern noch durch die Gegend. Bald aber kam es immer näher herauf, gieng aus Westen nach Norden hin, eine Musik, an der kein einziges Instrument fehlte. Sogar aus den Lüften brach ein leiser Gesang darein, der ihn durchschauerte. Es schien ihm, als ob das Gras der Matten und das Laub der Buchenwälder im Mondlichte woge und sich neige, so oft die Töne neu ansetzten. Der Thurmwächter drüben in der Stadt blies schon zwei Uhr an, als die Musik sich wieder verlor. Diese Musik wird im Aarauer- und im nächsten Theile des Frickthaler-Jura 's guetigs G'heer genannt und Guenishirt derjenige, der sie anführt. Die Voreltern haben sie oft gehört und wußten viel darüber zu sagen. Es gieng auf dem linken Aarufer stets in der Richtung von West nach Ost und verkündete ein gesegnetes Jahr. Wenn es von der Schafmatt durch das hintere Thal von Küttigen gegen Lenzburg hinüber zog, hörte man ein Klingen und Tönen in der Luft wie von tausend Instrumenten. Im Dorfe Küttigen nennt man es noch das Glücksheer; auch von schlechter und unharmonischer Musik jedoch pflegt man gleichnißweise zu sagen, sie gehe wie das Guetisheer. Das ist Guetigsg'heer (das ist ein schlechter Gesang), ist eine gewöhnliche Phrase in Küttigen. Nicht bloß in den Hundstagen, auch in der Fasnacht zog es einher, und die Bauernregel besagt in Anwendung darauf: So viel Sterne als in der Alten Fasnacht am Himmel stehen, so viel Schnitter giebt's in der Aernte. Das Volk um Lütwil sagt, man höre das Guetis- und Guenischheer außerordentlich schön singen,

so oft es ein fruchtbares Jahr geben soll. Gunisheer nennt man dasselbe um Birmensdorf an der Reuß; Guetis-Ee aber nennt man zugleich im Freienamte das Wilde Heer, dessen Rauschen durch die Lüfte man dorten dem Flügelschlage mächtiger Raubvögel und Wildgänse zuschreibt.

---

81. Das Gundisheer um Muri.

Außerhalb Muri hebt der Umzug des Gundisheeres an. Wie eine laut nüschelnde (wühlende) Schweineheerde zieht es über das Klosterfeld durch das äußere Dorf nach Buttwil den Berg hinan. Hinter Geltwil geht es einer Hecke nach bis ins Schlattholz und fährt über den hohen Lindenberg weiter. So sahen es einmal junge Burschen vom Dorfe Geltwil den Berg herauf kommen, und einer von ihnen ließ sich bewegen, ein hinter drein laufendes Ferkelchen aufzufangen. Die Kameraden brachten ihm einen Sack, er band es hinein, lud es auf und wollte es heimtragen. Da rief eine Stimme mit Macht aus der Höhe herab, wo eben die Heerde dahin brauste, Hagöhrli (Eberöhrlein), wo bisch au? und zum Schrecken der Bursche antwortete sogleich das Ferkel im Sacke: I's Heiniguggeli's Sack inne! Der Träger fuhr zusammen und ließ den Sack fallen, dann eilte er mit den Andern davon. Nachher fanden Vorübergehende wohl den Sack, aber leer. Seitdem soll das Gundisheer dorten nicht mehr erschienen sein.

Ueber die Entstehungsart des Namens, den das Luzerner-Städtchen Willisau trägt, giebt es dreierlei Anekdoten. Wie du das Städtchen benennen willst, sagte der eine Bruder zum andern, als sie den Ort gründeten, so will ich's auch = Will is au! Als drei Spieler an jener Stelle zusammen saßen und der eine von ihnen im Zorn über seinen Spielverlust sein Schwert gen Himmel warf, um den Herrn zu durchbohren, fielen drei Blutstropfen vom Himmel, welche man dorten in der Kirche noch verwahrt. Als aber darüber der Frevler plötzlich vom Teufel in die Luft entführt wurde, entsprangen seine Kameraden unter dem Angstgeschrei: Er will üs au! Eine dritte Deutung dieses Ortsnamens paßt zu der eben erzählten Sage vom Ferkel zu Geltwil. Zwei Bursche hatten in jener Gegend ein Faselschweinchen bemerkt und der eine von ihnen fieng es und schob's sogleich unter seinen Mantel, um es als sein Eigenthum heimzutragen. Damit aber war sein Geselle keineswegs zufrieden, sondern forderte auch seinen Theil auf der Stelle daran. Beständig schrie er, ich will es auch, ich will die Sau! Darüber ereilte Beide der Eigenthümer und nannte nachher nach der wieder gewonnenen Sau seinen Hof Willisau.

Ueber die Bedeutung des Schweines in Sage und Brauch muß auf den ausführlichen Artikel No. 30, das Loßbrod, verwiesen werden, in der Schrift Oberdeutsches Gebildbrod. Hier handelt es sich von Frô's heiligem Eber Gullinbursti, der mit Rossesschnelligkeit über Land und Wasser geht und die Nacht erhellt mit dem Glanz seiner goldenen Borsten. Statt des einen Schweins, das den Götterwagen zieht, werden es in der Sage ihrer viele, weil dem Gott Frô die Zahl neun geheiligt ist. Die Moor Moritz (Abthl. III, No. 85) auf der Schloßbreite führt ihre zehn Ferkel mit sich. Vierundzwanzig Hündinnen umklaffen den Wagen der W. Jägerin Gaue, es sind ihre vierundzwanzig verzauberten Töchter. Kuhn, märk. Sag., pag. 217. ebenda No. 58 ist die Burgfrau von Milow sammt ihren Töchtern eine Sau mit eilf Ferkeln. Als röchelndes Mutterschwein, aber ihre Jungen sind nicht mitgezählt, zieht die Rochelnmoore über die Alpen des Berner-Oberlandes. Jahn, Kant. Bern. 328. Dies wiederholt sich in unserer Nummer: Rindelen- und Rochelmoore bei Ober-Schupfart. Mit sieben scheckigen Jungen läuft das Dorfthier von Lütwil. No. 89. 265, o. 86. Der neuntausend Fuß hohe Wazmann bei Reichenhall ist der W. Jäger Wazmann (d. h. Eber, vgl. No. 92, Ebermann in Kölikon) gewesen, nun umstarren ihn seine Kinder als sieben Felszinken. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 276. Dieses besondere Thier der W. Jagd hat Menschensprache und besitzt daher vielfache neue Eigennamen. Hier heißt es Hagöhrli. Hag ist englisch Schwein und Lamm; schweizerisch Hag bedeutet sonst Stier, wie Bär und Baier zugleich Name des Schweins ist. Hakelbärend und Bärens ist Name des W. Jägers (Kuhn, märk. Sag. pag. 205). Hakelbärend, der auf der Eberjagd umkommt, heißt zugleich Hakelblock. Block und Bolk ist wiederum Schweinname im Südharz. Journal v. u. f. Deutschl. 1790. 38. Demnach ist Bär und Hag gleichbedeutend und setzt sich zum Namen des Hakelberg zusammen, welcher wiederkehrt in unsern Gespensternamen Hoggema und Häggele (Abthl. IX, No. 419). Daher wird das aufgefangene Wildschwein von den Stimmen der W. Jagd gefragt, Hagöhrli, wo bist? Eine Sarganser-Sage in Henne's Schweiz. Bl. 1832 läßt einen Fuchs im Zwilchsack auffangen, worauf dann ein ähnliches Fragen und Antworten entsteht. Im Havellande fängt der Bauer einen Dachs und birgt ihn im Zwerchsacke; da ruft das W. Heer, man habe eine einäugige Sau eingesteckt, und daheim angekommen, findet sich wirklich eine solche im Sacke. Kuhn, märk. Sag., No. 136. Wo ist denn die einäugete Häsin? ruft's bei Bamberg aus der Luft. Panzer, bayr. Sag. 2, No. 97. Mickmick! rufen die Ferkel beim Guetisee-Zuge im Rüti, No. 83, während das Murren der alten Sau voraus geht; in Kuhns nordd. Sag., pag. 113 ruft die Frau Harke der Heerde zu: „pickel!", dem Dachs aber, der davon abgewichen ist: „quêms!" Die Schweizersage bezeichnet noch mehrere dieser landschaftlichgiltigen Gespensterthiere. Auf der Sanct Galler Wildenburg wandelt eine Matrone, die, wenn man ihrem Winseln folgt, ihre Nase plötzlich in einen Schweinerüssel verlängert. Felsthal, Sagenschatz, pag. 74. Hinter dem Rathhaus der Stadt Sitten (Sion, in Wallis) spukt die große Geistersau mit grünen Augen. Reithard, Sag. d. Schweiz, 492. Auf die vielen in gegenwärtiger Abthl. III enthaltenen Beweispunkte gleicher Art soll nur hingewiesen werden, wie z. B. daß der Lochluegenjäger, No. 94, als Wildschwein durchs Waldlaub raschelt, oder daß der

Lälle von Rheinfelden, No. 164, erst in eine Burgunderflasche hinein verwünscht wird, dann aber aus derselben wieder in Gestalt einer ganzen Schweineheerde hervor bricht. Dazu, sowie zu den vorausgehenden Fällen gehört sodann das landesübliche Sprichwort (Kirchhofer, Sprichw. 274), wer das Fehrlein haben will, muß den Sack aufheben: das Glück verlangt Muth. Ich erinnere daran, daß der größte Theil der sogenannten Teufelsmauer beim Volke der Schweinegraben genannt wird; daß wir in Deutschland und in der Schweiz (z. B. in Bünden und in Uri: Meyer-Knonau, Erdkunde 2, 114. 1, 311) den Adel deren von Schweiningen und Schweinsberg haben oder hatten; daß die Merowinger die Borstigen, cristati, hießen, da ihnen gemäß ihrer Abstammung von einem meerentstiegenen Ungeheuer Schweinsborsten am Rücken wuchsen. Und wenn schon die Aestier vorzugsweise unter den Germanen die Göttermutter durch Helmzeichen in Eberform verehrt hatten (Tacitus, Germ. 45), so läßt sich begreifen, warum das Steinbild des Teufels am Münsterportale von üchtländisch Freiburg, sowie an dem der Stadt Bern mit einem Schweinskopfe erscheint. Der Teufel ist selbst ein Sauhirte, wie die Anmerkung Stifeli und Bläseli (Abthl. V, No. 213, 32) nachweist.

---

82. Das Streggelenjagen in Meerenschwanden.

Mehrere Nachtbuben wollten sich zusammen den landesüblichen Spaß machen, jenes Nachtgelärme zu veranstalten, das man mit Peitschen, Ketten und Schellen um die Häuser bekannter Familien erhebt und wobei namentlich die erwachsenen Mädchen unsanft aus ihrem Schlafe durch maskierte Liebhaber aufgeweckt werden. Man nennt dies im Freienamte und dem benachbarten Luzernerlande das Streggelenjagen. Die Meerenschwander-Bursche sammelten sich in der Nacht des Fraufastenmittwochs vor Ostern, wohlversehen mit lärmenden Instrumenten an einem Lebhag, der zum Baumgarten eines ihnen bekannten Hauses gehörte und fiengen an, dieser Hecke entlang gegen das Wohnhaus hin ihren tollen Lauf zu machen. Diesmal aber war es auch auf einen ihrer eigenen Gesellschaft mitabgesehen; der Jörri (Georg), dessen schwacher Verstand sonst schon zu lachen gegeben hatte, sollte bei dieser Gelegenheit in Schrecken gesetzt und nachher zur Dorf-Anekdote gemacht werden. Sie stellten ihn deshalb allein an eine offene Lücke jenes Lebhages, an dem sie herunter jagten, und gaben ihm einen offenen Sack in die Hand, in welchem sich die gejagte Streggelen fangen sollte. Alsbald sprang eine gehetzte Katze gegen ihn aus der Hecke und fieng sich im offenen Sacke. Dieser wurde zugebunden, mit Hülfe der Uebrigen dem Jörri aufgeachselt, in sein Haus getragen und dorten in der Wohnstube abgestellt. Hier schwoll nun der Sack höher und höher auf; endlich platzte und sprang er in jeder Nath,

und ein Ungethüm, welches daraus hervor kam, füllte immer breiter anwachsend alle Räume der Stube aus. Nun mußte man die Kapuziner von Bremgarten zu Hilfe holen, die das Thier beschwören und das Haus von ihm befreien sollten. Sie brachten es mit geweihtem Oel, Salz, Wasser und Wachs unter vielen Gebeten dahin, daß das Thier wieder zu einer gewöhnlichen schwarzen Katze zusammenschrumpfte und zum Hause hinaus sprang. Die Burschen, die sich diesen Unfug erlaubt hatten, erkrankten zusammen, einige so schwer, daß sie starben; der Jörri aber, der von ihrem Anschlage nichts gewußt und nichts verstanden, kam mit heiler Haut davon.

83. Guetisee in Rüti.

In Rüti, einem Weiler der Gemeinde Meerenschwanden im Freienamte, ist ein altes Strohhaus dafür wohl bekannt, daß durch dasselbe das Guetisee jede Fronfastennacht seinen Weg hindurch nimmt. Man mag wann immer daran vorbei kommen, so wird man durch seine stets offen stehende Vorderthüre zur hintern hinaus sehen, denn beide müßen die Bewohner offen halten, wenn man gesund und unbeschädigt hier wohnen will. Das Heer zieht dann Nachts als lärmende Schweineheerde hindurch, man hört dabei das Murren einer alten Sau, welche an der Spitze läuft, und die ihr nachkommende Schaar Ferkel schreit hinterdrein: Mick-mick!

Im benachbarten Walde von Muri ist ein bekannter Eichbaum, unter welchem sich das Gutisee aufhält, und eine dorten um Mittag rastende Frau hat dessen Murren gehört, ohne jedoch ein Stück der Heerde sehen zu können.

84. Der Guenis-Heerwagen bei Mellingen.

Zwischen den Städten Baden und Mellingen zieht Nachts das Guenisheer. Es kommt über den Oedlisberg nach Neunbrunnen im Schönhardswalde, da setzt es über die Reuß und zieht über Mellingen gegen Schloß Brunneck und Lenzburg zu. Mein Vater hat es vor vierzig Jahren gehört, als er zu Mellingen in einem Hause diente, welches außerhalb des Städtchens am rechten Reußufer gelegen war, wo oberhalb der Trostburg die alte Kapelle steht. Man hörte einen schweren Eisenwagen über das Haus hinrasseln, als ob lauter Käsekessel drauf geladen wären, und hinter der Fuhre kam eine Mannsstimme drein, die mit großer Dringlichkeit wiederholt schrie: Verbind mer's, verbind mer's!

Als dies mein Vater mit einem Appenzeller-Krämer besprach, der öfters durch Mellingen reiste, erinnerte dieser sich aus seiner Heimat einer ähnlichen Begebenheit und erzählte dieselbe also: Auch wir hörten in unserer Jugend gar oft Nachts über unsern Häusern dieses Gekessel (Lärmen), hüteten uns aber wohl, dabei zum Fenster hinaus nachschauen zu wollen. Als uns nun ein Nachbar berichtete, wie neulich einer dieser Luftreiter ganz die gleichen Worte herab gerufen habe, machte ihm ein Mädchen, das eben bei uns zu Besuch war, Vorwürfe, warum er denn jenem Reiter keine Antwort gegeben und dem Hilferuf gemäß ihn nicht verbunden habe. Der Nachbar erklärte, daß er den Sinn jener Worte nicht verstanden, wohl aber sich sehr gefürchtet habe, und nahm das schnippische Mädchen beim Worte, nächsten Fraufastenabend den Reiter selber darüber zu befragen. Das alberne Geschöpf vermaß sich nun in falscher Scham wirklich, nächste Nacht, sobald der Zug käme, vor die Thüre treten und ihn anreden zu wollen. Folgenden Abend gab man ihr Wein und Branntewein zu trinken, so viel sie mochte; das Getöse ließ sich wiederum hören, und endlich rasselte es gegen die Häuser her, als ob man einen Karren schlechtgebundenes Eisengestänge rasch über eine frischbekieste Straße führe. Da trat denn das Mädchen vors Haus unter die Dachtraufe hinaus, und als jene Stimme rief: „Verbind mer's!" antwortete sie: so halt au, du Donners-Chetzer, wenn i der's verbinde soll! Auf dieses freche Wort hörte plötzlich der schmetternde Lärmen ganz auf, der Wagen stand still und ein Mann sprang herunter. Das Mädchen aber verlor das Herz und kam schneeweiß zur Stube herein gestürzt. Ein Großer sei vor ihr gestanden, nichts anderes wußte sie zu sagen. Draußen rollte indessen der Wagen weiter. In kurzen Tagen aber war sie todt.

Ich will ihm eins schenken, sagt der Barnimer-Bauer beim Gewitter, und tritt mit dem Glas vor die Thür; ein anderer zu Päsewin will ebenso dem lieben Gott Prosit zutrinken. Beide werden vom Blitz erschlagen. Kuhn, nordd. Sag., pag. 123, No. 1. 2. Der Gott, der hier mit seinem richtigen Namen Donar angeredet wird, findet sich zusammenhängend besprochen in No. 415, Abthl. IX.

Der dem waghalsigen Mädchen unbegreiflich lautende Ruf des W. Jägers heißt Verbind mir's! Auf einem an der Weser ausgepflügten bronzenen Henkelgefäße (Archiv des histor. ndsächs. Vereines 1840, I) zeigen sich dreibeinige Jagdthiere, welche alle gegürtet sind. Wär ich gegürtet und geschürzt, so könnt' ich auch mit! rief ein Geist aus dem W. Heer heraus, das der Schiffer über den Main setzen mußte; der Gerstenhüter band ihm darauf ein Strohseil um den Leib und sprach, nun kannst du nach! Panzer, bayr. Sag. 1, 176. No. 189. 198. Auf, schürze dich! ruft ebenso der todte Reiter Lenoren zu in Bürgers bekannter Ballade. Geiler v. Keisersb.,

Ameise, Bl. 37, weiß gleichfalls, daß die im Wüthenden Heere zusammen „an einem Seil" laufen müßen. Dies ist gewöhnlich ein Strohseil. Die ungewöhnliche Stärke desselben gleicht der Kette des Homerischen Zeus, an die sich alle Götter miteinander hängen können, und dem Stricke, an welchen der indische Todesgott Yama die abgeschiedenen Seelen bindet; vgl. Fr. Rückerts Gedicht Sawitri. Ein einzelner Halm aus jenem Seile reicht hin, sich daran zu erhängen: vgl. Abthl. VI, No. 271, das Erhängenspielen. In unserer Sage scheint eine der Seelen von diesem Stricke abgekommen zu sein, gleichwie in Kuhns nordd. Sag., No. 151, auch ein Weib vom Zuge der W. Jagd abkommt, worauf der Helljäger dem unten im Zauberkreise stehenden Menschen zuruft: Stoß das Weib hinaus! An einem solchen Seil von Erbsenstroh führt man bei den Frühlingsspielen den Wilden Mann, den Erbsbär, und bei Aerntefesten den Schimmelreiter umher: Sommer, Thüring. Sag. 156, 160. Schmalfuß, die Deutschen in Böhmen, Prag 1851. In solchem Sinne ist's gemeint, daß auch der Mann im Monde in eine Bohnenstrohgarbe eingewickelt ist. Strohwisch dient als Pfandzeichen und Verkaufszeichen; man bindet es feilen Rossen in Mähne und Schweif, man ist, wenn die Ehefrau auf Reisen geht, ein Strohwittwer. Das Toggeli erscheint als Strohhalm und Kornähre. Auf der Zurzacher-Messe scheint es den Zuschauern, als ob des Zauberers Hahn, der nur einen Strohhalm im Schnabel hält, einen Wiesbaum trage. Die Bielefelder-Sage nennt letzteres Augenverkaikeligge. Firmenich 1, 277. Neben dem Strohseil der W. Jagd, womit man sich gürtet und zugleich sich beschützt, kommt auch das Gegentheil vor, die Zerreißung und Zerfleischung der Todesopfer. Gegen solcherlei giebt wiederum eine Stimme Rath; wenn nämlich das W. Heer über Wolfartsweiler hinzog, so rief's dem Zuge voraus: Wenn du beschädigt wirst, so verbinde dich mit rohem Garne. Mone, Anz. 1839, 307.

85. Die Moor Moritz auf der Schloßbreite bei Tägerfelden.

In Tägerfelden steht ein verfallenes Schlößlein mit einem dazu gehörenden Wiesengrunde, der die Schloßbreite heißt. Hier läuft jeden Samstag mit dem Klang der Betzeitglocke ein Mutterschwein, die Moor Moritz, und führt ihre zehn Ferkel mit sich. Es kommt aus jenem Theile des Schlößchens hervor, der ehemals die Stallungen ausgemacht hat, jetzt aber nur aus ein paar überdachten Mauern besteht und der Gemeinde zum Holzschuppen dienen muß. Es nimmt seinen Weg bis zum Chile-Rainli, einem Abhange, welcher zur Schloßkapelle gehört, und geht von da wieder heim. Es hat die Farbe der sogenannten Zweibrücker-Zucht, nämlich vorne schwarz und hinten weiß; ebenso sind auch seine Ferkel gezeichnet. Hat nun ein Vorübergehender den Muth, bis auf einige Schritte heranzutreten, so schwillt das Schwein zur Größe einer solchen Waschwanne an, wie die sind, in welchen man geschlachtete Schweine brühet, und beginnt entsetzlich zu grunzen. Dies bedeutet, daß man zurückweichen soll. Folgt man

dieser Warnung nicht, so ist man bis zum nächsten Morgen gewiß eine Leiche.

Die frühere Herrin dieses Schlößleins soll eine alte Wittwe aus dem Luzerner-Adelsgeschlechte deren von Sonnenberg gewesen sein. Sie hatte Niemand als ihren Sohn Moritz. Sie machte für die Kapelle ihres Schlosses mancherlei Vergabungen an Feldfrüchten und Eiern, ließ das Kirchendach statt der Schindeln mit Ziegeln eindecken und setzte bei ihrem Tode den Grundzins von ein paar Juchart Land nebst zehn Stück Hafer (ein Mannwerk) aus, um daraus die Löhnung des Sigrist bestreiten zu lassen. Einige Jahre lang nach der Mutter Tod gab der Sohn Moritz den gestifteten Hafer gebürend ab und verspürte ebenso lange in seiner Güterwirthschaft niemals Mangel. Nach und nach jedoch reute ihn diese unnütze Abgabe, er ließ sie eingehen und hielt sich aus dem Ertrag des Kirchenhafers ein Schwein mehr. Aber die Strafe blieb nicht aus. Das Schwein war eines Morgens sammt seinen Ferkeln verschwunden, bald fiel im Stalle auch das übrige Vieh. Das Vermögen des Junkers schwand so sehr, daß er nach und nach bis zum armen Tauner herabsank, der sein einziges Tagwerk Ackerland mit fremden Ochsen pflügen muß. Als sein Hausdach anfieng baufällig zu werden, nahm er bei Nachtzeit die Ziegel vom Kapellendache herab und deckte dies dafür mit Stroh. Zuletzt fand man ihn in seinem Stalle an einem Stricke erhenkt. Nun sagt man, der Junker sei in jenes Schwein verwünscht, das alle Samstagsabende auf der Schloßbreite mit den Ferkeln weidet, aus Barmherzigkeit aber werde ihm vergönnt, hin und wieder in einer menschlichen Gestalt erscheinen zu dürfen. Man meint, er sei zugleich ein Dachdecker, weil man öfters um Mitternacht einen Mann auf dem Ziegeldache der Kapelle klappern hört. Auch auf jenem Holzlande, welches die Wanne heißt, ein hübscher Föhrenbestand, der jetzt der Gemeinde Baldingen angehört, erscheint er häufig als Jäger mit seinen Hunden; denn statt diesen Forst, nach der Mutter letztem Willen, zur Unterhaltung des Kirchengebälkes zu verwenden, hatte er ihn dem Junker von Baldingen um einen Antheil an der Hochjagd auf dem Baldinger Berge vertauscht. Am öftesten kommt er aber noch als die Moor. Da läuft das Schwein, ohne sich stören zu lassen, um Betzeitläuten seinen Weg hin und her. Seit etwa fünfzig Jahren schon ist ein Haus in diesen seinen gewohnten Pfad gebaut worden, nun läuft es durch dasselbe mitten hindurch.

24 Hunde folgen dem Wode nach. Müllenhoff, Schlesw. Sag. No. 500. Frau Gauden hatte 24 Töchter; zusammen waren sie so leidenschaftliche Jägerinnen, daß sie riefen, die Jagd ist besser als der Himmel! Nun

sind's 24 Hündinnen, die den Jagdwagen der Mutter umklaffen müßen. Kuhn, märk. Sag., S. 217. Nordd. Sag., S. 2. Die Moor Moritz hat ihren Namen in gleicher Wortverdrehung, wie Moritzmachen gilt, statt Moreslehren. Seifert, Hildesh. Sag., pag. 178.

86. Das Dorfthier von Lütwil.

Es macht seine Runde bloß im Dorfe. Dabei erscheint es anfangs wie ein winzig kleines Thierchen, fast wie ein Igel gestaltet. Begegnet man ihm und es schlägt gerade Zwölf im Thurme, so schwillt es zur Größe eines Heuwagens auf. Soll der Jahrgang recht fruchtbar werden, so läuft es mit sieben Jungen, das sind weiße und schwarze Katzen. Sie legen sich den Leuten gerne in den Weg, tritt man aber auf eine, so bekommt man das Weh, das fallende Uebel, das im Dorfe wirklich häufiger vorkommen soll.

87. Die Meerenschwander-Dorfloos.

Das Nachtgespenst des Freienämter-Dorfes Meerenschwanden ist ein Schwein, das zwar die Dorfloos heißt, im Allgemeinen aber eben so häufig Dorfhund genannt wird, weil dieser letztere Name der landesübliche für jedes allbekannte Gespenst ist. Ein Reisender, der auf dem Wege nach Zug begriffen, Abends durch Meerenschwanden kam, stolperte über dieses in der Gasse umlaufende Schwein und meldete den Leuten im nächsten Hause, sie möchten das losgekommene Thier wieder in den Stall thun. Man erwiederte aber kurz, er und jeder andere solle jene Loos nur sein lassen.

Der Scherz der Nachbargemeinden giebt den Meerenschwandern den Spitznamen Speck, und behauptet: sie hätten sich bei einer Kirchweih besonders an Speck gütlich thun wollen, und um ihn beim Sieden vor dem Zerfließen zu bewahren, hätten sie ihn in eine Windel gewickelt in den Kochhafen gesteckt. Auch hiemit weist der alte Spitzname auf das Ortsgespenst der Loos zurück. Die Buttwiler führen den gleichen Schmütznamen. Sie nahmen zum Speckstehlen zwei Säcke auf einmal mit, füllten den einen und ließen heißhungrig den andern am Platze liegen. Da er ihr Dorfzeichen trug, waren sie bald daran erkannt. Ebenso heißen die Bewohner von Gebistorf Speck, die von Birmenstorf Wildsäue, und denen im benachbarten Mühlingen singt man nach:

Mülliger, Mülliger-Moore,
Hänked d'Speck a d'Ohre!

88. Die überfahrende Sau bei Koblenz.

An der Mündung der Aare in den Rhein liegt das Fischerdorf Koblenz. Zu regelmäßigen Zeiten erscheint am jenseitigen Ufer des Nachts ein Schwein, um sich vom Fährmann ins Dörflein übersetzen zu lassen. Auch jetzt, da die Kantonsregierung das Fahr gänzlich erneut und für den Transit im Großen hergestellt hat, findet sich das Schwein noch immer ein und geht mit der Naue herüber. Die Leute sagen, es sei ein betrügerischer Grenzzollner dieser Gegend.

Gott Frô, dem der Eber geheiligt und in den Wagen vorgespannt ist, besitzt ein Schiff, in welchem alle Götter mit Waffen und Heergeräth Raum fanden, das sich seinen Fahrwind selber machte und das die Zwerge mit solcher Kunst gefertigt hatten, daß es sich wie ein Tuch zusammenfalten und einstecken ließ. Von diesem ist die Rede in Abthl. I, No. 38: Räuberschiff bei Rietheim.

---

89. Rindelenmoor bei Schupfart.

Herwärts vom Dorfe Ober-Schupfart im Frickthale treibt in der Rindelen die Rindelenmoor ihr Unwesen, ein gespenstisches Schwein, das man sonst auch Rochelenmoor wegen ihres heißhungrigen (rûechenden) Grunzens und Wühlens nennen hört. Vor noch nicht langer Zeit machte hier Nachts ein heimkehrender Schupfarter-Bauer seinen Begleiter aufmerksam, ob er denn jenen Hund nicht bemerke, der beharrlich hinter ihm drein fauche und lappe. Der Befragte konnte durchaus nichts wahrnehmen. Nun fieng der Andere gewaltig an zu fluchen und meinte damit das Unthier zu verscheuchen; als das Thier wegprallte, ward er aber am Fuße gestreift. Der Mann schwoll heftig an und hatte lange darnach noch das Bett zu hüten.

---

90. Der Schweinreiter auf Thierstein.

Auf der Schloßruine Thierstein im Frickthal begegnete einst mehreren Hirten ein Mann und ersuchte sie, ihm hier eine große Eisenkiste aus einem finstern Orte heraustragen zu helfen; nur möchten sie dabei nicht lachen, sonst könnten sie leicht Schaden nehmen. Die Hirten halfen unverzüglich, hatten aber kaum die Kiste gefaßt, als ein gar närrisch gekleideter Mann auf einem Schwein daher geritten kam. Da war das Lachen nicht mehr zu verhalten. Kaum war dies geschehen, so fuhr der Reiter unter entsetzlichem Geschrei rings herum, während die Hirten wie todt zur Erde fielen. Als sie wieder erwachten, lagen sie bei ihrem Vieh, das ruhig weidete. (A. Birrcher in Laufenburg.)

Grebelhou heißt ein Alpengeist im Waatlande, der auf Schweinen geritten kommt. Zürcherisch gilt grebeln, Grauen erregen, Grebel, ein häßlicher und schlechter Mensch. Grebelistrugge und Wundertrugge ist der Zauberkasten. Vulliemin, Kant. Waat 2, 31. Stalder 2, 520. Vergl. No. 92, Ebermann in Köllikon.

91. Die silberne Sau im Chillholz.

Im Freienämter-Dorfe Buttwil und den benachbarten Gemeinden des Lindenbergs geht noch die Rede, es hätten die Klosterherren von Muri, als die Neufranken am Ende des vorigen Jahrhunderts gegen die Schweiz anrückten, eine silberne Sau auf dem Hofe Chillholz vergraben lassen, der damals noch zum Stifte Muri gehörte und auf der Höhe des großen Lindenberges gelegen ist. Es ist dies derselbe Berg, an dessen östlicher Seite das Gausermatten-Wibli schreit, No. 116, so oft dem Lande Kriegsgefahr droht, und auf dessen Höhe nach Norden das Bad der Elftausend Jungfrauen liegt, auch Heidenbad genannt, No. 14. 15. Nun soll es noch nicht lange her sein, daß einer der beiden Bauern gestorben ist, die beim Vergraben jenes silbernen Thieres hatten behülflich sein müßen. Er habe es öfter geschildert, wie man das Thier in ein Salzfaß geschlagen, bergauf geschafft und im Walde versenkt habe, und sein Zusatz hieß dann gewöhnlich: wenn er damals schon so klug gewesen wäre wie sein Kamerad, der Odli (kleine Adam) von Buttwil, so hätte er sich sein Stück Speck von jener Sau auch auf Lebenszeit abschneiden können.

Gerade so vergraben die bayrischen Mönche, als die Schweden kommen, drei Schatzkisten, in deren einer digenes Fleisch (geräuchertes Schweinefleisch) ist. Schöppner, bayr. Sag. 1, No. 37. und ebenda No. 147 wird ein goldener Fuchs ausgegraben. Dies zusammen erinnert an den Bauern in Wolfs ndl. Sagen, der, nachdem er dem W. Jäger behülflich gewesen ist, vierzehn Tage lang nachher noch Eberfleisch einzusalzen hat; und an das Goldferch der Lauterbacher-Satzung in Grimms Weisthümern, das noch i. J. 1589 an die Gerichtsmänner gezinset worden ist. Es ist dies der Majalis sacrivus der Lex Salica, der beim christlich gewordenen Frankenvolke alljährlich zum großen Frühlingsopfer dargebracht wurde. Eine goldene Sau liegt im Schloßbergbrunnen beim Sieflingerhof. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 22.

92. Ebermann in Köllikon.

In der Gegend von Köllikon, einem Dorfe bei Aarau, liegt ein Waldplatz, genannt Im Eber. Drinnen haust ein Schimmelreiter, welcher der Ebermann heißt und von Köllikon aus über die Wal-

dungen das Ester und die Egerten reitet bis hinauf gegen das Dorf Safenwil.

So läßt sich der Schimmelreiter zu Bielstein immer zwischen den Schweinen sehen des alten Klosters Ilfeld, wenn diese sich im Klostersumpfe wälzen. Pröhle, Harzsagen, pag. 226.

93. Die Pfaffenhöhle in Suhr.

Zwischen den Jahren 1740 und 1750 entstand zu Suhr im Dorfe ein allgemeiner Lärm, es führe aus dem dortigen Pfarrhause ein alter Gang unter der Kirche hinweg in ein Schatzgewölbe des Kirchberges, worin die Heidenpfaffen neben andern Kostbarkeiten und Kleinodien jenes goldene Kalb verborgen hätten, das sie aus dem wüsten Arabien mit sich nach Deutschland gebracht haben sollen. Die damaligen Tonangeber im Orte, die vielleicht ihrem Pfarrer nicht gewogen waren, aber das öde Gerücht so weit benützten, als es ihrem Streben nach Einfluß dienlich schien, rückten alsbald mit dem Antrage heraus, von Gemeinde wegen nach diesen unerschöpflichen Reichthümern im Berge graben zu lassen. Als ihnen die Mehrheit der Ortsbürger beistimmte, fieng man die Arbeit wirklich an. Man begann auf jener Seite des Chores den Boden aufzubrechen, auf welcher die Gerichtsmänner und Gemeindeältesten ihre Kirchenstühle hatten. Nach einigem Schaufeln traf man auf eine ungewöhnlich große rohe Steinplatte; für einen bloßen Grabstein war sie viel zu groß, hinter ihr fand sich ein weiter leerer Raum, der von Schutt und Erde auffallend rein gehalten schien, also grub man um so frischer drauf los. Endlich gerieth man an die Quadern einer abwärts führenden Treppe. Der Jubel war groß, aber kurz, denn trotz alles Widerspruches der Steifgläubigen mußte man zuletzt diese Treppe doch nur für ein Stück derjenigen erkennen, von der ein Jeder schon gewußt und um die sich Keiner mehr gekümmert hatte. Sie hatte nämlich zu den alten Gefängnissen geführt, welche die Berner-Herrschaft während des schweizerischen Bauernkrieges in den Sandsteinklüften dieses Kirchberges für die Aufrührer des Oberaargaus angelegt hatte. Diese schlechten Keichen verfielen nachher wieder und wurden zugeschüttet, einige davon benutzte der zunächst Wohnende auch als Nothkeller, und so stieß die übriggebliebene Treppe hier noch an die Kellerwand des Pfarrhofes an. Nun mußte man das goldene Kalb sammt allen übrigen Schätzen freilich im Stiche lassen. Der Schluß des lächerlichen Unternehmens blieb jedoch gleich sonderbar. Denn wer sollte nun die Kosten tragen, wer den durchwühlten Boden wieder ausfüllen und das Kirchenchor frisch belegen

lassen? Jene ursprünglichen Rathgeber waren schlau genug, allerlei Gerede zu verbreiten, durch welches sie kostenfrei ausgiengen. Denn die einen erinnerten sich plötzlich wieder, wie hier im Dorfe die Berner Reiter einst gehaust, gesengt und geplündert hatten; wie viele arme Bauern zu Suhr und zu Entfelden an die Dorflinde gehenkt oder in diese Berglöcher geschmissen worden waren; die andern aber behaupteten, diese unterirdischen Gänge stammten doch von den Heidenpriestern her, die hier gewohnt hätten, und die Ortspfarrer von Suhr seien mit diesen und andern heimlichen Dingen des Kirchberges schon von jeher nothwendig vertraut gewesen. Kurz der damalige Pfarrer Rufli wurde durch einen zweiten Gemeindebeschluß angehalten, diesen Gang vom Pfarrhause bis unter die Kirche auf seine Kosten vermauern zu lassen. Um des Friedens willen fügte sich zuletzt der gute Mann.

Ueber die in unsern Sagen häufiger vorausgesetzten unterirdischen Gänge hat Panzer, bayr. Sag. 1, S. 298 unwiderleglich nachgewiesen, daß es Grabkammern altheidnischer Tempel sind und einer Vorzeit angehören, welcher die architektonische Deckenwölbung noch unbekannt ist. Von dem auf dem Berggipfel stehenden Holzthurme solcher Tempel stieg man durch senkrechte Schachte in diese oft weitlaufenden Gänge hinab. Daß man in ihnen zu Kriegszeiten Tempelschätze verbarg, erzählt Caesar, Bell. Gall. 6, 17. Daher die Sage, daß hier goldene und silberne Thiere vergraben liegen. Unter dem Hügel Poya zu Salvan, Kant. Wallis, ist Maximians goldenes Kalb vergraben und ein schwarzer Bock hütet's. Henne, Schweiz. Bl. 1833, 308. Vor Zeiten hat man in das Heidenloch, eine Glarner-Berghöhle, ein weißes Lamm hineingebracht, und dasselbe kam dann dreiviertel Stunden tiefer, im Thale bei Schwendi, roth gefärbt wieder zum Vorschein. Blumer-Heer, Kant. Glarus, 315. Die Mönche Grünenbergs in Hessen vergruben, als sie ihr Kloster verlassen mußten, ein goldenes Lämmchen, und man kann es sehen, wenn man unter dem Arm durchschaut. Wolf, Ztschr. 1, 35. Schatzgräber geben vor, das goldene Kalb ergraben zu wollen. Myth. 691 a. 1223. Das Kolmarer Stadtgespenst heißt Nachtkalb, das von Wangen der Dorfhammel. Stöber, elsäß. Sag. No. 67. 173. Ein goldenes Kalb liegt in der Burg Alt-Eberstein. Mone, Anz. 1836, 414. Ein anderes liegt in der untergegangenen Stadt Venau, ibid. 1837, 174. 1838, 52. Die Hunnen begraben ihren Fürsten mit einem goldenen Kalb im Heidenbuck. Baader, bad. Sag. No. 41. Die zwölf silbernen Apostelbilder liegen im Berge vergraben. Wolf, hess. Sag. No. 189. Meier, schwäb. Sag. 1, pag. 305. Im Steinbrunnen des Schloßbergs wird einer goldenen Sau nachgegraben. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 22.

94. Der Lochluegenjäger.

Am Wege vom Dorfe Leerau nach Staffelbach liegt westlich der Großstein, östlich eine muldenförmige Thalsenkung, die Lochluege.

Dorten auf einem Hügel, welcher Schloßhubel heißt, soll einst eine Ritterburg gestanden haben und ihr letzter Besitzer, der diesen Platz in schlimmen Ruf gebracht hat, ist der Lochluegenjäger. Bald sieht man um den Kopf des Hügels ein blaues Räuchlein sich dehnen, und dies deutet auf schlechtes Wetter; bald begegnet denen, die hier durch müßen, der Burggeist selber. Er ist in Fricktchaler-Tracht gekleidet, die hier auf viele Stunden weit nicht üblich ist, nämlich in einen langflügeligen grünen Tuchrock mit großknöpfiger rother Weste. Ein Mädchen, das vor etlichen Jahren hier allein auf dem Wege war, meinte in der Gegend des Esterli, wo der Leerauer- und der Staffelbacher-Gemeindebann sich scheiden, mit jedem Schritte in tiefem Laub und Heidekraut einzusinken, so sehr raschelte und rauschte es um sie, und doch stand sie allenthalben auf nacktem, kahlem Boden. Angstvoll hebt sie die Füße höher und beginnt zu springen, aber auch das Rauschen wird um so ärger und nur mit Noth kommt sie von der Stelle. Aehnlich ergieng's hier auch einem Burschen, welcher Mehl aus der Mühle geholt hatte und auf einem zweiräderigen Karren vorbeiführte. Hier deuchte es ihm, sein Karren ziehe sich plötzlich so leicht. Er blickt um, da hilft ein Mann, von dem er vorher nichts bemerkt hat, ihm hinten den Mehlkarren stoßen; er ist ganz in Rübeli gekleidet, nämlich in grünen Baumwollensammet, den man häufig zu Hose, Spenzer und Weste zusammen wählt, und auf dem Kopfe hat er einen hohen schwarzen Strohhut. Der Bursche wagt nicht, etwas zu sagen, auch der Grüne spricht nichts. Nach einer Weile wird die Last wieder schwerer, der Ziehende schaut wieder um, da ist der Rübelimann verschwunden. Jetzt erst standen ihm die Haare zu Berge. Aber gethan hat es ihm nichts.

Schlechter bekam's einem Andern. An derselben Stelle sperrte ihm ein mächtiges Schwein mit rasselnden Borsten den Weg. Er wollte schon umwenden, denn zum Ausweichen ist das Gelände zu enge und das Thier mit seiner blutunterlaufenen Haut sah ihm zu wildfremd aus. Da schnurrte das Ungethüm grunzend an ihm vorbei und hinterließ ihm nichts als einen tüchtig geschwollenen Kopf.

Wegwart, Wegweis, Wegluege und Lochluege sind Namen für cichorium indybus. Lochluege leitet ab von loh, silva. Da man der Pflanze die Wirkung des Irrkräutleins beilegt, so erhält zugleich der W. Jäger seinen Namen von ihr, da er in dem Walde, in welchem er hier haust, die Leute irreführt, denen der Samen der Lochluege unversehens in die Schuhe hinein gefallen ist. Wer auf die Blüthe der weißen Wegluegenwurzel trifft, muß die ganze Pflanze, wenn er gar nichts Anderes bei sich hat, mit einem Stück Silbergeld ausgraben, dann kann er Kunststücke damit machen. Aarg. Abgl. Am Tage St. Johannis des Täufers, erzählt Philo

von den Schweizern (Magiologia 1675, pag. 786) berühren sie knieend die Wurzel mit Gold, des Morgens vor Sonnenaufgang und graben sie herfür in der Kraft des Schwertes des Judas Maccabäus, solche wider allerlei Unglück bei sich zu tragen.

Wie der Geist hier des Bauern Mehlkarren nachschieben hilft, eben so legt ein schwäb. Bauer seinen eigenen Mehlsack dem W. Jäger aufs Roß. Meier, schwäb. Sag. No. 116. Der Lochluegenjäger trägt einen schwarzen Strohhut nach Fricktha1er Bauernart; der Ranzenpuffer läßt einen breitrandigen Bauernhut auf der Erde liegen. Meier, ibid. 124, 6. Ersterer kommt ferner als Wildschwein vorbeigeschnurrt; der Ranzenpuffer verwandelt sich gleichfalls in ein solches und wandert dann in die Schweiz aus. Meier, ibid. No. 124, 2. Es hat eine blutunterlaufene Haut, theils um dadurch der rothen Farbe zu entsprechen, welche der Tracht göttlicher Wesen zukommt; theils auch, weil es das Metzelschwein ist, der Eber Sährimnir, der zu den Tafelfreuden Walhalls täglich gesotten und allabends wieder heil ist. Daher die mancherlei Thiere der Sage, die mit Vorlegmesser und Gabel in der Schwarte umherlaufen, oder plötzlich zur Größe einer Waschwanne anschwellen, in der man das Metzelschwein brüht (No. 85).

95. Das Erlisbacher Dorfthier.

Es schiebt sich in Gestalt eines geladenen Heuwagens selber in den Wiesenbach Wütherich, welcher vom Dorfe aus in die Aare geht; bei jeglicher Begegnung schrumpft es aber sogleich in einen Hund zusammen und heißt alsdann der Dorfpudel. Dieser, schwarzzottig, von der Größe eines Mastkalbes, den Schweif am Boden nachschleppend, hat feurige Augen gleich den runden Scheiben eines Bauernfensters. Wenn an jener Ackerstelle, wo das Thier in den Wütherichbach geht, das Getreide besonders schön golden reift, oder auch wenn es in den Aehren auswächst und schwarz wird, so hält man dies für die Wirkung der Feueraugen, mit denen der Geist die Fruchtfelder mißt. Zwei Dorfbuben hatten hier einst Korn vom Feld gestohlen und meinten es hinter den Knochen des Beinhauses auf dem Erlisbacher Kirchhofe zu verstecken. Als sie aber von dem mannshohen Knochenhaufen wieder herunter steigen wollten, waren Beiden die Füße plötzlich dermaßen mit Schwären überdeckt, daß sie nicht mehr weiter kamen und gefangen wurden. In diesem Beinhause hat es besonders seinen Sitz, es geht von da mitten durch die Kirchhofsmauer hindurch und halbwegs bis zum nahe gelegenen katholischen Pfarrhaus; da aber kehrt es gleich wieder um, denn ein Wohnhaus betritt es niemals, und wendet sich zu dem alten Gebäude neben der Kirche, das ehedem eine Schaffnerei gewesen ist. Die Herren von Bern hielten hier, so lange sie das Land noch regierten, ein Faselschwein und einen Wucherstier

für Jedermann aus der Gemeinde, außerdem stand noch eine Kuh im Stalle, von der eine jede Wöchnerin täglich ihre Maß Milch bekam. Oben war eine Getreideschütte, von der die Armen ihr Saatkorn unentgeltlich nehmen konnten. Von alle dem ist nichts mehr übrig als dieser Dorfpudel. Alljährlich läuft er zweimal langsam ins obere Dorf. Er thut es nur zur heiligen Zeit und hält dabei seinen Weg so gewissenhaft ein, daß Niemand zu Schaden kommt, der um dieselbe Zeit nur eben diese Richtung meidet. Gesellschaft und Gespräch verscheucht ihn nicht, auch kein Geistlicher kann ihn bannen. Geräth ihm aber Jemand in seine Bahn, so erheben sich augenblicklich ringsum hohe Mauern, vor denen man bis zum Frühläuten rathlos liegen muß, um endlich mit einem geschwollenen Kopf wieder heimgeschickt zu werden. Er kam einst zwischen zwei Männer hinein gelaufen, die zusammen von Stüßlingen her ins Dorf giengen. Schauerlich murmelnd, als ob er reden wollte, wanderte er bei zweihundert Schritt weit mit ihnen fort. Als ihn einer der Beiden schärfer betrachtete, konnte er nichts anderes an ihm gewahren, als eine sonderbare zackige Kopfbedeckung, dem Meßkäppchen der Kaplane ähnlich. Man sagt dann auch, das Thier sei ein ehemaliger Dorfpfarrer, der ein kirchenräuberisches und wüstes Leben geführt habe. Drunten in den Aarmatten beim letzten Dorfhag kommt das Thier am öftesten hervor, wenn die Witterung ändert. Da schwimmt es rauschend eine Strecke weit in der Aare herab und steigt dann herauf in den Dorfbach, um da zu „woddeln". Diesem Geräusche aber muß man entweichen, es erschüttert einem das Blut, daß es dick wird.

Einem Schatzgräber erscheint ein großer taumelnder Heuwagen, von zwei Enten gezogen und mit zwerghaften Reitern. Schambach-Müller, ndsächs. Sag. pag. 113. Schatzgräbern begegnet ein großer Heuwagen, von einem Hahn gezogen, ein anderer von Mäusen gezogen: Kuhn, märk. Sag. No. 32. 111. Auf Einem Rade kommt ein hochbeladener Heuwagen zu den Schatzgräbern in die Mühle herein: Wolf, hess. Sag. No. 183. Ein Fuder Heu, von sechs weißen Mäusen gezogen, fährt beim Goldbrunnen, im Süddítmarschen. Bechstein, DSagb. No. 171. Des Geisterhundes von Elmshorn Haare sind länger als längstes Gras. Müllenhoff, Holst. Sag., pag. 191. Die Erklärung zu diesen ungewöhnlich lautenden Anschauungen in einem so beharrlich sich wiederholenden Sagenzuge sehe ich darin, daß Hesperus in ahd. Glossen stelbôm genannt wird, wie triones (Siebengestirn) mit wagana übersetzt ist. Schlettstädt. Gloss. Haupt, Ztschr. 5, 326 a. Stellbaum ist aber unser Wiesbaum, Bindbaum, Raitelbaum. Dem entsprechend ist es also auch, daß der Liedvers „currus jam poscit phosphorus" (Grimm, Hymnor. interpretatio theot. 2, 3) in ahd. Uebersetzung lautet: reita giu fergôt tagastern. Darum erscheint das Erlisbacher- und das Lütwiler-Dorfthier (No. 86) in Gestalt eines Heuwagens, und der Drache ist stets so dick wie ein Wiesbaum, die zu erlösende Schlange

so lang wie ein Heuseil (vgl. zum Beweise für letzteres Abthl. VI, No. 234 Drache. — Abthl. IV, No. 167 Schlüsseljungfrau von Tegerfelden).

96. Die Fischbank bei Othmarsingen.

Wenn man auf der Straße zwischen den Städten Lenzburg und Baden gegen das kleine Dorf Mägenweil kommt, so sieht man zu beiden Seiten des Weges große Granitblöcke in Menge weit in die Felder hinein liegen. Eine viel größere Zahl ist seit einem Menschenalter aus dem fruchtbaren Kornlande herausgeschafft, zerschlagen oder gesprengt worden. Manch freundliches Wohnhaus in der Nachbarschaft ist daraus gebaut. Das Volk sagt von diesen Felsenmassen, es sei hier einst ein Steinregen nieder gegangen. Die Dorfchroniken hingegen erzählen, daß schon die Römer mit diesen Blöcken die Militärstraßen und Wasserleitungen aufgeführt haben, die hier herum nach Windisch und nach Baden hin gehen. Noch ist ein besonders großer Granitkegel links im Felde drinnen, der über seine nächsten Kirschenbäume hinaussieht; derselbe soll einst noch viel gewaltiger gewesen sein, so daß man ihn nicht aus dem Wege zu schaffen wußte. Die Römer, die ihre Straßen schnurgerade zu machen pflegten, mußten ihn deshalb zerklüften, um an ihm vorbei zu kommen, und was heute noch von ihm übrig ist, war ihnen dann nur der Weisstein.

Ein solcher Block liegt auch im Walde Linth, zwischen dem Dorfe Othmarsingen und Lenzburg. Der spitz zulaufende Fels ist gegen 30 bis 40 Ellen lang und bei 15 Ellen hoch und breit; seine noch beträchtlichere Masse scheint er in den Boden zu versenken. Die mächtigen Stämme der Eichen und Buchen, die ihn umstehen, auf Tagereisen weit die edelstgewachsenen Bäume, geben ihm ein gar stattliches Aussehen. Man nennt ihn die Fischbank; er soll zur Heidenzeit den Mittelpunkt des Marktplatzes von Lenzburg ausgemacht und auf ihm sollen die Fischweiber ihre lebendige Waare feilgeboten haben. Aehnliche Felsenlasten, wie dieser, krönen den Scheitel des Berges, auf welchem das ausgedehnte Schloß von Lenzburg liegt; auch sie sollen von den Heiden dort hinauf getragen worden sein. Am Othmarsinger Wegrain stößt man des Nachts öfters auf einen unbekannten Mann, der neben der dortigen Ruhebank im Grase liegt, oder den Leuten aus dem Walde heraus entgegen tritt. Er trägt seinen Kopf unterm Arm. Um Fraufasten und wenn der Mond neu wird, geht er gegen das Dorf hin bis zum sogen. Galgenrain. Dann ist es Zeit ihm auszuweichen, sonst schwillt man an, als ob man in einen bösen Wind gekommen wäre. Der Mann, sagt man, umgeht die Römerstadt

Namens Lenz, die einstens hier gewesen, und zwar von diesem Platze aus, wo der Heidengalgen war. Hier fährt auch eine Geisterkutsche. Vor einigen Jahren aber ist sie von ihrem gewöhnlichen Wege abgewichen und im Lenzhard gesehen worden, einer näher bei Lenzburg gelegenen Waldung, in welcher das Volk eine Schatzgrube vermuthet. Die Kutsche ist im Rococogeschmack gebaut und wird von vier Rappen gezogen. Drinnen sitzt ein Herr mit zwei schwarz gekleideten Damen in Reifröcken und hoher Frisur. Vorn und hinten auf stehen Bediente. Sie fährt durch die dichtesten Gebüsche und ohne Hinderniß die steilen Abhänge auf und ab. Geleise läßt sie nicht zurück. Zwei Männer, die des Geldes sehr benöthigt waren, hatten sich hieher begeben, um den berufenen Schatz zu heben. Sie waren entschlossen, kein Wort zu reden und keinen Mucks zu machen, wenn nun auch die seltsamsten Erscheinungen kommen sollten. Alsbald zogen elf Männer der Reihe nach bei ihnen vorbei; jeder trieb sein eigenes Handwerk und führte es in Kürze auf; sie zimmerten, schmiedeten, pflasterten, metzten. Unbeirrt sahen die beiden Schatzgräber allem zu und warteten nur, ob der Schatz bald empor steigen werde. Nun trat der Zwölfte auf, einer vom Handwerke der Schleifer. Dieser hob ein steinaltes Weib aus seinem Tragkorbe heraus und setzte es mit dem Rücken an sein Drehrad, um ihr nun aufs Umständlichste den Allerwerthesten zu schleifen. „Wär' doch ämel au das Donners-Füdli-Schlîfe verbî!“ rief in seiner Ungeduld endlich der eine Kamerad, und augenblicklich war Alles ringsum zerstoben. Die Beiden sollen räudig heimgekommen sein.

Das Schleifen mittelst des Schleifrades ist hier eine grobsinnige Folgerung aus dem Drehen des Glücksrades; dieses selber, die rota fatalis, die Glücksscheibe, Frauen Sälden Scheibe, mit welchem sich das Steigen und wieder Absinken des Glückes darstellt, ist in Felix Hämmerlins Werk de nobilitate et rusticitate abgebildet, ebenso bei Schmeller, Carmina Burana. Bei Grimm, D. S. 1, 286. 437 lockt der Teufel zwölf Landsknechte mit der Vorspiegelung, daß sie weissagen und Schätze heben lernen würden, auf ein Glücksrad hinauf und dreht sie zwölf Stunden lang zwischen Wasser und Feuer um. Somit führt er mit ihnen das Löffelschleifen oder Hobeln des Glückspilzes und Dummkopfes auf. In diesem Sinne denkt sich dann Luther die Teufelsversuchung und die Art, ihr auszuweichen. Polterhans, sagt er zum Satan, du treibst viel Gaukelei und Kunst, komm her und untersteh dich dies: ich will, mit Reverenz, dir hie einen starken Hinder lassen, bist du so keck, so mach einen starken Knopf daran. Hagen, Germania 6, 293. Von wunderbaren Schleifsteinen, welche zu ganzen Hügeln an alten Burgställen auf der Gebirgshöhe sich vorgefunden haben sollen, ist die Rede No. 114. Daß sie dem Donar-Wuotan zugehören, ist dorten gezeigt und hier in der Fluchformel Donnersschleifen mit ausgedrückt.

97. Postkutsche zu Endingen.

Alljährlich gegen die heiligen Tage kommt durch das Dorf Endingen Nachts eine prächtig aufgerüstete Kutsche gefahren. Sie kommt durch die Weidgasse, geht durch den Bach und in jenen Dorftheil, welchen man die Rueße nennt. Vier Schimmel sind vorgespannt, sie fährt gänzlich geräuschlos und heißt gemeinhin die Postkutsche.

---

98. Der Jäger auf der Trostburg.

Die Zwingherren, welche sonst die Trostburg im Kulmerthale bewohnten, hatten sich im Burggraben ein eigenes Jägerhaus gebaut, das jetzt noch steht. Von da aus zog man auf die Jagd; alsdann tönten die Glöcklein am Halsband der Jagdhunde durch die ganze Gegend; alle Wege der Weidbahn aber, die man damals einschlug, muß heute noch ein verdammter Jägersknecht pünktlich ablaufen. Da geht's erst nach dem Fornach und Brandholze, wendet sich nach dem Unterkulmer Einschlag über die Brönne nach dem Weiherrain und gegen die Heurüte; dann ersteigt's die Felsen an den Wampfeln (Wannenflühen) und kehrt über die Ortschaften Dürrenäsch und Teufenthal wieder in den alten Theil des Schlosses zurück. Oft erhebt da schon um Mitternacht der Jäger sein Schreien und Pfeifen, um seine Hunde zu koppeln; und hat er sie endlich beisammen, so schlägt er sie so grausam, daß man ihr Geheul an des Heurüter-Samuels Haus vorbei gegen den Sod (vgl. No. 99) und bis in die Felsen hinauf hört. Darein mischt sich dann ein Wehklagen von vielen Stimmen; es geschieht um die Schloßfrau, welche aus Verzweiflung über die falsche Botschaft vom Tode ihres Gemahls sich sammt ihrem Kinde in den Burgbrunnen gestürzt hat. Alsdann hat man, noch ehe der Morgen anbricht, einen solchen Platzregen zu erwarten, daß das strömende Wasser den Waldboden aufreißt. Dies dauert oft bei zwei Wochen. Für diesen Witterungswechsel hat man jedoch noch andere Vorzeichen. Man hört nämlich vom Schlosse hinweg über den Berg hinaus eine Kutsche fahren, die auf die Höhe der Bampf hinüber geht und von dorten nach Retterswil und Seon in das Hallwiler-Seethal hinab. Sobald sie abfahren will, kommt eine vornehme Frau am Arme eines ergrauten Mannes unter dem alten Thor durch über den Schloßhof, dann wenden sich Beide gegen das sogen. Hundsloch und verschwinden da in einer Felsenspalte. Dies ist der Platz, um zur Spazierfahrt einzusteigen. Zu der Zeit hütet dorten stets ein schwarzer Pudel eine Eisenkiste. Bei Tage aber sonnt sich am Berge unten ein altes Weib

und hat eine Wanne neben sich stehen, in welcher bloß weiße und rothe Böhnlein liegen. Fürchtet man dabei die Katze der Alten nicht und kann eine solche Bohne erhaschen, so verwandelt sich diese je nach ihrer Farbe in ein Gold- oder Silberstück.

---

99. Der Sodbrunnen der Römerstadt Lorenz.

Vom Dorfe Dürrenäsch führt der Weg über den Bergsattel hinüber nach dem Dorfe Lütwil zum Ufer des Hallwiler-Sees. Droben auf der Berghöhe findet sich seitwärts im Walde eine hübsche Waldwiese mit einem alten halbverfallenen Ziehbrunnen, welcher dem Platze den Namen Sod gegeben hat. Land und Brunnen gehört den Einwohnern von Lütwil und sie haben letztern jährlich zu reinigen. Allein sie betrachten ihn mit großem Mißtrauen, trinken niemals daraus und steigen, wenn sie ihn alljährlich von dem hinein gewehten Sand und Waldlaub wieder frisch reinigen müßen, niemals weiter als bis auf eine geringe Tiefe in ihn hinab. Der Brunnen würde ihnen und ihren umliegenden Gütern in jeder Weise nützlich werden können, man hat ihnen auch schon mehrfach Geld angeboten, um ihn wieder in Stand zu setzen, sie lassen sich jedoch nicht dazu bewegen. Sie sagen nämlich, dieser Quell sei sonst reichlich geflossen und habe Hunger und Durst zugleich gestillt; allein der Teufel habe Quecksilber drein gegossen und so sei das Wasser versiecht. Zum Hohne habe er dann seinen Roßstall an jenes besonders anmuthige Plätzchen auf dem Wege zwischen Kulm und Dürrenäsch hingebaut, wo er seine Rosse an den Schwänzen herauszieht und alle Vorübergehenden plagt. Auch steckt er in Gestalt einer großen Kröte im Brunnen. Der Barthli-Sepp ist seit fünfzig Jahren den Leuten noch im Gedächtnisse, wie er als ein ruchloser Nachtbube hier einst in die Tiefe des Brunnens hinunter gegraben und jene entsetzliche Kröte erblickt hat; auch an ein Büblein erinnert man sich noch, das beim jährlichen Räumen der Cisterne einmal zu nahe an den Rand getreten und hinunter gefallen war. Mittelst vieler Seile konnte man es wieder herauf ziehen; als man es abwusch und ihm die Steinchen aus den Schuhen klopfen wollte, waren alle Buchenblätter, die drinnen steckten, zu eben so vielen Goldstücken geworden.

An diesen Sodbrunnen knüpft sich nun eine Reihe von Erzählungen, die einen eigenen kleinen Sagenkreis bilden, welcher von dem Kulmerthale aus in das Hallwiler-Seethal, von diesem bis über den Staufberg und zur Stadt Lenzburg hin reicht. Sie knüpfen sich in

diesen verschiedenen Thalschaften an einzelne Waldungen, Moose und Wassertobel überall frisch an, oder auch an die Ueberreste eingegangener Wohnungen, an Ruinen angeblicher Heidenbauten oder Raubschlösser, und so sind daraus fast eben so vielerlei neue Geschichten an jeder einzelnen Oertlichkeit besonders entstanden.

Der Sodbrunnen war der Mittelpunkt einer gewaltig großen Römerstadt, welcher man mehrere Namen giebt. Die Lütwiler nennen sie das Gufenstädtli und sagen, sie habe vom Kulmerthal an und den Dörfern Kulm, Zetzwil und Dürrenäsch über den Berg hinüber bis zum Hallwiler-See gereicht und sei da über die Dörfer und Waldungen von Birrwil, Nieder-Hallwil und Seon bis zur Stadt Lenzburg gegangen, wo die gleichnamige Schloßhöhe Goffisberg noch jetzt auf diesen altrömischen Stadtnamen Gufenstädtli hindeute. In der Nähe jenes Brunnens aber stand das oberherrliche Schloß. Dieses war von einem abscheulichen Tyrannen, die Stadt von einem nicht minder entarteten Volke bewohnt, und so vertilgte endlich Gott dieses Sodom und ließ es von der Erde verschlingen.

Die Leute vom Dorfe Dürrenäsch geben der versunkenen Stadt den Namen Lorenz und weisen den Lauf der alten Stadtmauern an mancherlei Baurestem nach, die an der Straße gegen Hallwil hin hie und da aus dem Boden schauen. Südöstlich vom Dorfe liegen ein paar Bauerngüter, welche man noch Sodhöfe nennt, sie gelten als die Ueberbleibsel des Stadtschlosses.

Im obern Kulmerthale zwischen Reinach und Beinwil, nennt man dieselbe Römerstadt Hulm und erklärt sich mit ihrem Namen den des dortigen Hombergs, auf dem sie lag. Von dieser großen Bergstadt zeigt man daselbst oben im Hochwalde an einer Stelle, da mehrere Feldwege sich kreuzen, noch den Grundstein, in welchem sich die Angeln des Stadtthores gedreht haben. Sie hat zugleich dem Kulmerthale den Namen gegeben. Als sie durch Feuer zerstört worden, blieb noch ihr Brunnen übrig, aber auch der wurde durch hinein gegossenes Quecksilber versenkt. Die Stelle, wo er sprang, füllt sich bei unfruchtbaren Jahrgängen noch jetzt mit Grundwasser an.

Anderwärts nennt man das Schloß wieder Iglisten und sagt, es sei westlich vom Dorfe auf dem Hügel gelegen und von Rittern bewohnt gewesen. Hier reitet zu Zeiten ein Weib auf einem weißen Rosse den Hügel hinan.

In alle diese Erzählungen mischt sich sodann die andere von der Wilden Jagd, und da jenes Schloß des Oberherrn beim großen Brunnen stand, so geht auch diese W. Jagd herkömmlich vom Sodbrunnen aus. Sobald die Witterung ändert, vernehmen die Einwohner von

Lütwil aus dieser Waldgegend her ein mächtiges Tosen und Brausen und sagen dann: „der junker Oberherr rot't se, d'meuti wird los glo, d'Wildjagd foht a.“ Kommt dies bei Tage, so vernimmt man bloß den Ton eines Jagdhornes, kommt's bei Nacht, so hört man auch Hundegebell dazu. Ist diese Jagd einmal aufgestanden, so hält sie getreu folgende Richtung ein. Sie zieht vom Sod nach der Egg, von da in das Wust an der Wannenfluh, und von da durch die einzelnen Striche des Lütwiler-Waldlandes, welche Föhren, Kabishaupt, Guggerai und Hinterm Ofen heißen. Von hier aus aber stehen ihr zweierlei Wege offen; entweder zieht sie nun querfeldein über weites Ackerland und durch das Dürrenäscher-Moos, und so kommt sie gerade auf die Bampfhöhen in den Liebegger- und Retterswiler-Wald. Oder sie nimmt den Lauf in einem Halbkreise durch lauter Waldungen des Kulmerthales, setzt in das Kulmer-Holz, kommt zu des Teufels Roßstall, setzt auf den Reinetberg über, von da über Dürrenäsch und Teufenthal nach dem Schlosse Trostburg und endigt dann auch hier auf der Bampf und im Retterswiler-Wald. Während dieses Zuges ist es für niemand rathsam, vor dem Hause zu stehen, wenn man nicht einen entsetzlich geschwollenen Kopf, Triefaugen und andere Uebel bekommen will. Nur der Scharfrichter könnte dann ein Heilmittel angeben. Den Wilden Jäger, der diese großen Waldstrecken durchfährt, nennt man Sodbaschi. Es haben nämlich einst zwei Jäger die Bampf bewohnt, die in ihrem Hasse gegenseitig sich trieben und bannten und endlich mit geweihten Kugeln auf einander schossen. Als der eine gefeuert hatte, fieng der andere die tödtliche Kugel mit dem Hut auf und schleuderte sie seinem Gegner an den Kopf. Diesen hört man nun, wenn der Mond neu wird oder die Witterung anders, auch um Fraufastenzeit, seinen Hunden droben rufen und mit ihnen beim Stieget, dem äußersten Theile von Teufenthal gegen Dürrenäsch hinziehen. Er heißt Sodbaschi, weil er der Sebastian vom Sodhofe gewesen ist. Nur der alte Liebegger-Köhler brauchte sich nicht vor ihm zu fürchten; so oft er seinen Meiler anzündete, kam der Sodbaschi herzu, wärmte sich dran und seine Hunde fraßen dem Köhler das Brod aus der Tasche.

Allein die Wilde Jagd nimmt ihren Zug auch hinüber in das jenseits gelegene Seethal von Hallwil, und bleibt auch auf dieser Fahrt ebenfalls ihren schon einmal berührten Gegenden stets getreu. Die Waldtheile, die sie hier besucht, heißen Salvis, Tüfels Tanzplatz, ein runder unfruchtbarer Waldplatz voll Fils und Sauergras, Galgenhölzli. Hier erreicht sie die steilen Birrwiler-Waldungen und stürzt aus ihnen mit lautem Hundegebell herab ins Häfniloch, einem Bachtobel, in dem sie verschwindet. Die Leute, die dorten an der obern

Bergstraße einige vereinzelt liegende Häuser bewohnen, Häfni genannt, wissen die Ankunft der W. Jagd immer voraus; denn es läßt sich dann Tags zuvor unten am Seeufer bei Alliswil eine große Schlange blicken, die ein Goldkrönchen auf dem Kopfe hat. Alsdann braucht man nur die Heuschober oder Korngarben rechtzeitig noch unter Dach zu bringen. Jene Höfe leiten ihren Namen zwar nicht von der erwähnten Römerstadt, aber von einem Schlosse ab, das hier stand und vom Berge verschlungen worden ist. Es schaut noch Gestein davon aus dem Boden hervor und an jener Stelle fechten nun Nachts oft Ritter unter großem Lärmen. An einer besonders tiefen Erdgrube sonnt sich da auch ein Schatz, den ein schwarzer Mann Mittags hütet und ein Fronfastenkind heben könnte.

Von hier weg schlägt die Wilde Jagd ihren Zug durch das Thal hinab nach Seon und Egliswil ein. Dorten kommt dann ein großer Leichenzug zu Roß (No. 100) mit auf den Staufberg gegangen, während zugleich die Geisterkutsche am Heidengraben und der Heidenkirche vorbei (No. 168. 469) gegen die Stadt Lenzburg fährt (No. 96).

Der Name Lorenz, welcher hier einer bis auf den Brunnen untergegangenen Römerstadt gegeben wird, scheint sich zunächst auf den Namen des Flüßchens Lorez zu beziehen, das aus dem Zugersee kommend unterhalb Maschwanden in die Reuß, den aargau. Grenzfluß im Freienamte, mündet. In Kuhns märk. Sag. 7 ist das Bild der Jungfer Lorenz das Wahrzeichen und Schutzmittel der Stadt Tangermünde, das man weder berühren, noch von der Stelle nehmen darf. Sie schenkte jener Stadt so viel Land, als sie selbst auf einem Hirschen umreiten konnte. Unser Stadtnamen scheint sich nicht auf den größern Landbesitz, sondern auf ein unter besonderm Verhältniß erworbenes Brunnen- und Wasserrecht beziehen zu sollen, und mag ursprünglich Aehnlichkeit mit folgender Legende gehabt haben. Die Kapelle zu Temsche ist der hl. Amalaberga erbaut worden, weil sie bei einer großen Landdürre die Wohlthäterin dieses Ortes war. Der einzige Brunnen jener Gegend sprang sonst auf dem Acker eines Geizigen und dieser gab das Wasser nur kaufsweise ab. Da bat ihn Amalaberga um ein Sieb voll, dies schöpfte sie voll und leerte es auf ihrem Acker aus; hier entsprang ein heilkräftiger Born, der des Geizigen aber versiechte. Wolf, Beitr. 1, 184. Der Brunnen, der unserer Erzählung nach, des Teufels Roßstall heißt und bei obigem Sadtbrunnen gelegen sein soll, verräth verwandte Züge.

---

100. Nächtlicher Leichenzug bei Seon.

Vor alter Zeit war im ganzen Hallwiler-Seethale keine Kirche und kein Kirchhof als auf dem ein paar Stunden entfernten Staufberge. Dorthin giengen die Leute von beiden Seeufern zur Predigt, dorthin brachten sie auch ihre Leichen. So geschah es auch, als der

reiche Herr im Schlosse zu Lütwil starb und auf dem Staufberge beerdigt werden sollte. Bevor die Lütwiler Leute aber sich auf den Weg machten, tranken sie im Schlosse, von dem heute gar nichts mehr zu sehen ist, noch so viel, daß sie hernach im Zuge hin und her wankten und endlich den Sarg gar fallen ließen. Bis sie diese Ungebür ganz abgebüßt haben werden, müßen sie seither nächtlicher Weile von Zeit zu Zeit wiederholt mit der aufgebahrten Leiche zum Staufberg hinunter ziehen. Dabei halten sie folgende Ordnung. Am dritten Tage Neumonds gewöhnlich brechen sie von Lütwil gegen das Dorf Dürrenäsch auf; dorten stellen sie das erste Mal ab und ruhen. Dann gehen sie quer über das Aescher Feld gegen das Rettersweiler Dörfli, wo sie wieder ruhen und umwechseln. Auch weiter unten im Galgli, einem Dickicht an der Lenzburger Landstraße, halten sie abermals still und füttern die Pferde mit ein wenig Hafer. Dann geht's gegen Seon, durch das obere Dorf hindurch und in das Chilchthal hinein. Von dieser Bergenge ziehen sie zum Heiliggraben hinüber und warten, weil sich ihnen hier eine zweite Schaar anschließt. Nun geht's ohne weitern Halt hinauf zum Staufberg. Droben auf dem Kirchhofe nehmen alle die Hüte ab, bedecken das Gesicht mit einem schwarzen Tuche, und die Pfarrer knieen am Grabe und beten eine halbe Stunde. Dann verschwindet alles.

Unseres Vogts Große hat sie kürzlich einmal gesehen, da sie Nachts von Retterswil heimgieng nach Seon und im Galgli bei der Kiesgrube noch zurückschaute. Der Sarg war mit einem rothen Tuch bedeckt; vier große Männer, in rothen Strümpfen, schneeweißen Ueberröcken und Spitzhüten trugen ihn. Voran giengen zwei Pfarrer in rothen und weißen Hüten, jeder trug ein offenes Buch, in dem er beständig betete. Zu beiden Seiten der Bahre und hinterher folgte eine große Schaar zu Pferde. Die Gewänder der Herren schimmerten von Gold und Gestein, die Pferde trugen Kränze um den Hals. — Jedesmal wenn der Leichenzug dieses Weges kommt, stürmt und tost es bei uns aus dem Reffenthal und über den Schürberg-Paß her, und man kann sicher sein, daß es schlechtes Wetter geben wird. Wer nicht einen geschwollenen Kopf oder sonst ein Uebel bekommen will, geht dann gewiß nicht aus dem Hause. Wer aber den Zug anredet, wird todtkrank.

Ein alterthümlicher und schätzbarer Zug liegt hier in der Angabe, daß das Leichengefolge Halt mache, um den Leichenrossen Hafer zu füttern. Wenn die Schleswiger Bauern bei Hesterberg, erzählt Müllenhoff, einen Acker mit Hafer besäen wollen, so nehmen sie einen gefüllten überzähligen Saatsack mit und lassen ihn über Nacht auf dem Felde stehen. Der ist

dann für den „König Abel", wie man dorten den localen Wuotan nennt. Auf der Insel Möen läßt ihm der Bauer zur Aerntezeit ein Gebund Haber für sein Roß liegen. Myth. 896. Vielerlei Aerntebräuche aus Nord- und Süddeutschland in den neuern Sagensammlungen, die ich hier nicht weiter auszuziehen brauche, bestimmen nebst den in Grimms Myth. hierüber schon enthaltenen Ueblichkeiten, wie man den Aerntegott mit Trank- und Speiseopfern auf dem neugeschnittenen Felde ehrte und noch ehrt. Das ihm geheiligte Roß hat bei diesen Anläßen zuweilen noch eine besondere Rolle zu spielen. Das dafür zu unserm Zwecke Dienende ist bereits zusammen gefaßt in der Schrift Oberdeutsches Gebildbrod, No. 20 „Rößlibrod". Der reichliche Schmuck und Zierat, den unsere Ahnen den Tempelrossen in Mähne und Schweif flocht, wird von vorliegender Sage damit betont, daß die Rosse des Leichenconducts Kränze um den Hals und die Reiter Geschmeide in den Mänteln tragen. In Baaders bad. Sag. No. 227 tragen die Rosse der feurigen Kutsche Federbüsche „gleich Leichenrossen"; und jene bei Hessisch Haal haben das Haupt mit goldnen Federbüscheln verziert, gleich dem Gespann einer hohen Herrschaft. Wolf, hess. Sag. No. 28.

---

101. Der Quäcki zu Asp.

Ein Weib von Asp, einem Bergdorfe im Aargauer Jura, hatte Händel mit dem Manne bekommen ihres Kindes wegen; um es los zu werden und sich zu rächen, warf sie's in den Backofen. Zuletzt war noch etwas Gebein übrig geblieben. Sie nahm's sammt der Asche und streute es in den Asper-Bach. So weit das Wasser die Gebeine trug, wandelt dorten jetzt eine Gestalt, und wo der ehemals sog. Steig, jetzt aber eine Brücke vom Dörflein her über den Waldbach geht, da muß sie des Nachts stehen und sich die Zöpfe flechten. Stöhnt sie dabei schmerzlich, so wird sich bald das Wetter ändern. Von ihrer Klagestimme her heißt sie der Quäcki. Vor noch nicht einem Vierteljahre hat sie sich wieder sehen lassen, und ein Knabe wäre dabei bald übel weggekommen.

Der Zufall hatte diesen eines Abends in schlechte Gesellschaft gebracht und da spielte er, so blutjung er noch war, Karten und verlor. Er sollte nun am Ende als Kleinster beim nächstgelegenen Wirthshause Wein und Zubehör in seinen Kosten herbei holen. Es war schon sehr spät, als er ans Wirthshaus klopfte, und man öffnete nicht sogleich. Mittlerweile aber umgab ihn ein Stöhnen und Aechzen, das immer heftiger wurde, und eine Gestalt gieng dabei so hart und dicht an ihn heran, daß sie ihm zwischen die Beine zu kommen schien. Zum Glücke that eben der Wirth auf; auch dieser hatte es noch gesehen und fragte erschrocken, ob denn dort nicht eben der Quäcki weggehe, der werde wohl so furchtbar gethan haben. Aber der Junge

mochte weder antworten, noch konnte er jetzt den Wein verlangen, denn im Augenblick entlud sich ein entsetzliches Donnerwetter über dem Dorfe, daß er das Heimgehen bleiben ließ. Länger als eine Woche hielt der stärkste Regen an. Mit dem Namen dieses Dorfthieres hängt ein bei uns allgemein üblicher Reim zusammen, mit dem man quäerisch sich geberdende Kinder beschämt:

de Quiggeli chunt, de Quäggli chunt,
er quägglet ûf de Steine,
i kenne ne, i weiss ne wol,
es quäggelet sust ekeine.

102. Der Gigelispanner auf der Risi.

Am Ende des Dorfes Döttingen kommt man zur Risi. Im steilsten Abhang geht's tief zur Aare hinab, die unten vorbeifließt; auf der andern Seite beginnt hinter einem schmalen Stücke Bauland dichte Waldung. Einige Minuten weiter macht die Straße eine große Krümmung, hüben von einem Abgrunde voll Wildniß und Steintrümmer, drüben von Waldung und neuen Schluchten begrenzt. Hier hat der berüchtigte Gigelispanner gehaust. Von seinem Hause auf der Risi droben ist er jeden Abend hieher gegangen, wenn er Kaufleute auf der Reise zur Zurzacher-Messe vermuthete. Hier saß er beharrlich an der Stelle, wo kein Fuhrwerk rasch ausweichen kann, ohne daß es Gefahr läuft, in die Tiefe zu stürzen, und wo kein Fußgänger so flink entsprang, daß ihm nicht der Lauerer da gleich wieder den Weg abgeschnitten hatte. Wie ein Bettelmann fieng er dann ein Schlemperlied an zu geigen und wartete die Mildthätigkeit des Reisenden tückisch ab; kaum aber machte der die erste Bewegung, ihm ein Almosen darzureichen, so war er auch schon mit einem Messer durchstochen. Der Bösewicht raubte ihn aus und stürzte ihn dann entweder in den Abgrund, wo ihn die wilden Thiere fraßen, oder schleifte ihn hinter in die Tiefe des Waldes, wo für manchen schon lange eine Grube vorgearbeitet war. Heute noch stehen dort aus jener Zeit solcherlei Unheilskreuze. Als er eines Abends hier wieder mit der Geige saß, hörte er den unerwarteten Zuruf: Komm! — Ja! antwortete er sogleich. Zuruf und Antwort folgte noch zweimal auf gleiche Weise hinter einander, dann blieb's stille.

Etwas nachdenklich suchte jetzt der Räuber sein Haus. Doch am andern Abend schon hatte ihn Neugier oder der Reiz der Gefahr wieder an die Stelle geführt und dringlicher rief es ihm heute: So komm doch! Jetzt galt's; denn er wußte, daß es des Teufels

Stimme war. Entschlossen rief er dagegen: Wohl, heute! nahm seine Geige vom Boden auf, gieng fidelnd auf die Risi und sprang von ihr hinab in die Aare.

Die Döttinger erzählen seither viel Neues von ihm. Noch sitze er am alten Mordplatze. Zu bestimmten Zeiten vernehme man da wehmüthige langgezogene Geigentöne oder einen tieftrauernden Gesang; dann aber schließe es mit einem frechen Abstrich und gleich drauf ziehe ein Sausen wild über Weg und Wald. Man geht und fährt da noch nicht ohne Behutsamkeit vorbei. Namentlich die Rosse scheuen, und es hat auf dieser Strecke noch jüngst von Amtswegen eine bessere Vorsorge getroffen werden müßen.

Ein anderer Gigelispanner haust um Klingnau auf den Kiesbänken der Aare und in der umliegenden Waldung. Er soll ein sehr rechtschaffener Mann gewesen sein. Weil er sich aber in der Aare beim Grien ertränkte, so ließ man ihn dem Gesetze gemäß auf diesen Aar-Inseln verscharren. Nun neckt er die Leute auf den Feldern. Wenn jetzt der Gigelispanner käme! sagten einst drei Holzfrevler zu einander, während sie Nachts Eichen stöckten und sich den Schrecken vor dem Bannwart auszureden suchten. Kaum war das Wort heraus, so folgte die Strafe. Sie wurden von der Räude befallen und mußten die juckende Haut so lange reiben und kratzen, daß ihnen das Blut den Leib herunter rann.

103. Der Viehtreiber bei Mörikon.

Sind rechte Leute einmal todt, so sind sie aller Müh' und Arbeit los. Jener Hirte aber, der auf dem Felde zwischen Mörikon und Niederlenz das Vieh getrieben hat, kann nicht ruhen; er muß auf jener gleichen Weide wandeln und wie sonst Haho! Hüo! schreien. Denn nicht bloß das Futter hat er verkauft, das er von den Leuten in Niederlenz und Mörikon bekam, damit ihre Heerden auf dem magern Flurtrieb genug hätten, sondern er schlug die armen Thiere auch noch mit scharfen Geißelhieben, wenn sie vor Mattigkeit kaum recht stehen konnten und schrie sein Haho und Hüo! bis sie über Willen und Vermögen zum Stall sprangen. Da glaubten dann die Leute, das sei der satten Thiere Wollust; aber nun wissen sie Alles, seit die Zeit gekommen ist, wo der Unbarmherzige Nachts über das leere Feld brüllt.

(Aehnliches von dem Nebelmännchen auf der Stutzalp: Flugi, Volks-Sag. aus Bünden (Chur 1843) 86.

104. Der nächtliche Ruf in der Mühlimatte zu Aarau.

Vor einigen zwanzig Jahren hörte man allemal, wenn ein Landregen kommen wollte, in der Mühlimatte ein nächtliches Rufen, wie wenn man die Kühe anzulocken pflegt, und ganz genau unterschied man dabei die regelmäßig wiederholten Worte: se se se! Chom, se se se! — Man meint, das sei immer der Hilferuf eines armen Knaben gewesen, der hier vor langer Zeit zu Grunde gieng. Er hatte das Vieh des reichen Bauern zu treiben, bei dem er wenig Essen und viel Schläge bekam. Die ganze Weide lag hart an der Aare und doch sollte er verhüten, daß keine Kuh zu nah an das reißende Wasser gehe. Einst sprangen ihre zwei zusammen davon und dem Flusse zu; der Knabe eilte ihnen mit seinem Lockrufe nach. Als er aber sah, wie beide von den Wellen gefaßt versanken und der fürchterlichen Strafe daheim gedachte, stürzte er sich nach und ertrank mit ihnen.

In jenen Jahren führte noch eine bedeckte hölzerne Stadt-Brücke über die Aare. Mehrere Wäscherinnen mit einander hatten sie um Mitternacht zu passieren, um die Wäsche für ein vornehmes Haus einzuweichen. Mitten auf der dunkeln Brücke begegneten sie zwei Priestern, die beide zwei Schritte weit aus einander zusammen gleichmäßig einher gegangen kamen und fortwährend mit Haselruthen um sich hieben. Zwischen sich transportierten sie so jenen Geist der Mühlimatt, der hier den Weg unsicher gemacht hatte. Die Wäscherinnen mußten, um vorbei zu kommen, den zwei Männern unter ihren Stöcken durchschlupfen. Der Geist wurde auf den Galgenhubel am Rombach geführt, wo man jetzt noch die Fasnachtfeuer anzündet, und dorten in einer Flasche vergraben.

---

105. Das alte Schloß bei Gontenschwil.

Auf dem nächsten Berge des Dorfes Gontenschwil zeigt man jetzt noch im Gestrüppe einen Sodbrunnen als letzten Rest des hier gewesenen alten Schlosses. Da sieht man bei hellem Tage Ritter und Frauen umherwandeln, und will das Wetter sich ändern, so hört man im sausenden Windstoß Jägerruf und Hundegebell wohl eine Stunde lang. Als ein Mann dieses Weges nach Birrwil gieng, sah er schon von Weitem hier etliche Personen so lustig den Berg herab kommen, daß er glaubte, eine Reisegesellschaft zu treffen, die er schnell einholen solle, um den hübschen Hochzeitsmarsch besser hören zu können, den sie bliesen. Als er aber den Berg erstiegen hatte, stand die ganze Schaar unbeweglich dort, und während er deutlich drei Herren und drei Frauen unterschied, glaubte er mit Entsetzen wahrzunehmen, daß

einer davon keinen Kopf habe. Er lief bis er das Holz erreichte, und dort wagte er es zu seiner eigenen Beruhigung umzusehen. Kaum sechs Schritte hinter ihm fieng es an zu prasseln, als ob der Hagel schlage, und dann durch das Oberholz zu rauschen und zu dröhnen, wie wenn die dicksten Stämme auf einmal umgebrochen würden.

---

106. Burggeist der Ruine Botenstein.

Oberhalb Botenwil, einem Dorfe im Uerkheimer Thale, Bezirks Zofingen, liegen auf einem Hügel mit Gesträuch überwucherte Mauerreste, einst der Herrensitz eines gewaltthätigen Vogtes. Als dieser dem Bauern von Krähenbühl ein schönes Rind frech vom Pfluge spannen wollte, erschlug ihn dieser mit der Pflugschar und ackerte ihn unter die frische Furche. Seitdem lärmt der Vogt droben auf den Trümmern. Bald fährt er in einer feurigen Kutsche den Berg hinauf, bald als eine schwefelgelb brennende Strohwelle zu Thal. Dann ändert sich jedesmal das Wetter.

(Vgl. die Anmerk. „Stierengarten zu Moosleerau" Abthl. III, No. 111.

---

107. Die Bornjungfrau und die Kutsche zu Aarburg.

Ein alter Fährmann im Städtchen zu Aarburg hängt fest an folgenden Begebenheiten, die sein Vater und er erlebt haben wollen.

Mitten in einer finstern Nacht wurde dem Vater vom gegenüber liegenden Bornberg her Hop-hop! gerufen, das Zeichen, daß jenseits der Aare Jemand herüber gefahren zu werden verlange. Der Strom, der hier die Grenze zwischen den Kantonen Solothurn und Aargau ausmacht, war damals noch ohne Brücke. Der Alte ruderte also pflichtgemäß hinüber, traf aber Niemanden, und da er auf seine Mahnung, daß man sich beeilen solle, gar keine Antwort bekam, kehrte er endlich um. Mitten im Fluße meinte er jedoch, es lasse sich von der Höhe des Bornberges her derselbe Ruf und von einer Weiberstimme vernehmen; einen Augenblick später ruft es wirklich unten am Ufer, und der Schiffsmann glaubt, er sehe dorten etwas Weißes sich bewegen. Er fährt daher wieder hinüber. Da er aber zum zweitenmale Niemand am Ufer finden kann, wird es ihm doch etwas wunderlich und er wendet seinen Weidling eilig heimwärts. Auch diesseits hört er zum drittenmale noch dieselbe Stimme, zugleich aber bricht ein so gewaltiger Sturm in der Luft los, daß der Fehr unfehlbar verloren ge-

wesen wäre, wenn er noch einmal dem Rufe gefolgt wäre. Bei dieser Erzählung wollte er nun nicht geradezu behaupten, daß dies die Bornjungfrau selbst gewesen sei; dies aber glaubte er zuversichtlich, daß sie alle hundert Jahre einmal die großen Gewölbe im Innern des Bornberges verlasse, um in der Aare zu baden, und wer ihr alsdann folge, der habe die Wahl, ob er diejenigen Schlüssel, welche die Schatzkiste im Bornberge aufsperren, oder jene andern sich einhändigen lassen wolle, welche zu den vergrabenen Reichthümern auf der gegenüber gelegenen Wartburg verhelfen. Damit wäre dann zugleich auch die Jungfrau erlöst.

Der Sohn dieses Schiffers berichtet von sich. Im Jahre 1801 hatte ich einst noch um Mitternacht mit dem Auffangen des Treibholzes auf der Aare zu thun, welches der stark angeschwollene Strom massenhaft mit sich herab führte. Die Nacht war aber ganz hell, ich hätte die Thurmfähnchen droben auf der Festung zählen können, und mein eigenes Häuschen sammt dem Zickzack der hohen Kirchentreppe lag mir deutlich vor Augen. Plötzlich begann droben auf dem Schloßfelsen das Gebell eines kleinen Hündchens, und als ich aufblickte, sah ich, wie dorten eine große gewaltige Kutsche das Hundert von Stufen über die Felsentreppen des Berges herab von der Kirche ans Ufer her gefahren kam. Die Furcht trieb mich augenblicklich heim. Nachher schämte ich mich meiner Angst und die Neugier brachte mich bald wieder aus der Stube. Da war aber von Allem rein nichts mehr zu sehen. Ein Unwetter jedoch war nun losgebrochen, daß man für sein Leben zu zittern hatte. Denn nun goß es mehrere Wochen nach einander unaufhörlich vom Himmel, und zugleich fieng der Bornberg an sich zu rühren, als wollte er in die Aare herunterstürzen und sie über das ganze Städtchen wegtreiben. Als dies vorbei war, gieng erst die Noth überall im Lande los und das ganze Volk kam in Aufstand. So war noch kein Jahr herum, da saßen bereits die armen Leute, die sich gegen Napoleon hatten wehren wollen, gefangen droben auf unserer Festung.

---

108. Das Hoden-Schüerli auf dem Nack bei Leerau.

Auf dem Nack, einer Hügelspitze beim Dorfe Kirchleerau, sind noch Spuren eines ehemaligen Schlosses zu sehen; geht man östlich über den Kamm dieses Hügels fort, so kommt man zum Hoden-Schüerli. Es ist dies die höchste, aber wohlbebaute Stelle dieser bergigen Waldgegend, und hier führt der Pfad aus dem Leerauer-Seitenthälchen hinüber in dasjenige der Rueder-Ache zum Schloß Rued. Vor dreißig

Jahren, so erzählt ein Leerauer, giengen ich und meine Schwester als Aehrenleser den Weg über dieses Hoden-Schüerli. Wie wir den buschigen Hügel aufwärts zur freien Höhe kamen, sahen wir mitten auf ihr und hart am Wege eine schneeweiße Gestalt. Sie lehnte regungslos an einer Föhre, ein weiter faltiger Mantel hüllte sie fast ganz ein. Sie schien westwärts gegen den Nackberg gewendet. Eine Zeit lang schauten wir Zwei nach dieser Gestalt, wir sahen genau, daß ihr der Kopf fehle. Da fuhr der Schreck in uns, und in weitem Umweg eilten wir über die Höhe die andere Seite hinunter in den nächsten Bauernhof. Hier langten wir athemlos an, und zuerst erblickte uns die alte, uns wohlbekannte Großmutter. Sie fragt um unsere Angst, und wir berichten schnell und unzusammenhängend, was wir so eben gesehen. Jetzt sie schnell hinein in die Stube; es war gerade Mittags und der ganze Haufen ihrer Schnitter rings um den Eßtisch. Den Löffel aus dem Maul, rief sie, nur gleich hinaus zum Binden! Die Schnitter lachten und hielten's für Spaß; denn das Wetter war herrlich, darum schien ihnen eine solche Eile ganz überflüßig. Aber der Großvater, dem die Frau indessen etwas ins Ohr geflüstert hat, steht nun auch von der Ofenbank auf und sagt zu den Arbeitern: Nun, habt ihr gehört, was die Mutter will? ihr könnt ein andermal um so länger sitzen! — Wenn der redete, so galt's. Und noch war es nicht vier Uhr geworden, als die Schnitter merkten, daß er recht gehabt; denn ein furchtbarer Sturm entwurzelte bald darnach die dicksten Bäume und hätte sicherlich alle Garben entführt, wenn man sie nicht schon rechtzeitig unter Dach gehabt hätte.

Vom Nack her hört man auch eine Kutsche über den Bergrücken hinfahren gegen das Hode-Schüerli und von da in gleicher Richtung weiter auf den entgegengesetzten Hügelkopf, welcher Burg heißt. Hier liegt ebenfalls altes Gemäuer und man deutet es auf eine zweite Burg, welche durch eine eigne Straße einst mit jener auf dem Nack verbunden gewesen sein soll. Jetzt geht nur noch ein Fußweg durch das Gestrüppe, aber ein Windstoß wirft es zu beiden Seiten aus einander, wenn die Kutsche durchfährt. So geht sie über zwei Hochwälder hin, der eine ist der Rötler mit dem Enzegraben, der andere Bodematt geheißen. Hier auf der Burg gruben zwei Männer aus Moosleerau nach Gold. Sie meinten schon, auf den Schatz zu stoßen, als sie durch eine Erscheinung verscheucht wurden, von der sie niemals weiter erzählen wollten. Der eine erkrankte darnach und starb bald, auch der andere verfiel in Siechthum.

Ueber die hauptlosen, oder ihr Haupt unter dem Arm tragenden Männer vgl. Anmerkung No. 474.

109. Der Wetterhut am Aarauer-Hungerberg.

Das Buchgatter am Aarauer-Hungerberg ist die Grenze, bis zu welcher das benachbarte Dorf Erlinsbach ehemals das Weidevieh austreiben durfte. Im dortigen Hörenwalde kennt der Bauer zweierlei Wetterzeichen. Er hört die Stimme eines kleinen Kindes (vgl. No. 75), und weiß, daß alsdann bald Regen folgen wird; und er behauptet, daß sich am Buchgatter ein Mann im Wetterhute zeige, der, sobald man sich ihm nähere, sogleich verschwinde. Mancher, wenn er von diesem letzteren hört, greift alsbald je nach Sense oder Sichel, denn dann kommt anhaltend gute Witterung. Auch im Dorfe Küttigen erscheint auf den Aeckern, des Statthalters geheißen, bei Regenwetter ein Mann mit großem „Schinnhut", d. i. mit einem aus gespaltenen Weidenruthen geflochtenen Deckelhute.

Von diesem Manne mit dem großen Hute weiß noch ein Volksräthsel aus dem Freienamte (aarg. Kinder-Spruch, Abthlg. **III**, No. 423, der Sternenhimmel); es nennt ihn den Muet, welcher als Herr des Muetisheeres mehr Krieger befehliget als der Tannenwald Aeste hat:

De Muet
mit de breit huet
het meh gä'st,
wedder der wald tannäst.

Der sehr großen Aehnlichkeit wegen sei ein bremischer Reim hieher gesetzt, den die Kinder um Martini singen und Gaben dabei einsammeln. (Bremer-Ammenreime 1836, pag. 60.)

Jann mit dem filzhoot,
dau (thau) up dem dache,
Frô mit 'n witten laken:
himmelriek is upgedaan;
wo schält wi alle hen mit usen gästen gan?

(Ueber den Namen Muet erklärt sich Anmerk. No. 129.)

---

110. Der Gut-Wetter in Freienwil.

In dem kleinen Dörfchen Freienwil, drei viertel Stunden von der Stadt Baden, lebte ein schlichter frommer Bauer. Er hatte die Gewohnheit auf jegliche Frage, wie es daheim gehe, was er vom Wetter und vom Jahrgang halte, mit der Redensart zu antworten: „Guet Wetter, gar guet Wetter." Deswegen nannte man ihn überall im Dorfe schlechtweg den Gutwetter. Als nun der Alte starb und man Nachts, wie es jetzt noch üblich ist, im Hause bei seiner Leiche die Todtenwacht hielt und betete, kam auch einer seiner vielen Freunde

in die Kammer herein und äußerte seine herzliche Theilnahme mit der gut gemeinten Frage: Was wird jetzt wohl unser Gutwetter machen? Da soll sogleich eine Stimme in der Kammer gesprochen haben: Es ist gut Wetter und bleibt gut Wetter in Ewigkeit!

Fast nie vergißt die Sage beizufügen, daß nach dem Erscheinen eines großbehuteten Geistes das Wetter umgeschlagen habe. Stirbt in unsern Volkserzählungen ein Böser („Alrune zu Bukten" No. 268), so hat er herkömmlich schlechtes Wetter zur Reise in die andere Welt; der Fromme dagegen heißt selber „Gutwetter" und prophezeit dieses auch noch nach seinem Tode. Moralisch gut und böse verkehrt sich sogar endlich in einen landwirthschaftlichen Witterungsbegriff. So sagen die Meininger vom Tode eines Hexenmeisters: „Sällmohl, wie der ohlt Häxenstoffl sai dräckata Himmelfohrt gehalten hott." Firmenich 2, 114. Unsere Abstractionen von Raum und Zeit übersetzt sich der Bauer häufig in eine Vorstellung von Jahrgang und Witterung; das Wetter ist ihm eins mit der Zeit: Der Nachtwächter in Biel am Bielersee mußte ehedem nicht nur die Stunde, sondern auch zugleich das Wetter ausrufen. Meyer-Knonau, schweiz. Erdkunde 1, 176. Oder die Witterung dient ihm auch dazu, einen Gradmesser von Seligkeit und Verdammniß abzugeben. Wenn's einem von Todten träumt, so giebt's bald Regen, sagt die Wetterauer Bauernregel (Wolf, Beitr. 1, No. 161) und wem's ins Grab regnet, der wird selig. Regen als Beweis der Unschuld eines Hingerichteten: Wolf, hess. Sag. No. 205. Die Entstehung des Thaues wird den Seligen und Erwählten Gottes zugeschrieben. Grieshaber, altd. Predigt. 1, 36 b. Also müßen die Unsterblichen um so nothwendiger beim Witterungsverhältnisse betheiliget sein. Tirol verehrt eine Reihe Landesheiliger unter der ausschließlichen Benennung Wetterherren. Wolf, Ztschr. 1, 282. Thalherren nennt man im luzernischen Entlibuch die Verwünschten, welche im Enziloch das Wetter machen müßen, Funken schwitzen und Donner husten müßen. Reithard, Sag. der Schweiz, 218, 537.

Die Götter machen das Wetter, und die Weiber, welche ihnen in dieses Recht einzugreifen versuchen, verbrennt das Mittelalter als wettersiedende Hexen; dämonische Thiere sind noch diejenigen, von denen man sagt, sie brauen oder kochen das Wetter, wie der Fuchs und die Katze. Gleich unbefangen äußert sich das heidnische Alterthum und die christliche Neuzeit über dieses den Göttern zukommende Geschäft. Als die hl. Columban und Gallus zu Tuggen am Zürchersee das heidnische Götteropfer, das man eben abhielt, ins Wasser warfen, drohte ihnen das Volk mit Schlägen und sprach: Unsere alten Götter haben uns und unsere Väter bisher gut genug mit Sonnenschein und Regen versehen; sie regieren wohl und wir brauchen nicht von ihnen zu lassen. Hanhart, Schweiz. Gesch. 1, 31. Aehnlich drohte, als 1850 der Große Rath des Kant. Freiburg sechs Feiertage abschaffte, der Rath Roggo dem Lande mit der Rache der Heiligen, die weder mehr regnen, noch die Sonne scheinen lassen würden. Eidgen. Volkskalend. 1851. Als die Bauern des hl. Emmeran Leiche nicht am rechten Orte bestatten, regnet's vierzehn Tage lang ununterbrochen. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 250. Daß in Wind und Regen der Alte Gott stecke, besagt Legende, Kalenderregel, Volksspruch und Kinderreim. Ich lasse einige Beweissätze folgen: Thor serena et fruges gubernat. Adam von Bremen.

Odhinn heißt Vidhvir und Oski, Wetterherr und Wünschelwind, wenn er Schiffenden günstigen Fahrwind verleiht. Bei Donnerwetter und Donstig schwört am öftesten unsere Volksrede (vgl. Teufelsnamen: Donner, No. 415). Vom fernen dumpfen Donner gilt: der Himmelsätti mudret; von milder Frühlingswitterung: s'isch alles so prächtig und schön: der lieb gott isch gwüsslich nid höhn. Je nach des Gottes Laune, nach seiner Heiterkeit oder Finsterniß trägt er oder schwenkt er den Wetterhut, sein Zeichen der Herrschaft, und ebenso erscheinen auch die ihm dienenden, oder verwandten göttlichen Geister. Er heißt in Säm. Edda 46 b. Sidhhöttr Breithut, und in der lex Langobard. (Diut 2, 358 b.) heißt es deswegen von dieser Huttracht Odhinns: ipse est, qui apud Romanos Mercurius dicitur.

Der Gott des griech. Schattenreiches trägt einen tiefen Helm, von dem her er Aïdes heißt, Ungesehen; und die Götterbotin Iris wird bei Aristophanes (Vögel) wegen dieses ihres ähnlichen Hutes gefragt: wie nennst du dich? etwa Schlapphut? Darum heißen auch unsere wettermachenden Zwerge so oft Hütchen, nordd. Hödeken (vgl. Abthl. V, Zwergensagen, No. 211, 30). Hubert Hochhut ist ein Hauskobold (Weiden, Kölns Vorzeit, pag. 203.) Kobold Heinzelmann hinterläßt einen Strohhut, der nachmals an Kaiser Ferdinand II. kam (Grimm, DS. 1, pag. 127). Der Geist im Schlapphut heißt der Gute Mann: Herrlein, Speßhart. Sag. No. 17. Der englische Kobold trägt einen Hut von solcher Größe, daß er sich ganz in denselben einhüllen kann. Ausland 1846, No. 333. Auf dem Klostersee von Lehnin schwimmt ein Hut an einer Grundkette, und will ihn der Fischer wegnehmen, so folgt Gewitter. Kuhn, märk. Sag. No. 79. Der gespenstische Amtmann im Münsterlande trägt den Timphut (Dämmerungshut), so oft er in die eingestürzte Rothenburg fährt. Firmenich 1, 290. Der Wassermann ruft: Ein Eisenhut hält lang und gut! Wolf, Ztschr. 2, 27. Der Breithut fährt über die Mauern von Wiesensteig, und wenn man ihn in der Maskerade darstellt, macht man dabei den Rand seines Hutes größer, als ein Regenschirm ist. Meier, schwäb. Sag. No. 103. Wie es im Schwäbischen noch Huttänze giebt (Meier, loc. cit.), ebenso erscheinen Wilde Jäger (Abthl. VIII, No. 345: Müserngeist von Gäbisdorf) mit einem geöffneten Regenschirm. Beim Dorfe Wildhaus im Toggenburg wohnt im Gebirge am Käseruck das Hinterrisi-Mandli; er erscheint schreiend in Scharlachkittel und großem Lampihut (mit hangender Krempe), so oft das Wetter abfallen will. Illustr. Schweiz. Kalend. 1851, 153. Kann man sich eines solchen Hutes bemächtigen, so hat man einen Schatz mit erworben; verlieren die Zwerge auf der Insel Rügen ihre Mütze vom Kopfe, so werden sie sichtbar. Steinau, Volks-Sag. Zeitz 38, pag. 291. Vgl. Grimm, Ir. Elfenmärch. LXXV. In Schwaben sagt man, wenn etwas verloren oder verlegt ist, Teufel, thu' dein Käpple runter, oder ich verbrenn dir's! Meier, schwäb. Sag., pag. 504. Der Schwedenkönig Eirikr führte den Beinamen Vedhrhatter, Herr des Windhutes; wohin er seinen Hut kehrte, daher wehte erwünschter Fahrwind. Grimm, KM. No. 71, weiß von einem, der durch Schief- oder Geradsetzen seines Hutes das Wetter lenken kann. Dasselbe geschieht in unserer Zwergen-Sage No. 211. Weitere Wirkungen dieses Wunschhutes giebt an: Wolf, Beitr. 1, 11. Aus dieser Göttertracht entsteht ganzen Geschlechtern Zierde und Namen. Das goth. Herrengeschlecht

nennt Jornandes, cap. 5, die pileati; Regenhut heißt der Berner-Venner, der auf dem Kriegszuge gegen das Städtchen Landeron am Bielersee umkommt 1325. Justinger. Aeltere und neue Geschlechtsnamen, welche die personificierte Witterung ausdrücken, verzeichnet Pott, Familiennamen, pag. 93. Grimm, Myth. 1068. Ich mache hier noch zugleich auf diejenigen Berge aufmerksam, welche für ganze Landschaften witterungsbestimmend sind und als Hutberge gelten. Vom Niesen am Thunersee gilt der Bernerspruch: Hat der Niesen einen Hut, wird das Wetter gut; hat er einen Kragen, darfst du's auch noch wagen; hat er Mantel und Degen, giebt's Wind und Regen. R. Wyß, Idyll. 2, 411. Hier hat also der Berg als ein Göttersitz alle drei dem Gotte selbst zukommende Symbole: Hut, Mantel und Schwert. Vom Luzerner-Pilatusberge heißt es: Si Pilatus pileatus: Aër erit defoecatus. Wann Pilatus hat ein Hut, ist das Wetter fein und gut. Cappeller, hist. mont. Pilati. 1767. 41. Hat der Pilatus eine Kappen, so wird das Wetter gnappen: Businger, Kant. Unterwalden, pag. 30. Den Uetlisberg erklärt sich die Zürcher-Mundart als einen Hütliberg. Vom Asper-Strichen im Aarauer-Jura: der Asper-Striche hät e Chappe, morn cha me der ganze Tag lappe (nämlich im Kothe). Das Freiburger-Gebirge Moléson trägt eine Nachtmütze: Moléson l'ia son caperon. Küenlin, Alpenblum. 1834, 107. Im Aargau gilt außerdem als Witterungsbestimmung: Dört dur-ab wie ne Wullhut, und dört ab wie ne Schinnhut: denn isch 's Wätter guet. In Simrocks Kinderb. No. 288: Sonnenregen, Hutabnehmen: morgen wird's schön Wetter werden! Wenn der Kiffhäuserberg in Thüringen mit Nebel bedeckt ist, sagt das Volk, der Kaiser Friedrich hat einen Hut auf. Menzel, Odin 336, mit Berufung auf Rohrs Unterharz, pag. 254. Entsprechend dem dunkeln Wollhut, welchen unsere Bevölkerung in der Wetterwolke erblickt, war Filzhut i. J. 1575 der Name einer Zürcher-Kanone. Zürch. Neujahrsbl. der Feuerwerker 1850, 15. Und wiederum in diesem Zusammenhange muß es stehen, daß Pumphut ein Mühlenkobold ist, der nach seinem ungewöhnlich großen Hut zubenannt wurde, dabei aber Klöße von der Wirkung einer Kanonenkugel schleuderte. Bechstein, DSagb. No. 566. Da die Götter nach ihrem Hut verehrt sind, so verehrt die Pfarrkirche zu Lauben, im Allgäu bei Kempten, ein letztes Stück desjenigen Hutes, den der hl. Ulrich, Bischof zu Augsburg 962, Mitbesieger der Ungarn in der Lechfeldschlacht, getragen hat. Haggenmüller, Kemptner Gesch. 1, 58. Auffallend ist es, daß Bernergebirge nicht bloß den Hut tragen, sondern wie aus folgender Erzählung hervorgeht, Hüte korbweise selber hervorbringen. Altmann, Beschreib. der helvet. Eisberge, Zürich 1751, 83 berichtet vom Lauterbrunnengletscher im Berner-Oberlande. „Ein Hutmacher von Thun, welcher mit einer Burde von Hüten nach dem Wallisland, selbige dorten zu verkaufen, verrreiset, nahm seinen Weg über den Lauterbrunnen; er mußte aber zu seinem Unglück ein Stück Wegs über den Gletscher machen, stürzet sammt seiner Burde in einen Schrund. Man wußte nicht, ob der Mann unter die Mörder gefallen, niemand wollte nichts von ihm gesehen haben, er war auch in der That verloren. Nach dem Verlauf etwelcher Jahre erscheint er bei dem abgeschmolzenen Gletscher(rand) in Lauterbrunnen, aus welchem er nach etwelchen Jahren hervor getrucket worden. Seit seinem Tode ware er in dem Eis begraben gewesen, deßwegen sein Leib der Verwesung auch nicht unterworffen ware. Seine Burde Hüte,

die er mit sich getragen, hatte ihn auch nicht verlassen, man sahe alles beisammen." In unserer Sammlung fängt der Sodbaschi die tödtliche Kugel mit seinem Hut auf (No. 99. 373), es trägt der W. Jäger Kinzhalden-Joggeli (No. 150) einen Dreiröhrenhut, der Hoppeli einen Nebelspalter (No. 56), der Jäger Burkhard einen Lampihut, des W. Heeres Vorreiter und der Zauberer haben eine weiße Zipfelkappe auf (No. 120. 376); das alte Weib bei den Schatzgräbern hat eine Rußpfanne übers Haar gestülpt (No. 180), der Stifelireiter trägt einen dreikrempigen Schwarzwälderhut, einen Dreischnöri, und brennt solchen eigennützigen Leuten, die ihm ums Trinkgeld ihre zwei in einander gestülpten Hüte entgegen halten, mit dem hinein geworfenen glühenden Geldstücke ein Loch durch die beiden (No. 213). Endlich das Erlisbacher-Dorfthier erscheint zwar auch in Hundegestalt, trägt dabei aber doch ein Kapelansbaret, ist also ein bis zum Hunde herabgesetzter Pileatus, gleich dem Gotte Wod, der gleichfalls zum Hundenamen Woid und Wud geworden ist, wie König Waldemar, der W. Jäger in Schleswig (Müllenhoff, pag. 361) mit seinem Namen auch den Lockruf des W. Jägers im Aargau bezeichnen muß, wenn dieser seinen Hunden lockt: Walti, da!

---

111. Der Stierengarten zu Moosleerau.

Die Höhe, an welcher Moosleerau liegt, wird der Stierengarten genannt. In einer kleinen Schlucht auf der Ostseite dieser Anhöhe, gegenüber dem Roßrückenberge, hatten sich die Burgherren dieser Gegend einen Thierzwinger angelegt und belustigten sich damit, die armen Leute drunten mit den wilden Bestien kämpfen zu lassen. Von einem Weibe erzählt man, die einst weit hergelaufen kam und den Ritter fußfällig um das Leben ihres gefangenen Mannes anflehen wollte, die aber in dem gleichen Augenblicke sehen mußte, wie der Unglückliche im Burggraben von einem Bären zerrissen wurde. Weiter hinauf am Bergrücken liegt ein kleines Stück fruchtbares Land, d'Hell geheißen; und da haben sie ihre Sklaven und Schlachtopfer verscharren lassen. Hier haust nun der Hellrüter, der letzte dieser Zwingherren. Derselbe betraf einst auf dem Felde, das man den Rußerain nennt (vgl. die Rueße, No. 97), einen reichen Bauern beim Pflügen, und befahl ihm augenblicklich, den Zugstier vom Pfluge zu spannen. Der Bauer kannte wohl das Ende einer solchen Forderung und verlegte sich aufs Bitten und Flehen. Als aber alle guten Worte nichts halfen, riß der Verzweifelte das Sech vom Pfluge und erschlug damit den Tyrannen, dann pflügte er ihn auf der Stelle unter die frische Ackerfurche.

Von der Zeit an sehen die dortigen Leute oft eine Kutsche mit weißen Pferden vom Berge herab bis zum Rußerain fahren, und wer ihr je näher gekommen ist, will einen leichenweißen Zwingherrn mit langem Barte darin bemerkt haben.

Aber diesen traurigen Erinnerungen gegenüber bleibt es unbegreiflich, daß man auch auf dem gleichen Berge gar häufig sanfte Musik vernimmt; und daß es Saiten- und Pfeifenspiel sei, lassen sich die zunächst Wohnenden nicht ausreden. Ferner erzählen sie, wie hier ein Mann aus Aegypten gewohnt habe, welcher das erste Saatkorn in diese Weidgegenden gebracht haben soll. Der Hügel, auf dem er sich anbaute und die erste Frucht ärntete, hieß deswegen sonst das Kornhübeli, ein zierliches Berglein rings von Ackerland eingefaßt, und wird nun in mundartlicher Verkürzung das Chnübeli genannt.

Die Meldung, ein Aegyptier habe das erste Getreide in diese Gegenden gebracht, bezieht sich auf die Zigeuner, welche bei ihrem ersten Erscheinen vorgaben, aus Aegypten herzukommen. „jn dem jar 1419 kament gen Basel, Zürich, Bern und Solotern meh denn 200 getoufter Heiden, warent von Egyptenland.“ Justinger, Bern. Chronik 381. Sie thaten den Schweizern in ihren Bürgerkriegen noch 1531 gegenseitig Spionendienste: Bullinger, Chron. Tigur. Fol. 4, Bl. 290. In Schwaben nennt man sie jetzt noch Aegyptier. Meier, Sag. pag. 197. Ganz besonders gedenkt man ihrer Heidenkunst, das Feuer zu bannen und mit demselben übermüthig spielen zu können. Sie brennen daher durch jede Strohgarbe runde Löcher, ohne daß dieselbe sonst sich entzünden darf. No. 223. 426. Auch gilt von ihnen, was man jetzt bei uns den Landstreichern und Heimatlosen noch nachsagt, sie hätten im Walde auf dem Flügelberge Küchlein gebacken, dann aus Uebersättigung die Zweige der Haselstauden in den Teig herab gebogen, und sie so überbacken wieder in die Luft hinauf schnellen lassen. Die Bauern, die dann an solchen verlassenen Lagerplätzen vorbeikamen, hätten an Zauber geglaubt. Vgl. Bronner, Kant. Aargau 1, 426. In Meiers schwäb. Volksl., No. 71, heißt es gleichfalls:

Zigeuner sind auch keine Narren,
Wenn sie schon in der Welt rum fahren,
Kochen's Wildpret in dem Hut,
Und der Hut nicht brennen thut.

Auch Christus in der westfäl. Legende (vgl. Abthl. Legende: No. 490, Petrus mit der Geige) macht dasselbe Kunststück beim dreschenden Bauern, und anstatt daß die Garben anbrennen, entleeren sie noch ungedroschen sogleich ihren Weizen, als der Herr durch sie mit dem Lichte hindurch zündet. Alsdann wird derselbe Zug auf den „gottlosen“ Schweden, später noch auf die Neufranken übertragen, welche den Herrgott „abgesetzt“ hatten, No. 223.

Der Name der Gegend Stierengarten und die Bemerkung, hier sei ein von den Rittern gehaltener Thiergarten gewesen, stimmt zu W. Grimms Angaben (Athis C. 17), wornach unser auf Feste erpichtes Mittelalter Fiedler und Sänger in Baumgärten, Thiergärten und Anlagen von bedeutender Größe versammelte, wo Wurmlager und Wurmgatren nichts seltenes waren. „Das Andenken mancher Burg, die unter der Pflugschar bis auf den letzten Mauerrest verschwunden ist, hat sich nur noch in der Benennung Thiergarten erhalten und diese kommt fast ausschließlich Oertlichkeiten in der Nähe alter Burgstallen zu.“ Zürch. Antiquar. Mittheil. 1849. 29. Im Thiergarten zu Krauchenwies folgt dem Schimmelreiter

ein mit Menschen überfüllter feuriger Wagen und diesem ein Koch nach, der ein ganzes Gebund Kochlöffel am Rücken trägt; es ist das Jagdgefolge eines Sigmaringer Fürsten. Meier, schwäb. Sag. No. 163.

Diese Rechtssage wiederholt sich No. 106 „Burggeist der Ruine Botenstein", und kommt auch sonst in schweiz. Sage und Geschichte noch vielfach vor. Auf dem Berge Napf beim Luzerner Dorfe Luthern wohnte der Burgherr von Waldburg; er wurde von einem pflügenden Bauern mit dem Sech erschlagen und in die frische Furche eingeackert. Reithard, Sag. d. Schweiz, 201. Grimm, R. A. 546. 682 zeigt, wie Grenzsteine, denen ein Rad oder ein Pflugsech eingehauen ist, für Hinrichtungssteine der Felddiebe gehalten worden sind, die man hier bis an den Hals in den Acker eingegraben und denen man so den Kopf abgepflügt haben soll. Hier zu Lande mengte sich noch außerdem die Melchthalsgeschichte ein und des Vogtes Gewaltthat, der dem Bauern die Ochsen vom Pfluge spannen ließ. Die beiden Eigennamen der Ritter obiger Sagen weisen indeß tiefer zurück auf Hel und Wodan. Hel in der Edda wörtlich die Kälte, dann die Todesgöttin (Kuhn, nordd. Sag. Anmerk. 310) reitet bei den Wenden auf dreibeinigem Rosse und bringt die Pest. Von Seuchen sagt man in Schleswig, Hel ist da. Myth. 804. Am Hellfeiertag begeht man im Speßart den Jahrestag einer vormaligen Pestzeit. Herrlein, Speßhart. Sag. 264. Sonach wird hier der Hellreiter zum Höllengotte und verwandelt sich in einen Wütherich, in einen tyrannischen Zwingherrn. In gleicher Weise übersetzen ahd. Glossen den Namen des obersten Gottes, tyrannus uuotan. Diut. 1, 276 b. Eben dahin wird auch derselbe Name die Sage von vom Burggeist zu Botenstein geführt haben. Daß Wuotan und Bot sprachlich sich häufig vertauscht haben, soll No. 489 nachgewiesen werden. Daß ein Geroldus de Botistein urk. 1087 erscheint (Mone, Anzeig. 1837, 6), beeinträchtigt einen solchen Nachweis nicht. Vgl. den Aufsatz Helle, v. Krause in Wolfs Ztschr. 2, 288.

---

112. Der Wilde Jäger Mutti am Chnubel.

Das sogenannte Mutt-Schüerli am Chnubel bei Gontenschwil, Wohnhaus und Scheune, stand früher droben auf dem jenseits gelegenen Homberge, wurde aber abgebrochen und ins Thal herunter gefahren, um hier aufgerichtet zu werden. Die Fahrt aber kam in der Nähe der jetzigen Baustelle auf einer Matte plötzlich ins Stocken, und die vorgespannten Thiere zogen nicht weiter mehr an. Da bemerkte der Bauer, daß hinten auf einem hervorstehenden Brette der Ladung ein ihm unbekannter Mann inzwischen aufgesessen war. Um sein Bauunternehmen nicht durch unüberlegtes Reden zu vereiteln, stieß er jenes Brett stillschweigend vom Wagen, und sogleich gieng nun die Fuhre wieder weiter. Aber von dieser Stelle aus auf der Matte, wo das Brett abgeworfen worden, nimmt jetzt der Wilde Jäger seinen Weg zum Umzug auf den Homberg hinauf, wo sonst das Mutt-Schüerli gestanden hat. Die Bedeutungen, die der Name

Mutti in jener Gegend noch hat, sind: stark, reich, körperlich gedrungen, bösartig.

(Ueber den Namen Mutti, Muet vgl. Anmerk. No. 109. 129.)

113. Kegelspiel im Walde bei Uezwil.

Im großen Buchenwalde zwischen Uezwil und Kallern im Freienamte findet sich auf der Berghöhe, wo sich die Fußwege nach wohl fünf Ortschaften kreuzen, eine ebene, waldfreie Stelle mit einem langen rothbraunen Streifen, wo noch niemals Gras gewachsen ist. Da wäre, sagt man, die Kegelbahn gegangen des Wirthshauses, das vor Alters auf dieser Waldblöße gestanden haben und wegen vieler Unthaten seiner Gäste zuletzt vom Boden verschlungen worden sein soll. Um Mitternacht spuken nun da die Schatten der falschen Spieler, man hört die Kugel auf der Bahn hinrollen, das Lärmen der streitenden Parteien, das Stöhnen der im Raufhandel zu Boden Geschlagenen. Seltsam lautet dann die herrliche Tanzmusik dazu, die unaufhörlich fortspielt. Als der Müller von Sarmenstorf Nachts dieses Weges kam, umgab ihn hier ein starkes Surren und Rauschen, er konnte nicht mehr vorwärts, noch zurück. Zuletzt hieb er mit dem Stocke um sich und drängte sich gewaltsam hindurch, aber nicht ohne einen geschwollenen Kopf mit heim zu bringen. Auch Knaben, die an der nördlichen Bergseite, welche Gräberenwald heißt, die Ziegen hüten, haben gegen Abend schon oft jene schöne Musik gehört, die durch die Luft herkommt und dann mit starkem Brausen und Prasseln in die Waldwipfel fährt.

Das Tägerli, zwischen Uezwil und Sarmenstorf gelegen, ist eine Heide, wo das Volk seit ältesten Zeiten die Fasnachtsfeuer anzuzünden pflegt. Man kam dazu ehemals sogar Gemeindenweise zusammen und hielt Spiele, Leibesübungen und Gefechte ab. Auch hier redet man von einer großen Kegelbahn, die niemand kennt, deren Lauf aber bis zu dem weitentfernten Fuchsstein gegangen sein soll, einem Höhenpunkt dieser Gegend. Man will hier Spuren römischer Bäder gefunden haben.

Die aarg. Mundart bezeichnet den Donner: d'Engel schiebe Keigel, sie keigle wieder döt obe, sie werfet der Künig. Die Sterngruppe des Bären heißt ebenfalls Ries, Rees, Keigelries und Kegelfall. Hier erscheint Wuotan und Donar in Eine Person gemischt, der Gott des Spieles mit dem der Elementargewalten. Petrus, der Apostelfürst, muß mit seinem Himmelsschlüssel auch die Schleußen des Regens verschließen und des Donnerwetters walten. Unser Kinderreim sagt von ihm: er wirft de Schlüssel

über de Rhî, morn muess schö Wetter sî; und in der preuß. Mark wie am Rhein ist es sein Kegelschieben, das den Donner verursacht. Petrus kegelt, der Heiland thut schießen (kegeln). Meier, schwäb. Sag. No. 290. Donner, Blitz und Wetter sind drei Brüder, die eine goldne Kegelbahn besitzen. Meier, schwäb. Volksmärch. No. 6. Daher die zahlreich wiederkehrenden Sagenlocale, wo goldne Kegel liegen sollen. Eine Freiburger-Alpenweide am Gros-Mont im Sanenlande heißt le Jeu de Quilles, Kegelspiel. Schweiz. Merkur 1835, S. 116. In den Ruinen von Neu-Habsburg am Luzernersee liegt ein goldnes Kegelspiel. Wander. i. d. Schweiz, 1840, S. 123. Der Bannhölzler in Zug wird von Keglern im Kappelbusch frevelhaft angerufen zum Mitspielen, er schleudert ihre Kugel, daß sie im Felsenspalte des Kaiserberges zwischen dem Zuger- und Aegeri-See stecken bleibt. Reithard, Sag. d. Schweiz, S. 303. Auf den Trümmern des Felsenschlosses Ober-Ruchenberg bei Chur treiben Poltergeister ihr Wesen und ein goldenes Kegelspiel liegt drinnen vergraben. Röder-Tscharner, Kant. Graubünden, 1, 110. Flugi, Bündner-Volkssag. pag. 45. Im Waatländer Dorfe Belair lebt der Gemeindekobold (servant) noch in gutem Andenken der Leute. Er gehörte ins dortige Schloß, wo einer „der alten Herren" spukte und sich als Kugel rings um den Kirchhof wälzte. Vulliemin, Kant. Waat, 2, Abthl. 2, pag. 37. Der Servant selbst aber ließ sich in Gestalt eines kopflosen Schimmels, einer Geis und eines ungeschwänzten Hundes sehen. Zu Rankwil unter der Kirche kegeln Ritter mit goldenem Kegelspiel. Vonbun, vorarlberg. Sag. S. 28. Der Schwedengeneral Wrangel gräbt ein solches bei Bregenz aus, ibid. No. 31. Das Schloß am westfäl. Kindelsberg geht unter, weil man dorten goldene Kegel und Kugeln führt und mit Kutschenrädern, gemacht aus Semmelteig, spazieren fährt. Bechstein, DSagb. No. 381. Andere sagenhafte Kegelbahnen führt an: Stöber, elsäß. Sag. No. 258. Am schlesischen Rummelsberg bei Strehlen kegeln der Teufel und ein Ritter auf einer Strecke, Kegelbahn genannt. Kern, schles. Sag. Chronik (Breslau 40) S. 181. Dem Hauskobold Hubert Hochhut opfert man ein Kegelspiel. Weyden, Kölns Vorzeit, S. 204. Felslöcher, in die der Teufel Kegel aufsetzt, bei Kuhn, märk. Sag. No. 234. Der Brunnen am Drachenfels beim rheinbayr. Busenberg birgt ein silbernes Kegelspiel. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 215. Unter der Iburg am Schloßberge bei Freiburg liegt ein goldnes. Schnezler, bad. Sagb. 1, 367. Goldne Kegelspiele, unterirdisch verzaubert: B. Baader No. 8. 38. 67. 163. (Hier ist der Kegel zum Angedenken in einem steinernen Crucifix eingehauen.) Das Hölfterchen im Siebengebirge (ein Elbenmännchen) spukt, weil es mit einem Kegel einst einen Mönch todt geworfen. Firmenich 1, 513. Auf Hohenkrähen kegelt der Schloßgeist Poppele mit den Rittern jeden Sonntag während der Kirche. Auch in der Ruine von Aspermont bei Chur hört man kegeln. E. Meier, schwäb. Sag. S. 77. Der verstorbenen Hausfrau muß man jedes Jahr ein Spiel Kegel sammt zwei Kugeln bringen. Wolf, hess. Sag. No. 154. Ebenda No. 72: Die Kegelbahn der Riesen. Im Innern des Odenberges bekommt ein Schmied eine große Eisenkugel von starken Männern geschenkt, die da kegeln. Grimm, Myth. 905. Unter leuchtenden Bäumen, umgeben von allen Waldthieren, kegeln die Geister im Lüningsberge. Harrys, ndsächs. Sag. 1, No. 27. Zu Annaberg

in Sachsen ist ein altes Sacristeibild, auf welchem die Engel nach aufgesetzten Kegeln schieben. Schramm, Reise-Lexikon (Leipz. 1744) 57. Der in alten Volksliedern gefeierte Robin Hood hat im Kirchspiel Halifax einen Felsen, den Pfennigstein, mit dem er zur Kurzweil gekegelt haben soll. Er ist auch Woden geheißen, sein Festtag der erste Mai. Die Chorherren zu Evreux in Frankreich hielten an diesem Tage Waldprocessionen und schoben zum Schlusse über ihrem Kirchengewölbe Kegel. Nork, Fest-Kal. 329. Am Ratzeburger Dom ist ein Kegelspiel eingemauert. Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 79. Eine zahlreiche Reihe einschlägiger Sagen berührt auch Menzel, Odin, pag. 256.

114. Die Schloßmusik der Homburger.

Wenn die Frickthaler Mädchen in die benachbarte Basellandschaft zur Aerntezeit als Schnitterinnen hinüber gehen, so machen ihnen ihre daheim gebliebenen Bursche auch dorten zuweilen einen Nachtbesuch und scheuen dabei, um unentdeckt zu bleiben, den mühsamen Hin- und Herweg über die dazwischen liegenden Juraberge keineswegs. Ein so unermüdlicher Liebhaber war auch Joseph Hochreuter von Wittnau, und in mancher Sommernacht überstieg er hin und zurück den beschwerlichen Homberg. Wie ein übergewaltiges Hausdach mit schnurgerader First und steilabfallenden Seiten streicht dieser Berg an der Grenze des Frickthales und Basellandes stundenweit hin und trägt auf seinen zwei entgegengesetzten bewaldeten Spitzen die Ruinen zweier Ritterschlösser, der Homburg und des Rechbergs. Eine beträchtliche Ebene liegt oben auf der Höhe, sie stürzt aber gegen Wittnau hin jäh ab, und die tiefen Risse und Schuttwände dieser Seite gehen weithin sichtbar wie hochrothe Rinnen durch den schwarzen Tannenwald ins Thal herunter. Als Hochreuter einst in einer klaren Sternennacht auf seinem Rückwege hier herüber gestiegen kam, fand er diese ganze Ebene der weiten Länge nach gesperrt, ein doppelter Lebhag war in halber Mannshöhe drüber hingezogen und zwischen diesen zwei grünen Hecken lief pfeilgerade eine breite saubere Heerstraße. Während er den langen Hag anstaunte, wie etwas, das in dieser einen Nacht gesetzt und fertig gewachsen hätte sein müßen, begannen von Ferne her im Winde sich die Töne einer rauschenden Musik hören zu lassen; es war ein mächtig lautender Marsch. Erwartungsvoll stellte er sich am Hage auf und blickte in die fremdartige Straße hinein. Bald kam auf ihr in der Richtung, in welcher die Ruine Homberg liegt, ein gewaltiger Zug heranmarschiert. Die Spitze bildeten kleine Knaben, auf welche größere folgten, alle so ebenmäßig und nach zunehmender Größe hintereinander gereiht, daß es gar lustig anzusehen war. Paar-

weise giengen sie einher, ein jedes Paar schritt, die Straße zwischen sich frei lassend, gleichweit von einander entfernt, hart den inneren Seiten der doppelten Hecke nach. Diese Junkerlein waren alle überein gekleidet und trugen, soweit die Nacht dies zu unterscheiden gestattete, weiße Hosen und schwarze Röckchen. Ihnen folgte eine Schaar Männer nach, durchaus schwarz gekleidet, und unmittelbar hinter ihnen kam die zahlreiche Mannschaft einer Blechmusik, welche im Vorbeiziehen auf Hörnern, Trompeten und Posaunen gar mächtig aufblies. Jetzt kam eine Kutsche gefahren, mit sechs Rappen bespannt; sie war geschlossen wie ein hoher Postwagen und mit einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen besetzt. Hinter ihr erschien ein Schwarm winzig niedlicher Mädchen in weißen Kleidchen, sodann ein anderer von größeren Jungfrauen, und auch diese giengen paarweise innerhalb der beiden Seiten der Hecke. Ein Haufen schwarzmanteliger Frauen schloß endlich den Zug. Alles kam so zierlich und leicht einher, daß man keinen Schritt, keinen Huf der Rosse, keinen Laut der Wagenräder hörte; nichts vernahm man als nur die Musik, nach deren Takt sich alles bewegte. Staublos blieb die Straße, als giengen diese zahlreichen Schaaren über lauter Schnee. Alles schien, als ob es mit dem Wehen des darüber spielenden Windes hergebracht und fortbewegt würde. Was aber den Betrachter am meisten in Erstaunen setzte, war Folgendes: Anstatt daß sich Heerweg und Hecke nach Beschaffenheit des steilabfallenden Hombergs am Ende der Hochebene gleichfalls hinabgesenkt hätte, setzte sie sich in der Richtung, wie sie unten von dem Schlosse Homburg aus begann, zum Schlosse Rechberg hinüber fort und gieng also, wo die Tiefe begann, geradaus durch die Luft weiter. Dies alles geschah beim klarsten Sternenschein. Als nun Hochreuter weiter gegen die Höhe des Berges hinlief, um von da aus noch zuzuschauen, wohin das Ende des Zuges sich wenden werde, trat plötzlich eine stockende Finsterniß ein und verschlang zusammen Hag, Straße und Procession. Und damit brach ein so furchtbares Unwetter los, daß er alle Unerschrockenheit aufbieten mußte, um nur noch seinen Weg über den Berg hinab zu finden.

Dies ist die Schloßmusik und der Zug der Homburger Herren. Man giebt ihr folgenden Ursprung. Der Herr des Rechberger Schlosses liebte das Weib des Homburger Grafen aufs heftigste, doch verbarg er diese Leidenschaft vor ihr und Jedermann, und so blieben die beiden Schloßnachbarn gute Freunde, die manches Spiel und manche Wette mit einander machten. Unter anderm stritt sich einmal ihre Gesellschaft über den Sinn der Redensart, einen hinters Licht führen. Daß die Bedeutung derselben eins sein sollte mit Betrug, dafür schien

den anwesenden Damen durchaus keine der versuchten Erklärungen befriedigend genug. Der Rechberger jedoch erbot sich, ihnen dies zu beweisen, wenn man das nächste Abendessen auf der Homburg genau so abhalten wolle, wie er es nun vorschlage. Man gieng den unschuldigen Scherz ein. Zur bestimmten Minute des nächsten Abends saß also der Homburger Graf tafelnd an dem offenen Fenster, das dem Rechberger Schlosse zugekehrt war, und wie verabredet worden, so stellte die Gräfin eben noch die letzte Tafelkerze zu den übrigen gerade vors Gesicht ihres fröhlichen Gemahls, da hörte man drüben von dem Nachbarschlosse her einen Knall und zugleich stürzte der Graf in Stücke zerrissen vom Stuhle. Der Rechberger hatte ihn mit einer gut gerichteten Kanone durchs Schloßfenster herein erschossen und dem Weibe damit bewiesen, wie man die Männer hinters Licht führt. Der Hochzeit, die hierauf der Rechberger mit der Wittwe abhielt, gieng ein prächtiger Brautlauf voraus, bei dem alle Herren des Landes mit Weib und Kind erschienen. Und in derselben Weise, wie es damals auf dem Berge geschah, müßen nun ihre Seelen heute noch fahren.

Immer hört man jene Musik wieder, so oft im Sommer ein schweres Gewitter anzieht; sie tönt mit solcher Macht, daß man sie schon auf den Wölflíswiler Feldern, also wohl eine Stunde weit entfernt, deutlich vernommen hat. Vor dreizehn Jahren haben Holzbauern droben an der Ruine massivgehauene scheibenrunde Rothsteine entdeckt, die in einem Haufen zusammen unter dem Waldlaube lagen. Alle waren radförmig, darunter viele von solcher Größe, daß man sie zerschlagen mußte, um sie heim nehmen zu können; andere große und kleine hat man ins Dorf herab gebracht, um sie als Schleifsteine anzuwenden, und so sind sie nach und nach wieder verloren gegangen. Die Bauern besinnen sich heute noch, welchen Herrn und welchen Zweck wohl diese Steine einst gehabt haben mögen. Einen gleichen Fund solcher Schleifsteine will ein Bauer zu Nesselnbach im Freienamte im Jungholz des dortigen Hochwaldes in den letzten Jahren erst gemacht haben. In Höhe eines Hügels lagen diese schönbehauenen glatten Steine da; er nahm sich nur den kleinsten mit, der am handlichsten war. Als er ihn einem vorüber reisenden Schleifsteinhändler zeigte, bot ihm dieser einen Franken fürs Stück. Seither kann der Bauer, so oft er schon nachgesucht hat, keinen solchen Stein an jener Stelle mehr finden.

Der Zweck solcherlei Steine scheint in der goldenen Sichel angegeben, welche der Reiter Mattis-Ee schwingt, No. 130, und der deswegen in No. 508 als der Schwertlimann und hauptlose Mann vorkommt. Diese Goldsichel und der Wetzstein Odhinns ist besprochen Anmerk. No. 162.

Ueber Heere, die mit Gesang und Musik durch die Lüfte ziehen, ist Nachfolgendes anzumerken. Tacit. Germ. c. 45 läßt im nördlichsten Germanien die aufgehende Sonne tönen; dasselbe glaubte das klassische Alterthum von der sinkenden Sonne; in Cephalonia erscheint am Himmel eine Schaar singender Gestalten, Julius obsequens c. 73. In Göthe's Faust 2, 1 verkündet Getöse das Herannahen der aufgehenden Sonne.

Das Guetig=g'heer oder Glücksheer läßt sich bei uns in den heiligen Zeiten singend und musicierend hören. Dies stimmt mit dem Wortlaute einiger steirischen Weihnachtslieder vielfach überein, die Weinhold in seinen Weihnachtsspielen zuerst veröffentlicht hat. Dort sprechen die Hirten, da sie das Pax hominibus der Engel in der Christnacht singen hören, pag. 79:

Der Himmel ist recht Sterne voll,
Die Musik oni G'spass is toll,
Sie neigen si gegen der Erden all
Und machen d'Musik oben'n Stall.

Das ist eine Umschreibung unseres Sprichwortes: „der Himmel hängt voller Geigen", das ja auf denselben Volksglauben hinweist.

Ein anderes Weihnachts= und Krippenlied aus Aussee beschreibt den Vorgang am Himmel (pag. 88):

S'isch jo im Himmel a Lucken,
Viel tausend sein firti (zugbereit) âf d'Roas;
Wanns daten âf üns aba rucken,
Dass jeda sein Stecken g'schwind woass!

Ein Flattacher Hirtenreim dieser Art, pag. 98:

Engeln von himmel reiten:
Sö werden joa im himmel
Koan handel g'fangen oan?
Gott Vater woenn i war,
I joaget's all davoan.

Das Wutesheer auf dem würtenberg. Albuggebirge zieht musicierend, sausend und brausend durch die Luft und besteht aus Geistern, die aus dem Himmel verstoßen werden. Meier, schwäb. Sag. 140. J. Scheuchzer erzählt in seinen Alpenreisen 2, 74, daß man auf der Sandalp in Glarus zuweilen aus der Höhe her eine wunderbare Musik vernehme: suavissimum musicorum sonorum concertum. Diese oft belächelte Angabe ist neuerdings durch Oberst Weiß aus Zürich bestätigt worden. Er erstieg bei starkem Winde von der Sandalp aus den Zutreibistock und war nicht wenig überrascht, als er plötzlich Töne vernahm, welche denen einer Aeolsharfe auffallend ähnlich waren. Bei näherer Untersuchung fand er, daß der Wind in die Zwischenräume der lose auf einander liegenden Schieferplatten dieses Berges blies und dadurch diese Töne hervorbrachte. Heer=Blumer, Kant. Glarus, pag. 646. Eine ähnliche Erklärung versucht Schleiden, Studien 1855, pag. 119 über die wunderbar lautenden Töne, welche in den Vorgebirgen des Hindu=Kusch und bei El=Nakuhs, unfern vom Sinai, von Alexander Burnes, James Princep u. a. wissenschaftlich Gebildeten beobachtet worden sind. „Auf den dortigen Klippenabhängen von 45 Grad Neigung häuft der Wind Wüstensand an. Der Tritt des Wanderers, das Niedersetzen eines Vogels oder ein in ungewöhnlicher Richtung treffender Windstoß bringt die leichten Sandkörner ins Gleiten; das leise Rauschen der zuerst bewegten wird, indem mehr und mehr Sandmassen an dieser Be=

wegung theilnehmen, zum lauten nach und nach hellklingenden Ton." So meint hierüber Schleiden. Ueber die Ceyloner Teufelsstimmen, eine ähnliche Lufterscheinung, hat der verstorbene Tübinger Kanzler Autenrieth „Stimmen aus der Höhe" geschrieben (Morgenblatt 1827, 12. Decbr.). Der Ceylonese nennt dies den Dämonenvogel; der Isländer denkt sich darunter ein Heer von wolkenhochfliegenden Singschwänen. Dieses Ueberallvorkommen eines und desselben Glaubens, der in fast gleicher Lebhaftigkeit unter verschiedenen Himmelsstrichen festgehalten wird, überhebt einen der Mühe, an Schleidens darüber abgegebene Erklärung zu glauben und über den Hochmuth sich ärgern zu müßen, mit dem er bei dieser Gelegenheit zugleich am todten Kanzler Autenrieth zum Ritter wird. S. Anmerk. No. 474.

Wie der Hochzeitszug der Homburger hier beschrieben ist, so ist ein solcher nach den Meldungen des Mittelalters wirklich abgehalten worden. Der Gang zur Messe gab Gelegenheit, Kraft und ritterliche Gewandtheit zu entwickeln, sagt Weinhold, Deutsche Frauen, pag. 385, man hielt unterwegs ein Lanzenreiten, weltliche Musik vermehrte den Lärm. Die Reihenfolge in dem Kirchgange unterlag zwar festen Regeln, war jedoch nicht zu allen Zeiten und Orten gleich. Bei Otfried (1. 22, 13) eröffnen die Weiber den Zug, dann kommen die Männer und die Kinder gehen zuletzt. Hier in der vorliegenden Sage ist die Ordnung eine entgegen gesetzte.

115. Schloßmusik und Geisterwäsche.

Einer der vielen Homberge des aargauer Jura liegt gegen Oberfrick, zunächst dem Dorftheile, welcher In der Gipf heißt. Auf seinem waldigen Sattel liegt die Burg der Grafen von Thierstein; noch knüpfen sich mancherlei Erzählungen an sie über den wilden Jäger, über die landumgehende Grafenfrau, über die Freiung in der Höhe, ein Grenz-Plätzchen, das heute noch herrenlos ist und auf welchem ein ewiger Rechtsstillstand andauert. Wer am Gründonnerstag und an Pfingsten Mittags zwölf Uhr in dieser Freiung steht, der sieht ringsum über die Thäler die Wäsche von tausend Hemden und Leintüchern ausgelegt in der Sonne trocknen, und hört eine von allen Seiten her spielende Kriegsmusik, die Schloßmusik genannt.

116. Guggernül-Anneli und Gaußerwibli.

Auf einer Höhe des Lindenberges im Freienamte, welche der Guggernollen heißt, wohnt das Anneli, deren klagender Gesang immer Wetteränderung ankündigt; tiefer an demselben Berge liegt oberhalb dem Dorfe Buttwil der Wald Gaußerhölzli, und auch ihn bewohnt ein ähnliches Wesen, das man nach seiner wehklagenden (gauzenden) Stimme das Gaußerweiblein heißt. Nach einer unter dem katholischen Volke jener Gegend, namentlich um Bünzen und Althäusern lebenden

Prophezeiung rufen diese Stimmen zum letzten male, wenn einst hier der letzte Kampf um Glauben und Freiheit ausgefochten werden soll. Dann wird man den ganzen weiten Lindenberg in der Morgensonne von den Bajonetten der Bernerbieter (d. h. der Reformirten) erglänzen sehen, als ob ein Eisenhag ums Land geflochten wäre. Die Männer gehen dann zum Kampfe, Weib und Kind aber braucht nur so weit zu fliehen, als man an einem Laib Brod zu essen hat.

In der Umgegend vom Dorfe Lütwil heißt ein Waldplatz Gugenrain. Hier wohnt das Gugenrain-Babeli, die man zwar für eine Kindsmörderin hält, sonst aber keineswegs scheut. Sie begegnet den Kindern, die Erdbeeren und Brombeeren im Walde suchen und zeigt dadurch zugleich den kommenden Witterungswechsel an. Nicht weit von ihr ist ein ähnlicher Waldplatz gelegen, welchen das Bachthal-Anneli bewohnt, vgl. Bachmaidli zu Seon, No. 122.

117. Die Taufpathin auf der Wartburg bei Aarburg.

Der Junker von Wartburg wohnte auf den zwei Schlössern, welche jetzt die Sälischlösser heißen und in Ruinen liegen auf den beiden Nachbarbergen, an denen die Straße von Olten nach Aarburg vorbei führt. Er hatte eine Tochter, die aus lauter Eitelkeit wohlthätig und aus Stolz herablassend that; deshalb sagte sie auch sogleich zu, da sie einmal von einer armen Mutter in Schöftland zur Taufpathin gewonnen wurde. In einer prächtigen Kutsche, mit vier weißen Rossen bespannt, kam sie von der Wartburg im Dorfe Schöftland angefahren und gab den Befehl, die Glocken alsbald zur Taufe zu läuten. Zu gleicher Zeit aber ließ sie endlose Stücke feinen rothen Tuches aus ihrer Kutsche abwinden und vom Hause des Täuflings hinweg bis zur Kirchenthüre die ganze Gasse damit belegen. Weil nun die Dorfbuben alle schon auf den Kirchhof voraus gelaufen waren, um dorten von der Mauer herunter bequemer zuschauen zu können, wenn die in Seide und Edelstein funkelnde Pathin zur Kirche herein prunken werde, so fanden sich nicht gleich Hände genug, um die Tücher alle über die Straße zu breiten. Es waren etwa noch hundert Schritte bis zum Ziele unbelegt, und da gerade hörte der ermüdete Sigrist im Thurme schon zu läuten auf. So höret denn in Teufels Namen auf! sprach das Fräulein entrüstet, als die Glocken plötzlich schwiegen; denn das gilt heute noch für Pathin und Täufling für ein gar schlimmes Vorzeichen, erst nach dem Geläute in die Kirche einzutreten. Aber kaum war ihr das böse Wort aus dem Munde, so stellte sich ihr ein mächtig großer schwarzer Hund in den

Weg und ließ sie keinen Schritt mehr vorwärts. Die Leute mußten sie zuletzt in ihre Kutsche hinein heben, um sie nur vom Flecke zu bringen. Das Kind kam ungetauft in sein Bettchen zurück, die Pathin aber als Leiche in ihr Schloß heim. Nun geht jener schwarze Hund noch immer im Dorfe zu gewissen Zeiten herum, und eben so läßt er sich auf den Bergen der Sälischlösser und jenseits Aarburg auf dem Bornberge sehen; dorten aber muß er der Wartburgerin einen Bund Schlüssel zu den Schätzen nachtragen, die in den Ruinen der zwei Sälischlösser verborgen liegen.

Hier ist der W. Jäger in sein Attribut verwandelt, selber zum ihn begleitenden Hund gemacht. Ingleichen ist der Erlisbacher Pfarrer No. 95 und der trügerische Bannttheiler, der statt der hundert Weiderechtsantheile der Almende deren nur neunundneunzig ausmißt, Abthl. VIII, No. 347 in einen Hund verwünscht, und im Hundsloch verschwindet die Geisterkutsche No. 98. Hier beruht der Name Hund auf einer volksthümlichen Etymologie und will nur als allgemeines Zahlwort gelten. Das kleine Geisterhündchen bellt, No. 107, so oft die Bornjungfrau die weiten Gewölbe im Innern des Bornberges verläßt, alsdann rührt sich der Berg selbst, als wollte er einstürzen und mehrere Wochen gießt es zugleich vom Himmel. Dieser klüftige Bornberg gegenüber der Wartburg bei Aarburg, in welchem der Bornhund spukt, ist ein Wassersammler mit regelmäßigen und periodischen Quellenflüssen. Der Hundsbach im Wäggithale, Kant. Schwyz, bleibt bei trockener Witterung ganz aus. Er hat in den trichterförmigen Felseinöden der Rädertenalpe seinen Ursprung. Das von diesen Felstrichtern verschlungene Regen- und Schneewasser zieht sich durch die Klüfte des Berges hinab, vereinigt sich drinnen in einen großen Sammler, der einen unterirdischen See bildet (vgl. Abthl. V, No. 184 c. No. 190), dessen Zugang beim sogen. Hundloch zu sehen ist, einer tiefen Felsgrotte in der Nähe der Kirche zu Hinter-Wäggithal. Bei starkem Regenwetter nun tritt durch eine Spalte des Berges das Wasser unter furchtbarem Gebrüll — eine Wirkung der eingeschlossenen und zusammen gepreßten Luft — in die sonst zugängliche Grotte und stürzt aus dieser in solcher Masse ins Thal herab, daß es nicht selten große Verheerungen anrichtet. In gleicher Weise erklärt sich die den Hirten geheimnißvolle Erscheinung eines aus dem Innern eines Berges oder einer Kluft hervor steigenden Rauches (vgl. Abthl. V, No. 195, Kochende Zwerge); es sind dies Windlöcher, deren obere Oeffnung in einem Karren- oder Schrattentrichter besteht, während unterhalb sich eine ähnliche Kluft befindet. Die aus dem Felsen heraus tretende Luft wird an der Mündung, wo sie mit den noch im Sommer herum liegenden Schneemassen in Berührung kommt, erkältet und ihr Wassergehalt in Dampfform verwandelt. Alsdann sagt der Bauer, der Fuchs oder Hase siede, der Berggeist koche, „der Her Pfarer tubäkle". Auf solchem Wege einer genauen Localanschauung werden sich noch manche von der Sage hartnäckig behauptete Ungeheuer in sehr einfache Wirklichkeiten herstellen. Man sagt z. B., unter der Runse von Valeis, Kant. St. Gallen, spukt der Valeishund. Seinen Namen hat das Val di Lei (Grafschaft Cleven, Chiavenna) von einem Meineidigen bekommen, der hier als Hund auf Erdsäcken sitzt. Escher, die Schweiz 1851, 527.

Dieses romanische Falaise entspricht der deutschen Localbenennung Faletsche, womit man am Zürcher-Uetliberg eine merkwürdige Kluft bezeichnet, die den Berg kraterähnlich und senkrecht in seiner ganzen Höhe durchrissen hat. Der gleiche Name für ähnliche Zerklüftungen wiederholt sich in der nordöstlichen Schweiz (Meyer-Knonau, Erdkunde 1, 113). Auf diesem Uetliberge wohnt aber wiederum der Dorfhund Heiggel und ein zweiter schwarzer spukt dorten auf einem alten Burgstall, der die Ofengüpfe heißt. R. Bauer, Volkssag. am Uetliberg. 1843, 7.

Eine das Kirchengeläute verwünschende Jungfrau, welche mit zur Taufe entboten ist, sich verspätet und dann in ein Ungethüm verwandelt wird, findet sich bei Panzer, bayr. Sag. 1, No. 65. 112. Der Inhalt dieser Sage ist im J. 1854 bei uns als Stadtbegebenheit neuerdings aufgefrischt worden und hat nicht geringes öffentliches Aufsehen erregt; die Sage „Zum Stehen verwünscht" (Bechstein, DSagb. No. 618. 997) kam damit vereinigt zum Vorschein. Die Kutsche, mit vier weißen Rossen bespannt, aus der heraus endlose Tücher über die Dorfstraße bis zur Kirche hin abgewickelt werden, vergleicht sich dem Götterwagen der Nerthus, veste contectum, bei Tacitus (vgl. Anmerk. No. 128 über die gespenstigen Waschfrauen und ihre Geisterwäsche) und der Krönungssitte, die rothen Tücher unter das Volk auszuwerfen, über die der Neugekrönte den Umritt gehalten hatte. Unmittelbar nach diesem Umritte schüttete man zu Frankfurt einen Berg von Haber auf, in den ein Reichsvasall sein Pferd hinein sprengen mußte. Der 1853 verstorbene bayerische Marschall Pappenheim ist der letzte gewesen, der diesen Haberritt zu Frankfurt gemacht hat. Nicht anders muß Haber und Weizen frühzeitig da reifen, wo das Dorfthier und der Schimmelreiter seinen Weg durch die Flur nimmt, oder die Geisterkutsche ihr Geleise eindrückt: vgl. Abthl. III, No. 166. Anmerk. b. c.

---

118. Jungfernacker bei Olten.

Bei dem solothurnischen Städtchen Olten, an der Aargauer Kantonsgrenze, giebt es einen sogenannten Jungfernacker, der seinen Namen also bekommen hat. Es war eben Markttag und zu dem Tanze, der an jedem Jahrmarkte abgehalten wird, wollte ein Bursche sein Mädchen abholen. Dieses aber war eben noch mit dem Kornschneiden beschäftigt und der Tänzer merkte kopfschüttelnd, daß sie noch lange nicht fertig sein werde. Da verfluchte sich die Schnitterin, sie wolle lieber in die Erde versinken, als bis ein Uhr nicht mit dem letzten Halm zu Ende kommen. Noch standen zwei bis drei Handvoll Aehren übrig, da schlug's in Olten ein Uhr, und das Mädchen wurde von der Erde verschlungen. Das Loch, wo dies geschah, kann niemals ausgefüllt werden. (A. Birrcher in Laufenburg.)

---

119. Das Hügeli-Maidli zu Holziken.

Ein hübscher Waldberg zwischen Holziken und Schöftland heißt auf der Seite, mit welcher er an den Surenbach stößt, das Hügeli. Dorten zwischen dem Walde Hard von Holziken und dem Stübisberge mit der Picardie liegt eine von Nagelfluhblöcken rings umgebene Höhle, die Hügeligrotte. Ein solcher Felsblock steht dicht vor ihrem Eingange, als wollte er ihn versperren; auch ist der Einschlupf so niedrig, daß man nur auf dem Leibe hinein kriechen kann, drum haben die Füchse ihre sichere Wohnung hier aufgeschlagen. Einige Schritte tiefer innen erweitert sich dann die Höhle und soll sich in mehrere mit Tropfstein hübsch besetzte Gänge theilen.

In alten Zeiten stand hier ein schönes Schloß. Diese Felsblöcke sind Trümmer seiner mächtigen Grundmauern, das ganze Dorf Schöftland hat mit in den Schloßbann gehört. Nur ein einziges Adelsfräulein war die Bewohnerin der ganzen weiten Burg, eine prunksüchtige stolze Jungfrau, die zwar wegen ihrer Schönheit sehr berühmt, aber bei der Thalbevölkerung wenig beliebt war. Gleichwohl unternahm es einmal um die Zeit des Frühjahres ein armer Mann im Dorfe, sie seinem neugebornen Kinde zur Taufpathin zu gewinnen, und damit sie sich nicht in sein geringes Haus bemühen müße, brachte er ihr am Tauftage das Kleine aufs Schloß hinauf. Die Zeit war da und die Glocken fiengen an zur Kirche zu läuten, im Schloßhofe drunten warteten die Mädchen schon, um mit der Herrin fort zu gehen ins Dorf hinüber auf der andern Seite des Thales. Aber das eitle Adelsfräulein konnte mit ihrem Putze nicht fertig werden und nicht vom Spiegel wegkommen, bis ihr die Magd ankündigte, eben läute es in Schöftland schon das dritte und letzte Zeichen. So läut' es auch in des Teufels Namen! erwiederte ihr das Fräulein, ließ sich verdrießlich den Täufling auf den Arm geben und schickte sich an, den Berg hinab zu steigen. Als sie aber an den Steg gekommen war, der unten über den Hungerbach führt, bemerkte sie, daß das Läuten aufhöre und daß sie sich also verspätet habe. Welche Schande für eine Junkerstochter, wenn sie ohne Sang und Klang mit einem Bauernkinde auf dem Arme hätte in die Kirche eintreten sollen, wie wenn sie unter die Dirnen gerechnet würde und dieses ihr Pathenkind unter die unehlich geborenen. Uebernommen von plötzlichem Zorn über diesen Verstoß der albernen Bauern vergißt sie sich ganz, wirft das Kind vom Steg, wo sie eben steht, in den Hungerbach und kehrt auf der Stelle wieder heim. Aber es verhüllt sich die Sonne, als ob es Nacht würde und auf dem Schloßberge bricht ein furchtbares Krachen los. Als dieser

Sturm sich wieder verzogen hatte und die Leute nach dem Berge hin eilten, fanden sie nur noch Trümmer von der versunkenen Burg, das Fräulein selber war und blieb verschwunden. Lange nachher erst hat man erfahren, daß sie in das unterste Verließ ihrer Burg lebendig versenkt worden war und da bis heute auf ihre Erlösung warten muß. So kommt sie denn jetzt noch aus dem Buchenwalde bis zum Steg, der am Bändler-Kirchweg über den Hügeligraben führt, kämmt sich die Haare, flicht ihre Zöpfe heiterhellen Tages, und wäscht und breitet Windeln aus. In ihrer Grotte wohnt sie mit einem schwarzen Hund zusammen. Er hat Feueraugen und hütet eine eiserne Geldkiste. Daneben wächst alle hundert Jahre ein Blümlein, ein rothes Maddänneli (Früh- und Schlüsselblume), und wer dieses pflückt, kann die Geldtruhe leeren. Aber alsdann muß er auch dreimal der blitzgeschwinden Jungfrau um den Abgrund rings herum nachlaufen, der sich bei der Kiste aufthut. Nur erst ein Mann hat sich gefunden, der aus Habsucht sich zu diesem Werke verstand. Mitten im Laufe um den Abgrund ergriff ihn aber ein so erschrecklicher Schwindel, daß er noch gerade rechtzeitig von der Grube weg und zur Höhle hinaus sprang. Wie lange sie auf diesen Erlöser schon gewartet hatte und wie lange es wieder gehen wird, bis sich ein zweiter findet, das weiß man aus dem Worte, welches sie dem Entronnenen nachrief: Wenn meine Krähe keine Nuß fallen läßt, so wächst mein Baum nicht! Wenn mein Baum nicht umgehauen wird, so hat mein Kind keine Wiege, und wenn mein Kind nicht schlafen kann, so wächst mein Erlöser nicht!

Ein neugieriger Bursche hat einmal erfahren wollen, wie weit wohl diese Höhle gehe, er nahm deswegen seinen Haushahn mit und jagte ihn hinein. Als das Thier durchaus nicht wieder kam, gieng der Bursche wieder heim in sein Haus, das eine halbe Stunde weiter oben im Thale liegt. So wie er in die Küche trat, hörte er seinen Hahn unter dem Herde tief im Erdboden krähen. Jetzt war es ihm gewiß, daß die Höhle endlos und die Jungfrau unerlösbar sei.

Uebereinstimmendes bei Bechstein, thür. Sag. 2, 94. DSagb. No. 58. 253. 473. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 85. Herrlein, Speßhart. Sag. S. 210. Die Erlösung knüpft sich an den Baum, da dieser und der Wald als Anfang und als Erneuerung des Menschengeschlechtes gilt; vgl. Abthl. II, No. 75. 78. Diese Erlösung erschwert sich aber, in so ferne sie sich auf eine unabsehbare Zeit und auf Bedingungen hinaus verschiebt, die sich selbst wieder aufheben. Der Rettungsbaum muß durch bloßen Zufall gepflanzt und gefällt werden. Die Krähe läßt eine Nuß oder Eichel aus dem Schnabel fallen und der Hirsch tritt sie in den Waldboden fest: Meier, schwäb. Sag. No. 4. Er muß als ein Doppelstamm und in der Zwiesel (gabelförmig) aufwachsen; bald muß er von zwei Ledigen umgehauen und

zur Wiege dessen gezimmert werden, der zwar zum Erlösungswerke befähigt ist, dessen Leben aber gewaltthätig unterbrochen, der mit dem Schwerte gerichtet werden soll, und dessen Hilfe also nur um so schleuniger beginnen müßte; bald auch muß der Erlösende in so tiefe Höhlen hinein steigen und drinnen um so tiefe Abgründe herum einen Wettlauf machen, daß die Dauer seines Lebens kaum hinreicht, das Ende jener Höhlengänge zu erreichen. Vgl. den erlösungskräftigen Spindelbaum Abthl. IV, No. 167. Der in den Berg hinab gejagte und unter dem Herde des Bauernhauses herauf krähende Hahn bezieht sich auf den Hahn der Hel. Ueber die damit verzweigten Erzählungen: Panzer, bayr. Sag. 1, 286 ff.

---

120. Ruine Königsstein bei Aarau.

Oberhalb der Seidenfabrik hinter dem Dorfe Küttigen bei Aarau erhebt sich eine brüchige Jurawand, auf deren steilstem Ausläufer im Buchenwalde die Ruinen des Ritterschlosses Königsstein stehen, in dortiger Mundart das Küngstengut genannt. Die Ueberreste dreier Rundthürmchen mit ihren Fensterlücken sind allein von allem noch zu sehen, die kann man, so heißt es, mit der Hand zum Wackeln bringen, so morsch und aus so kleinen Steinchen zusammen gebacken sind sie; stürzen aber kann sie Niemand, denn sie sind mit der allerfettesten Milch verpflastert, wie die Bauern sie dem Zwingherrn aufs Schloß liefern mußten. Dieser herrschte grausam und war noch dazu ein Baunarr. Erst mußten ihm die Landleute an der Hinterseite des Schlosses eine Straße über den Felsen hinab sprengen bis zum Bächlein, das von der gegenüber liegenden Wasserfluh herab kommt. Dieser alte Pfad heißt jetzt die Säligasse. Da baute er Brunnenstube und Waschhaus, und ein Esel mußte ihm stündlich von da das kalte Quellwasser herauftragen. Das ist der Fischbachbrunnen, der zwischen zwei Felsen herrliches Quellwasser aussprudelt. Dann ließ er von der Burg bis zum Dorfe Kilchberg eine andere stundenlange Straße anlegen, und alle Hörigen seines Twings in den Gemeinden Küttigen, Biberstein und Erlisbach mußten daran schanzen. Sie sollte schnurgerade und überall in gleicher Breite über das Gebirge geführt werden. Das Volk nennt die noch vorhandenen Ueberreste davon die Herrenstraß. Auch den jähen Weg zu den Benken, der über den Jura in das Frickthal hinüber führt, ließ er durch die Hügel hauen, so daß er auf einem Esel, ohne abzusteigen, hier durch nach dem Schloß Urgitz reiten konnte, das drüben jenseits der Schneeschmelzi (Gebirgsgrates) beim Dörflein Asp als Ruine steht. Dem Königsstein gegenüber liegt eine gleich hohe Bergwand des langen Achenberges, die Wandfluh oder verkürzt Wampfle genannt; sie ließ er durch seine Untervögte zu einem

Garten umschaffen, und als dieser fertig und ummauert war, wollte er gleichfalls eine Burg drinnen haben. Sie entstand und auch von ihr will man noch etliche Trümmer auf jener Bergwand erkennen. Damit belehnte er dann seinen Bruder, und als dieser sich nachmals mit ihm überwarf, hat er ihm vom Königsstein aus mit einem Pfeile Auge und Haupt durchschossen. Die Leiche warf er in den Sodbrunnen, der über hundert Fuß tief in den Felsen gegraben ist. Damit sich nicht wieder einer gegen ihn auflehne, ließ er nun den Thalweg zwischen beiden Bergwänden und Burgen mit einer starken Mauer verschließen, die zwei Nachbarburgen aber durch eine lederne Brücke verbinden. Diese Brücke war hundert Klafter lang, mit Seilen unterspannt und bestand anfangs aus lauter Schmalleder. Bis sie fertig und so stark geworden war, daß der Ritter jeder Zeit von einem Schloß zum andern drüber reiten konnte, kostete sie manchen schönen Stier. Alle Jahre mußte man zudem sie allenthalben ausbessern, denn sie moderte schnell, und die Bauern weigerten sich endlich, ihre besten Thiere dazu aufs Schloß zu liefern. Da fieng er ihnen auf seinen vielen neugebauten Wegen allenthalben das Vieh weg, das sie anderswohin zu Markte trieben. Um dieser Plage einmal los zu werden, zerschnitten die Küttiger heimlich diese Brücke, und als der Burgherr wieder drüber ritt, riß das drunter weggespannte Tragseil und der Dränger kam um.

Man erzählt diese Begebenheit mit Angabe näherer Umstände auch also. Ein junger Bursche von Küttigen hatte sich durch Jugendstreiche und Ausgelassenheit daheim schon sehr verrufen gemacht, und da der Burgherr auch noch seinen persönlichen Haß erregt hatte, gab er sich bald dazu her, die Allen verleidete Lederbrücke zu zerschneiden. Die Verwegenheit gelang nur halb, und der aufgebrachte Vogt bot bei hunderttausend Gulden Jedem, der den Thäter angäbe. Obschon nun alle Bauern diesen wohl kannten, verrieth ihn doch Niemand, weil man gar wohl wußte, daß der Burgherr die Brücke doch wieder bauen und die dem Entdecker verheißene Summe nur um so eher wieder aus ihnen heraus pressen würde. Jener Bursche entwich aus dem Lande, gieng als Soldat in holländische Dienste und gerieth so bis nach Ostindien. Im Unglücke der Verbannung nahm er sich zusammen, schwang sich endlich zu hohem Ansehen auf und erwarb sich ein großes Vermögen. Vor etlichen dreißig Jahren erst soll sein Todtenschein über Meer nach Küttigen gekommen sein. Endlich ward des Burgherrn Maß auch voll. Während er auf eine Jagd ausgezogen war, überrumpelten einmal die Bauern das Schloß und verbrannten es sammt der Brücke. Den rückkehrenden Ritter fiengen sie auf, hiengen ihn an

den Füßen an einen Baum und kratzten und striegelten ihn mit Karden (Kardetschen, Wollhecheln) zu todt. Die Leiche schleppten sie auf die Wiese hinter dem alten Schulhause und verlochten sie da. Diese Stelle heißt die Cheibenstatt.

Noch liegt droben im Schlosse des Burgherrn Schatz vergraben, er scheint im dortigen Sodbrunnen oder Keller zu stecken. Denn wenn überall Windstille herrscht, so zieht doch auf diesem Platze immer eine schneidende Luft oder wirbelt das Laub auf. Wenn sich dorten der große Uhu hören läßt und die Krähen ihn stoßen, so giebt es jedesmal anderes Wetter; aber man meidet diese Stelle, die Kupferschlange hat schon manches Kind gebissen, das dorten Leseholz sammelte, und über Andere ist ein plötzliches Sausen hereingebrochen, daß sie mit einem bösartigen Gliederweh heimgekommen sind. Zwar will noch dieser und jener dorten einzelne Thaler gefunden haben, wenn er sie aber daheim herzeigen sollte, hatte er nichts als Schneckenhäuser im Sack.

Oft wandelt in der größten Mittagshitze ein weibliches Wesen durch die obere Waldung um die Ruine. In schneeweißen Gewändern holt sie in einem silbernen Handkessel Wasser herauf vom Kuhrüti-Brünnli, einer Quelle, die am Südabhange des Nachbarberges Egg entspringt. In ihrer aufgebauschten Schürze scheint sie Geld zu tragen, denn sie legt solches auf die Erde aus in großen Wannen, welche sie gar hübsch aus Laub zu flechten weiß. Dann schaut sie mit einem bittenden Blick hinab in die Gegend, als wollte sie sagen: O ihr lieben Bauersleute, befreit mich doch aus diesem Schicksale, ich habe euch ja nichts angethan, daß man mich so lange leiden läßt! Am Charfreitage zeigt sie sich am liebsten; so haben sie einst drei Jungen gesehen und es schnell daheim dem Großvater gemeldet. Der schickte sie gleich wieder zurück mit der Weisung, Brosamen auf jene Wannen und Blätter zu werfen, alsdann würde sich dies Alles in Gold verwandeln. Allein die Knaben konnten, auf jenem Platze wieder angelangt, von der ganzen Pracht nichts mehr finden.

Ein Mann, der sich dorten herum Weiden zum Garbenbinden schnitt, sah ebenfalls Tücher in die Sonne gebreitet und allerlei niedliches Geschirr darauf gestellt. Er dachte seinem Kinde nur ein einziges dieser blitzenden Schüsselchen zum Spielzeug mit heim zu bringen und gieng damit hinweg. Als er's aber daheim aus dem Sacke zog, war's ein bloßes Geldstück. Dies machte ihn zwar nicht unzufrieden, aber es jagte ihm eine besondere Scheu ein und er mied von nun an jenen Ort.

Auch eine Ente und ein schwarzes Hündchen gewahrt man manchesmal droben, und beide, meint man, seien die Jungfrau, die aus

solcher Verwandlung erlöst sein und dafür ihre verborgenen Schätze hergeben will. Das ließ sich der Flender von Erlisbach, als ihm sein Haus abgebrannt war, alles ausführlich an Ort und Stelle von einer alten Frau zeigen und erklären. Tief unten wies sie ihm eine kreisförmige Schuttlage, worunter der Schatz stecken werde, und alles werde sein, wenn er binnen drei Nächten das schwarze Hündchen vertrieben habe, das darauf zu liegen pflege. Käme dann die Jungfrau auch als Schlange, so solle er sie nicht fürchten, sondern sie zu berühren suchen. Und käme hernach der Teufel, welcher im Momente, da die Jungfrau erscheint, einen Felsen über dem Haupte des Schatzgräbers abzulösen droht, so müße er schweigend zur Stelle bleiben. Denn auf jeden Ruf würde der emporsteigende Schatz sogleich wieder versunken sein. Der arme Flender machte sich nun mit drei Bauern von Küttigen, Entfelden und Oberhofen ans Geschäft. In der ersten Nacht gieng ein scharfer eiskalter Wind; sie ließen sich's nicht anfechten und gruben ein gewaltiges Loch aus, fast von solcher Tiefe, wie ihnen die Frau angegeben hatte. Mit Tagesanbruch verließen sie auf verschiedenen Wegen die Höhe, um unbemerkt gegen Abend wieder hier zusammen zu treffen. In der zweiten Nacht war die Luft viel milder, sie gruben noch tiefer, da zogen Schwäne nahe an ihnen vorbei. Später meinten sie sogar einen schwarzen Hund zu erblicken. Eben stießen sie mit Pickeln und Hebeisen auf einen Deckstein, als ein bärtiger Greis mit einer verschleierten Jungfrau zu ihnen trat und ihnen feierlich vortrug, daß sie in der nächsten Nacht die Truhe sicher erheben würden; dann aber sollten sie nicht säumen, einen Theil ihres Gewinnstes nach Küttigen zu erstatten und einen zweiten nach Biberstein, denn dorten seien ehemals große Summen erpreßt worden. Allen Vieren bleibe gleichwohl noch genug, um zeitlebens reich zu sein. Nach dieser Erklärung schienen die zwei Gestalten wieder im Gebüsche zu verschwinden. Im gleichen Augenblicke aber erhob sich ringsum ein so einstimmiges Hohngeschrei und Heulen, daß unsere Männer zusammen entsprangen. So schrieen indessen nicht die Geister der Verwünschten, sondern die Dorfjungen, welche von der Schatzgräberei bereits gehört, heute zur Ruine sich geschlichen hatten und nun, da zwei von ihnen die Rolle der Geister spielten, zu voreilig ihrem Spottgelächter Luft machten. Gleichwohl ließen sich die Schatzgräber nicht die Aechtheit jener Erscheinung bezweifeln und waren in der dritten Nacht abermals an ihrer Arbeit. Allein die Sache war schon ruchbar. Es erschienen heute, anstatt der Schloßjungfrau, zwei Landjäger und betrafen die Beschwörer, wie sie eben um ein Feuer saßen und zusammen aus einem alten Buche beteten. Alle wurden festgenommen.

Vergebens baten sie, man möge sie nur noch diese Nacht, die letzte, unangefochten am Platze lassen, dann seien sie reich und die Geister erlöst, und mit gutem Muthe werde man sich alsdann morgen freiwillig der Polizei stellen. Die Landjäger vollzogen ihren Befehl. Erst vor einigen Jahren ist der Flender gestorben, und noch auf dem Sterbebette hat es ihn geschmerzt, daß man ihm seine Hoffnung also zu Wasser gemacht hat.

Es hatte sich auch ein anderer Bauer mit seinen Bekannten zu gleichem Zwecke auf die Ruine begeben und dreiundzwanzig Nächte lang von elf Uhr Nachts bis ein Uhr dorten gebetet. Schon zeigte sich im Innern der Grube etwas wie eine Wanne, in der das Geld vermuthet werden konnte; da brach einer von ihnen das angelobte Stillschweigen dadurch, daß er unwillkürlich eine Unanständigkeit begieng, und plötzlich war die Wanne wieder versunken. Jetzt wären wir auch Herren, schloß nachmals einer von ihnen hierüber seine Erzählung; so aber sind wir arme Bauern, haben alle Tage um geringen Lohn Wind und Wetter auszustehen, und erschwingen doch nicht einmal so viel, um nur eine kleine Haushaltung zu ernähren.

Ein Mann in ähnlichem Nothstande kam spät des Abends zur Ruine herauf, um noch ein wenig Holz für sein Küchenfeuer mit heim zu nehmen. Da dünkte es ihn, als ob er Reiter vom Schloßberg herab sprengen höre, und wie er sich umschaute, kam eine ganze Reihe von Chaisen mit lauter altmodisch geputzten Leuten über den Berg gefahren. Kaum war der Zug vorüber, so ritt der Schloßkoch mit weißer Zipfelkappe auf einem Eselein ebenfalls daher. Er hielt einen Kupferkessel in der Hand, den er am Sodbrunnen gefüllt haben mußte, und schnaufend vor lauter Eile fragte er den Bauern, ob der Zug schon weit voraus sei. Der sonst gleichgiltige und ohnedies bekümmerte Mann mußte nun doch über den Geschäftseifer dieses sonderbaren Kerls lächeln und antwortete: O, auf deinem Renner hast du sie gleich wieder! Auf dies Wort warf ihn ein Windstoß um, und da er heim kam, mußte er mehrere Tage das Bett hüten.

Etwas Aehnliches begegnete auch einem Bekannten meines Vetters, so fährt hier ein anderer Erzähler aus jener Gegend fort. Er wollte Nachts von dem Bergdörfchen Hard noch nach Küttigen hinab gehen, aber die sternenhelle Nacht wurde nach und nach so finster, daß er den Weg nicht mehr sehen konnte und sich in den Königsstein verirrte. Da hörte er nun ein Gerassel, wie wenn eine Kutsche käme und zugleich bemerkte er ein Licht, das sich schnell näherte. Das war denn auch wirklich die Laterne einer Kutsche. Mit vier Schimmeln bespannt kam sie herauf gefahren, zwei schwarze Windhunde liefen zur Seite

und drinnen saßen 'Herren und Damen in alterthümlicher Tracht. Nun hielt sie an, ein Diener sprang ab, deckte schnell den Sodbrunnen auf, aus dem ein leichenhafter Mann emporkam, öffnete dann den Kutschenschlag und half ihm einsteigen, und alsbald fuhr alles wieder hinweg. In der Ferne verschwand das Laternenlicht der Kutsche, und kaum war alles vorüber, so fieng es sehr heftig zu regnen an, ein großes Gewitter entlud sich. Von der Angst fortgetrieben und mit Hilfe der leuchtenden Blitze fand der Mann den Weg wieder und erreichte unbeschädigt das Dorf.

---

121. Das rothe Tüchlein bei Castelen.

Aus fernen Landen war ein Flüchtling nach Thalheim gekommen im Jura und hatte sich da das Schloß Castelen hinter der Gislifluh gekauft, das er in aller Zurückgezogenheit nur mit einem Knechte und einer Magd bewohnte. Nach und nach gewannen er und der Knecht diese Magd zugleich lieb. Als sie aber unerwartet einen Knaben gebar, jagte der Herr den Knecht aus dem Dienste, die Mutter aber warf er sammt ihrem Kinde in einen unterirdischen Kerker des Schlosses und brachte Beiden manches Jahr selber ihr Essen hinab. Als nachmals der Flüchtling wieder in sein Vaterland zurückkehren konnte, erdrosselte er die Magd im Kerker, ihren Knaben, der indeß gegen zehn Jahre alt geworden war, that er zu einem Bauern auf dem Berge ins Versteck. So erfuhr der Bauer aus dem Munde des Kindes bald die Unthat und machte davon Anzeige. Die Obrigkeit kam dem Mörder in weiter Ferne wieder auf die Spur, und als er sich entdeckt sah, nahm er sich selbst das Leben. Man fand bei ihm einen Brief, worin er den Wunsch ausgesprochen hatte, auf seinem Schlosse Castelen begraben zu werden. Dies geschah, aber seitdem muß er dorten umgehen.

Ein Bauer dieser Gegend, der noch spät auf dem Wege nach dem Dorfe Thalheim war, sah hier lange einem Lichte zu, welches vor ihm herzulaufen und manchmal still zu halten schien. Da er es erreicht zu haben glaubte, war es erloschen, an der Stelle lag nun ein rothes Taschentuch, das wie zum Trocknen über die Hecke hingebreitet war. In dieser Gegend, wo weitum keine Wohnung ist, befremdete ihn das Tuch; er hatte es anfangs mitnehmen wollen, aber bei weiterm Nachdenken fand er's nicht für gut, er warf's mit dem verächtlichen Worte von sich: De näm' i ned ewegg! Kaum einige Schritte weiter lag jedoch wiederum ein rothes Tüchlein da. Nun kehrte der Bauer um, zu sehen, ob das Vorige noch an der alten Stelle liege; es

war weg. Jetzt fieng es an ihm unheimlich zu werden und er machte sich fort. Aber schon nach kurzer Zeit lag ihm das unheilvolle Tüchlein noch einmal im Fußwege. Da faßte er Herz, begann zu fluchen und zu schwören und schwang den Stock. Sogleich war das Tüchlein verschwunden und statt seiner jenes Licht wieder gekommen, das nun dem Bauern bis an sein Haus hin leuchtete. Ermattet und niedergeschlagen legte sich der Mann zu Bette und blieb auch nachher noch lange an dem Arme starr, den er zum Dreinschlagen geschwungen hatte.

---

122. Das Bachmaidli zu Seon.

Als einst ein Weib in Seon ein unehlich Kind bekam, sann sie darauf, es umzubringen und lief damit dem nächsten Weiher zu. Bis dahin mußte sie aber durch so manchen Bauernhof, daß sie befürchtete, schon gesehen worden zu sein, und so machte sie sich von diesem Platze hinweg und gieng dem Dorfe Seengen zu, wo der Feuerweiher ist. Auch hier geschah ihr wie beim ersten Versuche, die Angst, gesehen zu sein, hinderte sie an der Unthat. Gleichwohl sollte das arme Kind einmal nicht leben, also gieng sie denn weit von allen Behausungen zum Aabache hinunter und warf es da ins Wasser. Im selben Augenblicke bewegte sich jedoch ihr Herz, sie suchte das arme Würmlein wieder zu retten und sprang ihm nach bis zur Mühle hinunter; vergebens. Als sie es endlich hier trotz des raschen Laufes des Wassers herausziehen konnte, war das Kind schon todt. Seitdem erscheint das Bachmaidli an jenen drei Wassern und nimmt ihren Weg unabänderlich durch alle jene Höfe und Häuser hindurch, denen sie bei ihrer That ausgewichen ist. Dies soll so oft geschehen, als die Geisterkutsche kommt, die von Teufenthal aus nach dem Seethal hinüber fährt. Dann fängt der Geist, den man das Bachthal-Anneli nennt, zu wimmern an, und von dem Waldplatze aus, welcher Gerstenmühle heißt, weil da noch Trümmer einer alten Wohnstatt liegen, begiebt sie sich auf ihre nächtliche Wanderung.

---

123. Die Rosenkranztochter am Löhli.

In katholischen Gegenden giebt es neben andern kirchlichen Privatvereinen auch einen der Rosenkranzjungfern. Derselbe besteht aus fünfzehn Dorfmädchen, die an den Festtagen Mariä bei der kirchl. Procession in eigener Tracht erscheinen, an ihren Weihkerzen Bildchen mit den fünfzehn Geheimnissen Mariä führen und sich zu besondern Ge-

beten verpflichten müßen. Rosenkranztochter nennt man nun nach dem Namen dieses Vereines einen Geist, der seit alter Zeit beim Dorfe Nesselnbach im Freienamte sich zeigt. Dorten ist gegen die Gemeinde Tägerig hin ein Mattland, Löhli geheißen, weil es sonst Wald war; und in der Laubwaldung, die höher hinauf gelegen ist, wohnt unter einem Eichbaum die Rosenkranztochter. Nachts an den Fraufasten-mittwochen läßt sie sich daselbst sehen, in Hemdärmeln, ohne Spenzer, mit weißer Schürze und einer gelben Haarschnur. Am Scheitel trägt sie ein besonderes Braut- und Jungfernkäppchen aus beweglichen Gold- und Silberflitterchen gemacht, das man Schäppeli nennt. Unter dem Arme aber hat sie alle Zeit einen Ellenstecken; da man noch nie das Herz gehabt hat, sie anzufragen, so weiß Niemand, was sie mit Letz-term will, doch vermuthet man, sie habe mit Tuch gehandelt und in zu kurzer Elle ausgemessen.

124. Die Kränzleinjungfer bei Oberhof.

Auf dem Wege von Oberhof nach Wölfliswil kommt man in die Hohle Gasse, der Fußsteig daneben ist der Alte Kirchweg geheißen. Derselbe führt zu einer nahen Bergquelle. Dorten am sogenannten Stegli ließ sich die Kränzleinjungfer sehen, ein freundlicher Geist, der ein Flitterkrönlein aus Glasperlen und Goldschnürchen im Haare trug, wie es sonst bei den Fricktbaler-Mädchen allgemein Mode war. Im Arme hatte sie einen großen Wasserkrug, der mit Gold angefüllt war. Sie hat ihn öfters den Vorübergehenden angeboten, ist aber immer abgewiesen worden, weil man wohl wußte, daß man sich alsdann mit ihrer Erlösung beladen müßte. Dann erhob sie im Weggehen stets ein gar jammerhaftes Wehgeschrei.

125. Der Bödelmergeist in Wölfliswil.

Ein einzelner Dorftheil von Wölfliswil im Fricktbale heißt nach seiner ebenen Lage das Bödemli, und dorten spukt sowohl bei der Nacht, wie am hellen Tage ein Gespenst in Gestalt eines brandrothen Fuchses, der Bödelmergeist. So oft er dem halb erblindeten Bauern Ziprian Raimann begegnet, ruft derselbe das Dorf auf und ab, man möge je nach dem Stand der Jahreszeit die Arbeiten in Feld und Wiese beeilen oder ganz sein lassen; denn alsbald werde man ein gott-sträfliches Ungewitter, oder Ueberschwemmung und Hagelwetter zu er-leben haben. Zuweilen ist dies schon eingetroffen, und so vermehrt

sich der Glaube an einen Dorffuchs, den sogar ein Blinder erblicke, theilweise jetzt noch.

126. Das goldene Boddemaidschi in Ober-Lengnau.

Zwischen den Dörfern Endingen und Ober-Lengnau kommt man oberhalb der sogenannten Mûrstege zu einer Quelle; sie entspringt an dem Straßenbord, von dem der Fußweg über die dortige Mühle wieder in die Fahrstraße einmündet, läuft dorten über die Straße und geht in die nahe Surb. Ein halbhundert Schritte vor der Mündung dieses kleinen Feldwassers spielt die Sage von der goldenen Jungfrau, welche man das Boddemaidschi und die Boddebächlijumpfere nennt. Sie kommt weißgekleidet an dies Boddebächli, strählt da ihr Haar und hütet zugleich Schätze, nach denen man in früherer Zeit oftmals gegraben hat. Man begegnet der Jungfrau nicht selten, sieht auch keineswegs einen bösen Geist in ihr, passiert aber gleichwohl jene Stelle nicht eben gerne. Am Wegbord beim Ursprung der Quelle stand ein Schloß unbekannter Geschlechter, das Boddeschloß geheißen.

Quellen, die man goldene nennt, und denen man Schloß und Thor beilegt, sind in unsern Gegenden nicht gerade selten. Die Quelle, die aus dem Schatzbuck bei Bülach, Kant. Zürich, fließt, heißt bei den Leuten seit undenklicher Zeit das goldene Thor. Zürch. Antiquar. Mittheil. 1838, 2. Das goldene Boddemaidschi, welches Schätze hütet und eine keineswegs gefürchtete Erscheinung ist, gleicht im Märchen von der Frau Holle, KM. 24, dem Aschenputtel, das als goldene Jungfrau dem Brunnen entsteigt; der Königstochter vom goldenen Dache; der in den Brunnen stürzenden, aber durch das Goldthor drunten einziehenden Schwester (Panzer, bayr. Sag. 1, No. 210). Dies ist Frau Holda selbst, wie Wolf, Beitr. 1, 167 zeigt. Diese im Brunnen wohnende und da die Ungeborenen hütende Ehegöttin trägt hier in ihrem Namen Bodde-Mädchen, die mundartliche Spur des Namens ihres Gemahles und ist eine Wuotana. Darüber geräth sie in die Reihe dieser Wuotans-Sagen und findet ihre Erklärung in der über die Namensformen dieser Gottheit gegebenen. Vgl. den Namen Muet No. 109, Mutti No. 112, Mötteli No. 131. Muttisee und Mattisee No. 129. 130, und Anmerk. No 489: Buddha-Wuotan.

127. Das Breitsee-Meidli bei Möhlin.

Die sumpfige Waldgegend, welche Breitsee heißt, war einst ein See. Jetzt stößt da die Grenze des Waldbannes zweier Frickthaler-Gemeinden zusammen, von Wallbach und Möhlin. Ringsum waren die Seeufer futterreiches Land und heiteres Laubgebüsche, und eine Jungfrau von besonderer Schönheit pflegte hier ihre Spaziergänge zu

machen. So lange das Frickthal noch unter Oesterreich stand und es üblich war, die Heerden in den Wäldern treiben zu lassen, waren die Weidbuben ganz vertraut mit dieser Jungfrau und ließen sich von ihr oft bis zum Rande des Forstes heim begleiten; oder wenn sie zuweilen hier aus einem Mittagsschlummer erwachten, lag das Mädchen arglos mitten zwischen ihnen. Sie trug einen Schinnhut, wie er vor Zeiten in diesen Gegenden gewöhnlich war, und weiße oder grüne Schürzen. Oft aber kam sie in flatternden blonden Haaren, in denen ein frischer Kranz lag. Geredet hat sie niemals.

Die heutigen Erzähler vermuthen in ihr eine Braut, die auf dem Heimwege von ihrer Hochzeit hier am Ufer des angeblichen Breitsees versank oder ermordet wurde.

---

128. Waschende Geister.

1. Schloßjungfer auf Wessenberg. Die Ruine Wessenberg liegt im Bezirke Brugg. Aus dem verwilderten und verschütteten Schloßhofe geht die Schloßjungfer alle Charfreitage im steinigen Schloßgäßchen umher; will aber die Witterung umschlagen, so kommt sie bis zum sogenannten Dorfbrunnen in Hottwil und spült dorten Linnen und Wäsche. Sie soll früherhin verschiedenartige Gestalten angenommen haben, seit einigen Jahren spricht man indeß nicht mehr von ihr. Schatzgräber haben im Burgstall Silbermünzen von achteckiger Form gefunden.

2. Das Wäscherli ist der Name eines Weihers bei Birri. Das Volk sagt, es sei die älteste Waschgrube der Gegend gewesen. So oft schlechtes Wetter kommt, erscheint hier ein Weib in alterthümlicher Tracht und schwadert diejenigen Linnen, die sie vormals bei einer Dorfwäsche gestohlen haben soll. Sie trägt einen breiten Schinnhut (Weidengeflechte), kurze Jüppe, rothes Brusttuch, auch eine starkgefaltete Schaube (Deckelmütze). Ein Mann aus der Schweddi und der Altammann von Birri haben sie so erblickt.

3. Das Bündelmaideli spukt im Frickthale auf dem Homberge zwischen Wittnau und Wegenstetten an derjenigen Stelle, wo ein Wallfahrtskreuz errichtet ist. Man droht noch den unfolgsamen Kindern in der Gegend mit ihr.

4. Der Bergfridli läßt sich aus den Waldungen her im Frickthale hören und gilt mit seinem Rufen als ein Wetterprophet. (Er gehört zu den männlichen Witterungsgeistern und wiederholt sich Abthl. XI, No. 472: Frickthaler-Landespatron Fridolin.)

5. Die Waschjungfer von Rohrdorf, Bezirks Baden, wird Nachts auf dem Brunnenstein gesehen, wie sie Wäsche windet und ausbreitet.

6. Das Strähl-Anneli und das Spinnmütterli gelten nur noch als unheimliche Vorstellungen bei der Bevölkerung des Badener-Bezirkes. Letzteres hielt sich besonders in jenem Theile der Weinberge vom Dorfe Würenlos auf, welchen man den Bick nennt. Man maß ihr die Schuld bei, wenn der Rebmann seinen mühsam auf die Höhe getragenen Korb voll Dünger zur Unzeit umgeleert fand.

7. Das Bachmaidschi auf der Ziegelmatte. Will man vom Dorfe Dottikon im Freienamte aufwärts nach dem Nachbardorfe Hägglingen gehen, so hat man anfangs an einem tiefen Bachtobel hinzusteigen. Hier wandelt zu Fronfasten das Bachmaidschi als blaue Flamme über die rauschenden Wasser herab. Wer sich ihr vorsätzlich in den Weg stellen will, bekommt einen geschwollenen Kopf. Am jenseitigen hohen Ufer liegt ein kegelförmiger Bühl wie ein alter Burgstall mitten in dem Wiesgelände. An seinem Fuße stößt man vielfach auf Scherben von Urnen; das Volk, welches daraus schloß, hier müße einst eine Ziegelhütte gestanden haben, nennt die Flur die Ziegelmatt. Von da aus nimmt auch der Dorfhund seinen Lauf.

Ziegelmatt, Ziegelgäßlein sind bei uns übliche Benennungen für Reste von Römerstraßen. Auf ihnen hat die W. Jagd ihre Weidbahn; vergl. Abthl. III, No. 143: der Ziegler im Grindel. Ein solcher Weg ist das Ziegelgäßchen im Surhard, wo die Römerstraße von Gränichen her mit derjenigen von Olten im Walde bei Rohr zusammentrifft und über Rupperschwil nach Vindonissa geht.

8. Brunnenmädchen in Küttigen. Beim Bärenbrunnen im Dorfe Küttigen pflegt in gewissen Nächten ein weiß gekleidetes Mädchen Wasser zu holen; man sagt, sie sei früher Wirthin gewesen und habe den Schenkwein zu sehr getauft. Ein Küttiger bewog einmal seine Frau, des Nachts mit zu gehen, um dieses Mädchen zusammen zu betrachten. Die Frau aber vermochte von allem nichts zu sehen, nur daß sie hörte, wie man einen Züber am Brunnentrog abstellte. (A. Birrcher in Laufenburg.)

9. Am Südabhang des Berges Maiengrün im Freienamte läuft ein Fahrweg vom Dorfe Hägglingen nach Mäggenwil; an demselben liegt das Müseli. Hier sitzt an einem Bergquell, welcher Müselibrunnen heißt, das Müselifräuli, kämmt und wäscht sich, breitet bunte schimmernde Gewänder in der Sonne aus und während sie einen Ellenstab drüber schwingt, singt sie klagende Lieder. Zur Zeit des beginnenden

Frühlings sieht man sie am öftesten. — Der Name dieses Müseri= oder Moosweibchens wiederholt sich in dem des Müserigeistes von Gebistorf, No. 345.

10. Die alte Köchin. Im Dorfe Tägerig umgeht die Ortskirche herkömmlicher Weise ein Nachtgeist, den man die alte Köchin heißt. Sie trägt eine Bränzhaube, das ist eine schwarze Florhaube mit strahlenförmig um das Haupt gehendem Drahtrande, dazu ein weißes Goller, nämlich einen viereckig geschnittenen Halskragen, der Brust und Nacken bis zur Hälfte herab deckt, und ein schwarzes Jüpplein, ein Mieder, das mit der Brisnestel über der Brust künstlich verschnürt ist. Vom Schulhaus bis zur Kirche geht sie hinter einem Hag her, in der Hand hat sie einen kleinen maßhaltigen Milchkessel; er glänzt, als ob er frisch vom Blechschmied käme. Ein Hündlein mit weißem Rubelhaar (zottig) und rothem Halsband lauft hinter ihr her. Ein junges Mädchen, das der Alten begegnete, wollte ihr guten Abend bieten und wie man einen solchen Gruß nicht nach der Tageszeit, sondern je nach der gerade geltenden Arbeit auszudrücken pflegt, sagte das Kind: Ihr geht gar spät Milch holen. Da war die Alte verschwunden, das Kind aber kam mit einem gewaltigen Rüfenmaul heim.

Weinhold, die deutschen Frauen, pag. 326 giebt Beispiele darüber, welchen Antheil in unserm Alterthum die vornehmsten Weiber dem Hauswesen bis auf das Geschäft des Waschens hinab schenkten. „Königinnen selbst beschäftigten sich mit der Wäsche und bis in die neuere Zeit hinein war der Waschtag auch für die Frauen der höhern Stände ein Tag lebendigster Geschäftigkeit. Die jüngere Edda erzählt, wie der Streit zwischen Brynhild und Godrun bei der Schleierwäsche ausbricht. Die schöne Schwanhild, des Gothenkönigs Jörmunrek Gemahlin, wird, als sie bei der Schleierbleiche sitzt, von den ausgesandten Mördern überritten." Lag solches in der Sitte der Fürstinnen, so konnte das gleiche Geschäft auch den von ihnen verehrten Göttinnen um so sicherer zustehen. Die älteste Göttin unseres Germanencultus wäscht zwar nicht selber, aber sie wird gewaschen feierlich sammt ihrem Wagen und Gewand im abgelegenen See. Germania, c. 40. (So befiehlt unser Aberglaube, den Alraun regelmäßig zu waschen und neu zu kleiden: Abthl. VI, No. 267. 268.) Andere durch die neuern Forschungen erst heller werdenden Göttergestalten einer Frau Holla, Berchta, Frene, Muotana, Ursula, Hunna nehmen sich neben dem Geschäfte des Spinnens und Webens zugleich auch besonders des Waschens an und halten streng die Hausregel fest, zu welcherlei Zeiten irdische Frauen geziemend sich damit befassen sollen, zu welchen andern aber nicht. Dies wird denselben verkündet durch die vor jeder größern Festzeit singend einher ziehenden Geisterschaaren des Muetis=Ee und Glücksheeres. Die Göttin des häuslichen Glückes, die Fraua, hat da, wo sie nicht selbst in den Wohnungen erscheint, ein beaufsichtigendes Wesen: das ihr und der Häuslichkeit geweihte Thier, die Katze, welche jede Entheiligung der Festtage entdecken und rächen hilft.

Man darf daher in den Zwölften nicht waschen, spinnen oder backen, sonst zerstören's die Katzen; dieser Glaube geht durch ganz Ober- und Nieder-Deutschland. Wer da den Zaun bekleidet (Wäsche trocknet), der muß den Kirchhof bekleiden, sagt man niederdeutsch. In Weihnachten darf man keine Wäsche draußen lassen, denn die Hunde (der W. Jagd) zerreißen sie; man darf nicht backen, sonst wird eine Wilde Jagd daraus. Müllenhoff, Holst. Sag. No. 500. Denn eben zu dieser Zeit kommt in Holstein der Wode, auf Usedom der Waud, in Meklenburg Fruh Gaue, in der Uckermark Frau Gode und Frau Frigg (Kuhn, nordd. Sag. 319); und bei uns halten die Prechtelen, das Posterli, das Stregelen u. s. w. ihren lärmenden Umzug. Es muß also im Hause schon vorher rechtzeitig alles zum Empfang der einkehrenden Gottheiten hergerichtet sein; je mehr die Hausfrau dagegen verstößt, je mehr sie sich versäumen läßt und dann die Festzeit selbst noch zur Rüstung des benöthigten Weißzeuges mit verwenden will, um so mehr wächst im Hause die Noth an Wäsche und Speise, bis endlich mit der gehäuften Festtagsschändung der Landvogt obrigkeitlich eingreift und den Uebelthäter justificiert. Dies erzählt unsere Sage vom Matthisethier in Reinach, No. 129.

Matthisee heißen aber auch die gespenstischen Schwedenreiter No. 130, denn auch sie schwemmen Nachts in der Schwetti ihre Rosse, tränken dabei ihre Gefangenen (wie es scheint, abermals die dem Brauch Zuwiderhandelnden) mit Jauche und schwemmen sie in der Aare. Sonach erscheint denn das Muetisheer als ein beim Waschen und Bleichen des zum Feste bestimmten Linnenzeuges sich eifrig mitbetheiligendes, festbegieriges, freigebiges und alle Wohnungen gerne heimsuchendes Geistergeschlecht. Es wäscht und trocknet die Hemden und Leintücher von tausend Mann auf der Ruine von Thierstein; es überzieht das ganze Juragebirge in der Mittagssonne und im Mondschein zugleich mit weißen wehenden Tüchern: No. 115.

Noch machen sich zahlreiche Wäscherinnen für die Sage einzeln in der Landschaft geltend, und wo auch sie nicht mehr erscheinen, da zeigt man doch noch ihre ehemaligen Waschgruben und Badstuben her als die ältesten Punkte der Gegend, No. 128, 2. Aus der Göttin Hunna, die im alten Eigennamen Hoena, Lopthoena sich verräth (Weinhold, deutsche Frauen, 15), welche eine die Korn- und Flachsäcker befruchtende Quellengottheit gewesen zu sein scheint, und die sich in Altbayern als die mit 11,000 spinnenden Jungfrauen umziehende, den Lieben-Frauensommer webende Göttin Gnut (sedula) noch verräth (Pangkofer, altbayr. Ged. 2, 244) wurde christlicherseits eine heilige Hunna, die Schutzpatronin der Wäscherinnen, auf deren Hunnenwiesen die Hunnenbrunnen Wein quellen lassen, und welche auf einem Eselein zu den Hütten der Armuth reitet (Stöber, elsaß. Sag. No. 94). Diese Hunna, eine den Centenen, Decanieen und Hunschaften vorstehende und sie mit dem Hundert ihrer Spinnerinnen durchziehende Schutzgöttin, wurde sprachlich in eine dem Hunger wehrende, oder in eine ihn verbreitende Hungergöttin und Hunnin verwandelt. Die Hungerberge und Hungerquellen der Schweiz bezieht man schon seit langer Zeit auf Hungarn, Ungern und Hunnen; und wie aus diesen vorausgesetzten Hunnen zugleich die alles aushungernden Schweden werden, zeigt unsere Sammlung an vielerlei Punkten. Aus dieser Göttin Hunna entwickelt sich sodann die weitere Legende von der hl. Ursula und ihren 11,000 Jungfrauen. Diese trägt

einen so großen Mantel mit sich, daß ein Bittlied aus dem 16. Jahrh. (O. Schade, Geistl. Ged. 1853, 171) darüber singt:

Eilftausend zwar darunter stehn,
Vieltausend mehr darunter gehn.

Diesem alles, Land und Leute bedeckenden Mantel der Heiligen entspricht es, daß die ältere oberdeutsche Kirche alljährlich um Ostern von den Frauen je einer Hundertschaft das Hungertuch weben ließ, um es über die Altarornamente auszuspannen, seitdem dasselbe einer im Elsaß wüthenden Hungersnoth gesteuert haben sollte. Sebast. Münster, Cosmographey 1567, 650 kennt diesen Brauch geschichtlich genau aus elsaßisch Ruffach; Geiler von Keisersberg (Narenschiff 153 b) predigt darüber. Fernere Hungertücher dieser Art, die in Deutschland bis auf unsere Zeit einen gewissen Cultus hatten, sowie die entsprechenden einzelnen Sagenbezüge dazu sind ausführlicher behandelt: Oberdeutsches Gebildbrod, No. 48.

---

129. Matthisethier in Reinach.

Am Weihnachtsabend legte sich ein junges fremdes Kätzchen vor das Fenster eines Hauses in Reinach, dessen Bewohner Matthise genannt wurden. Sie ließen das verlaufene Thierchen aus der Kälte herein und gaben ihm ein Stückchen Fleisch vom Essen, bei dem sie gerade als am heiligen Abend fröhlich beisammen saßen. Aber damit hatten sich diese Leute einen Kobold ins Haus geschafft, dessen sie nun sieben ganzer Jahre nicht mehr los werden konnten. Mit dem einen Mädchen der Familie lebte das Thierchen zwar in gar vertraulicher Art, schlief bei ihm, lief mit ihm zur Feldarbeit hinaus und war, wo dasselbe gieng und stand, zugegen auf eine oft wundersame Weise; um so unleidlicher und boshafter aber that es gegen alle übrigen Hausbewohner; es machte so vielerlei Streiche, daß man die verschriene Katze bald überall nur als das Matthisethier kannte. So oft man buck, fand sich wenigstens ein Brodlaib bis auf die bloße Rinde ausgefressen; fingerweise war der Honighafen ausgestrichen und die schönste Wäsche im Schranke war sicherlich nicht mehr sauber, wenn man gerade ein Stück für den nächsten Feiertag heraus nehmen wollte. Da war denn die Hausfrau immer in Verlegenheit, die heilige Zeit entweder durch Waschen, oder gar durch Aufbreiten eines unsäuberlichen Tischtuches entweihen zu sollen. Lieber wusch sie dann manchmal noch die ganze Nacht durch. Aber auch dies zog ihr neuen Verdruß zu. Sie wurde in ihrem unzeitigen Hausfleiße entdeckt und nach der Strenge des frühern Brauches alsbald vor das Sittengericht geladen. Darüber schämte sie sich gar sehr; da sie jedoch bei ihrer nächtlichen Wäscherei unmöglich von Jemand hatte gesehen werden können, so

bestand sie einmal vor Gericht darauf, daß man ihr auch den wiederholten heimlichen Angeber nenne. Man meldete ihr den Namen eines schon lange verrufenen Weibes und entließ sie mit einer geringen Buße. Wer hätte denken sollen, daß eben dieses schlecht beleumdete Weib und jenes Matthisethier eine und dieselbe Person seien. Aber jetzt erwies es sich. Denn bald darauf wurde die böse Angeberin wegen allerlei Zaubers verhaftet, und da sie noch mehr gestand, als man nur vermuthet hatte, so führte man sie aufs Schloß Lenzburg zum Berner-Landvogt, der sie als Hexe verbrennen ließ. Da hörte aller Unfug im Reinacher Hause auf.

In unserer Sagenreihe begegnet dem Götterumzuge des Gutisheeres und Gundis-Ee noch ein anderer Namens Mutis-Ee und Mattis-Ee (No. 130); und hier No. 129 stößt man nun auch noch auf ein sog. Matthisethier. Mattis-Ee wird das Nachtgetöse der gespenstischen Schwedenreiter genannt, das Thier Matthise aber ist der Name einer hexenhaften Katze. Diese schleicht sich während der Weihnachts- und Fasnachtsmahlzeit in ein Bauernhaus, lebt und schläft da mit dem Töchterlein der Familie, verrichtet neben und mit diesem alle Feldarbeit, verderbt aber um die Zeit der hl. Tage das dafür im Hause gerüstete Linnenzeug, sowie namentlich Brod und Honig, also die Mittel zu den beabsichtigten Festkuchen. So oft die Hausfrau alsdann mit dem Wiederrüsten der beschmutzten Linnen oder der frischen Brode beschäftigt die hl. Nacht nothgedrungen entweihen muß, wird sie dafür bei Gericht heimlich angegeben; doch bei weiterer Untersuchung stellt sich die Katze des Hauses als die Uebelthäterin heraus, sie wird als Hexenweib erkannt und vom Berner Landvogt zum Scheiterhaufen verurtheilt.

Wir erklären uns zuerst über die sog. Matthisennacht. Sie wird, meines Wissens, nicht mehr in unsern reformirten Landstrichen, wohl aber in den Waldkantonen gefeiert. Vom 23. auf den 24. Hornung verkleidet man sich, z. B. im schwyzerischen Bezirke Wollerau, in vorsätzlicher Häßlichkeit, behängt sich mit Glocken und Schellen und sucht durch nächtliches Anklopfen an die Fenster fremder Häuser die Kinder zu schrecken. In solcher Gestalt heißt man dann in dieser Matthisennacht ein Chrungeli. Auf den Höhen häuft man gleichzeitig Bohnen- und Rebstecken zum Brande und umtanzt das Feuer. Die Sitte verbietet zugleich für diesen Tag alle Feld- und Hausarbeit. Berühmte Begebenheiten der ältern Schweizergeschichte sind auf diese Matthisennacht angesetzt. So fällt auf 23. Hornung 1350 z. B. die Zürcher Mordnacht (Bullinger, Chron. l. 8. c. 1—3), und das Zürcher Neujahrsblatt vom J. 1676 „Ab dem burgerlichen Buchgehalter" (Stadtbibliothek) besagt noch ausdrücklich:

Hier an Sanct Matthias Nacht,
Als von sorgenfreyem Schlaff
Jeder überfallen lag,
Plötzlich Mordgeschrey betraff
Zürich, die uralte Statt.

Diese Matthisennacht heißt im alten Kalender die gute und fällt acht Tage nach dem „Perchtag oder Hirschzistag". Da sie von jeher durch Gelage gefeiert wurde, so ist auch damals der Anschlag der in die Stadt

Zürich eingedrungenen Verschworenen durch einen Knaben entdeckt worden, welcher im Straußenwirthshause beim Festgelage übernächtig eingeschlafen war und auf der Ofenbank liegend die Berathung der Verschworenen unbemerkt mit behorchen konnte. Dieselbe Begebenheit wiederholt sich zu Luzern in gleicher Weise, nur um acht Tage später. Die Luzerner Mordnacht wird geschichtlich angesetzt auf Peter- und Paulstag 1333, d. i. auf jenen Güdismontag der Alten Fasnacht, der seinen Namen von vergeuden und verprassen haben soll. Auch da wird der Anschlag der Verschworenen durch einen Knaben behorcht und dann Nachts noch dem Ofen auf der Trinkstube der Bürgerzunft entdeckt. Mithin war man dorten in dieser Nacht zu besondern Gelagen gleichfalls auf den städtischen Zunftstuben versammelt. Diese Gleichheit beider Vorfälle und beider Festtage ist für gegenwärtige Untersuchung wichtig, weil sich damit erweist, daß die Matthisennacht und die Andreasnacht (24. Febr. und 30. Novbr.) in unsern Gegenden gleiche Bedeutung und Feier hatten, ja sich mit einander verwechselten. Dies besagt auch der Schweizerpfarrer Barthol. Anhorn (Philonis Magiologia. 1675, 136), wenn er von der zu seiner Zeit unter unserer Bevölkerung üblich gewesenen Tagewählerei redet: „Andere treiben an Mattheis- oder Andreasnacht viel Gaukel- und Affenspiel mit Gürtlen, Schuen, Aeschen, Besen, Messern, Schabziegern oder grünen Käsen; hierdurch im Traum zu erfahren oder durch wirkliche Erscheinung zu sehen, was sie für Heurath bekomen werden." Die Andreas- und die Matthisennacht haben somit den Mädchen gleichmäßig zur Erforschung ihres künftigen Frauenstandes und Ehelebens gedient. In so ferne müßen diese sog. Rauch- und Loosnächte der Göttin Frouwa geheiligt gewesen sein, welche die Schwester des Liebesgottes Frô ist. Ihre Gunst suchten die heirathslustigen Mädchen in dieser Nacht zu gewinnen. Diese Göttin des häuslichen Glückes und der Liebe stand selbst der Zauberei vor, hatte Valküren in ihrem Gefolge und fuhr mit einem Katzengespann. Die Katze, als das der Häuslichkeit geweihte Thier, stand im Zürcherlande noch im J. 1780 unter einem eigenen Katzenrechte, welches Laßberg in Mone's Anzeiger I. nachgewiesen hat und das ganz der Rechtssitte gleichkommt, der gemäß über dem getödteten Schwan und der Menschenleiche das Wergeld in Weizen oder Gold aufgeschüttet werden mußte. Vgl. Grimm, RA. 669 fg. Die Katze wird als ein wichtig erscheinendes Thier im Kinderspiele getauft (vgl. Aargau. Kinder-Spr. No. 200) und somit widerfährt ihr dieselbe religiöse Bevorzugung, welche in der Sage vom Uristier an der Reuß (No. 246) und vom Geisbock auf den Klariden erwähnt ist. Als Heilthier spielt sie ihre besondere Rolle in jenen Segensprüchen, mit welchen die Mutter den Schaden ihres Kindes hinweg bannt (Aargau. Kinder-Spr. Abthl. IV, 4: Besegnungen). Sie hat ihren Theil von allen Festspeisen in der Familie, von Braten, Kuchen, Kindsbrei. Wenn man in einem Hause küchelt und man giebt der Katze nicht das erste Küchlein davon, so ist kein Segen in der Speise. Vom Brei, der dem Neugebornen gekocht wird, muß man ihr gleichfalls etwas überlassen. Aargau. Abergl. „Von der Gans ein Tätzlein, das kriegen dort hinten die Kätzlein", heißt's beim Verzehren der Martinsgans. (Rückert, Gesam. Ged. 1, 493.) Mutter, back die Kuchen, laß mich auch versuchen, wirf ein Stückchen hinter die Thür, kommt die Katz und leckt dafür. Simrock, Kindb. No. 413. Von Maria und dem Christkinde singt der Schlesw. Holst. Kinderreim (Müllen-

hoff, pag. 517), sie hätten ein Butterbrod für uns und unsere liebe Mauskatze in der Hand. Dies sind Spuren des Opfers, welches dem Thiere Frouwas gebracht zu werden pflegte. Es wird Züseli genannt, Zizibüseli; ich denke von ahd. zeiz, tener, blandus, amabilis. Graff, 5, 714. Der ahd. Frauenname Zeizichoma besagt Benvenuta, Geliebte, Willkommene. Von dieser Gabe des Thieres, eine glücksbringende Ankunft voraus zu melden, weiß noch der Aberglaube. Wenn sich die Katze die Ohren putzt, kommt ein gefreuter Besuch, heißt es; fährt sie übers rechte Ohr und leckt den Schwanz, so kommt ein Mann; über die Nase, so kommt bald eine Frau ins Haus. Leckt sie sich gegen das Haar, so folgt Sturm und Wind, ebenso, wenn sie sich aufs Ohr legt. Aus dem, einen fremden Besuch voraus witternden und ankündenden Thiere wird folgerecht auch ein wetterverkündendes. Nordwest heißt am Harz Katzennase. Journal v. u. f. Deutschl. 1790. 2, 37. Die aufspritzende Uferwelle des stürmenden Sees gilt als emporspringende graue Katze (Aargau. Räthsel No. 71). Katzen hageln und Spieße schneien ist ein sprichwörtlich Maaß für die Höhe gefallenen Schnees und Hagels. Scheuchzer, Nat. Gesch. 1, 234. Walser, Appenzell. Chron. (St. Gallen 1740) pag. 490. Daraus erwächst diesem Thiere seine finistre und dämonische Seite; es wird wetterbrauend, blocksbergfahrend und teuflisch, wie die Hexen. Johann, spann an, drei Katzen voran, drei Mäuse vorauf, den Blocksberg hinauf. Fiedler, Dessau. Kinder-R. pag. 112. Derno het diss klein-klein Fräjele zu dem klein-klein Kätzele g'seit: gehsch furt du alti Hex! Stöber, elsäß. Volks-B. No. 239. Man prellt den Teufel mit ihr. Aargau. Sag. No. 388. 476; man macht ihn mit dem Thiere machtlos: drei glîche brodschnitz und e schwarzi chatz in schlitz (sack) helfet gege-n-alli tüfelswitz. Unter den anderthalb hundert Sekten, die Kaiser Friedrich II. verdammen mußte, war auch eine, der man das Katzenküssen Schuld gab; unter den Schweizern ist diese Nachrede besonders an den Bernern hängen geblieben. Sie haben darüber einmal den Unterwaldnern Krieg erklärt; annoch nennt sie der Kinderspruch mit diesem Spitznamen (Aargau. Kinder-Spr. Abthl. IV. 2, c.). Sie haben also wohl dem guten Genius dieses Thieres oder der ihm zustehenden Göttin besonders lange angehangen. Ein durch Ober- und Niederdeutschland gehender Glaube besagt, daß man in der Zeit der Zwölften nicht waschen, spinnen und backen dürfe, sonst zerstören's die Katzen. Das Thier achtet auf die Heiligung dieser Zeit, weil da seine Herrin in der Menschen Wohnungen einzukehren pflegt. Diese Zeit heißt in Bayern die Genacht und wird am 6. Januar, als dem Ende der Zwölften, zugleich sammt dem Neujahr der Mutter und Hausfrau angewünscht. Dies ist das große Neujahr. Panzer, bayr. Sagen. 2, 298. Die Mutternacht, môdranecht, fiel den Angelsachsen vom 22. bis zum 23. Dez. (Beda, de tempor. rat. cap. 13) und war ihnen Jahresanfang. In dieser Zeit reitet der lauenburgische Wode mit 24 Hunden um, und dem Bauern, der da backt, fliegen die Brodlaibe als Jagdhunde davon. Müllenhoff. In Meklenburg kommt alsdann ebenso Frû Gaue, in der Uckermark Frau Gode und zerkratzt allen Spinnerinnen den Rocken, der noch nicht sauber abgesponnen ist. Kuhn, nordd. Sag. Ein Leintuch von 100 Ellen hat ein Rotenburger Weber nur in der Abendfeierstunde gewoben; aber es verschwindet auf immer, als man es zum Verkauf an der Kirche vorbei trägt, in der gerade „Octave" abgehalten wird. Meier, schwäb. Sag. pag. 244.

Die Heilighaltung des Tages und der Nacht, da die Götter ihren Besuch machen, liegt hier ausgesprochen; die Katze aber erscheint dabei als beobachtendes und den Bruch der Sitte ahndendes Wesen. Sie heißt in diesem Zusammenhange das Matthisenthier. Mithin muß ihre Göttin selber Matthise heißen. Der sprachliche Nachweis hiefür läßt sich geben.

Der Ortsname Gudenswegen lautet i. J. 965 Vodeneswege (Thietmar von Merseb. 2, c. 14) und bedeutet den dem Gotte Wuotan geweihten Heerweg. Meier, schwäb. Sag. No. 156 zeigt in Pfullingen, Undingen und Immenhausen die Muotes-Heergassen, wie Panzer, bayr. Sag. 2, No. 89 den Wuotes-Heerzug kennt. Es wechselt also der Anlaut des Namens Wuet in Muet, wie Wôdanestac und Mittwoch, wie mundartlich mir und wir sich verwechselt, wie man die Halbinsel zwischen dem Murtner- und Neuenburger-See Mistelach, Wistelach, franz. Vuilly nennt. Zürcherisch gilt e chlî munzig, nhd. klein winzig; altsächs. wechselt Präp. mith und uuith, schwäb. mo und wo, ubi; das nordd. Machandel ist obd. Wachholder. Entsprach nun dem Gotte Wuotan eine Frau Wuotana, so kommt unserm in No. 109 nachgewiesenen Gotte Muet auch eine Frau Muetis zu. Um Rotenburg und Friedingen an der Donau gilt für ihren lärmenden Umzug der Name Muoteheer, in der Hildesheimer und Königsbronner Gegend die Muterheer, und man denkt sich eine verwunschene Frau darunter. Meier, schwäb. Sag. No. 158. Eine Frau Motte am Gutenberg kennt Sommer (Thüring. Sag. No. 8) und sie thut dasselbe, was unser Matthisethier, sie besudelt stets den Rocken, wenn man in den hl. Nächten der Zwölfe spinnt. Demgemäß drückt man in Schwaben das W. Heer feminin aus, die Mueterheer (Meier, No. 158. 146). Während seines Umzuges ist alle häusliche Arbeit untersagt. Im Schwarzwalde heißt es Modis, sein Ruf tönt wie Katzengeschrei (Meier, No. 144. 153) und endigt als Hexenversammlung. In Köln hat man bei diesem Namen geflucht: Tacker Moht, Mohtkrenk! (Weyden, Cölns Vorzeit, 243.) Es bedeutet Tod und Krankheit, ebenso viel wie unser Fluch Alahirzi No. 413 a. Wir haben damit unsere fragliche Namensform bereits nachgewiesen und gezeigt, daß dieselbe keineswegs mit dem Kalendernamen Matthias zusammen gehöre; zum Ueberfluß läßt sie sich noch aus unserer Nachbarschaft weiter zeigen. Von den Stadtgespenstern der Stadt Schaffhausen sagt ein Weihnachtsgruß 1851, pg. 18:

Die Muttereees im alten Thurm
Versperrte den Weg bei Nacht und Sturm,
Und hinten in der Webergaß
Mit Feueraugen der Wali saß,
Den Wäscherinnen früh vor Tag
Bereitete er manche Plag.

„D'Mueter-Ees chunt!“ riefen sonst die Stadtkinder, wenn sie spielend durch diesen Thurm an der Stadtmauer sprangen. Vor einigen zwanzig Jahren ist er zugemauert worden. (Mündlich.) Hier paart sich der Name Wali und Muttereees sehr bedeutsam.

Unter den alten Göttern ist Vali derjenige, der mit Môdhi nach dem Weltuntergang den Himmel erneut. Mythol. 784. Walman nennt das Zürchervolk den über Kyburg hinstreichenden Bergzug, erst das Schriftdeutsche hat den Namen in die Almannskette verdreht. Meyer-Knonau, Kant. Zürich 1, 115. Das Schaffhauserland kennt für das W. Heer die

Benennung Muttiseer. Stalder 2, 227 mißdeutet die Beschaffenheit dieses Wortes, während bereits Scherz, Gloss. pag. 168 den Begriff eines geweihten Heeres darin sah. Elsaßer Localnamen sind der Moderbach bei Hagenau, Mutterhausen und Motheree ebenda. Beim Dorfe Modern grast die schwarze Kuh mit silberner Halsglocke, welche verirrten Wanderern hilft. Im Moderwalde haust neben anderm Spuk auch der W. Jäger, man entgeht ihm aber, wenn man sich behende auf ein Taschentuch stellt. Stöber, elsaß. Sagen 209. 226. So begegnet dieser bedeutsame Localname sonst noch oft an sagenhaft berühmten Punkten. Eine wunderliche Felsgruppe am Schaffhauser Dorfe Hauenthal heißt Mutterloch; man geht durch dasselbe in das Geklüfte Loch und von da in jenes Hemmenthal, am Fuße des Randenberges, das durch die Sage von der kirchenstiftenden Emma und ihrem leuchtenden Laternen-Hirschen berühmt ist. Im Thurn, Kant. Schaffhaus. 160. J. Grimm in den Altd. Bl. von Haupt und Hoffmann 1, 371 hat also über diese Namensbildungen das Wahre richtig voraus geahndet: „Wie, wenn diese Benennung gar auf eine Frau Mut oder auf einen Herrn Mut führte?“ und er zeigt diese Frau neuerdings (Myth. 845) als die in Nithards Liedern genannte Vrômuot, vrou Muot.

Wie nun beim Herabsinken der Heidengötter und bei der Verdüsterung ihrer Namen der göttliche Jäger und König Waldemar (Müllenhoff, pag. 361) zum Welthund geworden ist, von dem es in Westfalen heißt, er jage und sei überall (Wolf, Ztschr. 2, 99), und zu unserm gespenstischen Dorfpudel, zum Namen der Jagdhunde Walti; so ist auch die Göttermutter Berchta und Precht zur Pudelmutter herabgesunken (Weinhold, Weihnachts-Spr. pag. 11), ohne daß noch ein Schimmer des alten Namens des Gottes Buddha und Wuotan durchschiene durch unsere vulgären Ausdrücke bubelwohl und bubeldick (kerngesund), bödeln (zechen), bodaviel, budewinzig u. s. w. Nicht anders verwandelte sich das singende Guetigsgheer in eine Schweineheerde, deren Führerin die furchtbare Rochelnmoore ist, und das Muetis-Ee in eine tobende Schaar gespenstischer Schwedenreiter, genannt Matthis-Ee, und der feminine Name Matthise wird zum spukenden Thier, zum Katzengeschrei, zu der in Katzengestalt vom Henker verbrannten Hexe. Solche Wandlung des Wortsinnes und wie muet allmählich zu môdag (iratus) wird, zur Bezeichnung teuflischer Geister dienen muß, weist Grimm nach, Myth. 883. 943. Die Fröhlichkeit der durchs Land fahrenden und die Familien heimsuchenden Göttin Fromuth verdünnt sich späterhin noch zu einer St. Armuth, die noch Kirche und Altar im elsäß. Dachstein an der Breusch besitzt (Stöber, elsäß. Sag. No. 164). Zur wüthenden und maudernden Katze (bayrisch Mudel, Mäuder, Mutz, Mautz genannt, Schmeller 2, 664) wird sie, weil die provinziellen Namen dieses Thieres zufällig dem Namen der Göttin ähnlich sind, während überdies Frouwa und die Katze, wie schon bemerkt, zusammen gehörten. Der holländische Katzenmittwoch ist bekannt. Wie unser Matthisenthier schließlich als Hexe vom Landvogt justificiert wird, so nennt man auch die Fasnachtfeuer in der Schweiz mehrfach das Hexenbrennen, während man zu derselben Zeit in den Vogesen Katzen beim Fasnachtfeuer an Holzpfählen todt brennt und sie umtanzt. Stöber, Alsatia 1851, 120. In Hugo's hl. Mortina ist die Katze bereits Fürstin der Hölle: dez fuort in da in cratze diu helleclichiu Katze. Diut. 2, 139. G'wohn's, Mudel, g'wohn's! lern's nur ertragen, Kätzlein, sagte der Beck, als er mit

ihr den Backofen auswischte, ist eine bayrische Redensart. Schmeller 2, 553. Auch dabei noch steht Mudel, die Katze, zur Muet, der Göttin. Mit der Katze wird der Backofen ausgewischt, weil darin die Festbrode für den Feiertag der Muet fertig gebacken sein sollen. Wie schweizerisch bödeln zechen heißt und zu Budda-Wuotan führt, dem freigebigen Gott (vgl. Bödhli und Budhli, erwogen von J. Grimm in Aufrecht-Kuhns Ztschr. f. Sprachforschung 1, 437), so führt bayrisch Muth und guter Muth in der Bedeutung von Hochzeit- und Kindstaufschmaus (Schmeller 2, 655) und nordd. Mottenkopf, ein zu lustigen Streichen aufgelegter Schalk (Kuhn, nordd. Sag. pag. 518) gleichfalls zur thüringischen Frau Motte und zur schweizerischen Frau Matthise. Zarncke, ed. Brant, Narren-Sch., pag. 305, zeigt das Wort Mut in der Bedeutung von Schmaus noch aus einigen älteren Autoren: wir wöllen nit von hinnen scheiden, dann halten vor ein guoten muot, als man dan vff der hochzeit thuot. Murner, Gross. Luther. Narr b.3. — da wöll wir haben ein guter mut, wie man dann auff hochzeiten thut. H. Sachs, ed. Götze, 1, 200. Ingleichen ist Mutti in unsern Sagen No. 112 Name des W. Jägers und bezeichnet zugleich einen starken, körperlich gedrungenen und reichen Mann.

---

130. Mattisee und das Schwedenhaus bei Hettenschwil.

Als die Schweden die Rheinstädtchen Laufenburg und Rheinfelden belagerten, verwüsteten sie ringsum alles Land im benachbarten Jura und verfuhren namentlich in den Thälern von Mandach und Hottwil auf eine unmenschliche Weise. Sie gossen den Leuten Mistjauche ein und banden sie an den Schwanz ihrer Rosse; dann jagten sie mit denselben oberhalb Wil durch die Barte, das Härdlen- und das Götzelenholz, dann durchs Immenholz auf dem Altweggäßlein nach Gippingen zur Aare, und stürzten die Armen hier übers Ufer in den Fluß. Fragt man aber, warum sie von hier aus niemals in die innere Schweiz, und nicht einmal weiter in die hier offene Landschaft eingedrungen seien, die man das Kirchspiel nennt, so weist man auf ein altes Haus in Hettenschwil, an welchem die Wappenschilde der VIII Alten Orte (Kantone) angemalt sind. Diese Schildzeichen, sagt man, hätten den Feind so in Respekt gehalten, daß er seine Truppen nie über das Sennenloch, ein Waldthal von Hettenschwil, vorgeschoben hat, sondern droben im Versteck des Berges Verschanzungen anlegte, die noch vor fünfzig Jahren gestanden und dem Platz bis zur Stunde den Namen Schwedenholz bewahrt haben. Wo aber der Name der Eidgenossen damals nicht verlautete, da gieng es gerade umgekehrt. So nennt man im Frickthaler Dorfe Ittenthal eine geräumige Berghöhle das Schwedenloch, weil sich die unbeschützten Bauern alle in sie flüchten mußten. Auf den gleichen Waldwegen nun, auf denen

damals das arme Landvolk zu Tode geschleppt worden ist, fahren jetzt die schwedischen Reiter auf halben Rossen Nächte lang hin und her. Sie treiben da ihre Pferde auf die Weide und reiten sie in die Tränke. Letztere liegt an der sogenannten Schwetti. Einer reitet ihnen dabei voran, der besonders an der Sichel kennbar ist, die er in der Hand schwingt. Die Wallbacher am Rheine wissen gleichfalls von ihm und sagen, er sei von einem Frickthaler mit der Sichel geköpft worden, als er diesem verwehren wollte, die schon überreif gewordene Frucht zu schneiden. Bei Laufenburg sagt man, es sei der Schwedenkönig selber, dem seine eignen Leute bei einem Lagertumulte das Haupt abgeschlagen hätten. Bei regnerischer Witterung beginnt ein hundertstimmiges Hurrahrufen, ein Kesseln und Rasseln, daß sich kein Mensch in der ganzen Gegend Nachts in den Wald wagen würde; und dieses wunderliche Getöse hat man Mattisee genannt. Das „Schwedenhaus", welches der Feind sonst droben auf der Waldhöhe „Schwedenholz" bewohnte, ist ins Dorf herabgeschafft worden und steht da noch.

Eine Gegend droben im Walde nennt man die Hohle Gasse. Hier stand einst ein Schloß, als aber der Krieg kam, vergruben die Schloßbewohner ihre Schätze, zogen hinweg und das Schloß verfiel. Zwei Männer haben einmal versucht, das Geld zu heben, und hatten in tiefem Stillschweigen bereits einen Trog hervorgegraben, den sie alsbald mit vier Kreuzthalern unterlegten. Als sie nun auch den Deckel abhoben, sprang eine Schlange draus hervor und hieng sich dem einen um den Hals, daß er zu schreien anfieng. Augenblicklich war die Schlange wieder in den Trog zurückgesprungen und dieser mit ihr versunken. (A. Birrcher in Laufenburg.)

Es ist keine Uebertreibung, daß der schwedische Soldat den gefangenen Bauern Mistjauche eingegossen habe, um sie damit zum Geständniß zu bringen, wo sie ihr Geld vergraben hätten. Von den Horden unter Wrangel erzählt es die Klosterchronik des bayr. Donaustiftes Altaich, und aus den Spessartgegenden Simplicissimus l. 1, c. 4: den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, stellten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstiges Mistlachenwasser in den Leib; das nannten sie einen „schwedischen Trunk". Auch standen schwedische Truppenabtheilungen unter Gustav Horn und dem Rheingrafen Otto Ludwig wiederholt im Frickthale und erhoben in allen Ortschaften bis an die Bergscheide des Aarauer-Jura ungeheure Contributionssummen. Gleichwohl hat diese Sage noch alterthümlichere Beziehungen; auf diese ist schon zusammenhängend eingegangen in der Anmerkung No. 129, es soll hier nur noch das Einzelne ins Licht gestellt werden. Muet hat sich aus dem Gottesnamen Wuet-an entwickelt, wie Mittwoch aus Wôdanestac, und zum Namen Mattisee sich umgebildet durch die Matthisennacht. An dieser wird

bekanntlich jetzt noch geloost, gezaubert, und sie gilt zugleich als eine Frist, in der Geister sich sichtbar machen und ihre alten Wege wieder wandern dürfen. Dies ist die Zeit, in welcher das Heidenthum den feierlichen und bescherenden Umzug der Götter feierte und denselben in entsprechenden Festumzügen und Verkleidungen darstellte. Rheingauer Glaube ist, die in der Matthäusnacht Geborenen müßen mit den Holden fahren, d. h., es müßen alle Todesfälle ihnen sich voraus anmelden und sie müßen zu bestimmten Nächten auf dem Kirchhofe die Geister tragen. Wolf, Ztschr. 3, 60. Das Muttis-ee, wie man im Schwaben- und Schaffhauserland die W. Jagd jetzt noch nennt, das Gottes- und Freudengebot, verwandelte sich sprachlich in ein Mattisee, und wie das singende und schmausende Guetigsg'heer zur fauchenden Schweineheerde wird, so der bewaffnete und berittene Festumzug des Gottes zu gespenstigen Schwedenreitern auf halben Roßleibern, die statt Meth und Kuchen, den gräulichen Schwedentrunk austheilen, statt der Aerntesichel eine goldene Henkerssichel schwingen. Geht die Anschauung noch einen Schritt mehr der Verdüsterung entgegen, so wird das Mattisee zu einem Räuber Matthes (Meier, Schwäb. Volksm. No. 16), für den ein eigenes Folterbette in der Hölle steht voll Feuerqualen. Und wie hier die Reiter die Kornärnte stören und den Schnittern Mistjauche eintrichtern, ebenso wird in der schwedischen Sage, in Dybeks Runa, Kuhmist in die Schüssel geworfen, wenn der Gott bei den Bauern den Julbrei verzehren will. Weinhold, Weihnachtsspiele pag. 15. In gleicher Weise schändet das Matthisenthier unserer Sammlung Festbrod und Festwäsche, ehe beides noch gebraucht hat werden können. Diese Schwedenreiter schwemmen Nachts ihre Rosse in der Schwetti (Roßschwemme) und jagen bis zur Aare, als bis zum Grenzpunkte ihres gewöhnlichen Rittes. Sie waschen und baden sich also für die kommende Festzeit, wie andere Geister zu gleichem Zwecke die Linnen weit über das Gebirge auslegen und im Mondscheine bleichen. Die Aare macht ihrem Geschäfte ein Ende: fließendes Gewässer bricht die Macht der Geister. Was hier die Schweden sind, das heißt pag. 287 in Meiers schwäb. Sag. das Gundesvolk, besteht aus österreichischen Rothmänteln, sogar aus Franzosen, es ficht alle Schlachten unverwundbar durch und wird zuletzt nur durch Zauber vertilgt. Anderwärts sind es die Hunnen, die alles Land verwüsten; anderwärts ist's zugleich die hl. Hunna, in der kathol. Kirche die Schutzpatronin der Wäscherinnen, oder jene bei Tacitus Germ. c. 40 erwähnte Göttin, deren Gewand zum Feste gerüstet und mit ihrem Bilde zugleich Nachts im See heimlich gewaschen werden muß. Auch an einem bestimmten Tempel oder wenigstens Opferplatze wird es diesen Matthisee-Reitern nicht gefehlt haben; darauf weist die Behauptung hin, daß sie in ihrem Walde das Schwedenhaus bewohnt hätten, welches man später bis ins Dorf herab schaffte, wo man es gegenwärtig noch bewohnt. Dasselbe muß also eines der sogenannten Heidenhäuser gewesen sein; Unterstützung findet dies noch durch die weitere Behauptung, daß diesem Schwedenhause entgegen ein anderes gebaut und mit achterlei Schildzeichen bemalt worden sei, während zugleich ein drittes, das „Eidgenossenhaus" eine Viertelstunde weiter entfernt an der Anhöhe in einem nun ausgereuteten Walde steht. Vgl. die Heidenhäuser No. 427.

Sonderbarer Weise reden auch die heutigen Waatländer, bis zu denen die Schrecken des dreißigjährigen Krieges niemals drangen, von ihren Erleb-

nissen unter dem Drucke der Schweden. Man nennt in Beziehung auf letztere einen bestimmten Thalkessel die Schwedenschlacht, la combettaz dai Schaidos, man hat das Sprichwort: laufen wie ein Schwede, cor i'mon Schaido. Gewiß aber ist's, daß man in diesem Namen einen ganz andern Inhalt zu suchen hat. So erwähnt Vulliemin, welcher Kant. Waat 2, Abthl. 2, 54 diese Patois-Phrasen mittheilt, unter denjenigen Namen, die dem Teufel in der Waatländer-Mundart zukommen, einen Schautairo (Luftspringer) und eine Herenmutter, welche die Schlafenden reitet, Namens Tçauce-villha, also die Alte des Tschaud und Tschaid. Dieses Tschaid Trabanten scheinen also wohl die pluralen Schaidos; im Kreise von Ormond heißen sie auch Schauterels und hüpfen dorten über die Häuser hinweg, denen sie zwar zum Schutze dienen, in denen sie aber manchmal auch alles durcheinander werfen. Vulliemin ibid. 2, Abthl. 1', pag. 31. 32. Abthl. 2, 149.

131. Metteli.

Um das Dorf Wettingen gilt von hoffärtigen und gewaltthätigen Leuten die Redensart „es wurd ei'm meine, de sîg de Metteli", man möchte fast meinen, er sei ein Mann gleich dem Metteli, dem berühmten Vogt. Eine Viertelstunde vom Dorfe am Abhange des Lägerenberges liegt im Steingerölle des Bergschuttes ein überwaldeter Platz, das Steinbodenmätteli geheißen. Hieher versetzen einige dieses Vogtes Schloß. Andere suchen es auf der Höhe des Lägeren, gegen das Dorf Otelfingen zu, wo sich ebenfalls alte Mauertrümmer finden. Als bestimmt aber gilt es übrigens, daß der Vogt Metteli jetzt noch vom Steinbodenmätteli aus über die Zindelmatten bis gegen das Bannholz gefahren kommt und von dorten der alten Straße nach ins Dorf herein. Vier Schimmel sind dabei sein Gespann und hinterher folgt ein heftiges Rauschen.

J. Merz, Poet. Appenzeller 1836, S. 177 hat die Sage vom Metteli bedichtet: Me hört dick emol sägen im Land „so rîch wie der Mötteli, oder: er het Möttelis Guot". Der St. Galler-Sage zufolge hat Hans Mötteli das Schloß Rappenstein, das ehemals Martistobel hieß, vom Kaiser zu Lehen erhalten 1483. Heut zu Tage wird Schloß Sulzberg beim Volke Möttelisschloß genannt; bei Untereck, Bezirks Rorschach. Es soll dies das einzige Schloß der Gegend sein, das die Appenzeller in ihrem Freiheitskriege unzerstört gelassen haben. Rudolf Mötteli, des reichen Hansen Bruder, soll es gekauft haben. Jetzt ist es im Besitz der Salis-Soglio. Da bewachen zwei Jungfrauen, jung und schön, in weißen Kleidern und rothen Schuhen, aber beide in Ketten gehend, einen im Schloßkeller vergrabenen Schatz. Wer um Mitternacht anpocht, den bitten sie beweglich um den Erlösungskuß; allein ein riesiger Hund verhindert stets Mötteli's Geld zu erheben, und so zerfällt das Schloß immer mehr. Am Burgstadel hört man Kegel schieben, die Kugel in die Kegel einprallen

und fröhliches Gelächter der Spielenden. Vgl. Appenzell. Monatsblätter 1825, 168. Diese Sage ist alt und gieng ziemlich frühe in die schweizerischen Chroniken über, so daß noch in den jetzigen Handbüchern der Schweizergeschichte vom reichen Metteli herkömmlich die Rede ist. Man berichtet, er sei während des Schwabenkrieges 1499 als Auszüger im Schweizerheere von den Landsknechten im Hegau gefangen genommen worden. Auf des Grafen Jost von Zorn Verwendung gelang es ihm, sich endlich um 2000 fl. loszukaufen. Kaum war das Geld erlegt und Metteli wieder auf St. Galler Boden angekommen, so überfielen dorten die deutschen Landsknechte plötzlich Reineck, wo er sich eben aufhielt, und nahmen ihn zum zweitenmale gefangen. Lenz, der gleichzeitige Chronist des Schwabenkrieges (herausgegeb. von Dießbach, Zürich 1849) reimt S. 132 b. darüber:

der rychen mettelin eyner zur fart
von lantsknechten gefangen ward,
den furten sy mitt jn hin,
den lost graff Jöst von Zorn an jn,
vmb zwei tusent gulden ab,
den lantsknechten er sy gab.
Die lantsknecht ouch namen
jr teyl, zweyhundert vm kamen
zu Ryneck in derselben not.
Das schloß Ryneck man behielt,
die swaben man zur Flucht schilt,
mitt dem mettelin sy entronnen
wider vber See schwummen.

Auf diesen Vorgang scheint sich die Redensart von des Mötteli's Geld und Gut zunächst zu beziehen und was sonst Kirchhofer, Sprichw. No. 116 darüber Allgemeines beibringt. Allein diese historische Beziehung, welche man der Sage zu geben versuchte, hatte dennoch keine Dauer in der Volks-Erinnerung. Tobler, Appenz. Sprachsch. 320 a. weiß aus der Volksrede nichts von einem richa Mötteli, wohl aber von einem sprichwörtlich geltenden Müeda Mötteli; man bezeichnet damit eine lästig fallende Person, in dem wegwerfenden Sinne, in welchem der Glîchesære im Reinh. Fuchs V. 658 den Namen als Scheltnamen anwendet. Ich will hier das Wenige was mir über den historischen Mötteli in die Hände kam, mittheilen. Zu Ende des 15. Jahrh. versteuert der Reiche Mettelin (Mattelin) zum Rapenstein, Patricier der Stadt Ravensburg, sein der Stadt eidlich auf 150,000 fl. angegebenes Vermögen. Naumann Serapeum 1845, 263. Rudolf Möttelin, 1417 Bürger zu Ravensburg, kauft das Dorf Woringen im Allgäu, geräth aber darüber mit dem Abt von Kempten in einen achtjährigen Zehent-Prozeß. 1452 geht dann das Dorf an Walther Mettelin über, nach ihm an Hans von Rappenstein, genannt Mettelin. Haggenmüller, Gesch. v. Kempten 1, 239. 257. 431. Wegen fortgesetzter Prozesse wandern die Mötteli in die Schweiz aus. Durch den Stadtjunker Jak. Mötteli, dessen Vater Junker Joach. Mötteli gewesen, erhält Winterthur 1540 das weitläufige Möttelihaus geschenkt. Winterthur. Neujahrs-Bl. 1836, 4. Ruine Altregensberg am Katzensee, Kant. Zürich, war Mitte des 15. Jahrh. Mötteli's Eigenthum; von ihm gilt noch die auf jeden Verschwender gedeutete Redensart: man sollte meinen, er hätte Mötteli's Gut. Auf dem Landrücken zwischen dem See von Pfäffikon und Greifensee nahe bei Rutsperg lag zur Zeit des Chronisten Stumpf noch viel altes Gemäuer, das auch

jetzt theilweise noch vorhanden ist und auf ein untergegangenes Städtchen gedeutet wird. Seit Jahrhunderten heißt dieser Platz Mettlen. Meyer-Knonau, Kant. Zürich 2, 493. 1, 91. Dorf und alte Burg Mettlen im Kant. Thurgau verzeichnet Pupikofer, Kant. Thurg. 304. Das Geschlecht der Möttele besteht noch im Appenzell Außer-Rhoden in den Gemeinden Stein, Speicher, Trogen. Appenz. Monats-Blätter 1840, 161. Im Aargauerlande sind Groß- und Klein-Metteläcker im Schneisingerbann; Mettelwiesen im Hochwalde von Ober-Siggingen. Handschriftlicher Klingnauer Probstei-Zinsrodel, erneuert von Jak. Bluomer, Landvogt zu Baden, 1663, pag. 122. 144.

Mythologisch wichtig werden nun dabei folgende Thatsachen. Das Appenzeller Mötteli-Schloß heißt ursprünglich Martistobel, dort wohnen zwei valkürenhafte Wunschjungfrauen, umgeben von den klaffenden Hunden der W. Jagd und bieten Schätze dar. Der Wettinger Metteli hat gleichfalls seine Schloßruine und fährt von ihr auf dem Lägerngebirge auf unverrückbarem Geisterwege mit vier verzauberten Schimmeln aus. Nun ist in No. 499 gezeigt, wie dem hl. Martinus Schimmel als Kirchenrosse geweiht wurden. Martinus ist aber ein Stellvertreter Wuotans-Mars, von dessen Heidentempeln ums Jahr 980 noch geschichtliche Zeugnisse reden: Myth. 1203. Beim Martisbauern zieht daher das Muetisheer mit allen Hunden durch die Keller. Meier, schwäb. Sag. No. 151. Die Thüringer Sage bei Sommer No. 8 kennt eine Frau Motte am Gutenberg hausend, welche in derselben Weihnachtszeit wie unser Guetisheer, hergezogen kommt. Gutenberg wäre langobardisch Gwodanes-berg, wie lotharingisch Vaudemont, Vodani mons. Gleicherweise liegt ein Gudensberg bei Maden (Mattium) und heißt 1154 Wuodenesberch. Ortschaften Waten und Motten liegen beide zusammen an der Fulda. Beim Sakermoht, bei der Moht-krenk schwört man in Köln (Weyden, Vorzeit Kölns 243). Das Mottisheer wird in Schwaben das Nachtgetöse der W. Jagd, und in Burgdorf im Emmenthal metaphorisch der Lärmen einer aus dem Schulhause herauspolternden Kinderschaar genannt. Unser Mötteli und Metteli reiht sich also wie der W. Jäger Mutti (No. 112) sprachlich und mythisch dem Gotte Muet an, von welchem Anmerk. No. 129, 130, 489 die Rede ist.

---

132. Die sieben Herren im Kelleramt.

Das kleine Bächlein, welches durch den Malefizgraben in den Reppischbach bei Urdorf fließt, macht zugleich die alte Grenze, welche das Aargauer Kelleramt vom Zürcher-Gebiete trennt. Hier stand vor Alters ein Schloß; sieben Herren bewohnten es zusammen und blieben am meisten darin einig, daß sie lebenslang die arme Berggegend von Rudolfstetten, Dietikon und Friedlisberg mit Plündern und Rauben heimsuchten. Nach einem nächtlichen Hochgewitter war einst ihr Schloß gebrochen und sie selbst zeigten sich nicht mehr öffentlich. Aber alle Fronfasten Nachts sieht man sie Gold zählen auf dem Wege, der an dem Burgstall vorbei nach dem zürcherischen Birmensdorf führt. Da

könnten Lastwagen über sie wegfahren, ohne sie zu stören oder zu verletzen. Ein Mann sah sie einst zusammen in ihrem Schloßhofe an der Mahlzeit sitzen; zugleich stand ihr Thorwächter, den Kopf unterm Arm, mit brennender Lunte auf dem Posten. Diesem mußte er bei großer Buße versprechen, Niemandem jemals von dem hier Gesehenen zu erzählen. Als er aber einmal am Wirthstische seiner Zunge nicht mehr Meister war und zu berichten begann, was er vormals erlebt hatte, war er im Nu den Gästen aus den Augen, und Niemand weiß, wohin er gekommen.

133. Die Geisterküche.

Der muthige Sigristensohn im Dorfe Kulm war ein Jugendgespiele jetzt bejahrter Männer des Kulmerthales. Sein Vater wußte den wilden Buben nicht zu bändigen und meinte seinen Uebermuth durch allerlei Schreckmittel dämmen zu sollen. So stellte er einmal einen Strohmann in den Kirchthurm und schickte dann den Knaben bei Nacht in den Thurm hinauf, dorten noch die Uhr aufzuziehen. Der schlägt aber einfach den Popanz über die Stiege hinunter und bringt ihn dann lachend in die Stube herein gehuckelt. Der Vater merkt endlich, hier müße man etwas Klügeres beginnen und läßt ihn das Schneiderhandwerk lernen, um ihn in die Fremde zu schicken, in der er sich die Hörner abstoßen soll. Der Sohn blieb aber der Gleiche. Auf seiner Wanderschaft wollte er einst mitten im Walde in einem einsam liegenden Häuschen übernachten; aber Niemand öffnet und er erbricht zuletzt die Thüre. Kein Mensch ist drinnen, doch brennt auf dem Tische ein Licht. Während er sich's dabei bequem machen will, kommen zwei Männer in die Stube getreten, die ihn einige Zeit anstutzen, dann aber nach kurzem Gespräche ihm gestehen, das Haus habe gar keinen Herrn mehr, denn es sei gespenstisch, ihnen aber diene dieser Umstand dazu, ihre Diebereien hier verbergen zu können. Der Geselle, der um das Nähere fragt, vernimmt, eine weiße Frau hüte hier einen Schatz und erscheine regelmäßig um die Geisterstunde; und so verbünden sie sich zu Dritt, heute diesen Schatz zu erheben. Aber bis Mitternacht ist's noch lange, der Hunger ist nicht gering, die Diebe haben Mehl und Schmalz im Hause; also sucht der Geselle ein Mahl zu rüsten, macht in der Küche ein Feuer auf und in kurzer Zeit küchelt er schon am Herde. Da hört er, noch ehe die anberaumte Mitternachtsstunde da ist, aus dem Schlot herunter eine Stimme rufen: Flieh, oder ich falle! — Nur zugefallen! antwortet er unbesorgt, und gleich fällt ein Schenkel durch den Kamin herab auf den Herd. Er schleudert

denselben in einen Winkel der Küche, thut die Pfanne wieder übers Feuer und röstet weiter an den Schmalzküchlein. Bald hört er die Stimme aus dem Schlote abermals und giebt abermals dieselbe Antwort, da liegt der andere Schenkel vor ihm am Herde. Er wirft ihn zum ersten hinter, und so geht es fort, bis zuletzt alle Glieder und Stücke eines Menschenkörpers da sind. Sobald er auch den Kopf zu den übrigen Theilen hinter geworfen hat, fügt sich Alles zusammen, ein großer Mann richtet sich hinten in der Küchenecke auf und tritt zu ihm heran. Der Bursche fragt ihn höhnisch, wo er denn sein Weib habe? Sie wird nachkommen, ist die Antwort. Um so besser, sagt der Geselle, setz dich also derweilen dorten in jene Ecke. Der Mann gehorcht und der Geselle trägt nun sein fertiges Gebäcke auf. Als er mit der Schüssel über den Hausgang in die Stube gehen will, kommt ihm eine schneeweiße Frau entgegen. Aha, sagt er, das ist wohl diejenige, welche hier den Schatz hütet. Nun ja, so mag sie vor der Hand zu Tisch kommen und ihren Mann, der dorten im Winkel sitzt, mit herbei bringen! So geht er mit der Schüssel voran in die Stube und das Paar folgt ihm. Alle sitzen zu Tisch, jedoch wollen die zwei Geister nichts genießen. Nach dem Essen fordert der Geselle die Frau auf, ihm die Mittel anzugeben, wie sie erlöst werden könne und verspricht ihr, standhaft und beherzt bleiben zu wollen. Nun zündet sie ihm bis zu einem alterthümlichen Bette voran, in welchem ein gewichtiger Schlüssel liegt; dieser paßt im Hauskeller zu einer Eisenthüre und nach dreimaligem Umdrehen geht das Schloß auf. Die Frau tritt mit dem Licht hinein. Da erblicken sie im Gewölbe einen Hahn mit feurigem Kamm, der sich auf dem Rücken eines gewaltigen Zottelhundes ausspreizt. Der Hund aber kauert knurrend auf einer großen Kiste, während der Hahn dazu kräht, daß er sich selber fast überpurzelt. Der Schneider läßt sich von Allem nicht dumm machen. Aller Grimassen ungeachtet verscheucht er erst die Ungethüme und schließt, sobald sie zum Keller draußen sind, die Thüre zu. Dann legt er wohlbesonnen sein Schurzfell ab. Mit dem zweiten Schlüssel, den ihm nun die weiße Frau einhändigt, öffnet er die Kiste und sie liegt bis oben voll Gold. Sogleich aber wirft der Geselle sein Schurzfell darüber, weil man jedem Geisterschatze, der nicht mehr entweichen soll, etwas von unsern eigenen Sachen beilegen muß. Kaum ist dies geglückt, so sagt er der weißen Frau und ihrem Manne, jetzt könnt ihr gehen, und augenblicklich sind beide verschwunden. Nachher haben sich die Drei, der Schneider und die Diebe, in die Schätze friedfertig getheilt, und der alte Sigrist von Kulm sah seinen Sohn als reichen Mann wiederkehren.

Sagen über Geistermahlzeiten verzeichnet W. Menzel, Odin pag. 245, und pag. 251 werden auch die stück- und gliederweise herabfallenden Körper der Tischgenossen erwähnt. Damit scheinen die täglich im Kampfe fallenden, täglich aber wieder auflebenden und mit Odhinn tafelnden Einheriar gemeint. Dazu finde ich noch anzumerken: Der Meßmerssohn, in Zingerle's Tyrol. KM. 1, 117. Die Funkenburg bei Leipzig, in Steinau's Volks-S. pag. 282. Ein gegen seinen eigenen Pfarrer in solcher Weise spukender Sigrist wurde zu Zürich 1705 ertappt und hingerichtet. Helvet. Calend. 1786. In Wolfs hess. Sag. No. 23. 24 schmausen die Geisterhelden im Schlosse und die W. Jäger in der Küche, auch dabei soll ein Leichnam zerrissen und zerstückelt werden, um ihn alsdann in einen Sack zu fassen; während er bei Müllenhoff, Schlesw. Holst. Sag. pag. 218 in seinen einzelnen Theilen zum Leib eines Hofdieners wieder zusammen gesetzt wird. Zwölf Männer sitzen im Walde um einen runden Tisch, spielen Karten und haben einen steinernen Bierkrug vor sich. Fr. Mihm, koburg. Sag. 1845, No. 30.

134. Die wandelnden Rathsherren von Muri.

Bis still, die Herren gehen herum! war sonst eine landesübliche Redensart, wenn man einen, der zu Anzügliches redete, zu einem ehrerbietigen Tone auffordern wollte. (Melch. Kirchhofer, Schweiz. Sprichw. No. 79.) Dies findet in Muri-Egg noch seine Anwendung. In diesem Dorftheile steht ein baufälliges Haus, das vor Alters ein Rathhaus gewesen sein soll. Seine letzten Bewohner, die zur Miethe drinnen waren, haben noch bis vor wenigen Jahrzehnten Tag und Nacht die Hausthüre offen halten müßen. Denn sobald man diese schloß, entstand Nachts ein unerträgliches Gepolter und die längst verstorbenen Rathsherren spazierten dann in ihren Amtsmänteln durch den Hausgang hin und her.

135. Die unverschließbare Thüre in Veltheim.

In einem gewissen Hause zu Veltheim geht bisweilen am Tage wie bei der Nacht die Stubenthüre auf. Die Leute sind so sehr daran gewöhnt und unterscheiden die Zeit so gut, daß sie dann die geöffnete Thüre nicht wieder verschließen, es wäre doch vergeblich. Ungläubige von der neuen Schule wollten hierin eine bloß natürliche Ursache sehen und stemmten sich deshalb mit aller Gewalt gegen die Thüre; sie öffnete sich dennoch und legte jene mit ihrer neuen Weisheit unsanft zu Boden. Einmal machte der Kobold seinen Besuch, als die Wiege mit einem kleinen Kinde eben an die Thüre geschoben war; er warf zwar die Wiege gänzlich um, das Kleine litt aber nicht den mindesten Schaden und der Mutter, die daneben saß und spann, geschah eben so wenig.

Auch im Frickthaler-Dorfe Obermumpf findet sich ein altes Haus, dessen Thüren zu bestimmten Tagen des Jahres alle sich von selbst öffnen und die ganze Nacht darauf nicht wieder geschlossen werden können.

Man sagt von Selbstmördern, daß jene Stubenthüre, durch die man ihre Leiche aus dem Hause schafft, ja sogar das Fenster einer solchen Stube, zu gewissen Nachtstunden sich stets von selber öffne.

Alle umziehenden Geister pflegen ihren Weg in einer sich stets gleich bleibenden Richtung zu nehmen, vgl. No. 155; und wenn der Geisterwagen einmal ausnahmsweise eine neue Bahn einschlägt, so erscheint dies so unbegreiflich, daß es von der Sage (Abthl. III, No. 96) besonders hervorgehoben wird. Um Meiningen gilt der Satz (Haupt, Zeitschr. 3, 366. No. 66): Häuser mit zwei in gerade entgegengesetzter Richtung führenden Eingängen sind dem Durchzuge des W. Heeres ausgesetzt. Thôrs und seines Kämpen Kars Grabhügel liegen nach der dänischen Sage bei einem Bauernhofe, dessen Pforte in einer bestimmten Augustnacht offen stehen muß, weil der Brautzug von Kars Sohn und Thôrs Tochter hindurch zu ziehen pflegt. Müllenhoff in Haupts Ztschr. 7, 425. Eine Scheune bei der Stadt Ragnit verliert stets ihre wieder hergestellte Dachung, denn sie liegt gerade in der Linie, in welcher die Geister des deutschen Kirchhofes denen des litthauischen eben daselbst ihren Besuch machen. Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 162. An einem alten Hause zu Zürich muß ein Ziegel des Daches stets aufgerichtet stehen; legt man ihn, so findet der Geisterdurchzug den gewohnten Weg nicht mehr und macht dann das ganze Gebäude unbewohnbar. Schweiz. Merkur 1835. Als man die Mönche in Königsberg vertreibt, kann man das dortige Kreuzthor nicht wieder schließen und muß es zuletzt ganz abbrechen. Die auf dem Todtenberge bei Marienwerder begrabenen Soldaten widersetzen sich einem neuen Hausbau. Tettau-Temme, preuß. Sag. No. 175. 220. Im schwäb. Stift Weingarten wird jährlich zu Christi Himmelfahrt die berühmte Blutprocession zu Pferde abgehalten; dieselbe geht seit alter Zeit immer durch die Scheune eines benachbart wohnenden Bauern. Meier, schwäb. Sag. 2, pag. 400. Durch die Scheune des Bauern Simon Daum geht der Zug des Burggeistes Rodenstein. J. W. Wolf, Rodenstein, pag. 19. 20. Gleiches findet sich bei Schambach-Müller, ndsächs. Sag. No. 142: Zwerge in ihrer Wohnung gestört; und bei Weinhold, Weihnachtssp. pag. 15 die schwed. Sage. Entsprechende Züge unserer Sammlung sind No. 25. 122.

Wenn die W. Jäger im Berner-Grindelwaldthale jagen, müßen ihnen die Thore des Melkhauses auf der Scheidegg offen gelassen werden. Reithard, Sag. der Schweiz, 537. Der Volksglaube an der Mosel besagt: Die armen Seelen werden zur Strafe oft zwischen die Thüren gesetzt, und deswegen solle man die Thüren nicht zuschlagen. Wolf, Ztschr. 1, 240. No. 8. Im Aargau glaubt man, daß derjenige, der nach dem Tode umgehen soll, im Sterben ein Loch durch das Dach reißen müße. In allen Strohdächern sind sog. „Heiterlöcher" angebracht, Luftlücken, die nicht eben heiter geben. Fehlen dieselben und deckt der Sturm ein solches Strohdach ab, so meint man, ein früherer Hausbewohner habe wieder Einkehr gesucht. Dem entspricht in kathol. Landkirchen das sog. Heiliggeistloch, ein Loch in der Decke, welches offen bleiben muß zur freien Auffahrt einer Figur, die

am Himmelfahrtstage früherhin empor gezogen worden ist. Zu diesen unsern Verstand verletzenden Zügen stellt Grimm, GDS. 117 den überraschend zutreffenden Satz, mit welchem Tacitus das würdige Gottesbewußtsein der Germanen zeichnet: non cohibere parietibus Deos; „nur Bäume hegten den Gott und über ihnen stand der Himmel offen."

136. Schwärmende Geisterschaaren.

a. Der Oedlisberg, den man auch den aufgeworfenen Hügel nennt, ist eine ringsum abgerundete Höhe im Walde an der Bergstraße, welche von dem Dorfe Birmensdorf nach Fislisbach führt. Dorten erscheint in den heiligen Nächten eine Schaar bewehrter Männer, während zugleich ein Geharnischter auf der Spitze des Hügels steht. In dieser Stunde vernimmt man alsdann auf dem benachbarten Steppfelde bei Birmensdorf eine verworrene, aber militärisch rauschende Musik. In den dreißiger Jahren ist in jenem Hügel ein Schatz gehoben worden.

Dieser Grabhügel wurde 1835 untersucht. Man fand in seinem Innern ein aus Kieselsteinen gebautes Grab, worin ein Gerippe, außerdem noch eine eigene Grabkammer mit schwarzer Asche angefüllt. Zürch. Antiq. Mittheilungen. 1839, 10.

b. Wer zu einer gewissen Zeit des Jahres Nachts von Umiken nach Villnachern im Aarthale geht, kann ein ergreifendes Schauspiel erblicken. Traurig marschiert ein Zug Soldaten links vom Ackerfelde her über die Straße und man hört dazu den Klang einer dumpfen Trommel. Man sagt, diese Schaar sei vor Alters hier im Lager überfallen und niedergemacht worden.

c. Im Mattenlande, einer großen Wiesenebene der Dörfer Lengnau und Endingen, sollen zu Weihnachten und Ostern große Reiterschaaren gesehen werden. Das Volk sagt, es seien dies die Geister der Russen und Franzosen, welche sich i. J. 1798 hier ein Gefecht geliefert haben.

Im Hennebergischen gilt von den Sterbenden die Redensart: hä gètt zur grusse ärméä, ins grusse hêr. Haupt, Ztschr. 3, 368.

d. Kloster ist der Name eines Dickichts im Hochwalde bei Bärikon, da ziehen Nachts ganze Schaaren von Klosterfrauen um. Mit aller Bestimmtheit versicherte mein Erzähler, er sei hier selbst einer Nonne mit einem Schlüsselbunde begegnet, habe ihr aber aus guten Gründen die Zeit ja nicht geboten (gegrüßt); gönne man einer solchen nur ein Wort, so werde man ihrer nicht mehr los, bis sie einen zu Tode geredet habe. (Bezirk Bremgarten.)

e. Im Walde zwischen Döttingen und Würenlingen sollen so viele Geister stecken, daß ein Mann an einem ganzen Kornsack voll Nüsse nicht genug hätte, wenn er jedem Geiste nur eine geben wollte.

Haselnüsse in Gräbern fand W. Menzel in dem Grabfelde zu Oberflacht; und Bullinger, Reformat.=Gesch. 1, 161, in den Särgen der Zürcher Stadtpatrone Felix und Regula. „Man fand wenigs gebeins darin, Kolen, Ziegelstein und ein Haselnuß mitt eim löchlj". Vergl. Bluntschli, Memorab. Tigurin. Zürich 1742. pag. 339 und unsere Anmerk. No. 434.

Das Tessiner=Dorf Sementina, Bezirk Bellinzona, versetzt auf den öden Bergsaum seiner Thalschlucht die Seelen aller reichen Geizhälse; droben in der Schneekälte müßen sie ihre Sünden abbüßen. Franscini, Kant. Tessin, 428. Im Todtentobel bei Chur zeigt sich ein Todtenheer zu Roß, das aus lauter Churer=Rathsherren besteht. Insbrucker=Phönix 1851, 271. Still, die Herren ziehen um! Schweiz. Sprichw. bei Kirchhofer. Im Luzernerlande sind es die Riesen im Enziloch, die in die Bergfirsten des Entlebuchs gebannt die Witterung machen müßen; in der Seegegend nennt man sie die Thalherren, im Aargau die Roththaler. So oft ein neuer Zwingherr dorthin verwünscht wird, muß er Eichenstämme auf die kahlen Berghöhen hinauf wälzen, bis er drüber Funken schwitzt und Donner hustet. Im Berner=Grindelwald sind es die riesenhaften Westfriesen, welche durch die Melkhäuser auf der Scheidegg ihre Weidbahn nach Gassen und aufs Faulhorn hinüber nehmen. Friesen heißt dem Berner=Oberländer die Bewässerungsgraben der Felder öffnen (Stalder 1, 398). Der West= und Föhnwind, welcher frieset und in localer Redeweise sogar „den Schnee frißt", hat im Haslithale zu einer erkünstelten Sage geführt von einer Einwanderung aus Friesland und Schweden. Die schlimmen Advokaten im Wallis müßen auf dem Gebirge die Wolken schieben, und die Geizhälse den Rhonesand in durchlöcherten Geschirren bergauf schleppen. Reithard, Sag. der Schweiz 218. 537. Die gleiche Anschauung hatte auf Island statt. Wenn dorten das Treibeis sich in Bewegung setzt und ein Krachen in den Lüften entsteht, so tönt es wie ein flehendes Menschengeschrei, und die thörichten Einwohner meinen, dies sei der Seelen Geschrei, die ihr Fegfeuer in der Kälte um den Heklaberg hätten. So meldet Sebast. Münster, Cosmographey. Basel 1567, pag. 1217. Am Heinzenberge in Graubünden zieht das Heer des Todtenvolkes musicierend durch das Domletschger=Thal hin. Meier, schwäb. Sag. No. 159. In Bernisch=Röthenbach, Amtes Signau, sagt man vom fernen Dröhnen der Gletscher, die Roththaler exercieren, es giebt ander Wetter, und wenn der Mühleseiler von Signau Nachts mit den Geistern spazieren gieng, trug er beständig den Hut unterm Arm und sagte zu den ihm begegnenden Leuten: Seid doch so gut und geht da ein wenig auf die Seite, es kommen da Herren! dann tönte es, als ob eine große Menge Pferde durch die Straße hintrabte. Manchmal exercierte er auch mit ihnen im Feuer. Kohlrusch, schweiz. Sagb. 1, No. 30. Wenn der Beatenbach in seinen großen Gebirgshöhlen unterirdisch anschwillt, um sich dann über die Felswände in den Thuner=See hinabzustürzen, wird vorher ein unterirdisches Getöse gleich heftigen Detonationen vernehmbar; dies nennt man allgemein die Musterung auf dem Seefelde. Jahn, Kant. Bern, 316. Auf den Reconfelsen ob Vionnaz, Kant. Wallis, hört man die nächtliche

Reiterei. Im tessinischen Bellinzona begleiten 24 berittene Geister den Landrichter als Schutzwache zu Gericht. Henne, Schweiz. Bl. 1833, 187. Ein Luzern. Lied vom Dekan Häffliger (Volksl. Luzern 1813, 171) schildert solcherlei Volksglauben:

> **Bald heissl's, 's göyh schier all Mitternacht**
> **Ums Hüsli z'ringlet um**
> **E Schaar Soldate lings und rächts,**
> **Me chönn sie zälle chûm.**

Tschudi 1, 34 erzählt zum Jahre 1082: „man sah von wittnuß uff den witen veldern Gesichten, als ob merckliche reisige Huffen Rüttern durch einander rännetind, und wann es vergieng und man uff dasselb Veld kam, kont man weder Hufschläg noch Tritte, ald andere Gemerck finden, daß jemand allda gewandlet wäre."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß so weitverbreitete und ausgedehnte Legenden, wie die der Thebaischen Legion, welche für mehrere Schweizerkantone und Schweizerstädte zur Urgeschichte geworden ist, aus diesem Todten- und Gottesheere ihren Ursprung genommen haben. Anstatt nun hier weitere Parallelen aufzuzählen aus den vorhandenen Sammlungen und Geschichtsbüchern, versuche ich nur, ihre ältesten und die jüngsten Ausprägungen, die mir bekannt geworden sind, hier mitzutheilen.

Paul Diaconus Langobard. Gesch. l. 2, c. 4 erzählt von einer i. J. 565 in Italien wüthenden Pest: Tag und Nacht klangen schmetternde Kriegstrompeten, die meisten Menschen glaubten das Stampfen anmarschierender Kriegsheere zu vernehmen, und doch zeigte sich nirgends die Fußspur Wandelnder, 2c. — Die Jahrbücher von Brauweiler in Köln (Böhmer, Fontes rer. germ. 3) erzählen von einem 1140 beobachteten Riesenkampfe berittener Geister, welche die größten Eichen mit den Wurzeln ausrissen und sich als Wurfspieße entgegen schleuderten, dergestalt, daß ein Fluß, über den eine Partei die andere verfolgte, von den niederfallenden Stämmen aufgestaut wurde. Das neueste solches Glaubens meldet die Allg. Augsb. Ztg. 1854 No. 43 aus dem Dorfe Büderich zwischen Unna und Werl in Westfalen. Die Regierung hat über dieses Phänomen gegen 50 Augenzeugen einvernehmen lassen. Man erblickte am 22. Jan. jenes Jahres kurz vor Sonnenuntergang einen unabsehbaren Heereszug, der aus Reiterei und Fußvolk nebst einer ungeheuern Wagenreihe bestand. Man unterschied deutlich das Blitzen der Gewehrläufe und die weiße Uniform der Reiter. Als die Infanterie über die Ebene weg gegen den Schaffhauser-Wald marschiert war und die Cavallerie annahte, hüllten sich mit einem male die Bäume in einen dichten Rauch ein, und man bemerkte dazwischen zwei Häuser, welche in hellen Flammen standen. Mit dem Untergang der Sonne war die Erscheinung verschwunden. Zum Schluß sei an die ahd. Uebersetzung der Stelle erinnert aus Habakuk 4, 8: du dîniu ros rîtest unde dîna reite, so uarent skînbari blechicende dîniu sper. Diut. 3, 130.

137. Geistermauer auf der Eck.

Der Fußweg, der von Uecken nach Hornussen geht, führt über einen geringen Berg, auf dessen Höhe schon manche Leute eine ganze Geisterschaar erblickt haben. Als einst ein Mann von Sulz hier auf der Eck ankam, schien eine schwarze Mauer in weitem Umkreis den Weg zu umziehen, und bei jedem Schritte vorwärts ihn immer mehr und mehr einzuengen. Er kam darüber so von Sinnen, daß er über den Hügel Murbis durch wildestes Gestrüppe und Dornenwerk hinab gerieth und plötzlich sich auf einem Strohdach fand, auf welches er unbegreiflicherweise gekommen war.

Ein alter Mann von Uecken, der nach Betzeit ebenfalls über die Eck heim wollte, wurde gleichfalls bald von jenen Geistern auf dem Felde umher gejagt, bald von jener furchtbaren Mauer eingeengt und gequält. Als er im Morgengrauen endlich heimgefunden hatte, vermochte er seine Leute nicht einmal mehr zu grüßen, er wälzte sich auf dem Stubenboden bis zum Hühnergitter, und biß ein hölzernes Stenglein dran entzwei. Die Seinen erschraken, sie rissen ihm den Rock auf und schmissen alle seine Kleider vor das Haus unter die Dachrinne. Sowie er entkleidet war, konnte er wieder aufstehen und sprach: Der Teufel hat mich furchtbar gewürgt; er saß mir in der Rocktasche; gebt mir nur schnell Brod zu essen!

Ein anderer Fricktthaler-Bauer hatte sich von Hornussen Nachts um zwei Uhr auf den Weg gemacht, um andern Tags bei Zeiten im Stifte zu Schönenwerth seine österliche Andacht zu verrichten. Sein nächster Weg führte ihn über die Eck. In dieser ihm wohlbekannten Gegend verirrte er sich gänzlich, lief bis in die Gegend Weid, suchte da die Richtung nach Herznach einzuschlagen, kreuzte aber seinen vorigen Irrweg noch einmal und gerieth gegen seinen Plan durch die Waldung Buhalde hinab; da aber sah er zu seiner Verwunderung sein Dorf wieder vor sich liegen. Nun war's bald Messezeit und nach Schönenwerth lange zu spät. So weit hatte ihn der höllische Feind herumgeritten.

---

138. Die Geistermauer in Endingen.

In dem Theil der Endinger-Bünte, der sich ins Dorf erstreckt, muß ein armer Sünder spuken, weil er hier die Grenzsteine verrückt hatte, seine Hände sind brandschwarz, wie sie schon bei seinem Tode geworden waren. Als hier ein Mann Nachts durch die Wiese wollte, entstand ein großer Hag vor seinen Augen, der ihm nach allen Seiten

den Weg versperrte, und als er durch eine Nebengasse hindurch zu kommen trachtete, wehrte ihm eine anwachsende Mauer den Eintritt.

Es ist eine altepische Formel, Krieger und Freunde als die Grund- und Wallmauern einer Stammburg erscheinen zu lassen; die Befestigungssage der Habsburg (Abthl. XII, No. 497) hat sich daraus entwickelt. Ein Minnelied, Diut. 1, 319, sagt:

froeiden bin ich umbehuiret,
von der erin ingemuiret,
ir burc heizet stetec (Flins).

Im Gudrunliede (ed. Ettmüller, pag. 143, 18): dîn burc und ouch dîn lant, daz ist umbemûret von gesten ungehiure. — Nib. 1916: von zweier helde handen, dâ gênt wol tûsent rigele füre, treue Freundeshand ist der stärkste Schirm. Als Abends am 5. Januar 1814 der Waffenstillstand in Schleswig abgelaufen war, lag eine Wittwenwohnung in der Nähe der ersten Attaken, mit denen Schweden und Kosaken abermals den Kampf begannen. Die Frau drinnen betete das Lied: „Eine Mauer um uns bau, daß dem Feinde dafür grau.“ Am Morgen nach dem Gefechte war das Haus verschont geblieben; eine mannshohe Schneewand hatte der Wind davor aufgethürmt. Der Hexenhammer (II, 1. cap. 15) erzählt, wie sich ums Jahr 1484 der Hexenmeister Stauf zu Bern in eine Mauer verwandelt habe. Diese Anschauung fällt mit der orientalischen zusammen: es soll der Messias einst den Juden als Mauer dienen (Hieronym., Comm. in Zachar. cap. 2). Stephanius in den Noten zur Ausgabe des Saxo Gramm. (179, 27) verweist dieses erklärend auf eine Stelle aus Hegesippus Prolog Ueber die Juden, wonach der Juden Hoffnung nur in Mauern und nicht in Wehrhaftigkeit bestanden habe, da ihnen doch in einer Belagerung der Untergang prophezeit gewesen sei. Entsprechend dem religiosen Cult der Germanen ist es, daß statt dieser gebauten Mauer öfters der gewachsene Hag die geweihte Umfriedung gewähren muß; ein solcher wird No. 114 nachdrucksam erwähnt.

---

139. Weidbahn der wilden Jagd um Zofingen und Brittnau.

Vor Jahrhunderten trieb in den Wäldern um Zofingen und Brittnau ein Jäger sein Wesen, und wenn er den ganzen Tag keinen Hasen erlegt hatte, so mußte ihm beim Heimgehen der Teufel noch einen in den Orten Vor dem Wald und Strengelbach auftreiben. In diesen Wäldern ist er auch gestorben. Seither hört man, wenn sich das Wetter ändert, Hundegebell und Jägerruf. Noch vor zwanzig Jahren kam dann in der Luft ein Gebrause von Kirchberg her, über den Albiswald, zog durch den Kunzen- und Kuhrainwald, lief im Städtchen Zofingen vom Schlachthause bis zum jetzigen Bibliothekgebäude hinauf; und wenn es über den Mühlberg nach Reiden hingieng, hörte man oben am Schnürberg aus dem Hundegebell den Ruf heraus: „Wehr unten, wehr oben!“ — „Wehr du selbst oben!“

rief ihm einst ein Bauer zu, der bei diesem Lärmen neugierig das Fenster geöffnet hatte, „bei mir da will ich schon wehren!" Plötzlich hatte sich auf dies Wort das Getöse gelegt. Als aber nun der Bauer in seine Kammer gieng und zu Bette wollte, klopfte jemand ans Fenster; der Bauer hatte den Muth verloren und wagte nicht zu öffnen, bis Klopfen und Ruf zum dritten Mal drohend kam. Als er den Schieber aufthat, brüllte ihm eine Stimme entgegen:

Halfest du mir heute jagen,
So kannst du jetzt auch Knochen nagen.

Von diesem Tage an zehrte der Mann, den wir noch alle gekannt haben, wirklich auf Haut und Bein ab und starb endlich.

(Vgl. Wolf, hess. Sag. No. 23. 24. 25. 62.) Den hier angeführten Weidmannsschrei des W. Jägers legt der Chronist Schodeler den Schweizern bei in ihrer zu Marignano 1515 erlittenen Niederlage: „was nüt anders dann, wehr hie, wehr dört!" Schweiz. Archiv von Escher-Hottinger 1, 167. Ein Flug-Blatt, Die Schlacht vor Blawil im 1562 Jahr, getruckt 1621:

kein mann gesach nie gröser noht,
man greiff uns an an allen ort,
einer schreuw „wer' hie, wer' tort!"
wir waren gar verlaßen.

Der W. Jäger spricht in seinem Weidschrei vom Knochennagen; eine mir mündlich aus dem Elsaßerstädtchen Thann zugekommene Sage berichtet das gleiche Factum aus dem dortigen Wäldchen Rangenberg und unter denselben Drohworten; Roßknochen werden auf den höhnenden Menschen herabgeschleudert. heste met jûcht, mütste ôk met frêten! ruft in Kuhns nordd. Sag. pg. 3 die Frau Gode (Wuotana). Aehnliches daselbst pg. 478 und in Tettau-Temme's preuß. Sag. No. 260. Müllenhoff Schlesw. Sag. No. 499. Von diesem Knochennagen ist die Rede Abthl. III, No. 155; es bezieht sich auf die allgemeine Opfermahlzeit, zu des Gottes Ehren veranstaltet und von ihm gesegnet. Dies erhellt namentlich auch aus den an den Eber sich knüpfenden Sagen. Vierzehn Tage lang hat der Holzhacker, der dem W. Jäger behilflich gewesen ist, daheim Schweinefleisch einzusalzen. Wolf, ndl. Sag. No. 516.

140. Der Töst am Childberg, bei Brittnau.

Der höchste Hügel linkerseits des aargauischen Wiggernthales, zwischen den Dörfern Brittnau und Strengelbach gelegen, wird der Childberg genannt. Auf demselben finden sich Spuren einer alten Befestigung, nicht Gestein oder Mauerreste, sondern ein Graben von bedeutendem Durchmesser, der auch jetzt noch eine Tiefe von drei Fuß hat. Die Fläche innerhalb dieses Grabens gilt im Munde des Volkes als der Schloßplatz; einen Namen kennt das Landvolk für dieses

Schloß nicht, in dem benachbarten Zofingen aber nennt man es Staremberg.

Am südlichen Abhange dieses Schloßhügels steht ein Bauernhaus, Battenberg genannt, wahrscheinlich auf einen hl. Beatus oder auf einen frühern Hausbesitzer dieses Namens weisend. Dasselbe war früher so gebaut, daß seine eine Giebelfläche dem Thale, die andere dem Berge zugekehrt war. Auf der Thalseite war die Wohnung, auf der Bergseite der Scheunentheil; auf dem letzteren haftete die Servitut, daß Besitzer der umliegenden Güter mit ihrem Ackergespann und dem geladenen Wagen durch die Tenne der Scheune fahren durften, und aus diesem Grunde stand sie stets offen. Heut zu Tage fährt nun eine zweispännige Kutsche hindurch, welche vom Childberg herabkommt; namentlich im Sommer vor einem Gewitter, sagt man, sei diese Erscheinung hier wahrzunehmen. Ihren Weg nimmt die Kutsche südwestlich dem Abhange des Berges nach, fährt nach der „Fröschengüllen" (Sauerwiesen) und über den Hemmeler wieder nach dem Berg zurück. Personen fahren mit, aber sprechen hört man sie nicht. Dazu gehört ein Reiter auf einem Schimmel, welcher denselben Weg macht; am Fuße des Berges hat er ein eigenes Brünnlein und tränkt da sein Roß. So oft man ihn sieht, folgt stets langwieriges Regenwetter. Droben am Hügel hört man zu Zeiten lebhaft jagen. Die Hunde kommen von der andern Seite des Thales herüber, springen bellend den Hang des Childberges hinauf und verlieren sich im Walde. Der Jäger, dem sie zugehören, ist im ganzen Thale unter dem Namen Töst bekannt, derselbe Name, der im benachbarten Luzernerlande Türst heißt und dorten den Anführer des Türstengjaid bezeichnet, der Wilden Jagd. Der Töst trägt einen grünen Rock und einen Hut von glänzendem Wachstuch. Vormals hörte man ihn um die Zeit, wenn die Heidelbeeren reif waren, auf dem Heidenhubel, nicht weit von Teufenthal, seinen Hunden rufen und bemerkte ihn von der Hönneten und von Liebigen aus; dann brach immer ein schrecklicher Platzregen los und acht Tage lang dauerte das Unwetter an.

Dem Heidenhubel gegenüber liegt der Langnauerberg, schon zum Kant. Luzern gehörend. Er trägt eine Schloßruine, die man Teufenthal und Zwingherrenschloß nennt. Dort läuft ein Edelherr mit einem feurigen Hund umher und nimmt dem Bauern, der in den Wald fahren will, die Ochsen vom Wagen. Er macht sich oft auch nur durch ein Geräusch bemerkbar, dem ähnlich, wenn jemand in Holzschuhen über Glatteis oder hart gefrornen Schnee geht. Fluchet man, so vermehrt sich das Geräusch bis zu einem erschrecklichen Tosen;

redet man aber von Gott, so wird es plötzlich stille. Auch Kettengeklirr mischt sich drein, namentlich bei einem nahen Gewitter. Am Charfreitag haben Schulbuben dorten Spielwaaren und Kinderpuppen gefunden, und was sie davon mit in der Schultasche heimbrachten, war in Geld und Gold verwandelt.

Der Reiter, der am Fuße des Berges sein eignes Brünnlein hat, um da sein Roß zu tränken, ist Oden, der sein Pferd weidet; die entsprechende mecklenb. und schwed. Sage giebt Grimm, Myth. 141. Auch Wagen und Berg des Alten Gottes fehlen hier nicht. Sein Name Töst ist eine mundartliche Verschlechterung des gleichfalls geltenden Turst und bezeichnet Riese und Wilder Jäger. Das durstige Heer (Myth. 105. 140. 890), das mit Kaiser Karl im Odenberge haust, tränkt ebenfalls seine Pferde alle sieben Jahre im Glisborn. Es sind damit die dem Gotte und seinem Roß gestiftet gewesenen Futterwiesen gemeint, von denen Abthl. XII, No. 499 gehandelt ist.

Der Dürst, von welchem man im solothurnischen Gäu erzählt, soll in der Heidenzeit Reichsvogt gewesen sein und beim Chapeller=Born seinen Schloßsitz gehabt haben. Seine Stallungen waren voll Rosse, er hatte hundert Hunde und für jeden eine Hundsmagd. Zur Aerntezeit ritt er alsdann mit all diesen Thieren durch die Saaten. „Drei Schritt abweg!" hieß dabei sein Ruf. Im Grenchner Schloß beim Bachteler Bad wohnte seine Geliebte, und heute noch rollt er da krachend als Feuerrad über die Jurawände herab. Seit ihn der Teufel geholt hat, ist er ins Gäuthier verwandelt und muß Nachts hoppen „Huhu", und damit das „Hudelwetter" ankündigen. Seit den Franzosenzeiten liegt auch des Dürsten Jagd „im Bann" (ist gesperrt). So bedichtet es Anaheim in Solothurner Mundart. Schweiz Unterhalt. Bl. 1848, No. 38.

Der Entlebucher Türst hat seine Wohnung in der Wüstung Gadenmatt, er jagt als ein geharnischter Riese. Das ist das Türstenjäg. Solche Jäger sind auch die Riesen von Iseltwald (Bern. Oberl.) und von Thorberg (Bern. Krauchthal), sowie die Westfriesen in Grindelwald. Des Türsten riesiges Weib ist die schöne Sträggeln. Reithard, Sag. aus d. Schweiz.

Durstgraben ist der Name einiger Häuser in der Gemeinde Neuhausen, in deren Nähe die Ruine der Neuenburg liegt. Im=Thurn, Kant. Schaffhausen, pag. 159.

Pfaffengällere (Geschrei) ist, wie Stalder 2, 496 versichert, gleichfalls ein Namen des Dürst im Luzerner Gäu. Es ist indeß nur des Dürst Pfaffenköchin und Metze „Gälle" damit gemeint. Vgl. No. 412.

Dicunt aliquando venatorium quoddam spectrum, Tuerst vocant, veluti praedam insequeretur, Alpes pervagare, medio inter ipsa pastorum domicilia, aut quae dispergit armenta, excurrens; latratu adeo incondito ut capilli audientibus rigeant. Memorantur nocturni equites magnis turmis per fragosas rupes resonante horrendo et concutiente omnia, strepitu, sursum deorsumque cursitantes. — Cappeller hist. Mont. Pilati. — Basil. 1767. pag. 10.

Der Riese zu bayrisch Seefeld heißt Türsch, sein Landbach Türschenbach, das Blut seiner Wunden Türschenöl. Panzer, bayr. Sag. 2, pag. 441.

Oberhalb Zirl beim Weiler Dirschenbach ward der Riese Tirsus vom Riesen Haimon erschlagen; beider Standbild ist am Portal der Stiftskirche ausgehauen. Meyer, tirol. Sagenkränzlein 1856, pag. 177.

Der französ. Name Toustain, vieler bekannten Männer Taufname, wurde seit der Schlacht bei Hastings Familiennamen eines normännischen Geschlechtes, dessen Ahn im Treffen das Banner des Herzogs Wilhelm getragen: Turstinus filius Rollonis vexillum Normannorum portavit. Orderic Vital. pag. 501. Franz Gaudy, Roman von Rollo (1835) S. 275.

Die schlettstädt. Gloss. ed. Wackernagel in Haupts Ztschr. 5 verzeichnen No. 6, 169: Ditis: durisis. 6, 428: Orcus: duris.

141. Der Jägersknecht von Trostburg.

Ein Mann von Kulm band unterhalb des Dorfes nahe am Walde Reiswellen. Da glaubte er jenen Jäger rufen zu hören, der vor Jahrhunderten dem Trostburger Schloßherrn so übel im Jagdbanne gedient hatte. Wirklich sah auch der Bauer einen Grüngekleideten zehn Schritte weit auf sich zu kommen. Beide schauten einander an, keiner sprach ein Wort. Der Grüne fällte die Flinte und zielte, als wolle er ihn erschießen. Verächtlich hob der Bauer seine Reiswelle auf die Schulter, kehrte ihm den Rücken und dachte sich: Blas du mir........! Aber nach der Heimkunft wurde er doch einige Tage bettlägerig.

142. Der Neuliger im Ruederthal.

Die oberste Hofstatt des Ruederthales heißt Neulig. Es wohnte dort früher ein Jäger, Neuliger geheißen, dessen Hunde alle hellklingende Glöckchen trugen, und der sich des Wildes durch Festbannen und Zaubern bemächtigte. So vermaß er sich oft, er brauche nur zum Fenster hinaus zu schießen, so müße jeder Schrot einen Hasen treffen, er möge stecken wo er wolle; eher würde seine Kugel siebenmal ums Haus fliegen, an allen vier Ecken anschlagen und ihm wieder in den Flintenlauf zurückfahren. Nun ist er lange todt; aber so oft man anhaltendes Regenwetter zu erwarten hat, hört man ihn auf seinen alten Wegen mit dem Geschelle der Hunde heranlärmen.

143. Der Ziegler im Grindel.

In dem großen Eichwalde Grindel haust der gespenstische Ziegler. Sein Haus sei eine Ziegelhütte gewesen am Ende des Waldes, wo die Straße des Surenthales sich mit der Luzerner Grenze kreuzt.

Dort will man unter den Eichen noch Backsteine und Ziegelstücke finden. Er aber schreckt die Holzfrevler, wenn er in grünem Frack und rother Weste plötzlich daher kommt und eine gewaltige Ofenkrücke mit sich trägt. Eilig entlaufen dann die Diebe, aber stets bringen sie einen aufgeschwollenen Kopf mit heim.

Seinen Namen Ziegler hat der W. Jäger von den mancherlei Scherben und Ziegelstücken, die man in den Linien alter Römerstraßen „Ziegelgäßlein" auspflügt. Daher die Angabe, hier seien Ziegelhütten gewesen; vgl. Abthl. III, No 128, 7.

144. Weidbahnen der W. Jagd um Aarau.

Auf der rechten Aarseite beginnt der Jagdlärmen im Aarauer Oberholze, man hört Aho rufen und ein Horn blasen. Vom Gürnet oder Gönhard geht's quer über die Landstraße zum Binsenhof, von dorten weg die Straße wiederum kreuzend in der Höhe des Surer Waldberges auf dem Todtengäßlein fort bis zur Spitze des Berges, dem Pfaffenhügel. Im gleichen Walde zieht's am Steinernen Tisch vorbei, wo sonst der Sammelplatz der Gönhards Hexen gewesen ist.

Jenseits dieser Berghöhe, welche Distelberg heißt, beginnt ein anderer Nachtzug und geht gegen Teufenthal hinauf. Hier zieht der Holzweibel Landluegi mit den Hunden ans Winenufer zum Vogelrain; er schlägt dabei mit einer Axt an die Tannen. Da begegnet er dem Rothenburger, auch Roththaler geheißen, der aus dem Luzernergebiete vom Enziloch herkommt.

Auf der linken Aarseite zieht die W. Jagd dem Jura nach. Am Saum der benachbarten Grenze von Baselland ist es der Rothenfluher, der böse Dieter, der Wiesberg-Joggeli und der Ewigjäger. Vom Thalkessel in Kienberg aus kommt er ins Frickthal; dorten ruft er auf den Waldbergen von Wölfliswil seinen Hunden: „Walti, dede, hudada!" — „Chum, wenn d' öppis bisch!" rief ihm da einst ein Berauschter zu; darauf war's, als ob der ganze Wald her käme, und der Erfrechte wurde jämmerlich zugerichtet.

In entgegengesetzter Richtung stromab geht eine andere Schaar der Jagd zwischen den Aarauer- und Schinznacher-Jurabergen hinüber gegen die Waldungen von Brugg. Hier und im Rynikerbann entsteht dann in klaren Mondnächten ein Schießen, Bellen und Schreien, das sich oft in ein klägliches Geheule auflöst. Es ist dieses noch in den letzten Zeiten wiederholt gehört worden.

145. Der Wildjäger am Degerbache straft Roßquäler.

Wem blieb nicht der Weg im Gedächtnisse von Zurzach nach Kaiserstuhl, wie er ehemals bergauf und bergab gieng, wie vom Himmel in die Hölle; das war seit alten Zeiten die Arme Sünder-Straße für alle Rosse und der Schrecken für alle Fuhrleute. Da hat gewißlich keiner die Strecke vergessen am Degerbache zwischen Mellikon und Rümikon und jene andere Stelle gerade über dem Dorfe, wo der Teufel hinter jedem Nußbaum stand, um die Geißelhiebe und Flüche alle aufzuschreiben in seinen Kalender.

Es ist noch nicht lange her — erzählte meiner Mutter Großvater — daß da der Rudi von Rietheim ganz blutig und zerhauen am Rümikoner Wirthshaus vom Stallknecht betroffen worden ist; sein Frachtwagen hatte schon Halt gemacht vor der Wirthsthüre, er aber stemmte noch immer die Schulter ins hintere Wagenrad und schob übermenschlich, als müßte er die Fuhre noch fortwährend weiter fortstoßen. Er war ganz erstarrt und verwirrt, so zog ihn der Knecht heraus und brachte ihn herein. Als er in der Wirthsstube an der Wärme wieder zu sich gekommen war und der Stallknecht auch mit einem bedenklichen Gesichte erschien, weil ihm draußen eben eine ganz fremde Stimme „Ausspannen!“ zugedonnert habe, mußte der Rudi berichten, wie es ihm heute ergangen. Nun erzählte er, daß er sich des Morgens in Zurzach zu lange aufgehalten und zu viel geladen habe; aber statt mehr zu füttern, habe er sich gedacht, wie der Haber jetzt doch gar so theuer sei und wie die Gäule nur um so besser bergauf ziehen möchten, wenn sie die Bäuche nicht zu voll hätten. Auf dem Wege habe er noch einmal eingekehrt, den Pferden aber auch nicht über vier Batzen Heu geben lassen. Zwar sei auch dort der Stallknecht mehrmals gekommen und habe gefragt, ob man nicht ein wenig ausspannen solle; allein es wäre alsdann eben allzu spät geworden und so habe er es denn bleiben lassen. Bald wollten hierauf beim Weiterfahren die Pferde nicht mehr anziehen und am Degerbache standen sie ganz still. Alles Zerren am Zaume, alles Peitschen und Anschreien half nichts; brennenden Schwamm habe er ihnen unter den Schwanz gelegt und einen Fluch fürchterlicher als den andern gethan. Nun wollt' ich doch, daß unserm Hergott im Himmel seine zwei schönsten Engel . . . . . . schrie er, und hatte noch nicht ausgeredet, da sei hinter dem Baum hervor einer gekommen, habe ihm die Peitsche aus der Hand gerissen, ihn in die Speichen des Hinterrades gedrückt und geschrieen: „Wart', du Mordiofuhrmann, dir will ich fahren!“ Hinten am Wagen ins Rad geflochten, habe er jetzt mitstoßen müßen

bergan, daß er meinte, das Herz wolle ihm aus dem Leibe brechen, und gieng's nicht gleichmäßig im Augenblick voran, so seien Peitschenhiebe hergeflogen, als würden ihm Hosen und Kittel mit einem Scheermesser zerschnitten.

Als der Rudi das erzählte, schlotterte er und die Zähne klapperten ihm wie ein Storchenschnabel. Am andern Morgen beim Weiterfahren lief er wie auf Eiern; dem Knecht befahl er, recht gut und langsam zu füttern, einen Theil der gestrigen Last lud er selbst ab, und für die Pferde nahm er noch ein Extrabrod mit auf den Weg. Dann führte er ein Roß ums andere aus dem Stalle wie Prinzessinnen, und als sie nun anziehen sollten, sagte er ganz sanft und hübschlich: Hü, in Gottes Namen.

Von der Zeit gieng's auf dieser Teufelsstraße ein wenig manierlicher her; sogar ein Kreuz setzten die Leute hin, das ist zwar nun wieder weggekommen, seit die Straße neu gemacht und die Brücke dorten gebaut worden ist; aber die Geschichte von dem Basler Kaufmann, der hier begraben liegt, weiß noch Jedes. Es war in der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Er ritt von der Zurzacher Messe heim, eine schwere Geldkatze um den Leib geschnallt. Hier wurde er von einem abgedankten Soldaten erstochen und ausgeraubt. Doch das ledige Roß verfolgte den entfliehenden Mörder so lange, bis es ihn mit seinen Hufen zerstampft hatte. Seitdem soll man um die Herbstzeit ein feuriges Roß einen Mann durch diese Wälder verfolgen sehen.

Eine Spielart dieser Erzählung findet sich bei Panzer, bayr. Sag. 1, 140: Ein Wandgemälde in der Kirche zu Pielenhofen zeigt zwei Priester in einer Kutsche fahrend, der Teufel ist in eines der Räder geflochten und muß die daran fehlende Felge und Speiche vertreten. Ein kleiner ex voto-Wagen aus Eisen wird in dieser Kirche aufbewahrt.

---

146. Wildes Heer bei Egliswil.

Im Stöckhof bei Egliswil beherbergte der dortige Bauer einen terminierenden Kapuziner und plauderte mit ihm vor dem Schlafengehen noch, als ein fernes Getöse das wilde Heer ankündigte. Der Kapuziner ermahnt die Leute des Hauses, sich ruhig zu verhalten. Allein während das Getümmel nun über dem Hause wegzieht, steckt der Sohn den Kopf zum Läufterli (Schalter des Fensters) hinaus und schreit hinauf:

Du rîtist i der Nacht,
De Tüfel het di g'macht!
Du rîtist wie ne Schnîder,
De Tüfel holt di wieder!

Auf diese Worte scholl es aus den Lüften herab:

witt du mit mer strîte,
se chast au mit mer rîte!

Kaum hatte man diese Worte vernommen, so fliegt der Bube zum Fenster hinaus. Am nächsten Morgen fand man ihn unfern im Walde völlig zerschmettert.

Der Anruf gegen den Geist, du rîtist wie ne schnîder! gilt dem Gotte Donar, der im Donnerwagen zwei Böcke vorgespannt hat, den Zahnknisternden und den Zahnknirschenden. Der Höhnende wird zerschmettert gefunden, er ist getroffen von Donars alles in Staub zermalmenden Hammer Miölnir, dem Blitze.

147. Die wilde Jagd am Lirihansi bei Birmenstorf.

Der Lirihansi ist ein Stück Reb- und Waldboden, unterhalb Birmenstorf an der Brugger Straße gelegen. Nach zween zuverläßigen Augenzeugen zieht dort die wilde Jagd vorbei. Meine Mutter erzählte mir Folgendes. Sie und mein Vater giengen einmal von Reuß ab der Störe heim, es war gegen 12 Uhr. Wie sie in jene Gegend kamen, hörten sie über den Gipfeln der Waldbäume ein Rauschen und Knicken, wie von brechenden Aesten. Sie glaubten zuerst, es seien Holzhacker und schritten ziemlich ruhig der lärmenden Gegend zu. Je näher sie kamen, desto lauter wurde es. Es that und rollte wie Donner, ohne daß doch der Nachthimmel bedeckt gewesen wäre. Dann kam das Tosen wie von allen Seiten auf sie herein, und mit einem Schlag plumpte es neben ihnen dumpf auf die Erde. Sie fuhren zusammen und schrieen. Alles war wieder still, rein schienen die Sterne.

Eine andere Person versichert, das Nämliche erfahren zu haben, nur setzt sie noch hinzu, daß sie auf der Straße ein ganz grünes Männchen gesehen habe.

Meinem Vetter stunden hier einmal gegen drei Uhr die Pferde still, bäumten sich, bliesen die Nüstern weit auf und waren um keinen Preis vorwärts zu bringen.

148. Des Mandlehenjägers Wege um Villnachern.

Unterhalb Villnachern finden sich auf einer geringen Anhöhe die Ueberreste einer Burg, welche die unbestimmte Sage Lichtenau nennt. Da wo jetzt Haselgebüsche sich an die Aare hinabziehen, sieht die Gegenwart noch einen wilden Mann, dem sie den Namen Mandlene

und Mandlehenjäger gegeben hat. Er ist schwarz und langhaarig, schleppt eine große Keule hinter sich her und geht in stillen und drückenden Sommernächten, wenn das Wetter sich ändern will, am Flusse bis gegen Birrenlauf und von dort wieder zum Villnacher Walde hinab, trägt die Weidenbündel, welche Bandhauer dort zum Garbenbinden sich schneiden, hinweg, und erscheint damit bei der Schinznachter Fähre, wo sein schallendes „Hop hop!" den Fährmann aus dem Schlafe weckt. Dieser aber läßt ihn rufen, seitdem er ihn einmal mit seinen Weidenbündeln deutlich am Ufer stehen und sogleich wieder verschwinden sah, als der Kahn ans Ufer stieß.

---

149. Der Härdlifuhrmann

zieht im Siggenthal des Nachts um und knallt mit der Peitsche. An der Stilli soll er ehemals die Schiffsleute oft aus dem Schlafe geschrieen haben, um ihn über die Aare zu setzen. Seitdem sie nicht mehr an ihn glauben, läßt er sich auch nicht mehr hören.

---

150. Der Kinzhalden-Joggeli als Jäger und Roß.

Ein reicher Bauer von Kaisten im Frickthale pflügte seinen Feldnachbarn die Grenzfurchen ab, stahl ihnen zur Aerntezeit die aufgeschoberten Zehentgarben und war noch überdies ein Trunkenbold und ein Schwörer. Dafür mußte er nach seinem Tode in dem Hause, das er bewohnt hatte, das gestohlene Korn hüten. Aber zu den heiligen Zeiten wüthete der Geist herkömmlich so sehr in den Stuben herum, stieg in den Stall hinab, quälte dorten das Vieh und jagte ihm den Schweiß aus, daß die Einwohner ihres Bleibens nicht mehr wußten und endlich das Besitzthum um eine geringe Summe losschlugen. Bald erschien auch der neue Käufer im Kapuzinerkloster mit dem Verlangen, man möchte ihm sein Haus besegnen. Die Mönche kamen, beschwuren den Geist in eine Branntweinflasche und führten ihn auf einem zweispännigen Wagen hinaus auf die Kinzhalde. So heißt eine bewaldete Hügelkette zwischen jenem Thalgrund, den das Bächlein Sisselen durchfließt und dem Hardwalde, der gegen die Rheinufer bis Laufenburg sich hinzieht. Daselbst ist eine Gegend, bei der Breiten Eich genannt, ein „gezeichnetes Gestäude", wo das Hochgericht gewesen war; noch tragen die benachbarten Landstrecken Galgenacker und Galgenrain davon ihren Namen. Je näher die Rosse dem Ziele kamen, um so schwerer schien der Wagen zu werden, die Thiere

brachten ihn kaum vom Platze. Endlich dorten angelangt, zog man der Flasche den Propf aus; sogleich fuhr auch der Geist mit einem solchen Getöse heraus, daß Fuhrmann und Kapuziner meinten, die Erde wolle untergehen. Seitdem führt er nun Betrunkene, die hier vorüber kommen, in der Irre herum oder setzt sie durch sein plötzliches Erscheinen in solchen Schrecken, daß sie darüber erkranken. Dem Straßenknecht, der zwischen Eiken und Sisselen den Weg zu machen hat und der ein arger Schnapstrinker war, sprang er auf den Rücken und ließ sich bis zur Stangenlücke tragen, jenem Ziele, das die Geisterbanner ihm gesetzt haben. Dorten konnte der Wegmacher entrinnen, aber unter dem entsetzlichen Geräusche des Gespenstes verlor er Hut und Stock und verfiel in ein so schweres Siechthum, daß ihm alle Aerzte das Leben absprachen.

Ein ander mal hatte ein Mann in dortiger Gegend sein Roß auf die Weide gethan und legte ihm Abends Zaum und Zügel an, um es wieder heimzureiten. Kaum war er aufgesessen, so wurde das Thier zusehends dicker und höher und blies sich schnell so gewaltig auf, daß der Reiter kaum mehr auf den Boden herunter sehen konnte. Er sprang ab und entlief. Das Roß ist niemals mehr heimgekommen, denn jener Teufel im Hardwalde hat es seitdem zu reiten.

Der Kinzhaldenjoggeli soll eigentlich Winter geheißen haben und von Kaisten gebürtig gewesen sein; einen Ortspfarrer gleiches Namens, der erst in den Zwanziger-Jahren daselbst starb, soll alle Welt für den Enkel jenes Mannes gehalten haben. Auch soll noch an des Altgroßrath Winters Haus in Kaisten ein Stall sein, in welchem man lange kein Stück Vieh halten konnte. Man meint, man habe einen frühern Besitzer pfänden wollen und er habe sich drinnen erhängt. — Dieser Winter war als österreichischer Untervogt über Eiken gesetzt und mißbrauchte seine Gewalt aufs unbarmherzigste. So oft er Recrutierungen vorzunehmen hatte, schickte er alle Leute, deren Aecker ihm gerade ins Auge stachen, als Soldaten fort und wußte sie schon in solche fremde Winkel, ja bis in die Türkei hinzuschieben, wo sie ihr Leben lang den Rhein nicht mehr zu sehen bekamen. Aeltere Männer, die er nicht mehr aus dem Lande schaffen konnte, beherte er und machte sie oft so irrsinnig, daß sie aus Täubi (Tobsucht) ins Wasser sprangen. Dann wurde der Vogt der Verwalter ihrer Hinterlassenschaft. So hatte er einmal während einer großen Hungersnoth einen Familienvater an die Werber verhandelt; der arme Mann wußte sich und den Seinigen nicht Rath und Hilfe mehr, und begieng in der Verzweiflung eine schreckliche Unthat gegen sein eigenes Blut. Daher begegnet man an den Schluchten der Kinzhalde jetzt noch einer schwarz-

gekleideten hagern Gestalt, die ein bis zum Gerippe abgehungertes Kind dorten aus den Armen legt und dann lautheulend sich die Brust zerschlägt und die Haare ausrauft. Denn eher als jener Mann seine hungernden Kinder unversorgt im Stiche lassen wollte, stürzte er sie lieber in diese Kluft der Kinzhalde, die davon den Namen Kindshalde bekommen haben soll.

Der Vogt war auch ein leidenschaftlicher Jäger und wußte durch Zaubermittel das Wild im Forste festzubannen. Einmal sah er von der Halde herab im kleinen Weinberg am Südabhange von Eiken einen Hasen in der Sasse, und schoß von oben herunter nach ihm. Aber an diesem erbärmlichen Thierlein mußte der gewaltthätige Mann umkommen; sonderbarer Weise traf er sich selbst und starb auf jener Stelle. Als man seinen Leichnam fand, war er völlig schwarz geworden, und auch das Waldlaub, auf dem er lag, hatte sich mitgeschwärzt, zum Zeichen daß er dem gehöre, dessen Farbe er trug. Kaum ihrer Sechse konnten ihn zu Grabe tragen, aber je näher man dem Kirchhof kam, um so leichter wurde der Sarg. Da befahl der Pfarrer Rothenburger den Leuten, mit dem lauten Gebete aufzuhören und den Sarg noch einmal zu öffnen. Man fand ihn leer, obschon noch vor einer Stunde die ganze Gemeinde gesehen hatte, wie der Vogt brandschwarz drinnen gelegen hatte. Als seine alte Mutter nun vom Kirchhofe nach Hause zurückkam, rief er ihr schon vom Rauchfang übers Dach herunter spöttisch entgegen: „I bi d'heim no öb d'ihr!“ und in der Nacht darauf sah man ihn im Vogthause und in allen andern Häusern, die er sich im Dorfe zusammen gewuchert hatte, zum Fenster heraus schauen. Als man ihn darauf in die Kinzhalde beschwur, wußte er sich noch das Zugeständniß zu erzwingen, daß er sich alle Jahre um einen Hahnenschritt dem Dorfe wieder nähern dürfe. Man sagt, er werde nun bald Kaisten gänzlich erreicht haben und könne alsdann nicht wieder zurückgebetet werden. Inzwischen lärmt er noch im Hardwalde herum. Er soll sich unglaublich schnell von einem Orte zum andern bewegen können. Er geht in Jägerkleidung, trägt eine Flinte am Rücken und ruft sein fortwährendes Huhuh! Dann wird bei gänzlicher Windstille der Forst oft so heftig erschüttert, als wenn ihn der stärkste Sturm durchbrauste. Besonders ist er den Fuhrleuten und den Holzfrevlern aufsäßig. Einen Dreiröhrenhut am Kopfe und einen Prügel in der Hand tritt er brüllend auf sie zu; oder er schleicht dem Fuhrwerk nach und zieht unvermerkt den Long (Achsnagel) aus, damit das Rad ausfällt und die Ladung stürzt. Wenn man nur einmal drüber flucht, während man den Long wieder einmacht, so wiederholt er augenblicklich seine Tücke. Weniger fürchten

ihn die Holzfrevler. Ein Sisseler-Bauer, den er draußen beim Holzen angebrüllt hatte, entsprang zwar in der ersten Angst, weil er den Bannwart vor sich zu haben meinte; aber bald besann er sich wieder und kehrte um; Angesichts des altfränkischen Kerls nahm er seine Bürde Holz auf und sagte: So, bist's nur du!

Der Kinzhalden-Joggeli wird in eine Branntweinflasche gebannt und so in die Oede fortgeschafft. Dasselbe geschieht auch dem Lälle von Rheinfelden (No. 164), und der Müserengeist von Gäbisdorf, No. 345, setzt sich eigenmächtig einem Glashändler in seinen Tragkorb voll Glasflaschen hinein. „Dieses Bannen in Guttern" könnte unserm gelehrten Hochmuth gar zu albern vorkommen, wenn man es ihm nicht auch aus dem Alterthum documentiert. Pausanias l. 9 erzählt bei Besprechung der Bacchischen Tempelstatue zu Tanagrä: Ein Triton dieser Gruppe giebt vielerlei zu reden, als habe er einst badende Tanagräerinnen im Wasser rauben wollen; zuverläßiger aber sagt man Folgendes über ihn. Da er nämlich Thiere in der Schwemme und Kähne im Hafen anpackte, so stellte man ihm listig einen gefüllten Weinkrug hin, und an dem bezechte er sich so, daß er trunken vom Uferrande hinabstürzte und dann von einem Manne mit dem Beil erschlagen werden konnte. — Wir haben gleichfalls solche Flaschenbäche und in Flaschen gelockte Räubergeister. Die älteste Markbeschreibung von Salmünster, einem Städtchen an der Kinzich, zwischen Steinau und Gelnhausen, giebt als einzelne Grenzmarke einen solchen Flascunbach an und dabei ein Haus der uuildero uuîbo. Roth, Kleine Beitr. zur Ortsforschung 1, 5. Heft, pag. 231. Wie der Tanagräer Triton in einen Weinkrater, wird in unserer Sammlung der Gast von Rheinfelden, Abthl. XII, No. 504, in eine Burgunderflasche gelockt und in den Grütgraben am Rhein hinabgestürzt. Aehnliches gilt vom Wanzenschneider, No. 377, Geisterbett am Steinern. Tisch, No. 360, Wolfgrabengeist zu Leidikon, No. 359, und so fort No. 365 — 368.

Noch heute setzt man das Geschirr, das ein Kranker gebraucht hat, nach seinem Tode zerschlagen an einen Kreuzweg, damit er nicht wiederkehre. Wolf, Beitr. 1, Abgl. No. 140. Man schlägt den Selbstmörder gerichtlich ins Faß und schickt ihn so stromab. Zürcher Raths-Erkenntniß v. J. 1417. Bluntschli, Rechts-Gesch. 1, 411. Selbst der Osnabrücker Pranger und die Schandsteine hatten die Gestalt einer Flasche. Grimm, RA. 721. Der Teufel wird in eine Flasche gebannt, und das Galgenmännlein wird zum Geist im Glase. Grimm, KM. 3, 186. Der schwarze Mönch Bruno zu Meißen liegt in einer Kristallflasche unter dem Leipziger Klosterkeller und wenn er sich dorten befreit, wird er zum Elster- und Pleißehund. Volks-Sag. Zeitz 1838, 280. Entsprechendes vom Allergewässer bei Ostenholz erzählt Kuhn, nordd. Sag. No. 296. Geburt und Tod knüpft sich an die Flasche. Sisilia, König Sigmunts Gemahlin legt, da sie in der Wildniß eines Knäbleins genest, das Neugeborene in das ihr mit auf den Weg gegebene Methgefäß. Dieses rollt ins Meer hinab, schwimmt an die fremde Küste an, der darin liegende Knabe wird endlich dorten der berühmte Landeskönig Sceaf, d. h. Schaff, und da er stirbt, wird er, „das zerbrechende Gefäß", in ruderlosem Fahrzeug abermals den Meereswellen übergeben. Vilkinasage c. 131 — 49. Wer diese Fläschchen

vorzeitig verliert, ist dem Unheil preisgegeben. Weh mir, daß ich die Flasche meines Gevattern verloren habe! ruft der Kobold, von dem der Mönch zu St. Gallen (9. Jh.) l. 1, c. 23 erzählt. Gegen den bösen Wind und andere Uebel trägt der eingeborne Mexikaner, gerade so wie wir es machen, einen Wasserkrug an das zuletzt überschrittene Gewässer; dorten ruft er den Namen des Kranken dreimal ins Gefäß und richtet dann dessen Mündung gegen die Fluth. Sartorius über Mexiko. Allg. Augsb. Ztg. 1850, 30. Nov. Quodcunque mali est, quidquid triste timemus, in pelagus rapidis devehat amnis aquis. Tibull. 4. 4, 7. Gröblicher lautet es dann, wenn der Wassergeist im Trottenbach (Abth. I. No. 43) „wie zu einem hohlen Hafen herausbrüllt". Diesen Glauben an eine in Gläser gebannte Geisterwelt drückt die Redensart aus: „wenn glich der Tüfel und alle Gütterli chäme!" Der Aberglaube räth einem vom Toggeli Geplagten, oder einem Behexten, in eine Flasche zu harnen und sie zugebunden aufs Feuer zu setzen; alsdann wird das schuldige Hexenweib selber das Wasser nicht mehr lösen können. In solchem Sinne heißen die Zauberer „Kristallenseher" und die Aerzte „Gütterlib'schauer". (Vgl. Abthl. IX.)

Auch in Schränklein und Schächtelein bannt man Verwünschte. Den Bauern von Krummbach hat man in ein Gänterli (Küchenschrank) gebannt und ihn zum verwünschten Landvogt von Willisau in das Enziloch am Luzerner-Napfberge hinabgeworfen. Luzern. Kalend. 1851. Den Berner-Teufel sperrt man in ein Truggli, so z. B. erscheint der Grüne Jäger von Sumiswald bei Regenwetter öfters als Spinne; so betraf ihn ein altes Weib und sperrte die Spinne, anstatt sie ins Wasser zu werfen, daheim in ein Truggli (Schachtel). Ueber Nacht aber war ihr alsbald das Haus abgebrannt.

---

151. Der Burgvogt von Brunnegg.

Wenn anderes Wetter eintreten soll und besonders wenn die heil. Zeit heranrückt, hören die Leute am Fuße der Brunnegg ein anhaltendes Getöse droben auf der Burg. Man sagt, der Burgvogt reite auf seinem Choli (Rappen) auf die Jagd. Das that er auch einmal im strengsten Winter mit seiner Kuppel Hunde und einem Troß Reisigen. Vor Kälte erstarrten ihnen die Füße, da fand der Vogt einen armen Holzhacker, erschlug ihn und wärmte im aufgeschnittenen Bauche seine frierenden Füße. Von dem Augenblicke an brach ein gräßlicher Schneesturm los, er muß sie alle zusammen verweht und begraben haben, keiner ist mehr ins Schloß zurückgekommen. Diejenige Stelle, wo der arme Bauer starb, kennt man noch; bis dorthin sprengt der jagende Reiter, dort hört man sein weidmännisches Hop-hop! verstummen.

Belesene Leute nennen ihn Geßler und meinen, es sei derselbe, der den Tell zwang auf sein eigenes Kind zu schießen.

Diese Sage gehört zu „Wildhans von Kestenberg bei Birr", Abthlg. II., No. 57. Sie wärmt eine alte, überall erzählte Rechtssage auf; dieselbe Anklage, welche hier den angeblichen Geßler von Brunnegg treffen soll, ist bekanntlich im französischen Convent in jener denkwürdigen Nacht vom 4. August 1789 gegen einen adeligen Gutsherrn aus der Provence erhoben worden, er habe auf der Winterjagd seine frierenden Füße im aufgeschnittenen Leib eines seiner Jagdtreiber sich gewärmt. Bouthor, Coutumes locales du baillage d'Amiens (2 Bände 1854) hat als Jurist aus nordfranzös. Weisthümern den Beweis von der Unwahrheit solcher Rechtssitten für die romanischen Länder geführt; J. Grimm hat aus noch weiter reichenden Untersuchungen unserer deutschen Rechtsalterthümer dasselbe Ergebniß hergestellt: das alte Recht, blutig in seinem Buchstaben und milde in seiner Anwendung, hat zu solchen Sagen häufig Anlaß gegeben, nirgend aber liegen Beweise vor, daß solche Justiz wirklich geübt worden wäre. Gleichwohl erzählt die Waatländersage eben dasselbe vom Burgherrn Brandis auf La Molière. Henne, Schweiz. Bl. 1833, 231. Der Name des bekannten Landvogtes Geßler, der hier mit eingemischt wird, darf nicht blenden; obschon er in dieser Sage eine localhistorische Giltigkeit hat. Schloß Brunnegg gehörte ursprünglich den Truchsessen von Habsburg, dann den Edeln von Hedingen an, wurde aber nach dem Tode Albrechts und in der darauf folgenden Zeit der Blutrache dieser Familie entzogen und den Geßlern gegeben. Meyer-Knonau, schweiz. Erdkunde 2, 174. Diese sind zugleich die Nachfolger der Edeln von Aarburg im Besitze der Burg und Stadt Grüningen, im Kant. Zürich 1374, verburgrechten sich 1406 mit Zürich und übergeben dieser Stadt 1442 ihre Herrschaften zu Stäfa, Mönchaltorf und Hombrechtikon. Meyer-Knonau, Kant. Zürich 1, 94. Im Besitze dieser Geßler war das noch bestehende schöne Bergschloß Brunnegg bei Lenzburg bis zum Jahre 1415, wo dann die Berner die Vordern Erblande eroberten und gleichzeitig der Ritter Konrad von Weinsperg versuchte, diese Lande in des Kaisers und Reiches Namen zu besetzen; allein die vergrößerungssüchtigen Berner kamen ihm darin zuvor. Justingers Chronik, 299 erzählt den Hergang: „Ze glicher Wis warb er, Cunrad von Winsperg, mit Bruneck ouch, und uf dieselben sin gute wort hielt sich die Geßlerin, dera Bruneck war, und ouch der Schultheß von Lenzburg, bis daß sie Beide verdurbent vnd ze grund giengent." Konrad von Weinsperg hatte nämlich als Bannerträger des deutschen Reiches die Belagerung des Städtchens Mellingen bei den Eidgenossen der VII Kantone mitgemacht und sodann auch die Burgen Lenzburg und Brunnegg, die den belagernden Bernern noch trotzten, zur Uebergabe an das Reich vermocht. Indeß Herzog Friedrich und Kaiser Siegmund ließen den unternehmenden Ritter im Stiche. Drei Wochen lang hatte er die Besatzungen beider Schlösser verstärkt, die Mauern ausgebessert und mit neuem Kriegsgeräth versehen. Der Kaiser hatte zwar die Erneuerung aller Feindseligkeiten den Schweizern streng untersagt, ließ aber das Land gleichwohl in den Händen der Eroberer. Konrad vermochte die fortlaufenden Kriegskosten nicht ferner zu bestreiten, und kam mit den Bernern überein, ihnen die Schlösser zu übergeben, wenn sie ihm die 5000 fl. bisher ausgelegter Soldgelder erstatteten. Sie willigten ein und so kamen die beiden letzten Burgen aus Reiches- in Schweizerhand. Aus dieser Brunnegger-Geßlerin hat dann Tschudi erst den Tellischen

Landvogt Geßler in Uri gemacht, den er gleichfalls von Brunnegg sein läßt; er sagt in den Originalhandschriften (nun theilweise im Besitze der Glarner-Tschudi, von mir eingesehen und ausgezogen): „Als die fürsten vo Osterrich ouch sendten, die lender zu bevogten, waren edellüte im Thurgouw vnd Aergouw, die gern großhern gewäsen wären. die fuoren nun zuo vnd wurben vm die vogtyen. war der ein der Gesler, ward vogt gen Vry vnd Schwyz." Gerade dieser von Tschudi aufgestellte und nach ihm in die Literatur übergegangene Urner-Landvogt Geßler, auf welchen sich nun die aargauische Brunnegger-Sage stützt (und Schillers Tell mit jener halb „verbrennenden Bruneggerin", die selbander aus den Flammen getragen werden muß), gerade dieser durch Schiller erst recht fix gewordene Tyrann ist noch immer eine historische Unmöglichkeit. Im Munde aller unterrichteten und zugleich patriotischen Schweizer noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es nicht einmal einen solchen Geßler, sie nennen ihn allenthalben Grißler (Sinner, schweiz. Bibliographie 1851, 141), wie denn auch die dreizehn aus diesem Geschlechte zu Kappel bestatteten Ritter an den Pfeilern und Wappenschildern daselbst bald Grissler, bald Gessler genannt sind. Zürch. Antiquar. Mittheil. 1845, 13.

Damit soll gezeigt sein, wie der gelehrte Aberglaube noch in der Neuzeit Sagen im Volke hervorbringt, wofern man ihn nicht behindert, sich selbst zur Historie zu stempeln. Der Name Geßler, gleichbedeutend mit dem des bekannten Zürcher-Idyllen Dichters Salomon Geßner (die Schlüsseljungfrau von Tegerfelden, Abthlg. IV., No. 167, nennt einen Landvogt Geßner), hat sich eben so fühlbar auch mit dem Namen der Hohlen Gasse in Küßnacht erst verschwistern müßen. Geßler und Geßner, Kirchgeßner sind Pflasterer und Straßenbesetzer; die Grießler sind Straßen- und Triftknechte, also dasselbe. In Wien machten sie eine eigene Zunft: Schlager, Wiener-Skizzen, 2, 16. In Bayern gehörten sie mit in eine gleiche und hatten die Arbeiten an Flußdämmen und Holztriften (Gries) für das obrigkeitliche Grießamt zu versehen. ahd. griozan, communicare. Schmeller Wb. 2, 121.

---

152. Der Erlacher auf den Bilgerhöfen.

Graf Rudolf von Erlach war der Schweizer-Feldherr gewesen in den großen Schlachten, die das Land gegen den auswärtigen Feind siegreich bestand. Zu seinem Schlosse Castelen, das in einem Jurathale gegen die Aare hin oberhalb Schinznach liegt, hatte er sich auch die Bilger-Sennenhöfe gekauft. Diese sind auf der dem obern Frickthale zugekehrten Jurawand in der Höhe der Wasserscheide gelegen und bilden heute achterlei verschiedene Bauernhöfe, die man in die beiden Gruppen des innern und des äußern Bilger theilt. Die Höfe des innern Bilger, an denen die nachfolgende Erzählung haftet, heißen der Reihe nach Kohlwald, Kalkdarren, Kammer, Saal, Gottlisacker und Böpperler. Bei ihnen nimmt der Wölfliswiler Bach seinen Ursprung, der als Oerken nach Frick hinabfließt und den Thalgeist des

Oerkenthieres in sich wohnen hat. Beim letztgenannten Hofe Böpperler, der jetzt einem Lenzi gehört, ist die Stelle des alten Sennhauses, das vor Jahrhunderten allein noch in dieser Bergeinsamkeit stand. Hier pflegte Rudolf von Erlach in seinen alten Tagen den Sommer und Herbst über Ruhe und Frieden zu suchen; zwei Knechte und zwei große Jagdhunde machten dann seine ganze Umgebung aus, und Niemand störte ihn in dieser Zurückgezogenheit, wenn nicht zuweilen der ungebetene Rudenz erschien, sein Schwiegersohn, der jenseits der Aare oben im Ruederthale auf dem Schlosse Rued wohnte. Dieser hatte Erlachs einzige Tochter zur Frau bekommen und mit ihr große Reichthümer; aber er war ein Trunkenbold, der, nachdem er Besitz und häusliches Glück verschleudert und verscherzt hatte, nun dem greisen Schwiegervater zur Last fiel. Zu wiederholten Malen schon hatte der Alte für den leichtsinnigen Verschwender einstehen müßen; heute an einem Herbsttage erschien Rudenz mit dem gleichen Anliegen wieder hier oben. Als er zu ihm in die Stube trat, hatte Erlach eben Mittagsruhe gehalten und lag noch auf dem Feldbette, seine beiden Doggen vor ihm. Niemand sonst war auf dem Hofe, die zwei Diener jagten draußen im Walde.

Rudenz begann mit seinem bekannten Begehren, wiederholte es und sah sich wiederholt und entschieden abgewiesen. Da sprang er nach Erlachs Heldenschwert, das ob dem Bette an der Wand hieng und schlug dem Greise das Haupt in einem Hiebe ab. Dann entfloh er das Gebirg herab zur Aare und wollte diese überschwimmen, aber heulend verfolgten ihn die beiden Doggen und machten ihm überall das Ufer streitig. So konnte er sein Schloß Rued nicht erreichen und wendete fliehend sich wieder dem Gebirge zu. Immer die Hunde an den Fersen, gewann er das Versteck einer einzeln stehenden Heuscheune bei den Innern Bilgern, warf die Thüre zu und verkroch sich ins Heu. Auch hier spürten ihn die Hunde auf. Mit gefletschten Zähnen hielten sie draußen vor der Hütte Wache, ihr Geheul durchdrang den ganzen Berg, in kürzester Zeit mußte es Rudolfs beide Knechte hier herauf locken. So sah er sich gefangen und verrathen und erhieng sich. Diese Scheune liegt oberhalb dem Hause, das jetzt dem Bauern Bitterli angehört, er hat sich aber eine neue gebaut und läßt die alte ungebraucht stehen; denn durch diese zieht manche Nacht ein unerträglich Brüllen, Wehschreien und Toben. In diesen unsäglich wüsten Lärmen mischt sich auch das Locken der Hunde, das Blasen der Hörner, der Jagdschrei hup, hup! Dann rollt es sich aus dem Heustadel gerade übers Gebirg hinab in den Thalbach. Sogleich darnach bricht dann Donnerwetter und Wasserguß über das Thal von Oberhofen herein.

Die dortige Bevölkerung verwechselt schon lange die Personen dieser Sage mit einander, sowie die Stimmen auf der Höhe und das losbrechende Unwetter, darum wird dorten alles dieses zusammen der Erlacher genannt.

In neuerer Zeit hat ein Bauer aus Wölfliswil den Erlacher auszukunden versucht. Er stand in der Hargetwaldung in der Nähe, wo jener früheste Sennhof gelegen hat, und hörte dem Branden der obern Luft zu, das anschwellend in den Hochwald herein fiel. Uebermüthig riß er einen Büschel langstieligen Mooses vom nächsten Markstein, das man Baumbart nennt, hielt sich's ans Kinn und schrie in den Wald hinein: itz, Erlacher, channst go luege! wo bist? itz han i en bart wie du! Darauf soll ein Mann mit einem sehr hohen Federbusch ihm entgegen getreten sein, und der Wölfliswiler entlief. Die Folge davon aber war, daß er mit einem geschwollenen Kopfe heim kam und bei acht Tagen sich im Bette halten mußte.

Rudolf von Erlach wurde 1360 auf seinem Landsitze Reichenbach an der Aare bei Bern von seinem Tochtermann Jost Rudenz aus Unterwalden im Wortwechsel um die Ausrichtung der Ehesteuer mit demselben Schwerte gemordet, das der Held in der entscheidenden Schlacht bei Laupen 1339 geführt hatte. Auf welche Weise der geschichtliche Rudenz starb, haben die Chroniken nicht hinterlassen, man weiß nur, daß er schon zu Ende des Jahres 1360 todt war. Bern. Neujahrsbl. 1824, 15.

---

153. Das Reiterspiel auf dem Geisspitz.

Will man von Aristorf nach dem angrenzenden Frickthal, so kommt man über die Käsehütte, Sennweid genannt, zu einem gewaltigen Stein, der die Marke zwischen den Kantonen Aargau und Basel bestimmen soll. An seinem Fuße entspringt der Violenbach, der eine kurze Strecke beide Kantone theilt. Rechts hin gegen das Dörfchen Nußhof liegt ein abgeplatteter fichtenbewachsener Berg, Geisspitz geheißen, auf dem noch im vorigen Jahrhundert die Burg Geiseck zu sehen war. Noch steht in kleiner Entfernung davon des Grafen unansehnliche Kapelle mit einem geringen Thürmchen, die der Bauer im nahen Pechhof als Holzschoppen und Heubrücke benutzt. Die Ueberreste der Burg sind keinem recht bekannt; doch ist gewiß, daß noch Kellergewölbe vorhanden sind, deren verschüttete Zugänge unsere gar nicht abenteuerliche Jugend aufzuspüren versäumt. Besser wissen darum umherziehende Kessel- und Wannenflicker, Lumpensammler und Vogelsteller, die oft einen Theil des Winters darin zubringen sollen. Geht man nun Nachts über diese große Ebene, welche das Reiterspiel

heißt, so sieht man, wie der Graf von Geiseck vom Berge herunter reitet und seine Rittergeschwader ordnet. Nun geht es an ein Turnieren, die Rosse scheuen und bäumen sich, die Ritter heben sich aus dem Sattel, andere sitzen ab und fechten zu Fuß. Aber auch Mittags von Elf bis Zwölf wollen erfahrene und alte Leute diesen Waffenübungen schon zugesehen und deutlich den Grafen von Geiseck erkannt haben, wie sie ihn noch auf alten Bildern gesehen hätten; während andere behaupten, Berner seien's, die hier im Schwabenkriege fielen und noch für die Verwüstung büßen müßten, mit der sie damals das Fricktthal heimgesucht haben.

Aarauer Tagblatt vom 30. Jan. 1849 erzählt: In dieser Nacht gewahrte man um Nußhof (an der Aargauer-Basler-Grenze, wo vorstehende Sage spielt) eine eigene Naturerscheinung, mit welcher sich der Aberglaube viel zu schaffen macht. Es war ein Mark und Bein durchdringendes Wimmern in den Lüften, gleich Angstgeschrei von Menschen und Thieren in Lebensgefahr, das hoch über alle Berge und Klüfte daher gefahren kam und sich dann tief in das Thal gegen das Fricktthaler-Dorf Magden hinab senkte, wo es unter Blitz und Donnerschlägen endete.

---

154. Moospferd am Erlenmoos.

Ein jüngerer Mann aus der Langenthaler-Gegend gab hierüber folgenden mündlichen Aufschluß.

Es ist an der ganzen Sache kein wahres Wort. Die Leute wissen selbst nicht, was sie damit wollen; bald reden sie von einem Moosmann, bald von einem Moospferde, das drinnen im Erlenmoose stecken und brüllen solle. Allein nur alte Weiber halten noch steif und fest darauf; zu denen müßte man gehen, wenn man eigentlich was erfahren wollte, sie lügen jedoch ganz gottvergessen. Das junge Volk denkt jetzt anders, es kennt jenes Moos genau und hätte längst das Roß um die Wette herausgeholt, wenn ein herrenloses drinnen wäre. Nur das ist ausgemacht, was sich in meiner Jugend hier herum begeben hat, ich war noch ein geringes Bübchen. Da trafen Nachts unsere bösen Knaben an einem fremden Wohnhaus ein im Karren stehendes Roß, banden es los und führten es in ihrem schlimmen Uebermuthe sammt dem Wagen vom Karrenweg ab ins Erlenmoos hinein. Dort ist es freilich in jener Zeit noch gar unwegsam und gefährlich gewesen; die Buben fürchteten im Dunkel einzusinken, ihr böses Gewissen plagte sie obendrein, und so entliefen sie bald wieder und ließen Roß und Wagen in der Irre stehen. Das arme Thier muß dort untergegangen sein, wenigstens ist es in hiesiger Gegend

nie wieder gesehen worden. Nun dauerte es nur handumkehrt, da starb derjenige Bursche plötzlich, der den Nachtbuben zuerst den schlimmen Rath dazu gegeben hatte; und gleich war wieder der Lärmen im Dorfe, das sei Strafe Gottes für den Frevel, jener sei nun ins Moos verwünscht und ziehe dort brüllend herum. Wir wollten Alle nicht daran glauben. Als das Gerede nicht nachließ, entschloß sich einer aus der Kameradschaft, Nachts im Moose sich genau umzusehen. Er that's und meinte bald wirklich so was zu sehen und zu hören. Eine ganze Nacht gieng er der Stimme vorsichtig nach bis zur Morgendämmerung. Als er den Weg an einer niedern Waldung gegen ein Haberfeld heraus nahm, sah er ganz deutlich einen Mann bei einem Leiterwagen stehen, der ein schreiendes und brüllendes Roß verkehrt daran gespannt hatte und unbarmherzig drauf lospeitschte. Man konnte ihm jedoch vor Sumpf nicht näher kommen.

155. Das Roß bei Wallbach.

Gegenüber dem Schweizer-Dorfe Wallbach am Aargauer Rheinufer liegt ein gleichnamiges badisches. Ein dortiges geringes Gewässer nennt man Stechehörnlisee, ein Name, mit dem man auch die zahlreichen Belemniten bezeichnet, die daselbst vorkommen und die in der Volksmeinung etwas Teuflisches an sich haben. Ein Bauer dieser Gegend hatte sich über Tag nicht genug geschafft und nahm mit einbrechender Nacht noch einmal die Schaufel zur Hand, um auf seine Wässermatten hinaus zu gehen und die Gräben zu reinigen. Dies verstößt doppelt gegen das Herkommen, denn einmal ist die Nacht keines Menschen Freund, und sodann setzt man sich mit nächtlichen Feldarbeiten dem Verdacht aus, man wolle seinen Matten auf Kosten der nachbarlichen einen Vortheil zuwenden, den man hinter dem Dunkel der Heimlichkeit verbergen müße. Die Hausfrau warnte deswegen auch beim Fortgehen, und da es nichts half, so besprengte sie ihren Mann wenigstens noch mit Weihwasser. Er hatte draußen nicht lange gearbeitet, als er ein Roß weiden sah. Er gieng darauf los, faßte es beim Mähnenhaar und schwang sich auf. Sogleich rannte es dem Stechehörnlisee zu. Beim letzten Absprung, den hier das Thier that, fiel der Reiter am Ufer ab, während es selbst in der Tiefe des Gewässers vor seinen Augen versank; aber eine gewaltige Mannsstimme rief ihm zu: Da lägest du mit drinnen, hätte dir das Weib nicht ihr Chrüzischrezis vorgemacht! Damit sollte des Weibes Bekreuzung und Besprengung mit Weihwasser verhöhnt sein. — Man meint, dies sei

jenes Roß gewesen, auf welchem jährlich einmal ein grün gekleideter Mann mit rothem Federbusche vom Kloster Olsberg aus hieher reite. Dann muß man ihm einen ganzen Korb voll Knochen aus dem Beinhause des Kirchhofes in den Roßstall des eingegangenen Klosters werfen; am Morgen ist nichts davon übrig. Hier in Wallbach aber müßen zu gleicher Zeit in einem gewissen Hause alle Thüren die Nacht durch offen stehen. Als sich einmal die böse Bäuerin diesem Brauche widersetzen wollte, hörte man zuerst den Ruf:

flieh, flieh b'hend,
ass dich niemer g'schänd!

Da sie aber dennoch nicht aus dem Hausgange wich, wurde eine mächtige Dornenlast krachend über sie hinweggezogen, und die Narben davon blieben ihr zeitlebens im Gesicht. Im Hausgange lag frischer Roßmist.

Vom Rosse dieser gespenstischen Art, das den Reiter ins Verderben lockt, bis ihm irgend ein unbeachtet geringer Christenbrauch plötzlich Hilfe bringt, erzählen die Gesta Romanorum, ed. Gräße cap. 155 u. pg. 208. Ganz wie in unserer Erzählung der Wassergeist zum Bauern, so spricht der Teufel zum Spieler, ärgerlich über die dem Dämon hinderlich werdende Kraft des Weihwassers:

nu irret ein cleiner tropfen mich,
da du trunkener luderhunt
dich sprengst vz einem kezzelein,
der machet, daz ich nu schone dein.

Hugos Renner, Vers 11261. Auf den Moosmatten Bourliandé im Greyerzerlande, Kant. Freiburg, geräth unter die dort weidenden Rosse ein Gespensterroß, welches man Zavoudschavou (das Roß der Rosse) nennt. Es ließ sich willig von Jean Pettolaz besteigen, rannte aber mit ihm dem Jaunbache zu; die Mutter Gottes erledigte ihn, da er ihr schnell eine Kapelle gelobte, die nun daselbst erbaut steht. Henne, Schweiz.-Bl. 1833, 231. Vor Errichtung dieser Kapelle wird hier ein Opferplatz gewesen sein; auf ihn deutet unsere Sage, der zu Folge ein Korb voll Knochen in den Roßstall des eingegangenen Klosters Olsberg jährlich einmal für den gespenstischen Reiter gebracht werden muß. Der Trottengeist in Frick, No. 260, nimmt dem Jäger jenes Schinkenbein ab, das dieser als Lockung für Füchse mit in den Wald zu nehmen gedachte. In Süd- und Norddeutschland verlangt der Pfingstspruch der Kinder noch einen Roßkopf zum Geschenke, in Erinnerung desjenigen, den man einst beim Pferdeopfer abschnitt, an Bäume nagelte und auf Stangen steckte. Fr. Panzer, der auf dem Oekonomiehof Heiligenthal, einem ehemaligen Nonnenkloster bei Würzburg, Nachgrabungen anstellte, fand unter einer Menge von Thierknochen und Gefäßen ganze Pferdeköpfe. Bayr. Sag. 2, pag. 448. Dies sind die von Tacitus erwähnten equorum artus, equi abscissum caput. Eine dunkle Erinnerung an solche Opfermahlzeiten erzählt, als der Sarganser Weidbube in jenem Alpsegen, der von den katholischen Sennen allabendlich gerufen

werden muß, den alten Schimmel ausließ „Bhüet Gott all's, as de alt Schimmel nit“, so lag dies Thier Morgens darauf ausgeschunden und schwarz auf dem Dache. du pissa de l'ega, Stutenpiß, nennen die Weiber im Freiburger Gebirgslande Branntwein und Cognac. Henne, Schweiz.-Bl. 1832. Schweiz. Merkur 1835, 187. In diesen Zusammenhang gehört die Schlußbemerkung, der Hausgang, in dem die Dornenlast über der Bäuerin Gesicht weggeschleift wurde, habe zugleich voll frischen Roßmistes gelegen.

Eine Urkunde des Bischofs Gebhard von Halberstadt v. J. 1462 klagt über heidnische Verehrung eines Wesens, das man den guden lubben nenne (den faulen Riesen) und dem man auf einem Berge bei Schochwitz in der Grafschaft Mannsfeld Thierknochen darbringe. Nicht nur haben sich solche uralte Knochenanhäufungen dort an dem Lupberge vorgefunden, sondern auch an der Kirche des nahgelegenen Müllersdorf das eingemauerte Bild eines Götzen, welches der Sage nach von dem Lupberge aus dahin gebracht worden sein soll. Grimm, Myth. 492.

Beim Ausstecken der Brachweide, das die Hirtenjungen am Drömling mit geschälten Stäben vornehmen am Weißen Sonntag (14 Tage vor Ostern), müßen die jüngern Buben, die zum erstenmal mit zur Weide gehen, Knochen herbeischaffen, womit die Aeste einer aufgerichteten Tanne besteckt werden. Oben steckt ein Pferdeschädel, der Baum heißt dann der Knochengalgen. Kuhn, nordd. Sag. „Pfingstbräuche.“

Das Erlisbacher Dorfthier hat auf den Knochen des Beinhauses in der Kapelle neben der Kirche sein Lager, Abthl. III, No. 95.

---

156. Roß als Glutofen.

Im Schwaderloch, nahe beim sogenannten Sennhof im Frickthal, liegt ein Graben, an welchem es spukt. Als vor einem Jahrzehent der Sennbauer ausdreschen sollte und sich dazu die Drescher im Thale bestellt hatte, kam er sehr spät Nachts auf dem Heimwege an diesem Graben vorbei. Hier traf er ein Roß, das ihm wiederholt vor die Beine kugelte, aber alsbald verschwunden war, da er zu fluchen anfieng. Als er nun Nachts eine Weile geschlafen hatte, klopfte man ihm außen am Fenster. In der Meinung, die gedungenen Drescher seien angekommen, stand er auf, sowie er aber die Kammerthüre öffnete, stand ein Glutofen an der Zimmerschwelle, so daß der Bauer darüber stürzte und sich die Beine verbrannte. Als darauf die Drescher anlangten, hörten sie etwas im Salzkasten rollen; daraus schloß man, daß man des Mannes verbrannte Schenkel mit Salzwasser benetzen müße, und diese heilten. (A. Birrcher in Laufenburg.)

---

157. Der Reiter zu Leuggern.

Im Hardwalde zwischen Böttstein und Leuggern läßt sich bei einem hölzernen Wegkreuz ein Mann blicken mit grauem Gurt und weißen Handschuhen, durch welche man auch Nachts Fingerringe hindurch schimmern sieht. Weil er einen Haarzopf trägt und seinen Weg stets nach dem Schlosse Böttstein hin nimmt, hält ihn das Volk für einen alten Schloßherrn. Einem Mann aus Bernau, der hier spät nach Lenzburg durchfuhr, kam er ans Wägelein heran, als ob er aufsteigen wolle. Küher, so hieß der Bernauer, wies ihn zurück; doch reute es ihn wieder, gegen einen müden Fußgänger hart zu sein; er hielt also und lud ihn ein, aufzusitzen. In diesem Augenblicke aber fühlte er sich so furchtbar gepreßt und gedrückt, daß er völlig geschwollen in Lenzburg ankam und von nun an keine gesunde Stunde mehr hatte.

Von der Hardwaldung fließt ein kleines Bächlein über Grundstücke hin, die Solen geheißen; man überschreitet einen Steg und kommt zu einer alten Eiche. Hier hat der Brugg-Joggeli seinen Aufenthalt. Auch er schickte einen Bauern aus Groß-Döttingen mit einem geschwollenen Kopf heim, der geprahlt hatte, er werde den Geist im Vorbeigehen fragen, ob er schon fertig gekocht habe. Um diese Eiche ziehen sich mehrere dunkelfarbige Grasringe, Hexenringe genannt, und man sagt, hier hätten die bösen Weiber ihren Tanzplatz. Als der Schreiner Kalt auf dem Wege von Eien nach Gippingen hier vorbei kam, hörte er schon auf achtzig Schritte Entfernung Musik und Tanzjubel von diesem Baume her.

Anderes sah der Mann, der im Gänterhause in Eien wohnt. Er traf eine weiße Gestalt, die auf einem halben Roß saß und ihren Kopf mit weißem Barte unter dem Arm hielt; dann sprengte sie gegen die Wiesen hinab der Aare zu, und ein Krachen folgte, als wären alle Eichen geborsten.

158. Der Casteler-Reiter am Hasliacker.

Der Hasliacker, auch Maienacher geheißen, gehört nunmehr in den Dorfbann von Schinznach. Es ist dorten ein stets nasses und kothiges Plätzchen, das als versegnet gilt. In gewissen Zeiten kommt vom Schlosse Castelen her bis zu diesem Platze ein Reiter auf weißem Rosse.

159. Burgfluh im Frickthal.

Wird unten an der Burgfluh ein Ritter auf weißem Pferd gesehen, so giebt's großen Krieg; dasselbe weissagt man auch vom wilden Jäger Burkhard, der sich erst neulich wieder im Frickthale sehen ließ. Er nimmt seinen Weg vom Sammelplatz bis zu dem Punkte, wo das Dorf Abbizüs (No. 514) versunken ist. Sein Kopf ist unkenntlich vor einem tief herabhängenden Hut, seine Hundemeute folgt ihm, er ruft hup=hup! und verschwindet hinter einer Scheiterbeige. Man sucht die Stelle seines Schlosses am Sennhof zu Pfarsberg (Farnsburg in Baselland).

160. Hoppedihop bei Ober=Endingen.

Kalktaren heißt eine Waldgegend zwischen dem Steinebühl und Ober=Endingen. Hier stand ehemals ein Bauernhof, dessen Eigenthümer sich viele Gewaltthätigkeiten erlaubte. Er spukt nun als Schimmelreiter und heißt Hoppedihop, nach seinem Rufe, mit dem er den Wald durchschreit. Zimmerleute giengen in dieser Gegend eines Abends vom Arbeitsplatze und ließen den Wagen mit Balken hinter sich drein fahren. Es begegnete ihnen ein altes, gebücktes Weib und bat, ihre Holzbürde auf den Wagen legen zu dürfen; natürlich ward es ihr erlaubt. Beim nächsten Bache vermochten die Rosse durchaus nicht mehr, die Last über das andere Ufer hinauf zu bringen; aber ein alter frommer Mann sah den Zusammenhang bald ein; er ließ jenen Reißbündel der Frau vom Wagen werfen, eine ungerade Speiche des Rades ausbrechen und die Rosse bis zur Abendglocke ausspannen. Kaum tönte diese, so gieng's wieder ans Ziehen, und der Wagen hob sich. Das Weib, das eben so lange zugesehen hatte, fuhr nun plötzlich unter heftigem Rauschen vor ihnen in die Luft, und in demselben Augenblicke kam der Schimmelreiter hinter ihr hergesprengt.

(Eine Parallele bietet Panzer, bayr. Sag. 2, No. 40.)

161. Der Schimmelritär am Salibrunnä.

'S chunt mär ietz au z'sinn, wie nä mol ä paar mannä z'sämä g'standa sîgä und sîgä go gält grabä zuäm Salibrunnä ûsä. mä sait, äs sîg dört ietz no ä ganzä trog voll im bodä-n in und no schûflä und chärst därbî. Si häigä's aber nit äläi chönnä; der pfarrer, i glaub, der Bürgi seelig, häig enä g'hulfä, nämli

nit grabä, abär sust, und er häig gsait, er wöll nüt därvo, wenn si's scho übär-chömtit. Si häigä grabä, bis si de ganz trog voll scho dûssä gha häigä, si häiga aber nüt z'sämä dörfä sägä. wo n'er scho frei und frank do gstandä sîg, de trog, luäg einä von änä vorûf und g'säih einä cho z'rîtä ûf äme wîssä schimmäl. er häig gmaint, äs sîg der pfarrer, denn dä sîg fast alläwîl ûf äme schimmäl g'rittä, er häig halt gar bös füäss gha, dä hêr, wegä sîm zipperlî. Dä, wo do chô sîg, häig aber änandernô grüäft: »I will's halb, i will's halb!« Jetz säg dä, wo-nä g'seh häig chô: »G'seh'sch dört, er chunt scho, de sakermentspfaff, und will's halb, und hät jo nüt dra tho. wenn-ä nummä s'donnerwättär verschuss!« Und wie dä das g'sait häig, se sîg 's g'schirr und der trog wiedär is loch iä g'heit und si häig' es nümmä chönnä neh, und au de pfarrer häigä si nümmä gseh. es sîg aber der tüfäl gsî. denn der pfarrer sîg mit sannt 'm schimmäl do z'mole dähaim gsî. Und 's gält und 's gschirr und de trog ist itz no dört. wemmer nummä wüsstä, wo's wär, mer wöttit es go räihä! sellä mâ ist au scho g'storbä, ass ammä der blätz bî drei schuehnä het wöllä zeigä.

Oberhofer Mundart. Mittheilung von Herrn Lehrer Lenzin. Dieser Salibrunnen ist ein Bergquell an der Nordhöhe des Strichenberges und gilt als das Eigenthum der Erdmännlein; fünf große Zinnkannen stehen um ihn herum und schlupfen jedesmal, so oft sich eines nähert, in den Boden hinein.

Wuotans Roß ist der achtfüßige Schimmel Sleipnir, auf dessen Zähnen Runen stehen und der Land und Wasser überschreitet. Es kehrt in allen Volkserzählungen wieder, selbst wo sie bis zur bloßen Anekdote abgeblaßt sind, wie z. B. jener in Lauingen am Hofthurm angemalte Schimmel ist, den man nur auf Leitern besteigen kann (Schöppner, bayr. Sag. 1, 392). Schimmelthurm und darneben die Schimmelwirthschaft tragen von diesem Rosse den Namen. Sagenb. der Städte Gundelfingen, Lauingen etc. 1849. pag. 32. Aehnlich verhält es sich mit dem Lallenburger Schimmel, der die Stadtmauer abweiden sollte. Von des Thieres achtfüßiger Gestalt berichtet Scheuchzer Nat. Gesch. 1, 313 aus dem Munde des Bündner Pfarrers Molitor, der sich selbst wieder auf Begebenheiten vor d. J. 1700 zurückberief. Der Heinzenberger-See Paschol und der Calandari-See auf Arosenalp bei Andeer sollten Menschen an sich ziehen, und zum Beweise hiefür erzählte man, wie Weidbuben aus Uebermuth oder Neugier sieben Weidpferde einst in diesen See gesprengt hätten; nachdem die Rosse stundenlang im Wasser versunken geblieben waren, stieg eine alte graue Stute auf, und ihr nach kamen die sieben übrigen, je eins dem andern am Rücken; aber vorher wohlbeschlagen hatten sie nun sämmtliche Hufeisen verloren. Bayrische Bauern, welche glauben, solcher Thiere geb' es im Schimmelweiher mehr, suchen da nach und ertrinken zusammen. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 110. Reitet Wuotans Gemahlin Hellia, die Führerin der

Walküren, auf diesem Rosse, so verwandelt sich das achtfüßige in das dreibeinige blinde Roß Hel, das jede Nacht in Tondern umtrabt. Müllenhoff, Holst. Sag. 245. So reitet der Alpenpfeifer im Klettgau einen dreibeinigen Schimmel. Schnezler, bad. Sagb. 1, 114. Als ein zwölffüßiges erscheint es in der Zürcher-Sage. Auf der höchsten Spitze des Albis oder des Uetliberges stand das feste Schloß, welches Baldern genannt wird und Uto. Von hier aus ritt Graf Lüthold von Regensberg täglich in Gesellschaft von 11 Reitern, alle auf weißen Pferden und von 12 Hunden gleicher Farbe begleitet, entweder auf die Jagd oder auf Raub aus. Graf Rudolf von Habsburg, sein Feind, brachte eben so viele Schimmel und weiße Hunde zusammen, barg sich mit seinem Kriegsvolke in der Nähe des Schlosses und kam, da Graf Lüthold nach gewohnter Weise aufs Weidwerk ausgeritten war, plötzlich dem Schlosse zugesprengt, als wäre er der vor einer Anzahl ihn verfolgenden Reisigen rasch den Seinen zufliehende Burggraf Lüthold. Die Schloßknechte öffneten den zwölf Schimmelreitern mit ihren zwölf Hunden eilig die Thore, Rudolfs im Hinterhalt liegende Mannschaft brach vor, und Baldern oder Uto war nun in ihrer Gewalt. Sie verbrannten und zerstörten es, seit dieser Zeit ist es nicht wieder gebaut worden. Zürch. Neujahrs-Bl., der Feuerwerker 1811, 7. Diese Sage wird als eine histor. Thatsache erzählt: M. Schuler, Sitten und Thaten der Eidgenoss. 1, 36. Wie Rudolf von Habsburg in der Schweizergeschichte zum zweitenmale sich in die Sage vom Schimmelreiter verirrt hat, zeigt die Abth. XII., No. 499. — Wuotans Tempelroß wurde mit dem neu eingeführten Christenglauben in die christlichen Kirchen hinüber versetzt, nicht willkürlich und zufällig, sondern ebenso, wie nachmals die katholischen Stiftungen und Kirchenzehnten an die Kirchenverwaltungen der Reformirten übergegangen sind. Der heidnische Dienst nur hörte auf, der Gegenstand selbst und sein ihm gestiftetes Vermögen erhielt sich fort. So soll Kaiser Karl in des bekehrten Sachsenherzog Wittekinds Wappen statt des schwarzen Rosses einen Schimmel gesetzt haben. Compend. Staatsbeschreib. 2, 52. Unter den zahllosen Schimmelreitern, die in jeder Landschaft einzeln gelten, erscheint in unserm Freienamte auch Dr. Luther als ein solcher. Im Munde der dortigen kathol. Jugend heißt ein Reim:

> Martin Luther am Schimmel,
> chunt i d'höll und nit in himmel.

Bekanntlich reiten unsere ältesten Kirchenheiligen Georg, Michel, Martin, Urban in Abbildungen stets den Schimmel. Der hl. Martinus trägt dazu noch Wuotans besondere Abzeichen: den verbergenden und entführenden Mantel, das theilende Schwert. Im Märchen vom Heiligenbildschnitzer (Panzer, bayr. Sag. 1, 110) verschafft sich der Schimmelreiter außer diesen eben genannten Abzeichen Wuotans auch das letzte, des Gottes Stab und Sack, und entrinnt damit allen Gefahren. Als Schlachten- und Siegesroß des Gottes wurde der Schimmel seit dem Jahre 955, da man auf dem Lechfelde die Ungarn geschlagen, bis zum Jahre 1829 in Augsburg in Prozession umgeführt, da die dortige Weber-Innung den König Ludwig von Bayern im Schmucke ihrer geschichtlichen Ehrenzeichen begrüßte. Histor. Erklärung derer Gemälde des Weberhauses. Augsb. 1718. Der ehrbaren Zunft von Webern Herkommen, Cronica und Jahrbuch, Hdschr. v. J. 1544 auf dem Weberhause und der Stadtbibliothek zu Augsburg.

Daraus entwickelte sich theils der obrigkeitlich-bürgerliche, theils der kirchliche Festschimmel, und beide erweisen sich in ihrer Anwendung als die Thiere des die Aernte, die Witterung, das Fest und den Festschmaus bescheerenden und leitenden Gottes. Geiler legt im Narrenschiff 93, 1 den Kornwucherern folgende Rede in den Mund: Reservabo, inquiunt, frumenta mea et vina quousque St. Gregorius per pontem super equo cinerii coloris equitaverit (vff eim falben hengst), denotando pruinam, quæ cadere solet circa hoc festum, habens hunc colorem. Aus dieser Stelle ergiebt sich, daß auch der hl. Gregorius an die Stelle des umreitenden Wuotan mit dem falben Roß getreten war, und daß Reif und Thau, als aus der Mähne dieses Rosses triefend, damals noch sprichwörtlich galt, wie im Heidenglauben sonst wirklich angenommen war. So entstand dann das geschichtliche Sprichwort, auf dem obrigkeitlichen Schimmel umreiten (Kirchhofer, Sprichw. No. 118) für jedes auf Staatsunkosten langsam und gedehnt betriebene Geschäft, oder ein fahles Roß reiten, den Falben streichen, blind werden wie der falbe Hengst im Spittel: das Halbe thun und auf das Ganze hin leben. Ist der Schimmel endlich obrigkeitlich oder kirchlich aberkannt, so bleibt noch sein Geschirr übrig. „Vor dem Rathhauß zu Petterlingen (Payerne) hangt ein wunderbarer Sattel, da man heut gemeinlich fürgiebt, daß er des Julii Cäsaris Reit-Sattel gewesen seye. Ob aber die Stägreiff und Sporren wie dieser hat, zu den Zeiten dises Keysers gewesen, wil ich den Antiquariis zu erkundigen überlassen. Das weiß ich gewüß, das man vor der Zeit dafür gehalten, daß er von dem Burgundischen Krieg nahen überig seye. Lindinner, Memorab. Helvet. Zürich 1684. Berthas Sattel war's, er wurde nebst ihrem Spinnrade auf dem Rathhause zu Payerne hergezeigt. Aus dieser umreitenden und ihre Maierhöfe besuchenden Königin Bertha und dem männlichen Berchtold ist der schweizer. Bechtelis-Festtag geworden, an welchem so allgemein geschmaust und gezecht wird, daß die Zürcher Neujahrs-Blätter Ab dem Musiksaal v. J. 1784 ihre landschaftliche Wortform Becheln von bacchari abzuleiten versucht hatten. Dieser Bechtelistag gilt in Halle und Usedom dem Knechte Ruprecht, (Hruodperaht, der Glänzende), der auf dem Schimmel maskirt um Weihnachten zur Bescheerung erscheint; in Oesterreich ist's dann der Stroh-Bartel; in einzelnen Theilen der Schweiz der St. Nikolaus, der auf dem Esel geritten kommt; in Bern die Neujahrs-Bescheerung, welche Nüjohrs-Eseli genannt wird; in Norddeutschland (Kuhn, Sag. pag. 403) um dieselbe Zeit der Schimmel, der Spanische Hengst geheißen. Dieser Schimmel wird nach Weinholds Bericht (Weihnachts-Sp.) in Schlesien durch mehrere Bursche dargestellt, deren jeder die Arme auf die Schultern des Vordermanns legt. Ueber sie her ist ein weißes Tuch gehangen, das vorne durch eine Erhöhung den Kopf andeutet; sie tragen einen gleichfalls meist verhangenen Reiter, und dieser hält einen Topf, aus dessen Augen und Mundlöchern glühende Kohlen leuchten. In Schwaben wird das Roß aus einem Sack gebildet mit einem aus Linnen angeknüpften Kopfe; zwei Bursche nehmen ihn auf die Schulter, das Linnen verhüllt sie, und auf dem Sack sitzt der Reiter. Im Lüneburgischen geschieht es nach Th. Colshorns Mittheilung (Mythologie fürs Volk, 346) also: man befestigt einem Burschen an jeder Seite ein aufrechtstehendes Sieb, am Rücken ein drittes wagrecht; im Leibgurt hat er eine Gabel mit aufrecht

gekehrten Zinken, auf dieselben steckt man einen natürlichen Pferdeschädel, dem man Stroh in die Mundhöhle stopft, daß es zu den Ohrenlöchern heraussteht. Um diese Spitzen wickelt man die Zipfel von einem großen weißen Laken, wodurch ziemlich natürlich scheinende Ohren hervorgebracht werden, spannt dasselbe um die ganze Figur und der Schimmel ist fertig. Ihn begleiten der Fuhrmann mit der Peitsche und der Kurschmied mit dem Hammer. Pochend und peitschenknallend vor den Häusern sammeln sie Würste, Speckschnitten und Obst ein. In den Spinnstuben muß der Schimmel Orakel ertheilen. Bei uns gilt statt des Schimmels nun das Kameel, das in vorbeschriebener Weise gebildet wird, aber Knaben mit Eberköpfen und Ziegenhörnern maskirt begleiten es.

Sagen von Schimmelreitern finden sich: Meier, schwäb. Sag. No. 116 bis 123, 348. Baader, bad. Sag. No. 372. Kuhn, nordd. Sag. No. 182, 265, 183. Wolf, DSag. No. 394. Grimm, Myth. 890, 892, 896, 897.

---

162. Der Amsupper bei Mettau.

Bei Mettau im Frickthale ist der ausgedehnte Amswald. Ein Weg, der durchs Gehölz führt, heißt der Amsbuck, und auf diesem reitet der W. Jäger einher, den man den Amsupper heißt. Zwei Hunde begleiten ihn, sein Roß ist nur ein halbes, er selbst ist ohne Kopf. Seinen Weg nimmt er heraus zum Rhein gegen das Dorf Etzgen. Es ist ihm nicht gut zu begegnen. An einem Sonntagsmorgen erblickte ihn ein Bauer und stürzte sogleich zusammen. Kinder fanden ihn hernach im Walde und brachten ihn wieder auf den Weg; er ist aber zeitlebens still und in sich gekehrt geblieben, ohne je etwas von diesem Erlebniß zu erzählen. (Birrcher in Laufenburg.)

Der Name Amsupper ist in seiner ersten Hälfte deutlich. Amse ist Heu. Supe und Suppe gilt wenigstens im Bernerlande, Obersimmenthal, für Morgras (Stalder 2, 419). Der Name Ams=supper käme also demjenigen zu, der solches Amssuppegras heuet, oder der auf solcherlei Morwiesen seine Wohnung hat. Dem entspricht die Angabe der Sage vollkommen. Der Amsupper wohnt im Amswalde, und eine grasige Anhöhe daselbst an dem Amswege gelegen, heißt Amsbuck. Amse und lindez höu, das wil ich dir geben, sagt Wittich zu seinem Rosse. Helchen Süne IV. V. 50. ed. Ettmüller. Der Zürcher=Ortsname (ed. H. Meyer No. 1710) Amslen heißt urkundl. Amson. Bei Zofingen liegt gleichfalls Berghöhe und Wald, genannt Amsel und Amselmoos. Ich weiß nicht, ob das Amselblümli (galanthus), dessen Fundort Gebirgswiesen sind, mit hieher gehört; das Volk sagt davon: blüht es, so beginnt der Amselschlag; welkt es früh, so deutet's auf kurzen Sommer. Weiterführend ist hiebei das halbe Roß, auf dem der Amsupper geritten kommt, denn mit diesem wird man auf den reitenden Wuotan, oder auf unsern Muotis geführt. Dazu ist in Erinnerung zu nehmen, daß in denselben Jurastrichen und Jurawäldern, in denen der Amsupper umreitet, auch jener hauptlose Reiter mit einem Gefolge ge-

spenstischer Schweden haust, welcher eine goldene Sichel in der Hand schwingt (Abthl. III, No. 130, Matthisee und das Schwedenhaus), und daß in dem Hauptorte dieses Jurabezirkes, im Städtchen Laufenburg, eben dieser hauptlose Mann das Stadtwahrzeichen gewesen ist (Abthl. XII, No. 508, Schwertlimann in Laufenburg). Dies führt abermals auf Odhinn, den Aerntegott. Einer seiner Beinamen (in Magnusens Lexikon) ist falcem gestans. Menzel, Odin pag. 5. Nach ehstnischem Glauben (Myth. a. Anhang No. 65) ist der Regenbogen des Donnergottes Sichel; uns selbst aber heißen die drei Sterne des Orion ganz verwandten Sinnes die drei Mäder. Der Frau Holda wildes Heer besteht, wie Erasm. Alberus reimt (citirt von Grimms Myth. 247) gleichfalls aus sichelführenden Weibern, denn der Frau Holda ist Flachsbau und Rocken geheiligt. Von diesem sichelführenden Odhinn weiß die Edda einen Zug zu erzählen, der gänzlich zu unserm landwirthschaftlich gedeuteten Amsupper paßt. Odhinn sah neun Knechte Heu mähen und fragte, ob sie ihre Sicheln gewetzt haben wollten; nachdem er dies mit seinem aus dem Gürtel hervor genommenen Wetzstein gethan hatte, und ihre Sicheln nun schärfer schnitten, feilschten die Mäher um den Stein. Der Gott warf ihn höhnisch in die Luft und indem ihn jeder auffangen wollte, schnitten sie sich mit den Sicheln gegenseitig die Hälse ab. Darauf geht Odhinn zu dem Gutsherrn, dem riesenhaften Bauern Baugi und verrichtet ihm die ganze Neun-Männerarbeit allein. — Vgl. unsere Sage von den Schleifsteinen, No. 114. Der Hahn im Kinderräthsel hält einen Schleifstein im linken Bein, einen weißen Stein im Kopfe, verschlingt Mühle und Mühlstein und wird mittelst eines Mühlsteins hingerichtet. Aargau. Kind.-Spr. No. 380. Auch in der ältern Bernergeschichte machen sich diese Wetzsteine bei einer besondern Gelegenheit geltend. Der Bischof Johann von Vienne, den die Berner durch mehrere Kriegszüge in seinen Sprengel gezüchtigt hatten, erlaubte sich die Drohung, er wolle auf Bern ziehen und dorten den Wald Bremgarten an der Aare niederhauen, aus dem damals die Bürger sich beholzten. Zum Hohne hiengen die Bürger Schleifsteine an verschiedenen Orten in diesem Walde auf, damit des Bischofs Leute ihre Beile dran schleifen könnten. Bern. Neujahrsbl. 1825, 12.

---

163. Der Geistmüller auf der Wittnauermühle.

Vom Thiersteinberge herab kommt ein kleines Bächlein durch die Matten von Oberfrick und Wittnau und geht unfern der Straße, welche von Frick aus über den Benkenberg nach Aarau führt, in den Wölfliswiler-Bach. Ein Fußsteig aber durch die dortigen Matten heißt das Geistwegli. Ihn mußte der Müller von Wölfliswil einschlagen, als er am Frickermarkte einen Ochsen über alle Erwartung gut verkauft, darauf in mehrern Wirthshäusern auch über Durst getrunken hatte, und nun etwas unsicher auf den Beinen, in ziemlich später Nacht heim wollte. Auf jener Matte fiel es ihm ein, daß man sich allerlei Spukgeschichten von dieser Stelle erzähle; in seiner Weinlaune schlug er daher mit seinem Stocke auf die Hecke am Wege, rief

jeden Geist heraus, der da drinnen stecke und erbot sich, ihn zu erlösen. Plötzlich kam eine Gestalt in grüner Kleidung hervor. Von dieser unerwarteten Erscheinung überrascht nahm der Müller Reißaus. Athemlos trat er in sein Haus; die Frau wollte wissen, was ihm widerfahren sei, aber er verhehlte es ihr und suchte seine Schlafkammer. Hier lag er kaum im Bette, so klopfte es schon an sein Fenster und draußen sprach eine Stimme: Komm, erlös mich! Er richtete sich empor und erkannte draußen dieselbe grün gekleidete Gestalt. So gieng es auch in der folgenden Nacht, der Klopfer am Fenster ließ ihn nicht schlafen. Er wendete sich endlich an seinen Ortspfarrer und erhielt den Rath, der Erscheinung das nächstemal zu folgen. Er that es im Vertrauen auf die kirchlichen Schutzmittel, die ihm dazu eingehändigt wurden, und gieng so in nächster Nacht dem Spuke nach bis zu jener Stelle des Geistwegleins am Thiersteiner-Waldbächlein. Hier blieb die Gestalt stehen und erzählte: Ich bin der Hundswärter gewesen der Grafen von Thierstein, als ihr Schloß noch da droben am Berge stand. Mein Herr hatte ein großes Jagen in dieser Gegend angekündigt und zahlreich war der Besuch, der dazu auf dem Schlosse eintraf. Aber ich hatte gerade an diesem Tage den Hunden aus Versehen ihre Morgensuppe versalzen, und so wie man sie nun abließ, jagten sie zusammen diesem Bächlein zu. Statt das Wild aufzuspüren, blieben sie wasserlappend hier liegen. Ich wandte alles an, sie auf die Fährte zu bringen, ich gelobte in meiner Angst sogar eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln zu machen, alles half nichts. Da kam der Graf heran, sah, wer ihm das Vergnügen dieses Tages vereitelt hatte, und nicht weiter Herr über seinen Zorn, schoß er mich mit einem Pfeil nieder. Seitdem muß ich hier in Unruhe wandeln, bis mich Jemand dadurch erlöst, daß er die gelobete Wallfahrt für mich unternimmt. — Der Müller machte wirklich im nächsten Frühjahr die Wallfahrt nach Einsiedeln. Kaum war er wieder daheim, so stand auch jener Weidmann wieder an seiner Schlafkammer, klopfte ans Fenster und bat ihn, mitzukommen. Die Gestalt war diesmal wie zum Zeichen der beginnenden Sühne weißgekleidet gekommen und dies machte dem Müller ein Herz, auch diesmal ihm zu folgen. Der Weg gieng wieder jenem Bächlein in den Sulzmatten zu. An der gewohnten Stelle hielt der Jäger und sprach: Hier ruhen meine Gebeine, da hat der Graf mich verscharren lassen; bezeichne dir diese Stelle, damit du meiner Asche ein ehrliches Begräbniß geben kannst. Als dies der Müller zugesagt, wurden ihm noch drei Wünsche freigestellt, darunter auch der, ob er sogleich mit dem Erlösten nun im Himmel sein wolle. Dazu fühlte sich der Müller noch allzu jung und

schlug es aus. Dankend verschwand hierauf der Erlöste. Als nun am Morgen der Müller aufsteht und in die Wohnstube tritt, sehen die Seinigen mit Erstaunen, daß er über Nacht eisgrau geworden ist. Aber seit diesem Augenblick nimmt sein Wohlstand rasch zu, er wird endlich sehr reich, lebt glücklich und stirbt erst in hohem Alter. Weil aber sein Weib die ganze Geschichte ausplauderte, so bekam er seiner weißen Haare wegen allenthalben den Namen Geistmüller.

Die Leiche des Jägerburschen ist an dem Geistwege ausgegraben und auf dem Kirchhofe zu Wölfliswil bestattet worden. Gleichwohl kann man jetzt noch in jeder Stunde der Nacht auf dem Thierstein-berge und in den unterhalb gelegenen Sulzmatten Hundegebell und Hornstöße hören, als wäre dorten eine große Hetzjagd in Bewegung.

---

164. Der Lälle von Rheinfelden.

Zu jener Zeit, als die Schweden die Stadt Rheinfelden belagert hielten, bestachen sie drinnen einen reichen und gewaltthätigen Bürger mit einer großen Summe, daß er ihnen die Festung in die Hände spiele. Dies war der Bürgermeister Gast, der da auf der Herren-mühle saß. Nachts elf Uhr öffnete er dem Feinde ein Thor beim Storchennestthurm, und ließ einen um den andern leise herein, bis sich zuletzt bald eine Schwadron Schweden innerhalb der Mauern befand. Und weil er vorher die Straße sorgfältig mit Spreuern be-streut hatte, so vernahmen die Einwohner den Huftritt der Rosse nicht und schliefen fort. Aber in jener Nacht wandelte die Mutter Gottes auf den Ringmauern und richtete alle Uhren von zwölf Uhr, da die Schweden nachrücken sollten, auf Morgens vier Uhr, da die Arbei-ter aufstehen. Als mit diesem Glockenschlage die Gesellen der Knap-penschmiede zur Werkstatt giengen, die beim Storchenthurm lag, wate-ten sie erstaunt durch lauter Spreu. Aber sogleich bemerkten sie auch den Haufen Feinde in Bickelhauben und Brustharnischen, der still am Thore stand. Da griff ein Schmiedemeister zum großen Hammer und rief seinen Burschen zu: **I g'seh scho, ihre Hûbe sind nit recht gschmiedet, si händ d'Hämmer no tüchtig nöthig!** Nun augenblick-licher Lärm; die Bürger sprangen allenthalben herzu, und wer von den Reitern nicht entrann, wurde erschlagen. Ein anderer Theil der Einwohner eilte auf den Sammelplatz zum Rheinthor hinab; mit Zorn sah man, daß hier die Fallbrücke niedergelassen war und zog sie schnell wieder auf. Als nun hier der Feind im Dunkeln ebenso anmarschierte und statt der verhofften Brücke einen Abgrund voll strömenden Was-

sers vor sich fand, riefen seine ersten Reihen den nachdrängenden Kameraden zu: „Z'ruck, z'ruck!“ Diese aber verstanden „Druck, druck!“ und drückten mit solcher Heftigkeit nach, daß sie ihre eignen Leute in den Strom stürzten. Erst als sie den Rhein voll Sturmhüte schwimmen sahen, merkten sie den Irrthum und flohen.

Damit war die Gefahr abgewendet, nicht aber die Hungersnoth. Das Korn im Felde hatte man unreif schneiden müßen, um nur dem Feinde zuvor zu kommen, endlich soll gar sieben Jahre lang in der Gegend kein Pflug mehr gegangen sein. Als man die Spreu, welche den schwedischen Reitern gestreut gewesen war, von der Gasse in den Rhein warf, fischten die ebenfalls hungernden Schweden sie für Weizen auf und wurden nur um so lüsterner nach den großen Vorräthen, welche sie in der Stadt vermutheten. Dies brachte die Bürger auf eine List. Sie hatten nur noch eine Kuh und ein Viertel Korn im Orte. Das Thier war schon so abgemagert, daß sich daran das noch übliche Sprichwort knüpfen soll: „Drî-luege wie d'Chueh im Schwedekrieg.“ Sie gaben ihr das Viertel Korn zu fressen, umwickelten ihr das eine Horn mit einer Flachsreiste und das andere mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand:

So ring, as deisi Chueh lehrt spinne,
Wird der Schwed Rhîfelde g'wünne.

So jagte man die Kuh zum Thor hinaus. Als sie der Feind schlachtete, fand er verwundert die Menge Frucht in ihrem Magen; er meinte also diesen Ort nicht aushungern zu können und zog gegen das Nachbarstädtchen Laufenburg ab.

Allen Rheinfeldnern aber galt es als ausgemacht, daß der mißlungene Handstreich gegen das Städtchen von einem der ihrigen herrühren müße. Sobald nun der Feind fort war, versammelten sich Rath und Zünfte und hielten Umfrage, welche Strafe den Verräther treffen müße, wenn man ihn je entdecken würde. Bürgermeister Gast hatte hier zuerst seine Stimme abzugeben und suchte nun den Verdacht dadurch von sich abzuwenden, daß er sogleich das höchste Strafmaß beantragte. Sein Urtheil über den Uebelthäter lautete:

Mä sottä z'Rieme verschnîde
Und in Oel versüde.

Man nahm ihn bei seinem eigenen Worte und zwang ihn, sein Verbrechen eidlich zu bekennen. Er sollte also in einem Kessel siedenden Oels getödtet werden. Es brauchte noch Zeit, bis man so viel Oel in der Nachbarschaft aufgebracht hatte; denn gar alle Dinge hatte die Kriegszeit weggezehrt. Endlich ward Gast in den Kessel geworfen und gesotten. Als von anderthalb Saum kein Tropfen mehr übrig

war, sprang ein schwarzer Hund aus dem Kessel hervor und eilte davon. Nun gieng eine neue Noth im Städtchen an. Der Böse trieb sich als Schimmel um, oder biß als Hund die Heerden aus einander, auf der Straße wälzte er sich Jedem als Mehlsack zwischen die Beine, und nach Betzeitläuten erkletterte er die Ringmauer, schaute den Leuten zum obern Stockwerk ins Fenster und verhöhnte sie durch Herausrecken der Zunge (Lälle). Daher bekam er auch den Namen Lälle. Streckte einer nach dem Läuten der Thorglocke noch den Kopf neugierig zum Fenster hinaus, der brachte ihn gewiß nicht anders als wie ein Malter angeschwollen wieder zurück. Und immer pflegte der Geist bei solchem Unfug drohend zu rufen: Ich will's euch entgelten! Ein Pater mußte ihn endlich in eine Glasflasche bannen. Man verstopfte sie und brachte sie in den Grütgraben, einer Wüstung am Rheinufer, die eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist. Vorher aber mußte man eine förmliche Uebereinkunft mit dem Unhold abschließen, und der gespenstische Hund unterschrieb sie mit der Pfote. Von seinem Kiesgraben, gegenüber Bicken, darf er sich der Stadt jährlich um einen Hahnenschritt nähern; alle dreißig Jahre aber wird ihm mit sämmtlichen Glocken der Stadt um dreißig Mannsschritte zurückgeläutet. Gleichwohl ist er jetzt schon bei der Dreifaltigkeitskapelle angelangt, andere sagen gar, schon am Rosengäßli, nahe beim Wirthshaus zu den drei Königen. Ist er einmal wieder im Thore, so bringt ihn kein Kapuziner und kein Jesuite mehr hinaus.

Am Tage kann man ihn sehen, wie er im Graben liegt zusammengeschrumpft im Weingeistfläschchen. Ein unwissender Hirtenjunge öffnete es einmal, da brach eine ganze Heerde Schweine daraus hervor und jagte seine eigene in die Flucht. Nachts fliegt er als Strohgarbe und als lodernde Flamme von einem Grabenende zum andern; auf seiner Bahn läßt er Geld fallen, es ist aber nichts als Trug und Schein. Gar manche Bewohner des rechten Rheinufers lassen sich heute noch ihre Furcht vor dem Gast nicht nehmen; sie schläfern mit seinem Namen sogar ihre unruhigen Kinder ein, und will man diesen eine Ungebühr verweisen, so sagt man nur: „Du wüeste Gast!" Wenn die Schiffer aus dem Schwarzwalde hier den Rhein herab fahren und sie hören um Neujahr und Weihnachten das Krachen der Eisberge von der Schweizerseite her, so sagen sie, der Gast brülle. Der Kessel, in dem man ihn gesotten, soll noch im Spritzenhause zu Rheinfelden liegen.

(Vgl. damit Abthlg. XII. No. 504: Burgermeister Gast vo Rhîfelde.)

Manche Wahrzeichen der Städte haben ihren Ursprung in einer geschichtlich nicht ergründbaren Zeit; trägt nun die Form, in der dieselben

gearbeitet sind, einen verwandten und unentlehnten Typus an sich, und einigen sie sich unter einander selbst als die zusammen gehörenden Theile eines größern Sagenkörpers, so wird man sie mit Sicherheit zu den Götzenbildern des deutschen Heidenthums rechnen dürfen. Basels weitbekanntes Wahrzeichen, welches der Schreiber dieser Zeilen i. J. 1834 noch am damaligen Rheinthor der Stadt betrachtet hat, ist der Lällenkönig gewesen: ein gekröntes, sich bewegendes Mannshaupt, das vom Brückenthor auf den Rhein niedersah und bei den Schwingungen des Pendels der Thurmuhr Augen und Zunge bewegte. W. Coxe, Briefe über die Schweiz 1781 pag. 347 bemerkt, dasselbe solle an jenen Bürgermeister erinnern, der eine die Stadt bedrohende Verschwörung dadurch vereitelt habe, daß er sämmtliche Uhren der Stadt um die eine Stunde vorgerückt habe, welche zur Ausführung des feindlichen Ueberfalls anberaumt gewesen sei; und deshalb müßten heute noch alle Thurmuhren Basels allen übrigen Europa's um eine Stunde vorgerückt bleiben. Erst seit der Revolution von 1798 ist dieser außergewöhnliche Uhrenstand Basels abgeschafft. Burckhardt, Kanton Basel 1, 194. Pädagog Campe in der Bibliothek der Reisebeschreibungen sieht in diesem von der Großstadt aus gegen Klein-Basel hinüber grimassirenden Haupte einen politischen Hohn jener gegen diese Gemeinde ausgedrückt und ereifert sich stark über solche Intoleranz. Beide Autoren zeigen uns damit, daß man schon zu ihrer Zeit in dem damaligen Basel über Zweck und Bedeutung dieser Figur dem Fragenden widersprechende Erklärungen gab und selber nicht mehr klar in der Sache war. In der Rathhausuhr des Reichsstädtchens Aalen war als Retter der Vaterstadt der sog. Spion von Aalen abgebildet und schnitt da solche Gesichter, daß noch Napoleon über ihn in ein Gelächter verfallen sein soll. Meier, schwäb. Sag. 2, No. 411. So gähnte auch an der Rathhausuhr zu Jena ein angebrachtes Haupt mit jedem Stundenschlage und gab damit den Anlaß zur Benennung Jena's. Bechstein, DSagb. No. 606. Der Rathsherr Gimann in Heidingsfeld hatte Alles besser als Andere wissen wollen; man stellte daher sein Bild, einen Holzkopf, an den Rathsthurm, ließ es da auf den Stundenschlag blecken und nannte es zum Stadtwahrzeichen Gimaul (Gähnmaul). B. Baader, bad. Sag. No. 463. Das Wahrzeichen Passau's ist der Passauer Tölpel, ein steinern Mannshaupt mit zwei Spannen langem Munde (Bechstein, DSagb. No. 859) und dasjenige Straßburgs ist das „große offen stehende Maul am Weißenthurmthore, über dessen Zweck man daselbst keinen Aufschluß weiß." Stöber, elsaß. Sag. No. 318. Bei Belagerung der Stadt Budissin durch die Hussiten 1429 hatte der Stadtschreiber Pritschwitz einen Pfeil mit einem Papierstreifen dem Feinde zugeschossen und sich mit ihm wegen Uebergabe der Stadt ins Einvernehmen gesetzt. Er wurde entdeckt und hingerichtet. Man bezieht auf ihn den Steinkopf, der an der Nicolaipforte daselbst eingemauert ist. An der dortigen Ortenburg, die einst ein Götzentempel gewesen sein soll, ragen gleichfalls zwei Steinköpfe aus der Mauer, eines Mönchs und einer Nonne Abbild, die hier zusammen eingemauert sein sollen. Gräße, sächs. Sagensch. No. 613. 618. 634. Großlellenfeld, ein eichstädtisches Dorf, hat seinen Namen von einem Steinbild seiner Kirche, das Löll heißt. Es hält mit Daumen und Zeigefinger seine herausgestreckte Zunge fest. Bechstein, DSagb. No. 870. In gleicher Geste zeigt sich „der Heidengötze Lollus oder Lölle zu Schweinfurt." Schöppner,

bayr. Sagb. 1, 218. Als man dies Bild in den Main geworfen hatte, gab es daselbst noch einen zweiten, sog. „Kleinen Löllein." Ein anderer Lollus, in Wolfs hess. Sag. No. 229, ist ein im Hauskeller fortspukender Geizhals. Lollemann und Lollekerl sind westfälische Kinderscheuchen. Lollakulen nennt man die eingegangenen Grubenwerke, Lollapfeffer das Heidelbeerenmus, lollen ist laut weinen, „schreien wie ein Lollakater". Wolf, Ztschr. 2, 81. Bayerisch ist masc. Löll und Lolli, Stammler und Dummkopf, fem. Lall'n und Lull'n: die Schwerredende, das am Finger schnullende Kind. Matth. 25, 2: Aber fünf unter ihnen waren thöricht und fünf waren klug: „και ἁι πεντε λωλαις." Der Hanflöhli, eine Lumpengestalt und Vogelscheuche im Hanffelde; der Ofenlöhli, der Ofenschieber-Deckel, in Gestalt einer Larve mit Mund, Nase und Augen. Stalder 2, 178. Ueber den grünen Kachelofen, der geheizt ist oder der einen solchen Schieber hat, besagt das aargau. Räthsel No. 561: E grüene hoselade und e rothe lälli. — 's Fü'r lället zuem Chemi ûs, das Feuer lechzt zum Kamin heraus. Tobler, pag. 290. Der Name der Lallenburger gründet in diesem Worte und zugleich in den aufgezählten Stadtwahrzeichen. Grimm, GDS. 636 sieht in solchen Bildern „das zur Schau getragene Haupt des erlegten Feindes, der im Todeskampfe fletscht", das man zum Schrecken der Angreifer auf Stadtmauer und Haus setzte, und er erinnert dabei an den sog. Cimbrischen Schild, einem Wirthshausschilde der Römer, auf welchem nach Beschreibung bei Cicero, de oratore 2, 66 und Plinius, hist. nat. 35, 4 eine ähnliche Larve abgebildet stand. Ein Kinderreim, Simrock KindB. No. 206 scheint noch auf solche Wirthsschilde zu zielen:

Der Lulli ist mir schuldig
Und ich dem Lulli auch;
Wenn mich der Lulli zahlen will,
Zahl' ich dem Lulli auch.

Angemalte Thierhäupter, mit aufgespreiztem Rachen von der Hauswand entgegen bleckend, sind pag. 11 bei uns erwähnt. Der Lälle von Rheinfelden hat zwar eine ähnliche Abbildung nicht mehr aufzuweisen, führt aber den bedeutsamen und mit jenen Scheuchbildern zusammenhängenden Eigennamen Gast = hostis, hos-pes, Fremder und Krieger. „Du wüeste Gast", du Ungethüm, ist der Scheltname, der hier in unserer Sage (No. 504) und in der Mundart überhaupt gilt. Appenzellisch ist Gäst, und bayrisch Gâest (Schmell. 2, 79) das Gespenst, der Geist. es gaestet — es spukt, Tobler, pag. 213. vergastligen und entgesten = verunstalten. Stalder 1, 426. gastig, häßlich, schmutzig. Schmid, schwäbisch. Wb. 222. — Gast schaut von der Gasse aus den Leuten in die Fenster des obern Stockwerkes. So lassen auch Lausitzer Knaben Puppe und Strohmann, die sie beim Todaustragen im März herum führen, den Leuten in die Fenster gucken, und wenn man sich dagegen mit Geld auslöset, soll dann in einem solchen Hause der Tod das Jahr über Niemand abholen. Auch Frau Perchta, wenn sie in der Dreikönigsnacht herum geht, um nach dem Fleiß der Spinnerinnen sich zu erkundigen, schiebt die Fenster auf und schaut in die Stuben. Myth. 252. 732. Auf dieser spinnenden Göttin Fest deutet zugleich der Reim, welcher der ins Feindeslager getriebenen Kuh ans Horn geheftet wird: So ring as deisi Chueh lehrt spinne — rc. In Holstein gilt die gleiche Sage mit dem nämlichen Spruch: Müllenhoff, pag. 33.

Noch folgende Bildwerke dieser Art sind erwähnenswerth.

Im Städtchen Rapperswil am Zürchersee sieht man in Stein gehauene Köpfe in grasser Geberde an dem Brückenthore, fernere über dem dortigen Thorbogen ob dem Sausenden Wind, und andere zwei ob dem Halsthor. Es ist die Sage, der Herzog Albrecht von Oesterreich, der das von den Zürchern zerstörte Städtchen wieder aufbaute, habe diese Steinbilder einmauern lassen zum Zeichen, daß hier Mord und Weh geschrieen werde über die Zürcher. Zürch. Neujahrsbl. der Feuerwerker 1826, 6. Im Berner-Dorfe Wyl wurde vor einigen fünfzig Jahren in einem Hauskeller ein Granitblock mit einem Relief gefunden, das, leider nun überarbeitet, im Bächihölzligut bei Thun zu sehen ist. Ein dämonisches Menschengesicht en face mit Glotzaugen und breiten Backenknochen läßt aus rund geöffnetem Munde die Zungenspitze kugelartig geballt hervorragen. Abwärts vom Kopfe sind neun Ringe ausgehauen, deren zweiter von oben als Halsring einen wirklichen Wulst bildet, während die übrigen sieben nebst dem obersten scheiben- und schuppenartig über einander zu stehen kommen. Jahn, Kant. Bern, 401. Auch das Städtchen Brugg hat an seinem Aarthurme ein solches gegen den Fluß herabschauendes Steinhaupt; man hält es sowie den Thurm für römisch.

Nach dieser Erklärung über die unter dem Namen Lälle vorhandenen örtlichen Bildwerke soll noch des übrigen Inhalts dieser Sage gedacht werden. Allerdings gieng die Stadt Rheinfelden zwischen den Jahren 1633 und 1638 dreimal an die Schweden und Kaiserlichen verloren und die Hungersnoth in der belagerten Stadt war 1634 so hoch gestiegen, daß zwanzig Säcke Eicheln, etwas Hirse und einige Pferde noch den ganzen Mundvorrath ausmachten. Lutz, Geschichte des vorderösterreich. Fricktháles 1801, 60. Gleichwohl sind alle übrigen Züge der Erzählung nur ein Eigenthum der Sage. Die Kriegslist der Belagerten, den Feind durch Zutreiben des letzten noch vorräthigen Thieres zum Abzug zu nöthigen, ist uralt. Die vita comitis Gerardi de Rosillon, verfaßt im 12. Jahrh., läßt die Belagerung montis Latiscensis durch die Vandalen mittelst eines ihnen ins Lager getriebenen Stieres beendigen. Pertz, Archiv 8, 317. Das Chron. Novalic. erzählt es von der Burg Canusium, aus der ein mit Weizen gefüttertes Wildschwein dem Belagerer zugetrieben wird. Grimm, DS. 2, 460. Die Kärnthner sagen Gleiches der Margaretha Maultasch nach. ibid. 2, No. 504. Glogau befreit sich durch die letzte Katze, die man dem Feind fricassirt zustellt. Kern, schles. Sag.-Chron., Breslau 1840, 215. Auch das Sieden des Verbrechers im Oelkessel beruht nur auf der Rechtssage, obschon diese in die Rechtsbücher selbst übergegangen ist, z. B. in die Freienämter Malefizordnung, Handschrift v. J. 1737; „Vrtell über Faltzschmüntzer, Kanthengießer, Metallfeltscher: Herr, mich dunckhet Rächt, daß der scharpf Richter disen näme vnd ihn allda in einen Kessel oder standen mit siedens wasser oder öll versüde." Daß sich der gebannte Geist als Pudel und mit der Pfote zu Protokoll unterzeichnet, ist ein auf den hellehunt zurückführender Zug, welcher in der Sage vom Teufel und dem heil. Beatus am Thunersee (Wyß, Reis. ins Bern. Oberl.) wiederkehrt, da der Teufel die in Beatus Predigt Einschlafenden sich auf eine Bockshaut notiert. Der Glaube an diesen Umstand lebt noch in der Steiermark: Diemer, ahd. Gedichte 1849, Anmerk. pag. 84.

165. Der Jäger am Bruchmattbrunnen im Frickthal.

Die Großmutter meiner Schwägerin — so erzählt ein Frickthaler, — war zwischen Münchwiler und Eiken auf dem Felde in der Aernte und sollte den Schnittern Wasser vom Bruchmattbrunnen im Bulstelthale herbei holen. Als sie die Krüge dorten gefüllt hatte und sich von der Quelle erhob, stand ein Jäger in grünem Kleide und rothem Hute ruhig und schweigend vor ihr. Sie war damals noch ein schüchternes Mädchen und sagte also kein Wörtchen zu dem wunderlichen Manne. Das war ihr Glück. Denn als sie zu den Schnittern kam, brachte sie einen bedeutend geschwollenen Kopf mit und lag dann mehrere Wochen krank. Vgl. No. 181, h.

---

166. Der Dreihundertjährige am Strichenberg.

Der Grethans zu Wölflismil befand sich, da man vor Jahren einmal im Gemeinwerke den Strichenberg abholzte, ganz allein auf der Höhe dieses einsamen Waldberges und hieb sich das ihm zukommende Theil Reißwellen und Stauden. Da kam aus einer unwegsamen Waldlücke heraus ein Mann zu ihm getreten in völlig rother Tracht. Ein rothes Wollenhemd gieng ihm über die Hüfte, er trug rothe Stumpfhosen und rothe Strümpfe, Rinkenschuhe mit fingerbreiten funkelnden Messingschnallen, auf dem Kopfe einen sog. Dreischnörrihut. Ein solcher Hut, den man mittelst Schnüren in eine dreischnäutzige Form aufbinden, gegen den Regen aber als Schlapphut breit aus einander schlagen kann, war vor alten Zeiten einmal hier herum allerdings üblich gewesen, aber zum Aussehen dieses Mannes paßte er gar nicht, der, wenn er zum Uebrigen noch ein rothes Käppchen getragen hätte, ganz einem stattlichen Schützenzeiger glich. Der Grethans besann sich eben, von welchem Scheibenschießen doch wohl der in diese weglose Gegend herkommen könnte, da begann der Rothe und sprach, das Thal drunten überblickend: Vor dreihundert Jahren hättest du wahrlich auch nicht so allein hier Holz gefällt! Der Grethans dachte bei sich, also auch wieder so ein Faulenzer, der zu jeglicher Arbeit einen Gesellschafter haben muß; und nicht einmal guten Tag bietet er dir, und dutzt dich schon im ersten Augenblick! Er antwortete ihm daher wie einer, der dem Fopper das gleiche Wort mit Nachdruck zurückgiebt und sagte: Freilich hätte ich vor dreihundert Jahren weder ganz allein, noch in großer Gesellschaft, noch auch mit dir mein Brennholz hier oben hauen können, weil wir vor dreihundert Jahren

ja alle zusammen noch nicht auf der Welt gewesen sind — ausgenommen vielleicht dein Hut da.

Das ist gar nicht die Ursache, sagte der Rothe begütigend; sondern weder ein Mann einzeln, noch viele Männer zusammen würden sich damals hier herauf gewagt haben, so viele Wölfe gab es hier herum. Und dein Dorf Wölfliswil bekam ja von ihnen seinen Namen damals vor dreihundert Jahren.

Das ist aber dann doch nur die Schuld der damaligen Leute gewesen, erwiederte Grethans; sie werden eben auch wie du lieber auf das Schützenfest als auf die gefährliche Wolfsjagd gelaufen sein. Hätten sie die Wölfe nur brav zusammen gepulvert!

Zusammen gespießt, mußt du sagen, unterbrach ihn der Rothe; denn in seinem ganzen Hause hatte der Bauer keinen Schuß Pulver vor dreihundert Jahren. Da drunten auf dem Platze in Oberhof, den Ihr jetzt Auf der Hofstatt nennt, hat der Erste gewohnt, und ausgebälgte Wölfe hiengen so viele ringsum unter seinem Dachrande, daß er mehr Stroh, als jetzt auf euerm Felde steht, nur in die Wolfsbälge allein hinein zu schoppen hatte vor dreihundert Jahren. Aber jetzt ist eben überhaupt nicht mehr der dreifache Ertrag an Frucht und Obst vorhanden wie vor dreihundert Jahren. Sobald im Frühling der Oerkenbach groß wurde, schwamm er voll Schwarzkirschen, und im Herbste lag er so voller Aepfel, Zwetschgen und Nüsse, daß meine Base ihre Herbstwäsche statt im Bache, hieroben beim Heidenbrünnlein hielt; dann wurde allemal der ganze Strichenberg schneeweiß, wenn ihrer Schwester Tochter die Bett- und Tischtücher zum Trocknen aufhieng vor dreihundert Jahren.

Das muß aber eine schlechte Wirthschaft gewesen sein, erwiederte ihm der Grethans. Da hätten sie doch Schnaps draus brennen sollen und Kirschwasser, anstatt es den Bach hinab schwimmen zu lassen, das viele schöne Obst!

Es ist gleichwohl auch nicht verloren gegangen, sagte der Rothe; denn die Schweine haben sich herrlich mit gemästet, und trieb sie der Vetter einmal auf den Markt nach Basel, so waren's ihrer so viele geworden, daß er mit den letzten noch nicht im Frickerthore stand, wenn die vordersten schon zum Mühlhauserthore wieder hinaus zogen. Seht, da kommen die Rothen, riefen alsdann die Basler Metzger und bezahlten sie ihm wannenweise mit Brabänterthalern und saumweise mit Elsäßerwein, wie er süß und herrlich gerathen ist vor dreihundert Jahren.

Jetzt wußte der Grethans nichts mehr zu erwiedern, aber er dachte sich, mach dich einmal fort, du Aufschneider! als der Rothe, ohne

Abschied zu nehmen, sich kehrte und in der Richtung nach Oberhof bergab gieng. Was für einen Weg will er denn da machen über Stauden und Stämme, über Stock und Stein? Denn dorten über die bolzgerade Felsenwand hinunter ist wohl auch vor dreihundert Jahren noch keine Klaue und kein Fuß gekommen! so sagte Grethans bei sich selbst, sprang ein paar Schritte weit nach und schaute und staunte. Unaufgehalten schritt der Rothe ohne Weg und Steg geradaus über die senkrechte Kluft und jenseits in den Wald hinein, als ob er die dichte Wand der Tannenbäume niedertreten könnte. Der Grethans nahm schnell zum Beten seine Zuflucht, um des Grauens Herr zu werden. Des Rothen immerwährendes Wort wurde ihm plötzlich befremdend deutlich, er wußte nun was es auf sich hatte, allein gewesen zu sein auf dem Strichenberge vor dreihundert Jahren.

166 a. Farbe und Tracht der Geister.

Die rothe Tracht des Wild. Jägers. Im Ober-Aargau heißt er Rotthaler und Rothenburger. Er kommt, wie der Odenwälder-Rodensteiner vom Schnellerts, bei uns von der Gletscheröde des Rotthales, welches man theils in die inneren Wildnisse der Berneralpen von Jungfrau, Breithorn und Blümlisalp, theils in das Luzerner Oberland versetzt. Seine dortigen Hauserinnen sind die Strüdelenhexen (Jahn, Kant. Bern, 321). Der Aelpler sieht in ihnen zugleich eine Heerde verwünschter Rinder und Geisen, welche ein geisterhafter Hirte übers Gebirge treibt. Ihre Augen sind feurig, ihr Rumpf verdreht, ihre Glocken klingeln. Henne, Schweiz. Blätter. 1850, 1. Rötler heißt No. 108 der Hochwald, über welchen die Kutsche des W. Heeres hinfährt. Maria und Rothenburg! war das Feldgeschrei der Luzerner in der Schlacht bei Vilmergen 1656, in welcher das Heer der reformirten Berner geschlagen wurde. Bern. Neujahrs-Bl. 1851, 13. Vom Luzerner Pilatusberge her kommt er mit dreibeinigen rothen Hunden. Kas. Pfyffer, Luzern. Gesch. 1, 320. Seine und seiner Begleitung Farbe und Tracht weist auf Donars und Wuotans Rothhaar und Rothbart. Grani, Rothgrani, Rothbart ist ausdrücklich Odhinns Beiname. Myth. 1206. In unserer Sammlung No. 143 trägt er ein langes rothes Wamms, darüber einen langschwänzigen Grünrock, ein rothes Leibchen (Jacke). Der Sarg des „nächtlichen Leichenzuges bei Seon", Abth. III., No. 100 ist mit einem rothen Bahrtuche gedeckt, seine Träger sind rothstrümpfig, die beiden Pfarrer rothhutig. Sogar der Zurzacher-Straßenhund No. 265, a. hat rothe Strümpfe an. Das Geistermädchen No. 181, e. hat ein rothes Fürtuch, die Alrune No. 268 einen blutrothen Kamm; der Reiter No. 155 einen rothen Federbusch. In rothe Unterröcke hüllt das Landvolk noch die Fieberkranken und Gebärenden, und diese Röcke nennt man auf dem Schwarzwalde Heidentschöpen, von franz. jupon. Beschädigte Glieder umwickelt man mit rothem Faden; die rothe Waldschnecke ist heilkräftig. Eine rothe Sau mit grünen Augen spukt im Wallis hinter dem Stadthaus zu Sitten. Henne, Schweiz. Bl. 1833. Das Geisterschwein mit rasselnden Borsten hat eine blutunterlaufene Haut, No. 94.

Die Füße des Geistervögleins von Kyburg sind blutroth. Alp.-Rος. 1812, 289. Die Margaretha Maultasch reitet in Klagenfurth um den Stadtbrunnen auf dunkelrothem Pferde. Grimm, DS. 2, No. 502. Ein rother Ritter mit rothem Helmbusch auf rothem Rosse ist der Rodensteiner im Odenberge. J. Wolf, Rodensteiner und Schnellerts, S. 9. Der Wetterauer W. Jäger kommt in einem „reatzeruure" (räßrothen) Mantel. Firmenich, Völkerstim. 2, 101. Der heiratslustige Teufel freit eine Rothenburgerinn. Schöppner, bayr. Sag. 1, 377. Von zwei Geisterheeren, das eine weiß, das andere ganz roth, erzählt die Legende des XIII. Jh. Stöber, Elsaß. Sag. No. 114. Rothenburger heißt der Frickthaler Pfarrer, welcher den Jäger Kinzhalden-Joggeli beerdigt, Abthl. III., No. 150. Das rothe Tüchlein No. 121 duldet es nicht, daß man mit dem Stocke darnach schlage. Das Rötheli rubecula, ist geheiligt; wo es baut, schlägt der Blitz nicht ein. Fuchs und Eichhörnchen sind von bedeutsamem Angang. Der erstere erscheint feuerschnaubend (Abthl. VIII., No. 333), das letztere erscheint zugleich mit Donars geheiligtem Bären an derjenigen Wald-Stelle, an welcher sodann vom Zähringer-Berchtold die Stadt Bern gebaut wird. Die in der Farbe des Gottes schimmernde Vogelbeere und Erdbeere hat der Aberglaube mit eignen Bräuchen umgeben, der Bündnername Buddlergräufle (Preiselbeere), die Raffausle (im Glarus Name der Alpenrose) erinnern an das Fest der Grauflete, das dem Wuotan im Schwyzer Muotathal gefeiert wurde und wird.

die rothe lüt hend siba hüt,
sechsmol meh, as ander lüt.

Appenz. Spruch, Tobler 27 a. — Rothhaarige Leute sind „von Gott" gezeichnet, Meier, schwäb. Sagen 2, pag. 507. Zum Rothen Schuh heißen einige Häuser und über ihnen gelegene Bergflächen bei Gersau am Vierwaldstätter-See, dorten spielt die Sage vom Kindlismord. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 1, 330. Zum Rothen Männel sind in Straßburg und Kolmar die Wirthshäuser geschildet, auch trägt sonst am Lande dorten manche Schenke denselben Namen. Jetzt liegt dies rothe Männlein unter dem Straßb. Münsterthurm begraben, während es sonst das „Reuterlein auf der Säule" war, das mit krausem Haar und rothem Röcklein auf einem weißen Pferde sitzend, am Münster den Fremden zum Wahrzeichen gewiesen worden ist. Stöber, Elsaß Sag. No. 325 und pag. 475. Merkwürdig stimmt damit auch die Tracht des Japanesischen Teufels überein; W. Heine, Wanderskizzen auf einer Fahrt nach Japan (Allgem. Augsb. Zeitg. 1854, No. 249) sieht ein Kapellenbild, auf dem alle bei dem Herengastmahl aufwartenden Unterteufelchen grün sind und rothe Haare haben. — Viele Ortschaften und Gegenden, die nach dem Rodensteiner, Rothenburger, Rotthaler u. s. w. benannt sind, verzeichnet Menzel, Odin pag. 272 ff.

Grüne Farbe der Geister. Der Grünhütler ist ein Alpengespenst in Graubünden. So oft er Nachts an die Thüre einer Sennerhütte klopft, wird morgens darauf die ganze Alp mit Schnee überdeckt sein. Leonhardi, Bündner-Vierteljahrsschrift 1852, 23. Aargauisch bezeichnet der Grüne, der Grünrock den Teufel, Abthl. IX., No. 417. Unter wohllautender sanfter Musik erscheint das Glücksheer, mit dem Zuge der Reiter und Hunde. Alsdann ist der W. Jäger auch der Grünrock (vgl. Abth. III,

No. 94, Lochluegenjäger), der Thierbändiger, dessen Hunde so zahm sind, daß sie dem Köhler von Liebegg vertraut das Brod aus der Hand fressen. (Abthl. III, No. 99. Sodbrunnen der Römerstadt Lorenz.) Ebenda ist er auch in Rübeli (grüner Halbsammet) gekleidet. So ist auch die Schürze des Breitsee-Maideli grün, Abth. III, No. 127. Um Luzern sind die Hornbläser der W. Jagd grün kostümirt. Kas. Pfyffer, Luzern. Gesch. 1, S. 320. Aus dem Zuge des W. Heeres fällt ein grüner Schuh herab. Kuhn, nordd. Sag. S. 478. Baaders bad. Sag., No. 254 heben nicht minder die grünen Pantoffeln hervor, welche ein umgehender Ammann trägt. — Ueber die Grüne Tracht der Zwerge handelt No. 205, Anmerkung.

Schwarz und weiße Geister. Die helende und bergende Göttin heißt Hel, sie ist halb weiß, halb schwarz. Sie fällt ursprünglich gewiß mit der Erdgöttin Jördh zusammen. So erklärt sich dann ihre Zweifarbigkeit, da die Erde die lichte Oberwelt und die schwarze Unterwelt zugleich umfaßt. Wie die Jördh später ausschließlich das grüne heitere Erdenleben vertrat, so Hel das bleiche und traurige. Weinhold, deutsche Frauen, 29, 30. — Die wichtigste Figur, welche in der neu gewonnenen Sage übrig ist von dieser schwarz-weißen Unterweltsgöttin, ist die Frau Held und Wehld (Panzer, bayr. Sag. 1, 186) mit ihren beiden Schwestern, welche als Norne des Walfeldes zugleich den Namen unserer Bructerer Jungfrau, der prophetischen Veleda wiederholt. Letztere, die sich dem jungfräulichen Stande ergeben hatte, an den Unsterblichkeit und Schicksalswissen geknüpft war, war dem Volke selber ein siegskündendes Schildmädchen der Walstatt und hieß lebend schon so, wie sie einst unter Odhinns Schwanjungfrauen genannt werden sollte. „Elsternfarbig", halbweiß und halbschwarz, halb zum Leben, halb zum Tode führend ist die deutsche Walküre, die antike Furia, die Aphrodite Melanis, endlich das Marienbild. Myth. 289. In unserer Sammlung scheint die Versicherung lächerlich zu lauten: Man fürchte den umgehenden Schaffner in Castelen, No. 326, nicht mehr, denn er trage neuerlich schon weiße Hosen. Diese Doppelfarbe hat er aber gemein mit dem Schimmel-Reiter im schwarzen Mantel, No. 161; mit den Ferkeln der W. Jagd, No. 85, die sämmtlich von scheckiger Race sind, vorne schwarz und hinten weiß; (weiß und schwarze Katzen sind die Jungen des Lütwiler Dorfthieres, No. 86) mit dem Feldmesser Trog in der weißen Zipfelkappe, No. 328; mit dem Pfaffen von Murg, der tiefschwarz erscheint, aber doch ein schneeweißes Leichen-Gesicht zeigt; mit dem Schwarzen, der eine weiße Hemdkrause blicken läßt, No. 263. So sitzt Matthias Pagels auf Rügen, wegen Meineid und Urkundenfälschung verwünscht, mit grauem Rock und weißer Mütze auf einer hohen Buche. „Pagels mit de witte Mütz, wo koold und hoch ist din Sitz!" Arndt, Märchen 1, 249. Temme, Volks-S. von Pommern, 267. So ist auch der heidnische Held Feirefiz elsternfarbig, wie ihn Wolfram im Parzival nennt, weil ihn sein Heidenthum zur Hölle, seine Ritterbravheit gleichzeitig zum Himmel hinzieht. Und so ist alles Schwankende und Unentschiedene des Charakters uns noch von gemischter Farbe, grau, vornen hui, hinten pfui.

166. b. Wagen des W. Heeres.

Höhere Gottheiten werden fahrend gedacht; auch ihr Reiten denkt sich unsere Mundart immer noch als eine bloße Fahrt, wie die ältere Sprache den zwei- und vierspännigen Wagen reita, den Fuhrmann reitweko nannte. Anton, Gesch. der Landwirthsch. 1, 425. Der dänische Othin unterweist seinen Liebling, den König Harald Hildetand in den Kriegskünsten und wird sein Wagenlenker in der Bravallaschlacht. Auch Gott Thôrr hat den Beinamen vom Wagen, auf dem er fährt, und heißt Reidhar-tyr, Rhedings- oder Wagengott. Grimm, Myth. 147, 306, 178. Fahr zum Odin! ist eine noch geltende Verwünschungsformel: Geijer, Schwed. Gesch. 1, 110. Nun haut sich der Alte mit der Axt ein Rad, gilt im Ditmarschen vom grollenden Donner: Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag., No. 840. Schlofts, Kinda, da schwari woag'n wird glei vabei foarn, sagen die Mütter um österreichisch Preßburg zu den Kindern, die nicht friedlich einschlafen wollen. Wolf, Ztschr. 2, 193. In unserer spielenden Rede sagt man beim Gewitter, der Herrgott fahrt spazieren. In der älteren Anschauung des mythischen Zeitalters sowohl, wie in der noch dauernden Ausdrucksweise der Sage und der Volksrede wird der Götterwagen als ein zweimal vorhandener unterschieden. Der eine fährt und bleibt zugleich am Himmel, der andere fährt nur auf der Erde oder durch unsere Luft. Der eine Himmelswagen des Gottes ist das Sternbild des Bären und heißt bei uns Hêrewagen, Eherwagen; er dreht sich Nachts mit großem Geräusche um, sein Tiefer- und Höher-stehen deutet man auf Wohlfeile oder Theuerung der Lebensmittel. Scheuchzer, Schweiz. Natur-Gesch. 1, 245 spricht von einer Windsbraut am Hörrwagen; in den Niederlanden heißt das Gestirn selbst Woenswagen, Wodanswagen. Rebmann, Gespräch zwischen Riesen und Stockhorn (Bern 1620) beschreibt das Gestirn pag. 30 also:

bei diesem steht der große Ber,
der groß Heerwagen gnennet er,
Sein sternen seind also gestalt,
gleich er Roß, Wagen, Reutter halt.

Dies ist der Wagen der Seligkeit, des Glückes und der Freude. Tacitus weiß Germ. 40, daß wenn derselbe durchs Land fährt, der Gottesfrieden überall herrsche. Dasselbe weiß auch die Noveleser Chronik zu sagen von jenem großen Leiterwagen ihres Klosters, der Ton seiner Schellenstange bringt Ruhe und den Stillstand aller Geschäfte und Fehden im Lande hervor. (Latein. Gedichte des X. und XI. Jh., pag. 107). Und wie man nach dem einst von Kühen gezogenen Wagen der Gottheit die Milchstraße noch auf Baltrum Waogenpat, das Wagengeleise nennt, im Gröningerlande aber Kaupat (Kuhweg), und wie für den Namen Wodan zugleich eine Göttin eintritt, die nach diesem Wagen benannte Frû Waogen (Kuhn, nordd. Sag. pag. 457, 519), ebenso gilt auch am Schaffhauser Rheinfall noch die Tradition, ein Wagen mit Rindern bespannt, soll dreimal die Stadt umfahren haben, bald auf der Erde, bald in der Luft, und durch seine Richtung nach Rechts Gutes, durch seine Linkswendung Böses verkündet haben. Kohlrusch, Schweiz. Sagen-B. 1, 341. Wir können den Glauben an diesen Gotteswagen noch bis in unsere Zeit verfolgen. Der politische Brauch hat in den oberitalienischen Städten den

Carroccio oder Fahnenwagen daraus gemacht; der kirchliche Brauch hat ihn in einen Prozessionswagen verwandelt, wie derjenige, genannt la Barra, zu Messina und Palermo ist an Mariä Himmelfahrt, der lebende Kinder auf seiner höchsten Mondscheibe trägt. Beim Frühlingsumgang singen unsere eigenen Landeskinder noch von diesem (Simrock, KindB., No. 487): Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Wagen, damit soll er ins Himmelreich fahren. Das schles. Christkindlein sagt in den Häusern bei seiner Bescheerung:

Geh hinaus zu meinem Roß und Wagen
Und hol herein die Gottesgaben.
Wir haben draußen stehn einen schönen Wagen,
Der ist mit lauter Gold und Silber beschlagen.

Weinhold, Weihnacht-Sp. 36, 38, 40. Dieser Geisterwagen ist, wenn er durch die Stadt Freiburg fährt, vierspännig und so angefüllt mit Leuten, daß manche nur noch auf der Langwied Platz finden. Baader, bad. Sag., No. 56. Aus seinem Innern tönt eine wunderschöne Musik: Stöber, elsaß. Sag., No. 206. Ohne daß man ein Rad hört oder ein Radgleis sieht, fährt er unter lieblicher Musik die Kreuzberger Nonnen mit Schimmeln und Rappen dreimal um den Marktplatz. Bechstein, DSagb., No. 252. Eine gläserne Kutsche und eine kleine goldene liegt unterirdisch: Bechstein, Thüring. Sag. 2, pag. 124, 150; aber dem Teufel zerbricht die gläserne Kutsche bei Bielefeld: Firmenich 1, 274 b. Eine Kristallkutsche fährt am Römerweg: Stöber, elsaß. Sag., No. 119 (Romweg heißt uns die Milchstraße). Ein Triumphwagen geht über die Tuchelhaide: Tettau-Temme, preuß. Sag., No. 190. Unter dem Kloster Eldena steht die Christnachtskutsche, ibid. No. 237.

Der Wagen der Verdammniß entwickelt sich nothwendig aus diesem Götterwagen. Der Gothe Athanarich († 382) ließ auf ihm des Gottes Bildsäule an den Häusern der Christen umher fahren, um diese unter die Räder zum Zermalmen werfen zu lassen. Geilers von Keisersberg Ameise (Straßburg bei Grüninger 1517) hat auf dem Titelblatte zum „Wütischen Heer", Bl. 38, die Abbildung eines großen Leiterwagens, in welchem ein Mann auf dem Kopfe steht. Auch in dem Todtentanz von C. und R. Meyer (Zürich 1650) fährt, Bl. 53, der Todesgott in einem Wagen, zwei Hirsche vorgespannt, dem Walde zu. Geiler scheint noch beiderlei Wagen unterscheiden zu wollen. Er äußert über den einen in der Predigt Der hellisch Löw (Straßb. bei Schürer): bey dem karren oder wagen so verstat man das her, da David spricht im psalter: der karr gottes ist zehentausent manigfaltig. Im übrigen aber redet er mehr von demjenigen der Verdammniß: Die zyehendt hye einen karren der vnruow vnd dört einen wagen der ewigen verdamnüß. Seel-Paradies Bl. 210 b. Alle menschen vol lasteren die werden innen des musters der hellen, das ist denn der wagen. Bl. 231. Gleiches äußert Cyriac. Spangenberg im Ehespiegel (Straßb. 1578) pag. 13, und unsere Volksrede sagt von einem grundschlechten Menschen, er sei „dem Tüfel ab dem Charre g'heit." Daraus wird der in den Sagen so oft genannte Hellwagen (vgl. Kuhn, nordd. Sag. No. 199), der rappenbespannte Wagen Kölns, der in den Gürzenich fährt (Weyden, Kölns Vorzeit 207), der dreirädrige mit einem Siebengespann (also entsprechend dem Vorbilde des Siebengestirnes: Schöppner, bayr. Sag. 1, pag. 315, No. 384). Dieser

Wagen fährt oft einem bestimmten Wirthshause zu: Schnezler, bad. Sagb. 2, 205; oder er wird ohne Deichsel an der Ortskirche herum geschoben: ibid. 2, 694. Oft ist es nur ein einzelnes Rad, welches feurig bergan läuft (Panzer, bayr. Sag. 1, No. 36); oft ist dieses Feuerrad ein Höhlengeist, wie der Osnabrügger-Alke, der zu Roß bekämpft werden muß (Viehoff, Archiv für neue Sprachen 1851, 117); oft sind es große vierrädrige Wagen (Harry, ndsächs. Sag. 1, No. 52. Schambach-Müller, ndsächs. Sag. No. 82); oder es ist ein ganz kleiner eisengeschmiedeter ex voto-Wagen, wie er in der Kirche zu Pielenhofen aufbewahrt wird (Panzer 1, No. 140). Oder endlich der Wagen ist zerbrochen, und Frau Perchta verlangt, daß ein Begegnender ihr den Wagen verkeile, die Wagendeichsel verpflöcke (Börner, Orlagau-Sag. 173. 182). Am häufigsten denkt man sich nun noch bloße Kutschen. Statt der beinahe zahllosen solcher Art nenne ich eine aus meiner Nachbarschaft. Auf der Herenwiese zu Prattelen, Kant. Baselland, zeigt sich eine schwarze leere Kutsche, die gewöhnlich als Vorbote eines Todesfalls erscheint; hört man aber nur ihr Gerassel, so bedeutet's schlechtes Wetter. Kohlrusch, schweiz. Sagb. 1, 375. Man bemerkt also, daß sich Witterungsbeobachtungen noch zuletzt an die Sage vom Wagen anknüpfen, wie sie selber ursprünglich zusammenfällt mit der Beobachtung des Sternenlaufes und Sterneneinflusses. Diesen Zusammenhang hatte Klopstocks liebevolle Versenkung in unser ihm noch unaufgeschlossenes Alterthum voraus geahnt; im Bardiet seiner Hermannsschlacht verkörpert er nämlich den diesem Cultus vom Götterwagen innewohnenden Begriff in folgendes Gleichniß:

> Die Räder an dem Kriegeswagen Wodans
> Rauschen, wie des Waldes Ströme die Gebirg' herab.

In diesem Sinne erzählt man auch vom Schimmelritter zu Liestal (Abthl. VIII, No. 344), seine Stimme gleiche der gedämpften Sprache vieler versammelter Männer, oder dem Wasserrauschen über hohe Felsenwände.

166 c. Radspuren auf den Hochgebirgen.

In No. 120 wird behauptet, es habe einst auf dem Grat des Küttiger-Jura eine Hochstraße, befahrbar mit Roß und Wagen, aus den hintern Bergen her bis nach Biberstein hinab an die Aare geführt. Der Graubündner Chronist Campell, der im 16. Jahrh. schrieb, berichtet, noch in seiner Zeit habe man im Oberengadin beim Silsersee und auf dem Julierberge Spuren einer großen Heerstraße und im Fels des Urgebirges die Geleise von Wagenrädern gesehen. Auch der französische Gesandte Paschal in seiner Legatio Rhæt. spricht von diesen Wagengleisen auf dem Julier. Aehnliche Spuren will man auch in Oberhalbstein entdeckt haben. Röder-Tscharner, Kant. Graubünden 1, 96. Die Römerstraße über den Julier und Septimer mag allerdings hier vorbei geführt haben; die Sage aber von solcherlei Hochstraßen und Radspuren in den Schneewüsten der Firnenwelt ist allgemein, namentlich häufig am Monte Rosa und Bernhard, und hat in den Waldkantonen großen, kaum einmal erstiegenen Fels-Einöden den Namen der Karrenwege gegeben. Dies beweist, daß man die Gebirge und höchsten Grenzpunkte einer Landschaft als den Scheideweg ansieht, den der Gott bestimmt und zuerst befahren hat, oder von dem aus er gen

Himmel gefahren ist. In solchem Sinne heißt den Alten Götterwagen (Plinius, hist. nat. 2, c. 110) jener äußerste äthiopische Berggipfel, den die unter Hanno's Regierung versuchte carthagische Entdeckungsexpedition erreicht haben soll, und welchen Heeren (Ideen 2, Abthl. 1, 521) am Senegal sucht. Roßwagen heißt das 5800 Fuß hohe Tyrolergebirge im Etschkreise; Teufelskarrweg eine querlaufende Felsenschichtung mit tiefen Einschnitten an den Wänden des Thunersees. Jahn, Kant. Bern 276. Die Jungfrau Maria kommt mit dem Christuskinde auf einem Wagen über das Solothurner-Juragebirge bis zum Obern Hauenstein gefahren. In jener Gegend, wo man nachmals den Berg erst durchhauen und Fußgängerbrücken an Ketten zwischen die Wände hinein hat hängen müßen, begegnet sie zu Wagen einem Jäger und giebt diesem dadurch Veranlassung zur Gründung des Klösterleins Schönthal (i. J. 1130) unterhalb der Alpe Kirchzimmern. Das noch vorhandene Kirchlein ist jetzt in eine Scheune verwandelt, am steinernen Portale erkennt man noch ein den Wagen ziehendes Lamm. Hanhart, Schweiz. Gesch. 1, 158. Ein tiefer Felseinschnitt am Säntis, da wo man in der Höhe von 6680 Fuß zu den obern Meßmerhütten aufsteigt, heißt die Wagenlücke. Dies gleicht dem Rennpfad Hütchens, der sich über Gebirge und Wälder gerade hinzog (Grimm, DS. 1, 100), dem chemin des fées, dem Tröllaskeid, dem curriculum gigantum. Myth. 476. Die Sage liebt ihre Beziehungen oft auch nur in negativer und verschleierter Weise auszudrücken. Solcherlei Behauptungen halb geheimnißvoll, halb neckisch lautend, besagen Gleiches wie die obigen direct lautenden; darunter gehören nachfolgende:

Auf dem Luzerner-Emmenhorn liegt im Sodbrunnen ein goldener Wagen, den der Burgherr sich aus denjenigen Schätzen schmiedete, die er den nach Rom Pilgernden abnahm. Reithard, Sag. der Schweiz 222. Im Zireinersee am Sonnenwendjoche in den Meraner-Gebirgen liegt ein goldener Wagen. Wolf, Ztschr. 2, 351. Am Firstmisberge liegt ein goldener Wagen (Stöber, elsäß. Sag. No. 76). Die Urner-Gemeinde Seedorf nennt den Berg, an welchem sie wohnt, Gutschenberg. Im Hügel zu Gerzensee steckt der Schatzwagen und schaut in der Osternacht mit der Deichsel auf der Morgenseite des Raines hervor (Wyß, Idyll. 2, 334). Auf dem Gipfel des hessischen Osternsteines sind Felsblöcke, die ihre jetzige Form nicht aus der Hand der Natur erhalten haben und deren Namen auch auf Opferstätten deuten; eine Spalte heißt Backofen, die andere Bratpfanne, eine dritte die Kutsche. Man entzündet droben die Osterfeuer. Colshorn, Myth. 304. Anno 1694 fuhr ein Tiroler-Fuhrmann mit einem Wagen voll Wein in den Untersberg, sah aber den Kaiser Rothbart dorten nicht. Durch den letzten unterirdischen Gang des Thurmberges zu Durlach hat man sechsspännig fahren können. Mone, Anzeig. 1838, 476. Am Thore der Schloßkapelle zu Eisenbach sind noch die Radspuren im Stein zu sehen von dem Wagen, mit welchem der feindselige Bruder hier durch die Kirche seine Ausfahrt nahm, um dem andern Bruder niemals begegnen zu müßen. Wolf, hess. Sag. No. 246.

Vgl. die in Abthl. X, „Bärlisgrub" No. 440 gegebene Erklärung über die striemenweise erscheinende Frühreife in Saatfeldern.

166 d. Der W. Jäger im Wiggernthale.

In der Nähe der Stadt Zofingen nennt man im Finkenhardwalde einen Hügel das Schloß Finkenstein. Ein da hervorragendes Stück Nagelfluh giebt man für den letzten Mauerrest der versunkenen Burg aus; es sei, sagt man, durch die Länge der Zeit zu dieser unsprengbaren Masse verhärtet worden. Ein ziemlich neues Häuschen steht in der Nähe, und man behauptet, der Eigenthümer habe es nur zu dem Zwecke erbaut, um hier unangefochten von der wachsamen Obrigkeit auf eigenem Grund und Boden den darinnen verborgenen Schätzen nachgraben zu können. Bei jenem Nagelfluhblock nämlich, auf der Nordostseite des Hügels, soll sich noch ein verschütteter Eingang verrathen, der im Innern zu einem eisernen Thore führt, und wer durch dieses einzudringen vermöchte, der würde in dem unterirdischen Gange von hier aus bis unter das Chorherrenstift in Zofingen gelangen. Die Ritterschaft von Finkenstein kommt des Nachts in zwei bis drei Kutschen vor das obere Thor von Zofingen gefahren. Wenn da ehemals die Thorwächter das Wiehern, Peitschenknallen und ein vielhufiges Herantraben hörten, sprangen sie eilig zum Thore, und hofften durch schnelles Oeffnen ein gutes Trinkgeld zu verdienen. Dann aber jagte der ganze Zug mit grausigem Geheule, statt durchs Thor, entweder um den Stadtgraben herum, oder er fuhr durch die Luft über das Thor weg und setzte erst beim Rothen Häuschen aufs Straßenpflaster auf. Von da fuhren sie hinauf zur Stadtschreiberei und zum St. Urbanshof, lauter schwarze Männer saßen drinnen, alle hauptlos. Aus dem Kopfe, den sie unter dem Arme hielten, schaute ein stechender feuriger Blick. Die Kutschenräder ächzten unter ihrer schweren Last.

Eine andere Kutsche von ähnlicher Art kommt von der Ruine von Botenstein her (vergl. No. 106), ungefähr eine Stunde von Zofingen entfernt, und fährt achtspännig nach Botenwil durch den Forst zu einer anderen Burg hinüber, welche Hargart geheißen haben soll. Das Knallen der Peitschen, Bellen der Hunde, das Tosen und Rasseln der Wagenräder und das Hallogeschrei der Jäger soll in diesen Waldstrichen oft ins Furchtbare anwachsen. Rechts an der Straße im Thal steht ein vereinzeltes zum Dorfe Botenwil gehörendes Haus. Bis auf unsere Zeit hat dasselbe niemals ein Thor an seiner Scheuer haben können, immer mußte es seine Tenne offen halten. Denn gerade durch diese hindurch kommen die Jäger im schärfsten Galopp gesprengt und hinter ihnen die ganze Meute weißer Hunde. Der Jäger, der sie anführt, heißt der Landluegi, er beschaut des Nachts alle Landstriche, Wald und Feld (vgl. No. 94, der Lochluegenjäger), und wer ihm seinen Weidschrei nachzuspotten wagt, dem schleudert er einen Roßknochen ins Bett. Die Folge davon ist aber, daß man lahme Glieder bekommt. Auf jener Ruine Botenstein beschworen einst drei Männer aus Zofingen den Teufel um Geld; der eine hieng dazu eine Kuhhaut mit den Hörnern um, der andere setzte sich mitten in den Kreis auf einen Hafen, und der dritte sagte dazu das Christoffelgebet her. Sie erhielten so wirklich Geld, aber einen bloßen einzigen Rappen. In dem Streite, den sie über dessen Besitz erhoben, verlautete ihr Unternehmen, sie wurden eingezogen und der Rädelsführer mußte in seiner Kuhhaut nach Bern ins Schellenwerk (Zuchthaus) marschieren.

Südwestlich gegen Zofingen her hört man häufig in trüben Nächten ein heftiges Kanonieren aus vielen Geschützen; dies sind die Rothenburger. Auf dem Weißenberge hört man sie förmlich exercieren, Trompete, Trommel und Kommandoruf fehlt nicht. Nach der gewöhnlichen Erklärung sind die Rothenburger Schloßherren im benachbarten Solothurnerlande gewesen, und haben zur Strafe ihrer vielen grausamen Fehden nun auch im Tode ihr rauflustiges Wesen fort zu treiben.

Noch ein anderer Zug der W. Jagd ist dem Wiggernthale gleichfalls bekannt, das Gutes Heer. Dasselbe geht bis nach Niederwil an die Aare hinab. Dorten zeigen sich Ueberreste alter Erdschanzen, die vom Flusse weg über den Buchrain quer durchs Thal gereicht und es gegen einen andringenden Feind abgesperrt haben sollen. Dieser gefürchtete Feind war der Dietrich und ihm zum Hohne heißt die Hauptstelle jenes Walles im Walde Dietewart, Dietrichs Warte. Bei jeder Witterungsänderung hört man hier Trompeten und Waffengetöse.

IV. Schatzhöhlen.

167. Die Schlüsseljungfrau von Schloß Tegerfelden.

Der Weg von dem Aargauer-Dorfe Tegerfelden zum benachbarten Marktflecken Zurzach am schweizerischen Rheinufer führt über waldige Ausläufer des Jura an einer vereinzelten Felsenhöhe vorbei, von welcher die Ruinen der Ritterburg Tegerfelden herunter schauen. Der Bergkegel, der sich frei aus der Landschaft emporhebt und ringsum unzugänglich erscheint, bildet hier eine Wasserburg und eine Felsenveste zugleich. Von Osten umzieht ihn das Surbflüßchen und stürzt dann in einem tiefen Rinnsal über Klippen und Geschiebe am Berge vorbei und mit großem Brausen der nahen Mündung zu. Westwärts schirmt ihn eine künstlich angelegte Linie von Gewässern, die man in ihrer jetzigen Versumpfung den Cheibengraben nennt; in diesem Becken sammeln sich die Abwasser einer großen Ebene, des benachbarten Ruckfeldes, und lassen den Feldbach daraus entspringen. Die dritte Burgseite schließt sich mit einer scharfen Kante des Berges ab, welche zu so jähen Flühen ansteigt, daß deren eine, die am verwegensten droben überhängt, die Teufelsbrücke heißt. Auf den luftigen Zacken dieser Felsenscheitel liegen die Ueberreste eines alten Baues, dessen bloße Trümmer jetzt noch einen Umfang von sieben Minuten haben. Laubwald ist ringsum bis zu den Vorwerken empor gestiegen, die Mauerlücken überbüschend. Unterholz und Gestrüppe bedeckt den Hof, dazwischen entdeckt man Spuren ehemaliger Kieselpflasterung. Jeder starke Tritt dröhnt unter dem Fuße nach und läßt auf die eingesunkenen Gewölbe im Innern schließen. Die Brustwehren sind bis auf Weniges mit dem Gerölle der steilen Halde abgebröckelt, auf der sie ruhen sollten; drunten aber haben sie den doppelten Wallgraben fast zum Rande ausgeebnet, der in Nagelfluh gehauen ums Schloß geht und es einst vor Anfällen aus dem Ruckfelde her sicherte. So steht nichts mehr von Allem aufrecht als droben auf der Spitze die gewaltige Scharte eines viereckigen Wartthurmes. Er ist aus jenem rothen Jurageſtein gebaut, wie es die Steinbrüche im benachbarten Sennenloch unerschöpflich seit der Römer Zeiten bis heute fortgeliefert haben; recht ritterlich hebt sich der Thurm in seiner eisenbraunen verwitterten Färbung ab gegen das lebhafte Grün junger Erlen- und Eichenwipfel zu seinen Füßen.

Aus dem Rittergeschlechte, das einst hier oben gehauset hat, weiß die Landesgeschichte nur den einen Konrad von Tegerfelden zu nennen, und sobald sie seines dunkeln Schicksals Erwähnung gethan hat, berührt sie Stamm und Schloß mit keinem Worte wieder. Sie berichtet, wie Konrad Erzieher war und Waffenmeister jenes ungebändigten Herzogs Johann von Schwaben, den man den Parricida heißt; und wie er das Unglück gehabt hat, als dessen Begleiter bei jener Mordscene Augenzeuge gewesen zu sein (Tschudi 1, 91), da auf dem Reußfelde, bei Windisch im Aargau, Kaiser Albrecht von seinem eigenen Hofgefolge erschlagen wurde und im Schooße eines armen Weibes verschied. Die adeligen Uebelthäter entflohen darauf nach allen Weltgegenden. Aber während der Schrecken der Reichsacht ihnen auf den Fersen saß, kam noch die Königstochter, die rauhe Agnes, gegen die Schlösser der Verschworenen herangezogen, erstürmte und schleifte sie, und vollzog an den Hinterlassenen eine fast ausnahmslose Blutrache. So fiel damals auch diese Burg, indessen der entwichene Konrad drüben in den Schlupfwinkeln des Schwarzwaldes umirrte und später unter dem Klostergesinde von Neresheim sich barg. Dorten auf dem Neresheimer Härtfelde soll er unerkannt die Schafe der Abtei gehütet haben bis an sein Lebensende. Namen und Geschlecht erlosch mit ihm.

Also pflegt am Schlusse folgenschwerer Ereignisse die Geschichte ihr Blatt schweigsam umzuschlagen. Mit ruhevoller Ergebenheit wendet sich ihr Auge bereits der neuen Entwicklung zu, und sie wird auch deren erschütternde Momente einst in den gleichen Frieden unbetheiligter Weisheit aufzulösen wissen.

Nicht so aber verfährt die weichere Seele des Volkes, ihr ist ein solches hohes Vermögen nicht verliehen; sie grübelt vielmehr weiter in dem Kummerbuche eines gestürzten Herrenhauses, um so forschender, je herbere Dinge darinnen gestanden haben mögen, je unleserlicher dieselben schon geworden sind.

Der Landmann betrachtet darum die schmale Ackerlänge, die er pflügt, die Baustelle, auf der seine Strohhütte steht, jeden sinkenden Gemarkungsstein auf der Almende, wie mit der einseitigen Neugier eines forschenden Alterthümlers. Mit jedem Spatenstiche gräbt er möglicherweise ein Stück seiner örtlichen Vorzeit mit aus, schon die Wurzeln eines alten Weidenstrunkes auf der Hutung draußen können ein solches für ihn bedeckt und verwahrt halten. An diesen unscheinbaren Gegenständen seiner engen Umgebung erwirbt er sich eine Gedächtnißkraft von ungewöhnlicher Schärfe. An ihnen sucht er bis auf die frühesten Tage zurückzukommen und bei deren undeutlichem Zwist verweilt er am öftesten. Da erfindet er sich die streitenden Parteien,

er stellt sie vor den improvisirten Gerichtshof seiner naiven Empfindung und hört sie umständlich ab. Und obschon er weiß, wie erfolglos sein Wahrspruch bleibt, so fährt er doch fort, solche Pulsschläge eines längst begrabenen Zornes nachzuzählen, die Athemzüge schon versteinerter Schmerzen sich zu wiederholen, sein Urtheil darüber mit gewohnter Stimmeneinhelligkeit zu fällen, das gewohnter Weise nur auf ewige Verdammniß oder nur auf ewige Seligkeit lauten wird. So drückt das Volk die Liebe zur Vorzeit aus; es thut wie eine königliche Artemisia, es mischt gleichfalls die theure Asche mit Wein. Je inniger dieses Andenken fortlebt, um so bescheidener, um so prunkloser drückt es sich aus; vor fremden Zuhörern ist es sogar stumm, und zutraulichen Fragern antwortet es nur mit kindlicher Scheu. Da will es dann Geringfügiges nicht vergrößern, das Unglaubliche nicht ins Begreifliche herab stimmen, sogar widerwärtig lautende Selbstanschuldigungen seiner Lieblinge sucht es kaum zu mildern oder zu verschleiern. So hat es eine Tugend vor dem Weltverstande voraus, der so laut auf seine nüchternen Erbsätze pocht; so zeigt es auch weniger von dem widrigen Beigeschmacke aller untern Stände, deren Urtheil nach der werthlosen Seite hin am meisten eitel und rechthaberisch zu sein pflegt. Wo zwei besondere Schutzgeister, Sage und Lied, ihr Dorfrecht ungeschmälert noch behauptet haben, da mag der Boden mager, die Tagesarbeit hart und der Himmel noch so rauh sein; gleichwohl ist da dem Landvolke die Enge seines Gesichtskreises nicht zugleich schon zur geistigen Schranke geworden. Das Auge hat dann am trübsten Gewölke immer noch einen sanft leuchtenden Rand zu bemerken. Aus der sichern Empfindung ächter Zusammengehörigkeit geht ein herzlichwarmes Gemeinde- und Landschaftsgefühl hervor, und wo dieses nur rege ist, da schweigen auch Heimatstolz und Vaterlandsliebe nicht, diese goldenen Wiegen des deutschen Sagen- und Liederschatzes. Ist daher die Burg droben am Berge seit Jahrhunderten schon niedergebrannt, so ist doch die Burgsage nicht mit eingeäschert. Ist die Chronik auch verloren und die Urkunde längst zerschnitten über das Freiengeschlecht auf der Veste, so wird doch der unscheinbare Mann, der nun am Burgstall unten die Reben bindet, aus der hundertjährigen Erinnerung seines unvermischten und gleichgebliebenen Lebens alles zu wiederholen vermögen, was jemals diese Grenzen des Gemeindebannes auch nur gestreift hat. Er kennt den Namen der Heidenstadt, die einst hier gelegen, ehe man Landkarten entwarf; er zeigt die Flußstelle, wo der einbrechende Hunne die Furt auf der Flucht verfehlte und ertrank; er zeigt die Staude her, von der sich der erste Bekehrer dieses Gaues ein Kreuz aus Haselstäben schnitt. Sogar den Lauf jener Straße, welche die Römer

angelegt, verfolgt er mit der Genauigkeit eines Feldmessers, obwohl der alte Heerweg im Moorboden versunken liegt und mit tiefem Walde überdeckt ist. Mit jedem Quader, den man von der Ruine herunter holt, um ihn in den Neubau der Dorfkapelle einzufügen, wandert daher auch eine Rittergestalt neuerdings zu Thal. Und wenn sie den Winter über in Spinnstube und Heimgarten den Abendgesprächen zugehorcht hat, wird die Nebelhafte allmählich ins Große wachsen, ihren besondern Namen empfangen, sich bis zur Wärme des eigenen Herzschlags verfeinern, bis sie schon nächstes Frühjahr mit dem ersten Ziegenhirten wieder zum Wartthurm hinauf steigt. Abermals hält dann die Sage waffenklirrend oder schleierweiß ihren neuen Umgang durch die Trümmer.

Wer Lust hat, diesen bescheidenen Seelenfrühling mit zu betrachten, wie er bei einem still lebenden Völklein der Schweiz alljährlich neu einkehrt, der weiß bereits, daß man dabei nicht heftigen Gemüthserregungen und kühnen Kunstwirkungen begegnen wird; ihm genügt vielmehr die unnachahmliche und frische Einfachheit der paar heimatlichen Feldblumen, welche sich dem Sammler so ungezwungen zum Kranze vereinigt haben, wie er ihn hiemit vorlegt.

Wer ehedem von den Ortschaften Klingnau und Döttingen her Nachts noch ins Nachbardorf Tegerfelden gehen mußte und des Weges, der an mancherlei Gewässer hinführt, sicher bleiben wollte, der verließ sich dabei herkömmlich auf ein Zeichen, welches nie täuschte. Es schimmerte ihm von weitem aus der Tegerfelder Ruine ein Licht entgegen, und je näher er kam, um so größer wuchs es droben in einem einzelnen hell erleuchteten Fenster. War es dann noch, als ob auch die Töne einer Frauenstimme den Berg herab zögen, bald schaurig, bald süß klingend, da wußte der einsame Wanderer, daß er jetzt das Surbflüßchen zu vermeiden und von da nur noch wenige Schritte ins Dorf habe. Ah, die Schlüsseljungfrau! sprach er dann bei sich selbst, und dankbar gestimmt gegen diese sichere Führung lenkte er dem gesuchten Hause zu. Jener erhellte Fensterbogen ist nun auch zusammengestürzt, die Schlüsseljungfrau aber lebt wie vordem in aller Munde fort. Sie ist des Burgherrn berühmte Tochter; der Ruf von ihrer Schönheit gieng einst weit durchs Land. Aber mitten in den Reizen ihrer Jugend starb sie einem Jüngling nach, der ihr Herz gewonnen hatte, und den der Ahnenstolz ihrer Familie darüber in einen schauderhaften Tod schickte. Schneeweiß gekleidet und mit fliegenden Haaren, wie man das arme Mädchen damals in die Gruft gelegt hat, irrt sie noch immer ungetröstet um den ausgestorbenen Schloßberg. Rings umgeht sie oben die Zacken der Burg oder unten den Uferrand der Surbe, seit Jahr-

hunderten schon wandelt sie unveränderlich die gleiche Bahn. Obschon man vor Langem das wilde Flüßchen durch Wuhrungen beschränkt hat und so seinen ungestümen Lauf näher an den Berg hin trieb, so ist doch auch jetzt noch die Jungfrau ihrem ursprünglichen Pfade treu geblieben; sie schwebt über den neu entstandenen Wassersturz gerade so weg, als ob sie noch auf ihrer ebenen Straße gienge. Dabei ist sie gar lieb und gütig. Immer noch wächst der Goldhaufen in ihren Schatzkammern höher, aufgelagert liegt der Wein der ganzen Landschaft in ihren Kellern; und erst, wenn sie einmal alle diese Reichthümer vertheilt hat, sagt man, wird der beherzte Mann sich finden lassen, dem es allein am Ruhme seiner Wagethat genügt und dem das uneigennützige Werk der Erlösung nicht mehr mißlingt. Darum wendet sie sich auch so besonders an die Kinderwelt, denn von deren geizloser Unschuld kann sie ihr einstiges Heil noch erwarten, und Erwachsenen, die ihr etwa begegnen, weicht sie eher aus. So hat sie jüngst erst ein Schulkind reichlich beschenkt, das am Wasser Maienrieschen suchte, und hat ihm die längsten Märchen vorerzählt. Ein anderes hatte Leseholz am Burgstall gesammelt und zu einer Bürde gebunden. Als es die Tracht auf den Rücken schwingen wollte, kam die Jungfrau hurtig den Abhang herab und sprach freundlich: Wart doch nur und laß dir helfen! Aber dem armen Kleinen entsank Gertel und Reißholz, erschrocken lief es Staub aus. Will man sich die nun folgenden Erzählungen in ihrer Treue beglaubigen, so denke man sich zu dem Tone ihrer ländlichen Einfalt jenen achtzigjährigen Mann noch hinzu, aus dessen bewunderungswürdigem Gedächtnisse sie alle der Reihe nach stammen.

Unbemittelte Leute hatten ihrem Knaben eines Morgens ein Stück Brod in den Sack gesteckt und die Ziegen dazu übergeben, daß er sie im Gehölze des Schloßberges weide und nicht vor Abend heim bringe. Als das Bübchen draußen sein Brod gar bald heraus zog, fiel es ihm ein, wie gut dazu die Erdbeeren droben an der Schloßmauer schmecken müßten, und so kletterte er gegen die Ecke des Thurmes empor. Hier sah er eine schlanke Frauengestalt, die abgewendet von ihm eben beschäftigt war, zwei blendend weiße Leintücher auf dem Boden auszubreiten. Daneben hatte sie noch zwei zierliche Säckchen stehen, die den Knaben an jene Viertelsäcke oder Stümplein erinnerten, in denen der arme Mann sein Korn viertelsweise zur Mühle bringt. Als sie mit dem Ausbreiten der Tücher fertig war, öffnete sie den Knoten der Säckchen; der eine lag gehäuft voll gelber Bohnen, der andere bis oben voll weißer. Diese schüttete sie breit auf die Tücher hin, und kaum lagen sie geebnet bis aufs letzte in der Sonne, so kam ein

schwarzes Hündchen aus der Mauer vorgesprungen und legte sich zwischen beide Bohnenhaufen mitten hinein. Nun ward es aber zugleich des Knaben ansichtig und kroch bellend gegen ihn heran. Das unbefangene Büblein erinnerte sich eines Wortes von seinem Vater, der in seiner Spruchweisheit zu sagen pflegte: Me muess de böse Hünde Wegge-n-is Mûl-rüere (man soll bissigen Hunden einen Brocken ins Maul werfen) und getreu dieser Regel warf er ihm einen Bissen von seinem Schwarzbrod entgegen. Das Stückchen fiel aber von ungefähr auf eines der Tücher, und im gleichen Augenblicke kehrte sich die Jungfrau um, bot dem Kleinen gerührt die Hand und sprach zu ihm: O du guter Junge, du bringst mich jetzt um hundert Jahre dem Himmel näher! Schnell geh, rufe Vater und Mutter, sag ihnen, sie sollen kommen und Karren mitbringen, die Schloßjungfrau habe es befohlen! Der Knabe gieng so eilig er konnte, und brachte die Eltern mit zwei Schiebkarren herbei. Der Mann las hier die gelben Böhnlein, die Frau die weißen auf, sie füllten beide Säckchen, knüpften jedes gut zu und schoben sie heim. So geringfügig der Fund war, so herzlich freuten sie sich zusammen auf dem Wege über diesen Halbmütt Bohnen, zu dem sie so unverhofft gekommen waren. Aber sobald sie damit die Dachtraufe ihres Hauses erreichten, wurden die Säcklein steinschwer, schwollen und wuchsen an und sprengten ihren Knopf. Da rollten vom Karren des Mannes lauter Goldstücke, von dem der Mutter lauter Brabänterthaler herunter. So waren sie seitdem reiche Leute im Thale. Aus Dankbarkeit stifteten sie der mildthätigen Jungfrau zwei Seelenmessen. Diese wurden noch lange nach dem Tode des Ehepaares alljährlich in der Dorfkirche gelesen, bis endlich auch hier zu Lande die Glaubensänderung um sich griff. Da nun zwei Religionsparteien im Dorfe entstanden, die ihr ehemaliges Kirchengut zu sondern strebten, aber über dessen Theilungsweise nicht einig werden konnten, so wollte es der Zufall, daß der Landvogt in Baden, dem zuletzt der Entscheid darüber zufiel, gerade selber der neuen Lehre angehörte. Er war aus der reformationseifrigen Stadt Zürich gebürtig und soll Geßler oder Geßner geheißen haben. So übergab denn dieser das Kirchengut, anstatt es gleichmäßig auf die Köpfe in der Gemeinde zu vertheilen, an die ihm näher stehende reformirte Dorfpartei, und diese ließ dann neben andern frommen Bräuchen die für die Jungfrau gestifteten Seelenmessen auf immer eingehen.

Nicht anders mißrieth es der Jungfrau, als sie ihre Erlösung zu finden meinte, wenn sie sich von dem Geschlechte der Unbemittelten noch eine Schichte tiefer zu dem der ganz verlassenen Armuth wenden würde. An jenem Waldplatze, wo einst die Bohnen sich in Gold ver-

wandelt hatten, hielten sich zur Sommerszeit oftmals Heimatlose auf, nomadenhaft lebende Banden von dunkler Abkunft, welche sich meistens nur vom Korbflechten fristen und deswegen auf dem Lande Körber genannt werden. Ein junger Mann aus einer solchen Sippschaft schnitt auf dieser Stelle Erlenruthen. Dabei hörte er sich von einer eindringlichen Frauenstimme mit Namen genannt und aufgefordert, folgenden Tages um dieselbe Zeit wieder hier zu sein, um ein gutes Werk zu thun und dafür dann selber ein Kind der Seligkeit zu werden. Der Mann willigte in dieses Begehren, was aber seine eigene Seligkeit anbelange, so erklärte er, diese dereinst zwar von Herzen zu wünschen, im übrigen jedoch noch so lange leben zu wollen, als es Gott gefallen werde. Als er mit nächstem Abend wieder zur Stelle war, sah er, wie sich eine schöne Mädchenhand unter einem Fels hervor ihm entgegen bot, und dieselbe helle Stimme wie gestern sprach dazu: Nun gieb mir noch die Hand, dann ist's vorüber! Den Körber aber wandelte ein plötzliches Grauen an und er antwortete mit der Weigerungsformel seiner massiven Bauernsprache: Nei, d'Hand gedder nöd, seh, do häsch de Rockfäckde! und damit hielt er wirklich den Zipfel seines Zwilchrockes breit gegen jene Hand hin. Aber sogleich bog sich ihm der Rockschoß wie unter einem darauf liegenden Gewichte um, es klirrte auf dem Gestein und der Waldboden war rings mit Goldstücken überstreut. Gierig fiel der Bettler über das Gold her und machte sich davon. So war der Körber von Stund an ein wohlhabender Mann, er konnte die Seinen nicht bloß redlich nähren, sondern sie sind auch lange schon aus Heimatlosen haushäblich angesessene Bauern in der Umgegend geworden. Er selbst soll indeß nur noch zehn Jahre gelebt haben. Mit einem gewissen Ahnenstolze erzählen seine Nachkommen noch jetzt von dieser eigenthümlichen Entstehungsgeschichte ihres schweizerischen Bürgerrechtes. Die Jungfrau mußte auf einem andern Weg es versuchen, die befangenen und habsüchtigen Menschen zur Erreichung ihres Wunsches willig zu stimmen.

Im Frühling, wenn die Bäume ausschlagen, kommt sie hervor aus ihrer unterirdischen Wohnung, streift mit der Hand den Blüthenstaub von den Weidenkätzchen und streut ihn dann in die strudelnde Surbe. Da gehört ihr dann jedes Fischchen im Bache, jede Amsel im Busche. Schaarenweise fahren die Forellen aus der Tiefe und haschen nach der duftigen Leckerspeise. Da horcht sie Alles aus den Wellen heraus, die Wasserhühnlein sagen es ihr, was die Menschen über sie meinen und reden. Die Dämmerungsvögel kommen mit aus den Mauerritzen herab, und man hat gesehen, wie ihr ein Rabe dabei auf der Schulter sitzt. Dann beginnt sie heilkräftige Blumen zu pflanzen,

aus denen man allerlei Tränke kocht für Mensch und Thier. Das Kuchenblümlein (Anemona pulsatilla), welches seine Maien hat, ehe es noch Blätter gewinnt, wächst hier unter ihrer Hand; sie setzt manches Hundert Engelsüßstöckchen von solcher Kraft und Würze, wie es weder drüben auf der sonnigen Eck, noch auf dem Stutz gedeiht. Gar eifrig streben die Wurzelsammler dieser Pflanze nach, denn ganze Tage dauert man auf der Wanderschaft aus ohne eine andere Zehrung zu brauchen, wenn man einen Stengel der Art im Munde hat. Aber diese ausbündigen Stöcklein sind nicht gerade leicht zu finden, denn die Jungfrau braucht sie selber, um damit die große Schaar von Kindern zu stillen, die sie im Berge bei sich hat. In einem ihrer Gewölbe steht nämlich der Kleinkindertrog und darinnen wohnen alle Ungebornen. Soll nun die Hebamme von Tegerfelden wieder einmal ein kleines Kind ins Dorf bringen, so kann sie es nicht etwa nach Belieben hier nur abholen, sondern muß es manche Woche vorher sammt dem Namen derjenigen Eltern, die sich ein solches wünschen, ordentlich anmelden. Verdienen sie eines, dann erhält die Ammenfrau den goldenen Schlüssel, der den Kindertrog aufschließt; die Kleinen aber sind so sehr an die Schloßjungfrau gewöhnt, daß sie sich gar nicht von ihr trennen wollen, und deßwegen weinen sie auch so kläglich, wenn man sie der Mutter zubringt. Stirbt hernach den Leuten ein solches Kindlein noch ungetauft, so kommt es wieder ins Schloß zurück und in denselben Trog hinein; stirbt es aber erst nach etlichen Wochen, oder nimmt es die Jungfrau sonst wieder zu sich, weil die Menschen sein nicht werth gewesen, so hat es nicht mehr in seinem vorigen Troge Platz, sondern kommt in einen andern, der tiefer innen im Berge ist. Da aber wird es dann mit Honig aufgenährt. So oft darum ein Immenstock im Dorfe stößt, schwärmt er regelmäßig zu den Eichen des Schloßberges und setzt hier den Seim für die Kinder ab.

So gieng einst die Jungfrau ungesehen der Wartung ihrer Frühlingsblumen nach, als ein Halbbauer, der nur ein paar Stücklein Pflanzland besaß und einen Haufen unerzogener Kinder dazu, angelnd drunten am Graben saß, um aus dem Erlös weniger Fische den Seinigen für heute Brod kaufen zu können. Da schwamm im Wasser ein Ringlein zu ihm heran und schimmerte, als wär's pur aus Golddrath geflochten; so wie er es aber heraus zog und näher beschaute, fand sich's, daß es nur aus einer blonden Haarflechte bestand, und enttäuscht warf er's wieder hinab. Augenblicklich stand die Jungfrau neben ihm und sprach: Geschwind nimm's wieder heraus, sonst machst du dich und mich unglücklich! Folgsam sprang der Mann der schwim-

menden Locke nach, holte sie und überreichte sie der Unbekannten. Sie drehte die Locke auf, da war's ein einziges langes Goldhaar, das bis auf den Boden reichte. Dies band sie ihm an die Angelschnur. Weil du so willig bist, so soll sie denn dein eigen sein, sagte sie zu ihm beim Weggehen, aber vergiß nun nicht, alle Wochen ein Vaterunser für uns Beide in der Stille zu beten. Natürlich versuchte jetzt der Verwunderte seine neue Angel sogleich. Sie spielte nicht lange, so gab's einen heftigen Ruck, er zog auf und eine beindicke Forelle hieng daran. Zum andernmal senkte er die Ruthe und abermals zappelte daran ein mächtiger Fisch. Jetzt sah er den Werth des Geschenkes ein; so oft er das Zauberhaar ins Wasser hielt, war der Fang gemacht, schnell wurden seine Lägel wimmelnd voll. So kam er denn alle Tage an die Surbe her, die Käufer rissen sich um seine köstliche Waare, ziemlich bald war der geringe Lehensbauer ein wohlhabender Mann. Allein dies ist eben leider der gewöhnliche Lauf der Dinge bei armen Menschen, daß mit dem beginnenden Reichthum meistens auch das Laster in ihre Hütten geräth. Der sonst so nüchterne Mann fieng an ein Trinker zu werden, er trieb das Kartenspiel und kam eine ganze Woche nicht vom Zechtische. So war's nothwendig, daß er in der Schenke Gott und die Jungfrau vergaß und damit auch sein wöchentliches Vaterunser. Zuletzt erschien die Verarmung wieder und trieb ihn an die Fangstelle zum Ufer der Surbe hinab. Er hatte ja die Angelschnur wohl aufbewahrt, und es schien ihm ein Leichtes, seinen zerrütteten Hausstand schnell zu bessern. So wie er diesmal die Haarschnur ins Wasser ließ, tauchte ein schwarzes Hündchen auf, schnappte nach dem Goldhaar und biß es ab. Nicht eine geringste Grundel mehr war zu bekommen. Da erkannte er seine Versündigung. Aber roh, wie undankbare Seelen sind, schob er das Unheil nicht auf sein Wüstlingswesen, sondern nur auf das vergessene Vaterunser. So oft seine Gläubiger ihm den Schuldenboten ins Haus schickten, fuhr er sich vor die Stirne und wiederholte: Worum han i's Vatterunser nöd bätet! Man soll ihn zuletzt oberhalb der Wuhre ertrunken gefunden haben und meint, er habe sein Ende selber gesucht; denn sein Nachbar, der Locherhanseli, sah ihn lang nachher noch einmal angelnd dorten sitzen.

Ein wenig besser ergieng es einem Burschen, dessen sich die Jungfrau gleichfalls erbarmt hatte, da er in Nothstand gerathen war. Aber er wurde darüber hochmüthig und verfiel gar auf die alberne Einbildung, alles geschehe seinem besondern Werthe zu lieb, und die Jungfrau bewache ihn mit mädchenhafter Eifersucht als den ihrigen. Da mußte der thörichte Schlucker zuletzt auch erfahren, wie gröblich

er sich verstiegen hatte. Der Dorfschuster Krauskopf, schlechtweg Chrusli geheißen, hatte einen Gesellen, der gerne den Sonderling spielte. Anstatt bei seines Gleichen zu sein, machte er am Feierabend einsame Spaziergänge und sann allerlei Zukunftsplanen nach. Meister in einer Stadt zu werden, einen Lederhandel anzufangen, ihn ins Große zu treiben und von der Zurzacher-Messe aus das Geschäft bis in eine Seestadt auszudehnen, das waren so seine Handwerksgrillen. Er hieng ihnen einmal wieder recht ausführlich nach und befand sich darüber um Sonnenuntergang auf jenem Theile des Ruckfeldes, den man den Burgsten nennt, weil hier die Burgstallungen für die Herrenrosse gestanden haben sollen. Hier begegnete ihm eine unbekannte Frau in fremdartiger Tracht. In der einen Hand hielt sie einen Schlüsselbund, in der andern eine schlanke Gerte, auf dem Haupte aber hatte sie eine prächtige Glaskrone, in welcher seltsamer Weise ein großer Goldschlüssel, mehr wie zum Umdrehen, als zur Befestigung oder Zier des Haares steckte. Der Geselle hielt sie für sehr vornehm und trat ihr mit einer unterthänigen Verbeugung aus dem Pfade. Sie war schon einige Schritte an ihm vorüber, als sie sich wieder umkehrte und recht herablassend fragte: Bist du in hiesiger Gegend daheim? Er suchte alle seine Boutikenwörter zusammen und antwortete unter vielfachem Geräusper auf gut Tegerfeldisch: Ech bin mit Vergaust und Verlaubt numme bîm Schuobüetzer Chrûsli ûf em Hampferg und ûf der Arbet. Da kannst du mir ja, sagte sie, wohl ein Paar Schuhe machen? aber bis nächsten Samstag schon müßten sie bestimmt fertig sein! Jo frîli, worum denn nöd; jo frîli, sell cha scho sî! — wiederholte der geschwätzige Mensch; wedder, wenn wär's üch öppe lieb, ass ech zue-n-üch chäme-n-is Hûs, cho 's Mäss z'neh? es möcht se halt doch dô nöd guet schicke...... und damit deutete er auf den steinigen Boden, der hier allerdings für eine so schöne Frau wenig einladend aussah, niederzusitzen und sich das Maß nehmen zu lassen. Später einmal, sagte die Jungfrau ablehnend, später wird sich's schon noch geben, daß du auch in mein Haus kommen mußt; für diesmal machst du mir also Schuhe, hinten mit rothen Stöckchen, vornen mit rothen Laschen, aber das Vorgeschühe bleibt ungewichst. Der Bursche verstand jedoch noch immer nicht, was hier gemeint sei; also nahm er mit handwerkseifriger Behendigkeit seine Maßrahme hervor, rückte am Hute und sagte unter dem üblichen Knix: No, so zieh'nd halt der Schuo ab, Jumpfere, wenn er wend so guet sî. Aber sie erwiederte von Neuem nachdrucksam: Ich habe bis heute noch gar nie Schuhe getragen und das eben sollen die ersten werden. Sie schien noch etwas Erklärendes beifügen zu wollen,

da ließ sich von der Schloßmauer her eine Nachtigall prächtig hören. Es ruft mir Jemand, ich muß schnell gehen, sagte sie, und damit entfernte sie sich unglaublich leicht und zierlich und war hinter den nächsten Bäumen verschwunden. Künftigen Samstag um dieselbe Abendstunde trug der Geselle sein fertiges Paar Stöckchenschuhe mit den bunten Laschen auf den Burgsten hinaus. Er war in seine Arbeit selber verliebt, so fein und sauber sah sie aus. Da wartete bereits die Jungfrau seiner, betrachtete die Schuhe in seiner Hand mit einem befriedigten Kennerblick und sagte: So bring denn über acht Tage auch deine Bürste mit, damit du mir noch das Vorgeschühe wichsen kannst; die Arbeit gefällt mir, und hier hast du einstweilen ein Drangeld. Firfertig schwenkte auf dieses Wort der Schuster seine Schuhe in die linke Hand hinüber und hielt die rechte einem blanken Goldstück entgegen. Sie wollte ihm ein weiteres darauf legen, da aber schlug eben wieder jene Nachtigall, und gerade so schnell und leicht wie neulich war die Jungfrau abermals hinweg. Es war kein Schreiten, da sie sich entfernte, man konnte nicht einmal die Bewegungen eines Fußes wahrnehmen. Als er aber nächsten Samstag mit der Röthelbürste herausgekommen war, saß sie an einer Erle, hieß ihn alles Mitgebrachte abstellen und begann gar ernsthaft: Du erräthst freilich nicht, welch einen großen Dienst mir deine Willfährigkeit seit diesen zwei Wochen leistet, denn du weißt ja nicht, wer ich bin und wie mancherlei ich noch ferner von dir zu verlangen habe. Und nun erzählte sie ihm bis in die Nacht hinein die Geschichte ihrer Verzauberung. Wohl werde dies, schloß sie, das letztemal sein, daß sie mit ihm reden könne, denn sobald dieses Paar Schuhe durchgelaufen sei, werde sie nicht länger mehr zu wandeln haben. Gerathe er aber inzwischen in Nöthen, so möge er gleichwohl nur wiederkommen und auf jenem Pfeifchen blasen, das er dann hier auf dem Waldplatze finden werde. Darauf erscheine auch sie wieder, obschon dann nur noch schweigend. Müße er aber dennoch mit ihr reden, ihr ein Leid klagen, bedürfe er dringend ihres Rathes, so habe er nur den Schlüssel in ihrer Krone umzudrehen, und darauf werde sie denn auch der Sprache wieder mächtig.

Oft noch gieng dem Gesellen das Geld aus, und oft noch machte er sich in seinen Bedrängnissen auf den Burgsten und blies laut um Hülfe auf jenem Pfeifchen, das er dann allemal richtig auf dem Boden fand. Immer lag alsdann das ihm bestimmte Goldstück schon daneben. Allein gerade darüber stach ihn der alte Schalksnarr mehr und mehr, er wurde ein arbeitsscheuer Schwindler und Projektenmacher und wußte nur noch den Dorfmädchen nachzustreichen. Für

so viele Schätzchen und so vielerlei Plane konnte das einzelne Goldstück nicht weit reichen. Sein Meister hatte ihn schon lange aus dem Dienste gejagt, das eigene Geschäft gedieh nicht, endlich gieng ihm das Wasser so an den Hals, daß er sich rathlos einer schimpflichen Lage preisgegeben sah, wenn er nicht der Jungfrau selber seinen Kummer klagen und sie um Trost bitten konnte. Mit einem Herzen, das ihm wohl sagte, wie unwürdig er sich ihrer Gunst gemacht habe, berief er sie diesmal. Sobald sie erschienen war, griff er, um ihre wohltönende Stimme wieder zu hören, nach dem goldenen Schlüssel in ihrer Krone und drehte ihn um, wie sie es selber einst angegeben. Doch kaum hatte er ihn berührt, so wurde dieser zur glühendheißen Schlange, die ihn umwand und zu erdrücken drohte. Er entsprang; was er diesmal heimbrachte, war eine lahme Hand. Die einzelnen Goldstücke, die er auch nun noch fristenweise abholen konnte, ließen ihn jetzt, da die Handwerksarbeit nicht mehr gieng, nicht gänzlich verderben, aber wie mit den Zurzacher-Ledermessen und Großhändler-Geschäften, so war's auch aus mit den reichen und hübschen Dorfmädchen, und er starb unverheiratet.

Wie diesen die Eitelkeit zu Falle gebracht hat, so wieder Andere ihre grobe Habsucht; auch sie betrogen sich selber um das Glück, das ihnen zugedacht gewesen war. Zwei Söhne einer Wittwe mähten zusammen ihre Futterwiese, die da lag, wo der Cheibengraben in die Surbe mündet. Da kam ein fremdes Mädchen glatt über das Wasser zu ihnen herüber gegangen, ein Körbchen auf dem Kopftuche tragend und einen Schlüsselbund in der Rechten. Der jüngere Bruder, der zunächst am Bache mähte, erblickte sie zuerst. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihm ihre Schlüssel darbieten, aber der Kleine zögerte, sie anzunehmen. Da schwang der Andere, der ein habgieriger Mensch war und darüber seiner Mutter schon manchen Kummer gemacht hatte, drohend seine Sense gegen den Bruder herüber und schrie ihm hastig zu: So nimm's doch au! Damit war das Mädchen verschwunden. Nachher erklärte man ihnen den Zusammenhang. Hätte der Aeltere geschwiegen, so lange die Jungfrau selber nicht sprach, so wären sie leicht des Schatzes im Schloßberge Herr geworden; so aber war's noch ein Glück für den Jüngeren gewesen, daß er nicht zugleich nach den Schlüsseln langte, sonst würde er sich die Finger so jämmerlich verbrannt haben, wie es nachmals dem Bruder geschah. Denn diesem ließ es von heut an keine Ruhe, er wollte hinter diese Reichthümer kommen und ein Herr im Dorfe werden. Tags darauf, als er auf derselben Wiese das Heu zu hüten hatte, saß er unter einem Weidenbaum und drehte in ärgerlichen

Gedanken über seines Bruders Verzagtheit einen Kastenschlüssel spielend zwischen den Fingern. Er bohrte und klopfte damit an der Rinde des Weidenstammes herum, als plötzlich ein knisterndes Getöne im Innern entstand und ein blaues Flämmchen aus der Wurzel schlug. Jetzt wußte er es sicher, dies also war der vielgenannte Weidenstrunk, unter dem, wie sich Alles erzählte, der Schatz verborgen liegen mußte. Er suchte sogleich einen erfahrenen Mann auf, verhehlte ihm jedoch sein Begegniß und befragte ihn im Allgemeinen, wie man vergrabene und verwünschte Schätze zu heben vermöge. Die Antwort war, daß man darnach stillschweigend an einem Freitage suchen müße, weil da die Erde Alles, Todtes und Lebendiges, aus ihrem Inneren selber herauszustoßen strebe. So gieng er denn am nächsten Freitag heimlich hinaus und setzte dem Weidenstrunk mit Reithaue und Schaufel so lange zu, bis dieser stürzte. Ein großer geschlossener Kupferkessel kam zum Vorschein, auf beiden Seiten mit einem mächtigen Oehr versehen, das wie zum Heben gemacht war. Oben auf glich der Deckel einem Blumentopfe, und ein Rosenstock mit neunzehn weißen Rosen stand drinnen in Blüthe. Er wollte zuerst den Blumentopf entfernen, der aber saß selbst wie angewachsen. Dann zerrte er am Rosenstock, aber nicht einmal ein Blättchen ließ sich biegen. Auch der Kessel stand wie eingemauert. Nun blieb freilich nichts andres übrig, als eilend heim zu laufen und den Bruder zu Hülfe zu holen. Zusammen schleppten sie einen Wiesbaum herbei, steckten ihn durch das eine Oehr des Kessels und begannen an beiden Enden stehend mit vereinter Kraft zu lüpfen. Langsam hob sich das Gefäß und erreichte den Rand der Grube. Der Aeltere stemmte das Knie in den Boden und die Achsel unter den Wiesbaum, dann zum letztenmal ansetzend rief er, sich und seinen Bruder befeuernd: Lupf, mer händ's schier gar! Kaum war dies unzeitige Wort heraus, so splitterte der Wiesbaum entzwei, der Kessel stürzte unter seinen eigenen Schutt zurück und der gefällte Weidenbaum stellte sich stocksteif wieder drauf. Dem Schreier aber hatte noch dazu der brechende Hebel die Schulter übel zerschlagen. Doch es vergiengen nur etliche Tage, so war er schon wieder heil und machte sich aus dem Hause, um, wie er seiner warnenden Mutter angab, auf dem Ruckfelde nach dem Stand der Saaten zu sehen. Er gieng aber nur dem Schloßgraben zu; dort traf er die Jungfrau abermals. Sie lehnte an einem Felsen und hatte darauf, als wäre sie vom Tragen müde, ihre Marktzeine, einen flachen Korb, den man auf dem Kopfe trägt, abgestellt; die Waare drinnen war mit einem gar feinen Tüchlein überdeckt. Schweigend bedeutete sie ihm, er möge herbeikommen, um

ihr die Zeine wieder auf den Kopf zu heben. Er verstand den Wink und hob; das Körbchen schien leicht, wie eine Feder. In diesem Augenblicke händigte sie ihm, um die eine Hand, mit der sie sich den Tragring am Kopfe zurecht legte, frei zu bekommen, ihren Schlüsselbund ein. Während er mit Begier nach diesem griff, mit dem er nun das Ziel aller Wünsche in Händen hielt, konnte der habsüchtige Heuchler nicht anders, er meinte, er müße doch auch was Artiges dafür entgegnen, und fieng seine verkehrte Bauernphrase an: **Er händ aber au schwer, Jumpfere!** Jetzt begann ein grimmiges Brennen in allen Fingern des plumpen Lügners, schreiend schleuderte er die Schlüssel weg ins Gebüsch, um sie nie mehr zu finden, die Jungfrau war verschwunden. So hat der Thor dreimal durch das unzeitige Geplauder des Geizes sein Glück verscherzt und nichts davon getragen als an der Hand das Brandmal von neunzehn großen Hausschlüsseln, das ihm denn auch zeitlebens verblieben ist.

An einer Seite jenes begebenheitsreichen Burggrabens wachsen einige besonders starke Spill- oder Spindelbäume, die man auch Pfaffenkäppchen nennt, und man behauptet, die Erlösung der Jungfrau sei an ein solches „Chäppelibäumli" geknüpft. Allein dazu soll dasselbe an einem Charfreitag aufgestückt, nämlich an den Aesten so abgestutzt werden, daß es vorerst langsam abtrocknen kann, dann muß man es am gleichen heiligen Tage übers Jahr umhauen und zu einer Wiege verzimmern, in welcher ein Knabe aufgenährt werden müßte, der an einem Sonntage und zwar bei besonderer Conjunktur der Gestirne geboren sein soll. Und das erst würde der herzhafte Mann werden, der alle Gefahren und Zufälle dieses Erlösungswerkes wirklich bestände. Ein solches Bäumchen nun wollte der Drechsler vom Nachbarorte Döttingen einst hier heimlich umhauen und bei Nacht in seine Werkstatt fortschleppen. Da sah er plötzlich die gefürchtete Jungfrau vor sich. Als Holzfrevler und noch dazu im fremden Gemeindebanne hatte er in diesem Augenblicke ein doppelt böses Gewissen niederzukämpfen; doch blieb er besonnen genug, sie nicht anzureden, sondern erst ihr Wort abzuwarten. Ihr fangt es muthig an, um reich zu werden, sagte sie; allein ehe Euch das Bäumchen da nützen kann, müßtet Ihr vorher noch drei Dinge abgemacht haben. Bleibt Ihr bei denselben eben so ohne Scheu, wie jetzt, so habt Ihr nichts zu befürchten, und diese drei Proben könnt Ihr nächsten Samstag hier erfahren.

Am festgesetzten Tage trafen sich die Beiden wieder. Die Jungfrau hatte diesmal ihr schwarzes Hündchen mit dem rothen Halsbande bei sich. Schweigend führte sie den Drechsler am Schloßberg zu

einem eisernen Thore und öffnete es mit einem der Schlüssel aus ihrem Bunde. Hier trat man zuerst in einen unterirdischen Gang; doch schien derselbe gleichwohl ohne Gewölbe zu sein; denn Sterne schimmerten durch die Decke herein. Dann gieng's zu einem Saal, dessen Größe durch manches Hundert Spiegelkerzen sich ganz endlos machte. Ringsum an den leuchtenden Wänden saß eine Reihe uralter Männer mit gesenkten Häuptern zum Schlaf eingenickt. An der Rückwand aber stand ein großer eiserner Trog, auf den das schwarze Hündlein alsobald hinauf sprang. Vorerst ist da nichts anderes zu thun, sprach die Jungfrau, als dieses Hündchen zu küssen. Der Drechsler that's bereitwillig, während dem der Hund das rothe Zünglein hervorstreckte und ihm die Stirne dankbarlich beleckte. Dann schlugen die schlafenden Männer ihre Augen auf und begannen zu lächeln. Aber sogleich gieng es von da um einen Saal weiter. Der war voll schlafender Jünglinge und Jungfrauen, letztere alle ganz ähnlich der Führerin, nur daß sie keine Schlüssel trugen und ihre Haare nicht so lang und glänzend hinabwallten. Auch hier war Alles kerzenhell und ein anderer Eichentrog stand da, noch größer als der erste. Auf diesen setzte sich diesmal die Jungfrau selber und befahl sie zu küssen. Der Mann that's, aber ihre Lippen waren entsetzlich kalt. Freudig schlugen nun auch die Jünglinge ihre Augen auf, ein seliges Lächeln stand auf den Mienen der Jungfrauen. Die Herrin stieg vom Troge herab, belobte den Mann, sprach ihm Muth ein und führte ihn fort in den dritten Saal. Der war weitaus der schönste, erhellt nicht mit Kerzen, sondern wie mit einem milchigen körperlichen Lichte, das eine Unzahl kleiner Kinder beschien, die ringsum schlummerten. Im Hintergrunde mangelte abermals der Eichentrog nicht, aber vor demselben lag diesmal eine gewaltige Schlange, zusammengerollt wie ein langes Schifferseil. So wie der Mann sich näherte, stellte sie sich ringförmig auf Hals und Schwanz empor und spie Feuer. Er wagte es und schritt mitten durch den aufgebäumten Kreis ihres Leibes hindurch zum Eisentrog. Hier lag, was er nunmehr küssen sollte, die große Ungestalt einer gedunsenen Dorschkröte. Ihr Leib glich einer Bütte, ihre Augen waren wie Milchbecken, ihr Balg spielte in allen Farben. Als er es dennoch versuchte und sich hinabbog, gewahrte er vor sich den zerfahrenen Rücken des häßlichen Thieres, ähnlich dem übervollen Zweige eines Nußbaumes, und mit Grausen trat er einen Schritt zurück. Jetzt schlugen die schlummernden Kinder ihre Augen nicht auf, sondern ein Wimmern durchlief den Saal. Die Jungfrau dagegen schrie laut, zerrang die Hände, und im Augenblicke war ihr blendend weißes Kleid kohlschwarz geworden. Der Glanz der Wände

dunkelte, droben im Berge brach ein Krachen los, der Drechsler stürzte betäubt zusammen. Es war Mittag, als er wieder erwachte und sich in einem Fuchsloch im Cheibengraben liegen fand. Mit Mühe kroch er hervor. Ergraut an Haar und Bart, ganz gealtert kam er heim. Ein Fieber warf ihn aufs Krankenbette und man mußte ihn in seinem Irrsinn hüten. In einer unbewachten Stunde entsprang er wieder aus dem Bette, und da ihn die Seinigen suchten, traf man ihn den weiten Weg zum Schloßberge gelaufen, wie er am Graben stand und in die Luft hinein redete. Unter Thränen bat er die Herzukommenden, ihn nur noch bis zum eisernen Thore zu führen. So starb er.

So mißräth auch Geistern ihr Lieblingsplan, denn das Werkzeug, dessen sie zu seiner Ausführung bedürfen, bleibt der eigenwillige Mensch. Seine Kurzsichtigkeit kreuzt ihre berechneten Wünsche; seine unzeitige Einmischung, sein nicht verlangtes Besserwissen und sein voreiliges Verzagen raubt ihrem und seinem Glücke das Recht. Ob er gehorsamen oder widerstreben will, sich ereifert oder in Lässigkeit zurücksinkt, so geschieht es nicht gegen oder für das Große der Pflicht und der That; nicht die volle und ganze Leidenschaft ist es, die ihn lenkt, sondern die einseitige, die bedenkende, die bereuende, und diese verkürzt ihm und Andern stets den Erfolg. Er erkennt dies selbst und hofft deswegen, daß es eine Gottheit besser hinauszuführen wissen werde. Dasselbe wollen auch die weiter folgenden Erzählungen von der Schlüsseljungfrau ausdrücken.

Wenn das Neujahr herannaht, so treten die vermöglicheren jungen Leute von Tegerfelden zur Feier des lustigen Berchtoldstages in einen Verein zusammen, welcher die Bechtelisgesellschaft heißt. Als schmuck aufgeputzte Rebleute und Stitzenträger erscheinen sie vor den Häusern aller bemittelten Einwohner, um ihre Beglückwünschungen herzusagen und einen Zunfttanz aufzuführen. Sind ihnen dafür dann die Stitzen überall im Keller mit Wein gefüllt, so ziehen sie ab und leeren diese wieder in den Hütten der Aermeren mildthätig um; denn eine so weinreiche Gegend will bei der allgemeinen Fröhlichkeit auch den Dürftigen, der keine Rebberge besitzt, nicht ungelabt lassen. Zum Schlusse singen sie als kunstgerechter Männerchor ihrem eigens versammelten Gemeinderath noch das Neujahr an und überreichen da einen gewaltigen Eierring, frischdampfend und so umfangsreich, als ihn irgend ein Backofen hervorbringt. Als Ehrengabe erhalten sie dafür einen halben Saum Gemeindewein dekretirt. Dieser wird dann Abends gemeinschaftlich verzecht, und jeder Bursche läßt dazu seine auserwählte Tänzerin durch einen eigenen Abgeordneten unter mancherlei

Artigkeiten ins Wirthshaus herüber abholen. An einem solchen Bechtelisabend nahm der Müllerknecht Hans seinen besten Rock aus der Truhe, steckte den ersparten Lohn in den Sack und machte sich gleichfalls hinüber auf den Tanzboden. Da er nicht zur Gesellschaft des Neujahrsvereines gehörte, so hatte er diesmal kein Mädchen zum Tanze zu führen, und als er jetzt ein paar zu einem Reihen bat, wiesen sie ihn nacheinander ab. Heute tanzt man mit keinem Wälder! erwiederten ihm diese Spröden mit übel angebrachtem Scherz. Denn Hans war aus dem Schwarzwalde gebürtig und galt so im Dorfe stets als ein blos geduldeter, nebenangesetzter Fremder. Dies verdroß ihn heute sehr. Ei, sagte er zuletzt empfindlich, so muß ich eben mir eine solche Tänzerin verschaffen, wie noch keine hier sitzt, und gieng aufgebracht davon. Er hielt sich selber für ein Sonntagskind, das sieben Gespenster nicht zu scheuen hat, und so lief er geraden Weges zum Schloß. Hier warf er nur drei Weidenzweige über die Schulter ins Wasser, und schon war die Jungfrau vor ihm. Dieser klagte er sein Leid und bat sie auf drei Tänze mit ihm zu kommen; Schlag elf wolle er sie wieder heimführen, drei schwere Proben lasse er sich auferlegen, nur diesmal solle sie ihn an den schnippischen Mädchen rächen. Unter diesen Bedingungen folgte sie ihm. Als das Paar in den Saal trat, zogen alle ehrerbietig den Hut ab, während die Dorfsitte will, daß man ihn gerade an diesem Abend beständig aufbehält, weil ein hübscher Strauß von der Liebsten drauf steckt. Alles ward stille, den Mädchen kam der Müllersknecht noch einmal so schön vor, und die Männer hatten nur Augen für die wunderfremde Jungfrau. So tanzte das Paar zusammen drei Gänge, und schweigend, wie es gekommen, verließ es wieder die Staunenden. Jetzt hatte Hans sein Müthchen gekühlt; nun aber erst handelte es sich um seinen wirklichen Muth. Am Burgstall angelangt führte ihn die Jungfrau durch drei verschiedene Gemächer, deren Eisenthore ihre Schlüssel öffneten, zeigte ihm da die Schaar müder Greise, dort die Reihe blühender Jünglinge und Jungfrauen, alle in regungslosem Schlummer den Kopf in die Hand gestützt; und als sie zur Unzahl der niedlichen Wickelkinder kam, da schwankte ihr die Stimme und sie sprach jammernd:

Sieh, so sündigt der Stolz! Diese liebeweckenden Kindlein da sind mir nicht erweckt worden. So zahllos, wie jene blühenden Jünglinge und Jungfrauen hätte unser Stamm an Nachkommen werden sollen. Diese Greise alle waren einst meine Freier, sämmtlich haben sie um mich geworben; aber so groß war unsere Verblendung, daß wir sie alle ins Verderben geschickt haben. Denn das gefiel meiner Eitelkeit,

wenn hier täglich die Ritter schaarenweise einzogen, und das behagte dem Dünkel der Meinen, wenn ich täglich jeden neuen Werber ausschlug, der nicht im Stande war, dreimal unsere Burg auf ihren jähen Felsen zu umreiten. Alle stürzten sie hinab und fanden im Flusse den Tod. Dann erschien einer und vollführte das Wagestück, und die Mutter selbst reichte uns den Verlobungstrank. Aber zugleich schämte sie sich dieses namenlosen Freiers und hatte heimlich ein betäubendes Kraut in unsern Wein gemischt. Während ich unerweckbar schlief, riß man den Jüngling von meiner Seite und ließ ihn über die nächtlichen Burgfelsen stürzen. Hier hüt ich nun diese Opfer unsers Muthwillens und mir fehlt der Erlöser, wenn dein Vorsatz nicht ausreicht. Dorten jenes Hündlein auf dem Troge sollst du küssen und mich zu ihm hinaufheben. Ist dies geschehen, so nimmst du allen diesen Mädchen ein Haar aus der Locke, jedem dieser Greise ein Haar aus dem Barte, und jegliches hast du einzeln hinaus in den Bach zu tragen, noch bevor es im Dorfe Zwölfe schlagen wird. Beeile dich, denn mit dem ersten Glockenschlage schließen sich diese verwünschten Thore wieder!

Entschlossen machte sich der Müller ans Werk. Es galt kein langes Besinnen, denn schon war es elf Uhr gewesen, als er mit der Jungfrau den Tanzplatz verließ. Jetzt mochte sich das Hündchen in allerlei Gestalten verwandeln, er blieb fest und küßte es; die Jungfrau ward schwerer und schwerer, aber er entsetzte sich nicht, verdoppelte seine Kraft und hob sie in einem Schwunge auf den Eichentrog. Er zupfte der Unzahl der Mädchenlocken, endlich auch den Greisen das Härchen weg und trugs einzeln zum Bache. Nur noch zwei Bärte sind übrig, nur von diesen soll er noch zwei graue Haare in die Surb werfen, und eben springt er mit dem vorletzten durchs dritte Eisenthor zum Berg hinaus. Da schlägt's in Tegerfelden zwölf Uhr, und krachend fahren hinter seiner Ferse die Thüren auf immer zu. Er stand wie versteinert. Erschöpfung, Jammer und der grimmige Frost der Januarnacht trieben ihn zuletzt heim. Er erlebte den nächsten Bechtelistag nicht mehr, man fand ihn eines Morgens todt zwischen den Mahlgängen umgesunken. Der Arme, dem es schon zu schwer geworden war, vom Bauernstolze schief angesehen und bei den Dorfmädchen verschmäht zu sein, war freilich nicht vermögend, die Verwünschte vom Fluche ihrer eigenen Eitelkeit zu befreien. So vertanzte er prunkend am Arme der Jungfrau eine kostbare Stunde und hatte damit sich selber schon um den größern Theil der Zeit betrogen, der für die kurze Erlösungsfrist übrig war.

Nun ist noch von derjenigen Art der Menschen zu erzählen, die

man bloß die guten Menschen nennt, weil ihnen nichts besseres nachzurühmen ist, als daß ihnen das schwache Herz immer zur Unzeit überläuft.

Ein Tegerfelder Familienvater war in dem benachbarten Städtchen Waldshut zu Markt gewesen und kehrte nun des Abends nach Hause. Von Döttingen aus schlug er den kürzeren Heimweg über das Ried ein und kam so der Surbe nach durch die Schwabenwiese her. Es war eine laue Sommernacht, das Mondlicht warf die Schatten der Ruine in zackigen Streifen auf die Bächlimatte, mit silbernem Staub schäumte das Flüßchen daneben über die Klippen. Da klirrte es plötzlich zur Seite hinter den dichtstehenden Bäumen, und der Mann hielt stille. Als er aber die nächsten Zweige der Salweiden forschend auseinander bog, stieg zwischen ihnen ein weißes Wölklein empor. Die Jungfrau, von Kopf bis zu den Füßen in wallenden Gewändern, stand ihm gegenüber. Am Gürtel hieng ihr der Schlüsselbund, daneben steckte ein Strauß von Weidenröschen, die bis in die Stiele hinein wie mit einem rothen Hauche überzogen waren. Sie nahm aus dem Fürtuche ein silbernes Schwegelpfeifchen hervor, setzte es sacht und würdevoll an und begann eine so rührend schöne Weise zu spielen, daß der Mann tief ergriffen wurde und herzlich drüber weinen mußte. Aber auch die Waldthiere wurden davon bewegt. Drüben am Ufer fieng es an zu plätschern, ein Hirsch stieg in die strudelnde Surb, blies die Wellen mächtig auseinander und kam heran gerudert. Kein Härchen an ihm war naß, als sich der schneeweiße Edelhirsch zu Füßen der Jungfrau niederlegte. Sie streute ihm die Weidenröschen vor und er aß sie mit Lust; dann nahm sie eine doldenreiche Hopfenranke vom Busche herab, legte sie ihm ums Geweih und knotete sie wieder im Rücken als Zaum zusammen, hierauf brach sie sich einen Baldrianstengel und setzte sich mit dieser Gerte dem ruhenden Thiere auf den Rücken. Alsbald erhob sich der Zelter und lief leichten Schrittes mit ihr den Berg hinauf. Oben bog sie rechts und ritt gegen den Thurm; sie verschwand hier einen Moment hinter dem Gemäuer, kam aber sogleich wieder zum Vorschein, und herum gieng's nun im Kreise auf allen Trümmern und Kanten rings ums Schloß. Neunzehnmal ritt sie so nach einander um die Zinken, dann kam sie in gestrecktem Laufe die jähen Flühen herunter zum Bache, der Hirsch legte sich und die kühne Reiterin stieg ab. Sie entzäumte ihn, zerknitterte Zügel und Gerte in kleine Stückchen und warf sie in die Surb; dann gab sie dem Thiere mit der Hand einen sanften Schlag, und als ob es sich hoch beehrt fühlte, war's mit einem fröhlichen Satz im Dickicht verschwunden. Nun begann erst ihr Mädchengeschäft.

Sie löste ein Stirnband auf und ließ ihr helles Haar frei wallen. So oft sie dann den Goldkamm durch die Locken zog, streifte sie von den tiefen Zweigen ihres Lieblingsbaumes den Erlennhonig ab *) und bestrich sich damit die Scheitel; wiederholt bemaß sie dann im Spiegel des mondhellen Wassers, wie weit das Haar den Rücken hinab walle, wie weit es die Spitzen der Grashalme erreiche. Ueber solcher Herrlichkeit vergaß der zuschauende Mann alles, gebannt stand er da und dachte nicht daran, was ihm dabei die gütige Jungfrau selber zu bescheeren wünschte. Hätte er nur ein Stückchen vom süßen Marktbrod, das er seinen Kindern heimtrug, oder nur sein Paternoster im Sacke in den Kreis geworfen, so wäre Schwegelpfeife, Stirnband und Goldkamm sein gewesen. Indessen schritt sie trocknen Fußes über die Surbe fort und sang im Dahinschweben ein Lied, von dem der herzlich ergriffene Mann sich nur ein einziges Gesätze merken konnte, das er in seiner Mundart so angab:

O Erli, liebi Erli,
Es goht no hundert Johr:
Denn strîcht den Bodde wärli
Mîs gêles Chrûselhôr.
Und lampet's denn am Bodde,
So find' i mîni Rueh
Und chan in Himmel grothe,
Und du zum Oefelî zue.

Mit diesen Schlußworten meinte sie ihre Erle, den Schicksalsbaum, der einst an ihrem Erlösungstage umgehauen und im Ofen verbrannt sein werde. Aber dieser Baum steht noch, obschon seitdem wieder an hundert Jahre verflossen sein mögen. Ja wohl noch länger muß es her sein, denn auch die Melodie ihres Liedes, die früherhin einige alte Leute noch zu singen wußten, ist nun schon vergessen. Also ist auch die arme Wandlerin noch nicht zur Ruhe gebracht. Zu allerletzt hat sie noch ein Brunnenbube von Döttingen gesehen, als er vom Taglohn in Tegerfelden Abends in sein Dorf heimgieng; seine Verwandten gedenken der Angst und des Zweifels noch wohl, womit er sich nachher über seine Seligkeit zergrübelte und sich das Leben verbitterte. Da pflegte sie, begann er in seiner Erzählung, ebenfalls ihren verwegenen Ritt um die Schloßzacken zu machen. Dann aber habe sie die weißen Gewänder abgeworfen und sei zum Bade in die Surb gestiegen. Da sei sie denn überall um vieles schöner anzuschauen gewesen, denn ein anderes Menschenkind, nur gerade an den

*) hungen gilt mundartlich von Bäumen, deren großgetriebene Knospen vor Trockenheit nicht aufgehen. Stalder 2, 63.

Füßen nicht; denn diese, so viel man im mondhellen Gewässer wahrnehmen konnte — und der liebe Gott wolle es ihm nicht dereinst im Himmel anrechnen! — hätten Gänsefüßen geglichen.

So hat man also nach so vielen Begebenheiten am Ende erst den Grund einer einzigen erfahren; man weiß jetzt erst, warum sich die Jungfrau einst das Maß zu den Stöckleinschuhen nicht hatte nehmen lassen. Wenn sogar der Hilfbereite und Dienstfertige unter den Menschen so spät zum Verständnisse der wenigen Wünsche gelangt, die ihm die Jungfrau nahe legen kann, wie lange wird sie dann noch schmachten müßen unter den Täuschungen, die ihr der Eigensüchtige, und unter den Mißverständnissen, die ihr der Feige und Gleichgiltige bereitet? Alle versuchten Wege sind ihr daher mißlungen. Die Messen, die für ihre Seelenruhe gestiftet waren, sind von der Folgezeit vergessen, selbst das eine Vaterunser nicht einmal ist so gebetet worden, wie sie bescheiden genug es begehrt hat. Immer wieder wendet sie sich von denen, die sie schon bereichert hat, zu den Armen zurück, immer hofft sie auf's Neue, es werde der Menschendank bei den Verlassenen dauerhafter sein. Sie läßt sich herab bis zum fremden Mahlknechte, zum Schwarzwälder, zum Brunnenbuben, bis herunter zum verachteten Heimatlosen. Aber auch der Arme noch ist eitel. Der Müllerbursche und der Schustergeselle möchten vor allem bei den Dorfmädchen gelten; der Korbflechter schlägt zwar die Bauernmädchen nicht hoch an, um so höher aber sein Bürgerrecht im Himmel, er pocht auf seine Seligkeit, so lange ihm dasjenige im Dorfe nicht zusteht. Dann aber prahlt er mit seiner Ahnenreihe von zigeunerhaften Vagabunden noch in dem Ortsbürgerrechte fort, in dessen Besitz er durch das Gold der Jungfrau gekommen ist. Ihnen allen fehlt der Edelmuth. Der eine der Erlöser geht durch unzeitige Plauderhaftigkeit leer aus, der andre betrügt sich selbst durch grobe Habgier, die Begierden des Dritten zerstören einen schon weit gediehenen Plan; jeder meint sich selbst, keiner gedenkt dabei der Jungfrau. Das gute Herz, auf das sie etwa noch stößt, ist das des rathlosen Kindes, oder des weichherzigen Menschen; dem einen erstarrt sein junges Herz vor grundloser Angst, dem andern zerfließt sein altes in erfolglosen Rührungsthränen. An einem einzigen Härchen hängt zuletzt noch das Gelingen; da aber verrinnt über des Befreiers Selbstgefälligkeit die letzte Rettungsfrist, und die allmächtige Stunde erweist sich dann stärker, als der verspätete Menschenmuth und als der ganze Zauber des Geisterreiches. Und doch ist die Jungfrau noch immer nicht hoffnungslos. Ihr Glaube hängt an jenem Spindelbaum, welcher demjenigen zur Wiege werden soll, dessen starker Wille einst bis zum letzten Kusse ausdauern

wird. Diese Hoffnung der Geister oder dieser Glaube der Sage kann auch uns nicht fremd sein; auch wir erwarten das größte Gelingen von der opferbereiten Liebe. Denn, wenn wahre Liebe ein höherer Heldenmuth ist, so liegt ihre Siegeskraft, wie hier erzählt worden ist, im Erlösungskuß.

Von dem Zauberhirschen, auf welchem die Jungfrau durch die Surbe und um die obersten Zacken der Burgruine reitet, ist ausführlich gehandelt, Anmerk. No. 413 a. „Alahirzi". Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Schlüsseljungfrau die Frau Berchta selbst ist, daher wird auch die Hauptbegebenheit dieser Erzählung, die Erlösung der verwünschten Jungfrau, auf den Berchtelistag angesetzt, welcher am 2. Januar als Nachneujahr gefeiert wird und schon ahd. als Perahtastac gegolten hat. Do der obrist tag kam, den wir den perchtag nennen hie. Pez, zur Reimchronik des Ottokar v. Horneck, cap. 811. Die Perchtennacht: giperahta naht. Diut. 3, 311. Frau Perahta hieß die Leuchtende, später schlechtweg die Weiße Frau. Sie ist die Göttin des häuslichen Lebens, überwacht Weib, Kind und Magd, straft die Arbeitsläßigen, schützt den Korn- und Flachsbau, Rocken und Pflug ist ihr geheiligt, sie stiftet Ehen und giebt den Kindersegen, die noch Ungeborenen verwahrt sie bei sich, die unmündig Verstorbenen holt sie wieder zu sich ab. Wenn ihr Festtag kommt zur Zeit der Zwölften, spannt sich daher das Volk vor Wagen und Pflug, führt fröhliche Scheingefechte auf, backt Kuchen, und reitet, fährt und rennt nach dem Preistuche, wie die Göttin selbst theils geritten, theils gefahren kommt. Es hat sich aber Berthas Götterwesen nicht ganz selbständig bewahrt und geht mehrfach in das Wesen der Göttinnen Frigga und Freyja über, und so gestaltet sich Bertha zur eigentlichen Frau, zur Himmels- und Höllenherrin. Der Frigg, als der Gemahlin Odhinns kommt der Schlüsselbund zu, weil sie als Himmelsschaffnerin für der Götter Haushalt zu sorgen hat. So ist auch die Schlüsseljungfrau die Beschließerin und Schaffnerin für die im Schloßberge versammelten Ritter (die Einherjar), welche ihretwegen einst in Kampf und Wettritt das Leben dran gegeben hatten. Hiemit steht man bereits bei den Sagen vom Venus-, vom Horsel- und Kiffhäuserberge, welche solche Seelenheere in sich verschließen. Der Wuotan, der als der Frau Venus, als der Frau Holda Gemahl mit ihr im Berge sitzt, ist selber ein Greis, wie hier im Tegerfelder Schloßberge ein ganzer Saal voll Greise schläft; daher heißt es im Tannhäuserliede von diesem Venusberge:

Tannhäuser, wollt ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von dem Greisen.

Auch der Göttin Freyja Wohnung heißt Volkswang, d. i. Sammelplatz aller Seelen, und ihr Saal oder Gemach heißt sitzräumig und unaufschließbar (Wolf, hess. Sag. No. 12). Sie ist einem nicht göttlichen Manne vermählt, dem Odur, und da er sie verlassen hat, sucht sie ihn durch die ganze Welt, ihm goldene Thränen nachweinend, und heißt daher die Thränenschöne. So trägt der Frauen Holl Stein tiefe Furchen von den bittern Zähren, welche Frau Holl über ihren Mann geweint, und die Weiße Frau auf Breuberg ist eine Ritterstochter, die zur Strafe dafür umgehen muß, daß sie ihr ganzes Leben nutzlos um den Geliebten

vertrauert hat. Wolf, hess. Sag. No. 12, 51. Freyja trägt einen allen Göttern kostbaren Halsschmuck, eine perlengeschmückte Prisnestel. Solcher Einzelheiten gedenkt unsere Sage, pag. 152. Untröstlich weint die Schlüsseljungfrau immerdar ihrem verlorenen Bräutigam nach, sie wohnt hinter eisernen Thüren, um sie schlafen in dreifachen Sälen die Geister dreier Menschenalter. Die kostbaren Stücke ihrer Tracht verschenkt sie, sie läßt den Ring vom Finger ins Wasser gleiten für den glücklichen Finder, oder wirft ihre seltene Prisnestel ins Gras, und nur dann kann sie die Todtengewölbe verlassen, wenn einstens ein Erlöser treu und furchtlos bis zum letzten Kusse bei ihr aushält. So verkündet sie als eine Göttin der Liebe die erlösende Macht, welche im Kusse liegt. Myth. 921, 1055. Nach dem Hirschen, auf dem sie reitet, ist nardus stricta das Hirschhaar genannt, wie nach ihren langen Locken das Farrenkraut isländisch Freyjuhaar, dänisch Fruehaar, deutsch Venus- und Mariengras heißt. Orchiden bietet sie den ihr begegnenden Menschen dar, eine Blume, die nach dem Schmerz der Göttin selber Frauenthräne, nach dem darin wohnenden Liebeszauber aber auch Marienhand, Christhändlein, isl. Friggjargras, sonst Hionagras, Ehekraut genannt wird (Myth. 198, 280, 279); und jener auffallende Schlüssel, der in ihrer Krone wie zum Umdrehen steckt, weiset auf die Schlüsselblume hin, auf deren Berührung alle verzauberten Schätze sich öffnen. Zu diesem Gleichnisse zwischen unserer oberdeutschen Berchta und der nordischen Frigg steht aber noch außerdem bestätigend die Sprache. Dem altſ. neutrum frî (mulier formosa, Myth. 279) entspricht schweizerisch unser verwaist erscheinendes adverb. frein pulcher, frîn venustus. Stalder 1, 396. Freyjas Name besagt die erfreuende, Holdas die holde, Friggs die schöne, Berchtas die strahlende, und so fehlt uns nicht einmal eine Frau Frene, die man am Verenatage anruft (vgl. No. 9, pag. 14), und deren Wohnung die höchsten Gebirgskämme sind, wie die Sage vom Vrenelisgärtli in den Glariden ausweist, ein ehemaliges Paradies, das nun unter Gletschern begraben ist.

Die Schlüsseljungfrau schwankt zwischen einer Lebens- und einer Todesgöttin, sie trägt das blendend weiße Gewand Seliger, aber es wird schwarz, so oft sie in neuen Kummer verfällt. So schwanken auch die ihr geweihten äußeren Dinge unsicher zwischen fruchtbringenden heilsamen Wirkungen und zwischen verderblichen. Dies erhellt aus Folgendem.

Der Jungfrau Erlösung hangt an Erlen- und Weidenbaum, den mit dem Frühlinge zuerst ausschlagenden. Aber ihr Schicksalsbaum ist zugleich der Spindelbaum, Mutschelle, Pfaffenkäppchen genannt (Evonymus europæus), vor dessen verderblicher Wirkung die Griechen Scheu trugen, die ihm deshalb den Namen „von guter Vorbedeutung" gaben. Seine rothen Blüthenkapseln tragen unsere Kinder als Halsschnürchen; der Samen, zerstoßen und unter Schweinefett (Bargenschmeer) gemischt, dient zugleich als Salbe gegen Kinderschorf. Die Jungfrau verschenkt weiße und gelbe Bohnen; sie sind das Sinnbild geschlechtlicher Fruchtbarkeit, aber die schwarze oder blaue Bohne ist zugleich das des Todes (vgl. No. 110). Sie breitet Linnen in die Sonne. Damit deutet sie sowohl auf das ihr geheiligte Geschäft des Webens und Spinnens (Kuhn, nordd. Sag. No. 245), wie auch auf das Schicksals- und Todtenhemde hin für die in ihren Bergräumen angehäuften Seelen (Myth. 1053). Als eine die Seelen abholende

Göttin bestellt sie sich beim Schuhmacher ein paar Laschenschuhe, solche mit ausgeschnittener Bundzunge, welche geröthet ist, nhd. lösch, ahd. losge, rubricata pellis (Hoffmann, Sumerlaten 15, 12). Hiebei ist der rothe Brautschuh nicht zu übersehen, der dieser Jungfrau, die mit dem Müllerburschen zum Tanze geht, als einer Liebesgöttin zukommt; aber auch der Todtenschuh steht zunächst, mit welchem die Seele den unermeßlich weiten Weg ins Schattenreich zurückzulegen hat, pag. 231 (Aargau. Kinder-Spr., Abthl. 4, „Was man mit ins Grab giebt"). Der tüffel ferhieß einem alten weib ein nüw par schuh — da bot er ir das par schuh an einer stangen über den bach. Geiler, Narrenschiff 1520, Bl. 34. Ueber dieses Verlangen der Geister, daß man ihnen Schuhe bringe oder opfere, handelt ausführlicher Abthl. V. Anmerk. No. 213, 32. und No. 489. Aehnlich verhält es sich mit dem Pfeifchen, das die Jungfrau verschenkt, damit man mit dessen Tone ihr rufen könne. Auch der Dame von Greiffenstein, die als Frau Kröte den goldenen Schatzschlüssel trägt, muß so durch ein Flageolet geblasen werden. Stöber, elsaß. Sag. No. 190. Am Ilsenstein legt die verzauberte Bergfrau einen Sack voll Goldstapeln aus und daneben eine Pfeife. Pröhle, Unterharz. Sag. No. 275. Dies ist nicht blos die zum Kirchweihtanz aufblasende Flöte, sondern vielmehr die alles vom Todesschlaf erweckende Pfeife, die Frühlingspfeife, wie sie Knaben sich schneiden (Aargau. Kinder-Spr. No. 309), oder jenes Todtebeindli (No. 353), das alles Geschehene zu erzählen vermag, wie es auch der Tod selbst an den Todtentänzen zu blasen pflegt. Eine der Aufgaben, die dem Erlösenden ertheilt werden, besteht darin, allen Schläfern im Geistersaale ein Locken- oder Barthaar auszuziehen, denn damit erzweckt man die Erforschung oder Erfüllung eines schwebenden Orakels. Der Teufel läßt sich von seiner Großmutter drei solche Haare ausraufen, welche golden sind. Myth. 224. Thorkill wagt eben dasselbe an dem riesigen Ugarthiloki. Wolf, Beitr. 1, 137. Drei Haare aus Barbarossa's Bart im Kiffhäuser geholt, verwandeln sich in Goldstangen. Bechstein, DSagb. No. 429. Drei Federn müßen dem Drachen ausgezogen werden. Meier, schwäb. Volks-M. No. 73, pag. 316. Darunter ist der ergraut schlummernde Odhinn abermals gemeint, der Gatte der Frigg, und daher stammt sein Beiname Langbardhr, Harbardhr, Grani (barbatus). Im Albanes. Märchen schickt der König der Oberwelt den jüngsten der drei Brüder in die Unterwelt, um da ein goldenes Haar einer schlafenden Schönen zu holen. Wolf, Ztschr. 1, 380. Bei diesem Erlösergeschäfte verräth sich wieder das wunderbare Erinnerungsvermögen, welches der Volkssage über sich selbst eigen ist. Dieser Erlöser hier ist ein Schwarzwälder Müllerknecht. In Wolfs hess. Sag. No. 63 ist es ein sächsischer Müllerknecht, der die Schatzschlüssel aus dem Rachen der Schlange zu nehmen hat; und ein Kelterknecht, Namens Müller vom Neckar, ist es in Meiers schwäb. Sag. No. 10. Immer sind es Knechte, Jünglinge, Kinder, d. h. noch reine Seelen, denn nur sie sind erlösungskräftig. Bedeutsam ist auch, daß die Jungfrau ihr eignes Haupthaar dem armen Fischer zur Angelschnur verknüpft, worauf derselbe damit seinen reichen Fischfang macht. So läßt sich Brahma von Manu als Fisch fangen; in unserem Kindermärchen aber ist es der Butt und Hecht, welcher einen Fischer allmählich zu der höchsten Würde erhebt und dann wieder in die erste Armuth zurückversetzt, da dieser sich von Geiz geplagt von Gott ab-

wendet. Myth. 544. Als eine Todtenherrin zeigt sich die Schlüsseljungfrau ferner darin, daß ihre im Berg gehüteten Geister ihr als Vögel nachgeflogen kommen, um sie aus dem mit Menschen begonnenen Gespräche wieder abzuberufen. Die Seele ist geflügelt, von Adlern, Raben und Nachtvögeln sind daher die selbst geflügelten Walküren begleitet und eine derselben ist darnach Dämmerhilt genannt. Myth. 394. Nachtigall und Rabe sind daher erscheinende Seelen; dem Dichter Cynevulf gilt selber Christus bei der Himmelfahrt als Vogel, und von den dies Wunder läugnenden Juden sagt der Dichter: Sie konnten des Vogels Flug nicht erkennen. Haupt, Ztschr. 9, 203.

Von den Kleinkinderbäumen, Kinderbrunnen und Erdmännchensteinen, als woher man die Neugeborenen holt, ist in den betreffenden Nummern gehandelt; hier aber ist der ganze Schloßberg ein sogenannter Titistein, worin zweierlei Kindertröge stehen, aus deren einem die Tegerfelder-Ammenfrau die Neugeborenen empfängt, in deren andern die Schloßjungfrau alle unmündig Verstorbenen wieder zurücknimmt. Dieser Trog entspricht der Schatzkiste (eski) der Göttermutter Frigg. So bringt auch die schlesische Spillaholle die faulen Kinder in den Brunnen, und neugeboren kinderlosen Eltern zu. Weinhold, deutsche Frauen, 36. Aehnliche Züge finden sich: Grimm, DS. No. 4. 73. Wolf, Beitr. 1, 162. Hess. Sag. No. 17. 211. Meier, schwäb. Sag. No. 294. Aus den Kindheitsgeistern der Elben treten die Menschen bei der Geburt heraus und in sie kehren sie beim Tode wieder zurück; so denkt sich das Heidenthum die sterbende Kindesseele wieder in das allgemeine Naturleben verflüchtigt. Das nachheidnische Theologem machte sich daraus den sogen. Kinderlimbus, und unsere Bevölkerung spricht vom Nobiskratten, von dem Korb im Abyssus, in welchen die unmündige Seele wieder hinabgesteckt werde. Für diese Kleinen im Troge sammelt die Schlüsseljungfrau Honig aus den Frühlingsblumen, aus Engelsüß und Maienglöckchen, auch tragen ihr alle Bienen, so oft sie stoßen, Honig in den Berg. Diese Mythe ist auch dem klassischen Alterthum bekannt. In Kreta, sagt Antoninus liberalis (Verwandlungen, ed. Koch, cap. 19, pag. 27) ist eine Höhle der Bienen, wo Rhea den Zeus gebar; kein Sterblicher darf sie betreten. Dessen erkühnte sich aber Laios, Kerberos und Aigoios, um den meisten Honig auszuziehen. Sie hatten ihren Körper ganz in Eisen gehüllt, und während sie den Honig auszogen, sahen sie die Windeln des Zeus. Aber das Eisen um den Körper zersprang, Zeus donnerte, und nur die Mören und Themis hielten ihn davon ab den Blitz zu schleudern, denn Niemand durfte hier sterben und dadurch den Ort entweihen. Er verwandelte die Erfrechten in Krähen und Schnepfen.

Mit dem vom Schicksalsbaume triefenden Honig bestreicht die Schlüsseljungfrau ihre Locken, mit des Baumes Sproßen füttert sie ihren Lieblingshirschen, und erst wenn einmal dieser Baum unter den gebotenen Bedingungen gefällt und verbrannt sein wird, ist die Jungfrau erlöst. Dies besagt ihr Lied von der Esche:

I cha i himmel g'rothe
und du zum öfeli zue.

So kann auch der Edda gemäß der neue Himmel und die neue Erde für ein glücklicheres Menschen- und Göttergeschlecht erst dann entstehen, wenn die Esche Yggdrasil in jenem allgemeinen Weltbrande des **Muspilli** verbrannt

sein wird bis auf den Stamm, der Mimameidr heißt, d. i. Gedächtnißbaum, Stammbuch. Und während von dieser Welt-Esche der Thau trieft, welcher der Honigfall genannt wird, kennt Grimnismal den auf dem Baume Lärrad vor Odhinns Saal weidenden Hirschen Eickthyrnir, von dessen Geweih unaufhörlich Tropfen in den Brunnen Hvergelmir fallen.

Wie viel von diesen hier behandelten Sagenpunkten noch übrig ist und fortlebt in Glauben, Brauch und Sprache des Landes, dies ist weiter ausgeführt zu lesen in „Oberdeutsche Gemeindefeste und Festbrode". Daraus aber folgt in Kürze ausgehoben hier derjenige einzelne Zug, der dieser Anmerkung am nächsten liegt, die fortbestehende Erinnerung an den Hirschen, auf dem Bertha reitet. Unsere Sage läßt nämlich die historische Notiz einfließen, daß man der Jungfrau von Tegerfelden in der Dorfkirche eine Jahrzeit und Seelenmesse gestiftet hatte, die während der Reformationsunruhen durch einen neuerungssüchtigen Landvogt in Abgang gekommen seien. So entgeht uns zwar die directe Nachricht, daß diese Jungfrau eigene Tempel und Altäre besessen habe, die Legende aber (deren in No. 413 a. weiter gedacht wird) weiß wohl, daß die Hirschenreitende eine Kirchenstifterin gewesen ist, an deren Todestag alljährlich eine Brodspende an alles Volk stattgefunden hatte. Daher backen auch die Tegerfelder-Bursche an dem Berchtentage alljährlich einen großen Eierring, überreichen ihn in Procession ihrem Dorfrathe zum Neujahrsgeschenk, und erhalten dagegen einen halben Saum Spendwein geschenkt. Die schöne Gräfin Gisela von Schwabeck hatte alle Freier ausgeschlagen. Es wird schon noch ein anderer kommen, der mir besser gefällt! pflegte sie zu sagen. Dieser Eine aber kam nicht. Da stiftete sie das Kloster Edelstetten und wurde dessen Abtissin. Aber im Angedenken ihrer frohen Jugend schenkte sie der Stadt Lauingen verschiedene Ortschaften und Güter, und dorten vor dem Hause der Sonnenwirthschaft steht noch der Stein, auf den sie täglich einen großen Laib Brod und ein Messer legen ließ. Jeder Vorübergehende durfte sich nach Gefallen ein Stück davon abschneiden. Sagenb. von Gundelfingen und Lauingen 1849, pag. 34. Mit Eifersucht hält die Göttin auf die Fortführung dieses Brauches. Die Schlüsselbergerin kommt aus ihrem Berge hervor und klirrt mit ihren Schlüsseln den Ortspfarrer aus dem Schlafe, wenn die von ihr gemachte Brodspende an dem anberaumten Tage vergessen wird. Meier, schwäb. Sag. pag. 42. So weiß auch unsere Bertha genau, aus wie viel Jucharten eine jede ihrer Meiereien besteht, die zwischen dem Waatländer-Thurm Gourze und Solothurn liegen, und wie viel Eier die Hennen auf jedem ihrer Höfe gelegt haben. Vulliemin, Kant. Waat 2, pag. 18. Den unordentlich gekämmten Mägden stößt sie den Milchtopf vom Kopfe, faulen Knechten reißt sie die Bettdecke weg, fleißigen schüttet sie eine Schürze und Futterschwinge voll Schätze übers Land aus. So deutlich giebt sie ihren Wunsch zu erkennen, man solle sich rüsten, das ihr geltende Festbrod neu zu backen. Dieses aber besteht in dem Gebildbrod des Eierrings und des Hirzen. In der Stadt Zürich ist dasselbe so altherkömmlich gewesen, daß man seinen Ursprung bis auf Karl d. Gr. zurück versetzte (Müller, schweitz. Alterthüm. 1776), es auch an seinem Namenstage bis 1600 zu backen und allen Häuptern und Bediensteten der Stadt unentgeltlich ins Haus zu schicken fortfuhr. Die weitere Vertheilung desselben übernahm dann bis z. J. 1728 die dortige Metzgerzunft. Zürch. Neujahrsbl.: „Ab dem Musik-

saal der teutschen Schul." Dieses Festbrod, von dem einläßlicher gehandelt wird in der Schrift Oberdeutsches Gebildbrod, No. 14, heißt bei uns Hirzehörnli und Berchisbrod: ein nudelförmig in längliche Stücklein gewalkter Teig wird geweihartig mit einer Scheere eingekneipt und aus dem Schmalz heraus gebacken. Um dieselbe Zeit backt man auch in Steiermark das Weihnachtsbrod in Hirschform (Weinhold, Weihnachts-Sp. 26) und in Schwaben nennt man dasselbe Springerlen (Meier, schwäb. Sag. 462. 465). Hirschzungen nennt man bei uns, was anderwärts unter dem Namen Hobelspäne gilt, fingerbreite, mandelbestreute Kuchenstreifen, die nach dem ersten gelinden Backen heiß über runde Wellhölzer gebogen und geformt werden (Landolt, schweiz. Kochb. pag. 497). Bier, Most und Wein darf bei solchem Backwerk nicht fehlen. Bertzelenschmitte nennt unsere Mundart dasjenige Haus, in welchem man die Eierringe am Bärzelistage um Wein ausspielt. Berthouds nennt der Waatländer sein Lieblingsgericht, eine Käseschnitte am Feuer gebraten und mit jungem Sauserwein begossen (Vulliemin, Kant. Waat 1, pag. 110). In Mitteldeutschland zieht die Bierperchte umher und ruft Vollmaß, Vollmaß! Bechstein, DSagb. No. 510. 588. In Zürich galt die Redensart, einen zum Berchtold führen, einen im Wirthshause zechfrei halten, und das alljährliche Freudenmahl auf den Luzerner-Zunftstuben heißt Bärchtli. Stalder 1, 156. Ein oberdeutscher Beichtspiegel erkennt in diesen Schmäusen ein der Heidengöttin dargebrachtes Opfer: also versünden sich ouch, dy an der Perchtnacht der Percht lassen stên essen oder trinchen, das es in dasselb jar wol ergee und in allen dingen gelückh haben — die der Percht speiss opfernt und dem schretlein. vdHagen, Germania 1, 349. 356. 2, 64. Michael Behaimer (Mone, Anzeig. 1835, 448) bringt unter verschiedenen Aberglaubenszügen seiner Zeit auch den vor, daß man dem „schretzlin an der Berechtnaht seinen tisch richte". Für die Frau Bert stellt man in oberbayrisch Mühldorf um Dreikönig (also am Schlusse der Zwölften) Küchlein auf den Tisch (Panzer, bayr. Sag. 1, No. 278) und ebenso läßt dann der Steiermärker Speise übrig für die Perstelen. Weitere gleichbedeutende Bräuche bei Schmeller, Wb. 1, 194. In dieser Zeit fanden und finden noch aller Orten die Maskeraden statt, bei denen es besonders galt, in Hirschlarven umzulaufen. Die altkirchlichen Verbote namentlich gegen diese letztgenannte Mummerei, den Hirschen zu spielen, sind nicht selten: cervulum seu vitulum facere, Myth. 1010; auch noch Geiler von Keisersberg (Narrenschiff) muß zu seiner Zeit gegen diesen hyrtz, den man herkömmlich zur Fasnacht in der Stadt umführte, als gegen ein Ueberbleibsel heidnischer Bacchanalien ereifert predigen. Dies alles wird um so wichtiger, wenn man daran erinnert, daß Thror, der Hirsch, zugleich ein eddischer Beiname Odhinns ist. Und wie dann Wuotan selber Jäger wird und eine Jagd anstellt auf diesen Hirschen (wie wir noch das Ueberbleibsel in dem Stregelen-, Polsterlen-, Berchten- und Klausenjagen haben); wie dann dieser Hirsch sich in die schönste Jungfrau entwandelt, und aus „dem wilden Thiere" des Gottes Gemahlin wird, dies zeigt am Volksliede Von der schwarzbraunen Hexe (Hoffmann, schles. Volksl. pag. 193—201) Menzels Odin, pag. 215. So steigt auch die Jungfrau von Tegerfelden, nachdem sie die Zacken des Burgthurmes umritten hat, vom Hirschen herab zum Bade, und nachdem sie das letzte Gewand abgeworfen hat, das Schwanenhemd (von welchem her ihr ein Gänse-

fuß eigen ist), oder das rauhe Kleid der Frau Els, sieht der Brunnenbube, daß sie „die schönste über alle Lande ist“ (Myth. 398. 404).

---

168. Die Spinne auf der Heidenburg.

Alle hundert Jahre am Charfreitag und Gründonnerstag geht eine weiße Frau hauptlos von der Heidenburg zum Aabach hinunter und wäscht; erscheint sie aber dabei als Schlange, Spinne oder Kröte, so könnte man sie dannzumal erlösen. So begegnete sie nun einem Bauern aus dem benachbarten Dorf Staufen, als er eben auf den Kirchberg hinauf in die Osterpredigt gehen wollte, und legte sich ihm als faustdicke Spinne in den Pfad. Dies gilt aber für ein sehr schlimmes Zeichen, sagen die Leute; und wer da dennoch weiter will, wenn ihm eine Spinne den Weg verlegt, der geht zum letztenmale in die Kirche, denn das nächstemal wird er hingetragen als Leiche. Unser Mann kehrt also ebenfalls um, und will, die Zeit der Predigt hinzubringen, ins Wyl hinab und dorten seine Wässermatten betrachten. Aber hier kommt die Spinne hinterdrein, treibt ihn über den Aabach und bis zum Ausläufer des Egliswilerberges gegen die Heidenburg hinan. Da steht sie plötzlich als eine Jungfrau vor ihm in altfränkischer Tracht, reicht ihm die Hand und leitet so ihn stillschweigend in die Bergwand hinein. Alles öffnet sich vor ihnen, er steht da in einer Grotte voll Glanz und Schimmer wie in einer katholischen Wallfahrtskirche. Hier zeigt sie ihm alle Kostbarkeiten und bittet ihn um den Erlösungskuß. Sie wandelt sich in Katze, Schlange und Drache; Krallen entwickelt sie so dick, wie Dornenbündel auf Kirschbäume gehängt — unerschrocken küßt er sie. Jetzt wird sie zur gewaltigen Kröte; er will fliehen, da springt sie ihm ins Genick, und bewußtlos sinkt er zusammen. Andern Tags findet ihn der Bannwart drunten am Bache; kaum erkennt er ihn noch, so dick ist sein Gesicht verschwollen und all sein Haar bis auf den Stumpen vom Kopf weggesengt. Man bringt ihn heim, aber er stirbt in Irrsinn. Vor etlichen Jahren machte am Charfreitag ein Anderer denselben Weg ins Wyl; da vernahm er ein großes Brausen und Glockenstürmen von der Heidenburg herunter. Als er stille stand um aufzuhorchen, ob es nicht etwa auf der Staufnerkirche läute, hörte er dreiundzwanzig abgemessene Glockenschläge hinter einander droben auf den Felsen. Er meinte, das bedeute eben so viel Jahre von jenem laufenden Hundert, da dann die Jungfrau sich wieder einen Erlöser unter den Staufner-Bauern suchen dürfte.

Die Kirche auf dem Staufberge ist eine der ältesten, die man in dem Lenzburger Amte kennt; die Stadt Lenzburg selbst war in ihr pfarrgenössisch.

Die Heidenburg liegt ihr ganz benachbart. Vergl. diesen Namen, Abtheil. Legende, No. 469. Von ihr heißt es, der alte Tempel würde sich wieder öffnen, wenn man jene Geisterfrau küßte. Ueber die erlösende Kraft des Kusses: Mythol. 921. 1055. Die Deutung der 23 Glockenschläge, als ob mit ihnen weitere 23 Jahre der Verwünschtheit prophetisch angekündigt wären, hat sich auch schon in der ältern Landesgeschichte geltend gemacht. In Rickenbachs Alt=Rapperswiler Chronik (Zürich. Antiquar. Mitthl. 6, 233) wird erzählt, wie die Rapperswiler Bürgerschaft mit dem österreich. Heere gegen die Glarner rückt und bei Näfels unterliegt: „vnd spricht man, do sye hinweg zogen seyen vber den berg auf, do hab die glockh angfangen schlagen vnd hab so manchen Streich geschlagen, so mancher da bliben wer.“ — Tschudi, der sich allenthalben anstellt, noch Genaueres als seine Quellen sagen zu können, weiß 1, 548, wie viele Streiche es waren: „als die burger zu Rapperswyl uß jr statt uß zugend, da schlug jr glockenzit 62 streich, und wurdint jro 62 eingeseßner burger erschlagen.“ Von der Zürcher=Heidenburg, ein Waldhügel bei Basserstorf, bringt H. Meyer, Zürch. Ortsnamen No. 1753, folgende Sage: Dorten reitet der Schimmelreiter als hauptloser Mann, unten aber am Engelrain, wo der Steg „der Frau Escher“ über den Bach geht, zeigt sich eine weiße Frau und hütet beim Ackerfeld Steinmürli einen Schatz, den sie um drei Küsse hergiebt. Darüber aber verwandelt sie sich aus einer schönen Jungfrau in eine scheußliche Kröte, und ihr Erlöser verfällt aus Schrecken in unheilbaren Wahnsinn. Sie hat dorten auch einen besondern Baum, unter dem einst ein Mann dem Schatze nachgrub. Darüber erschien sie und sagte ihm Gelingen zu; allein er mußte zuvor einen andern Baum im Wald, den sie ihm näher beschrieb, fällen und aus demselben eine Wiege zimmern, und erst wenn ein Kindlein in dieser Wiege weine, werde er den Zauber lösen und den Schatz heben können. Nun fand er erst lang den bezeichneten Baum nicht, auch war das Holz entsetzlich hart und das Fällen dauerte lange, noch länger gieng's, bis die Wiege gezimmert war, und der Mann starb, bevor ein Kindlein in derselben lag.

---

169. Schatzhöhle bei Bellikon.

Nahe beim Dorfe Bellikon ist eine Höhle, von der sich das Volk noch jetzt vielerlei Vorgänge erzählt. Man hütet sich überhaupt, jenen Platz zu betreten wegen des Gelärmes, das man in seiner Nachbarschaft häufig hört; gleichwohl weiß man, daß der Eingang zum Geklüfte alle Morgen sauber gekehrt ist, ohne daß jemals eine Fußspur dort in Staub und Gras sichtbar gewesen wäre. In der Tiefe steht eine goldgefüllte Truhe, und eine weiß gekleidete Frauengestalt bietet vom Schrankdeckel herab den Schlüssel. Ohne einen Laut muß man bis zur Hinterwand hinschreiten, das Weib vom Kasten heben und auf die Erde stellen, ihr den Schlüssel abnehmen, aufschließen, um sich so viel des Goldes daraus zu nehmen, als man will; hierauf sorgfältig wieder verschließen, das Weib auf die Truhe zurück heben

und ihr den Schlüssel wieder wie vor einhändigen. Mehrere Männer, die dies zu thun versucht, sind schlimm dabei weggekommen. Der letzte Waghals hatte schon eine große Summe in seinen Zwilchsack gefüllt und schien mit Allem fertig. Er wollte nun der Jungfrau nur noch den Schlüssel wieder in die Hand geben; da habe sie denselben mit seinem ganzen Gewichte ihm auf die Nase fallen lassen. Es that ihm so weh, daß er unwillkürlich einen Fluch ausstieß. Augenblicks war er aus der Höhle geworfen und fand sich in eine Dornenwildniß versetzt, die sein Auge noch nie zuvor gesehen hatte. Nach langer Zeit erst und sehr gealtert kam er wieder in sein Haus zurück.

Vergl. Abtheil. I, No. 8 die herabfallenden Schatzthüren am Egelsee. Abthl. II, No. 49 die Etelmutter zu Schneisingen. Abthl. IV, No. 176 Heidenweib am Lägerenberg. — Die Baretto=Balma auf den Bündner=Vareina=Alpen hat eine Höhle, klein, hell und trocken, die nach dem Volksglauben stets vollkommen rein und wie ausgeblasen ist. Kein verunreinigender Gegenstand, nicht Steinchen und Moos, nicht Holz oder Kohle bleibt darin liegen; die Hirten sagen, es läßt nichts drinn. Röder=Tscharner, Kant. Graubünden 1, 258.

170. Die Römerjungfrau zu Augst.

a. Wo heute das Feld Neunthürmen heißt, da stand zur Römerzeit das Amphitheater der großen Rauracher=Stadt Augusta, und die frisch aufgeworfenen Erdhügel dort beweisen es, daß der reiche Eigenthümer daselbst das Graben nach verschütteten Münzen und Waffen noch nicht aufgegeben habe. Auch hat der Aristorfer=Bote dort im Vorbeigehen einmal eine silberne Kette schimmern sehen und sie nachher in Basel um hohes Geld verkauft. Auf der andern Seite des Baches diente im Landgute Spitzmatt jüngst noch der sogenannte Thalweber Marti. Wirklich sah er einst mit eigenen Augen jene oft besprochene weiße Jungfer, die dort Kisten Goldes hütet. Sie winkte ihm im Vorübergehen und wusch sich dabei im nahen Ergolzbache die Hände wund, bis Blut heraus quoll; als er jedoch unerschrocken an sie trat, spie sie Feuer und Flammen. Aber auch der verstorbene Rathsherr von Giebenich konnte sie fast jedesmal erblicken, wenn er früh am Morgen nach Basel in den Großen Rath fuhr.

b. Die Schlangenjungfrau zu Kaiser=Augst ist oben Mensch und unten Wurm; sie wohnt in einem Berge, dessen Eingang nur ein Unschuldiger findet; wenn er sie dreimal küßt, ist sie erlöst und der dort verborgene Schatz sein eigen.

In den römischen Trümmern des gegenüber liegenden Basel=Augst trifft man am Charfreitag zwei schwarze Geister, die den Neugierigen

dort in der Irre umführen, bis ein weißer dritter dazu kommt und ihm wieder den Ausweg aus dem unterirdischen Gange zeigt.

c. Als die kaiserlichen Truppen 1814 im Frickthal lagen, hatten zwei Soldaten, die zu Magden im Quartier waren, von einem Tausendkünstler den Ort des Schatzes erfahren, so wie die Art und Weise, wie dieser zu heben sei. An einer Freitags-Mitternacht begaben sie sich mit Osterkerzen und andern geweihten Schutzmitteln in das Gewölbe und streuten behutsam Spreuer hinter sich her, um den Rückweg sicher wieder zu finden. Eine Eisenthüre öffnete sich auf ihr Anklopfen, und eine Jungfrau, die unten in einem Schlangenleib endigte, wies sie zu einer Truhe, von der zwei Hunde mit Feueraugen herabbellten. Der Deckel gieng auf und Beide konnten sich Geld nehmen, so viel sie mochten. Schon waren sie wieder vor der Höhle, als der eine der Soldaten gewahrte, daß er drinnen sein Seitengewehr hatte liegen lassen. Trotz der Vorstellungen des Kameraden gieng er sogleich zurück, um es zu holen, und ist nie wieder zum Vorschein gekommen.

d. Schneider Lienimann im Augster-Heidenloche. Die bekandte vnd von vielen Historischreibern angezogene Histori eines einfeltigen stamlenden Schnyders von Basel, namens Leonhard, sonsten Lienimann genant, wollen wir allhier auch beyzusetzen vns nicht verdriessen lassen. Martinus del Rio, Majolus vnd Schottius melden von diesem, auß Johann Stumpffen Schweizercronik, daß derselbige umb das Jahr Christi 1520 zu Augst ob Basel in den daselbst sich befindenden gewelbten Gang vnder der Erden hienein vnd in demselbigen viel weiter, als jemahl einem Menschen müglich gewesen, fortgegangen. Da er dann von wunderlichen Dingen, die ihme begegnet, zu reden gewüst vnd gesagt: er habe ein geweyhet Wachsliecht angezündet vnd sey damit in die Höle hinein. Erstlich habe er eine eiserne Pforten angetroffen, vnd darnach auß einem Gewelb in das andere, endtlich durch etliche gar schöne lustig grünende Gärten gehen müßen. In der mitten sei ein herrlich vnd wohlgebawtes Schloß oder Fürstenhof gestanden, in welchem ein gar schöne Jungfraw mit menschlichem Leib biß vnder den Nabel gewesen, welche auf ihrem Haupte eine Kron von Gold getragen vnd ihre Haar fliegen lassen. Vnder dem Nabel habe sie wie eine grewliche Schlang außgesehen, sie habe ihn bey der Hand genommen, zu einem eisernen Kasten geführt, auf welchem zween schwartze bellende Hunde gelegen, für welchen niemand zu den Kasten gehen dörffen; die Jungfraw aber habe dieselbigen also gestillet, daß er ohn alle hindernuß hinzu gehen können. Nach diesem habe sie ein bundt Schlüssel, die sie am Halß getragen, abgenommen,

den kasten auffgeschlossen, allerley guldene, silberne vnd andere Münzen darauß genommen, von welchen sie jhme auß sonderbarer Freygebigkeit ziemlich viel geschenkt, welche er auch mit sich aus der klufft gebracht, wie er dann dieselbigen gewiesen vnd sehen lassen. Die Jungfraw hat jhme gesagt, sie wäre auß königlichem Stamm gebohren vnd in ein solches vngehewr verflucht worden, sie hätte auch keine andere Hoffnung erlöset zu werden, als wenn sie von einem Jüngling, der seiner Jungfrawschaft halben vnverlezet were, dreymahl geküsset wurde; alsdann wurde sie jhre vorige form vnd gestalt wiederumb erlangen; vnd wolte sie hingegen zur Dankbarkeit den ganzen selbiger Orten verborgenen Schaz dem, der sie erlößte, geben vnd überantworten. Er sagte auch, er hette die Jungfraw allbereit zweymahl geküßt, darüber sie sich beydemahl, für grosser Frewde vnd gefaßten Hoffnung der Befreyung von dem über ihro schwebenden Fluch, mit so grewlichen geberden erzeigt, daß er sich geförchtet, sie wurde jhn lebendig zerreissen. Entzwischen habe sich begeben, daß jhne etliche seiner Gespanen mit sich in ein Frawenhauß genommen, in deme er sich mit einem Weib solcher weise vertrabet, also nachgends den Eingang dieser Klufft nicht mehr finden, viel weniger in dieselbige wiederumb hinein kommen können: welches er zum offterenmahl mit weinen geklagt. Ist alles anders nichts, als ein lauteres Gespenst vnd Teufelsbetrug gewesen. Jedoch ist die auß dieser Klufft gebrachte und vielen Burgeren gewiesene Münz eine gnugsame Anzeigung, daß in denselbigen Gängen vnd Gewelben vnder der Erden grosse Schäze verborgen ligen, welche von den Geizteuflen besessen vnd verwahret werden.

Magiologia durch Philonem. Augustae Rauracorum 1675. S. 860.

Nach Stumpfs Chronik und Quirsfeld, Histor. Rosengebüsch 1684, erzählt die Begebenheit Stöber, elsaß. Sag. pag. 356 und K. Simrock in den Rheinsagen. Hans Rudolf Grimm, Buchbinder, Trompeter und Flachmaler in Burgdorf, bei Bern, berichtet dasselbe kurz in seiner „Schweitzer-Cronica, darinnen in Erzehlung über 200 Historien ꝛc." Basel bei Mechel, 1786. pag. 215. Noch andere Erzähler dieser verbreiteten Geschichte nennt Grimm, DS. No. 13.

Sebast. Münster, Cosmographey, Basel 1567, pag. 590 giebt in einem hübschen Holzschnitte die Abbildung der römischen Ruinen dieser sog. Neunthürmen und bemerkt dazu: Die alten mauren geben ein anzeig, das in dieser statt herrliche gebeüw vnd wohnungen gewesen seiend, wiewol aus derselbigen ein schlecht dorf worden ist, dz man Augst nennet. Man sihet auf der Seiten Baßler Herrschaft trefflich gemeür von kleinen gehauwen steinen, also ordenlich zusammengesetzt, das mich verwundert die hübsche maurarbeit, so die Alten gebraucht haben. Mit solchem gemeüwr sind aufgefürt fünf oder sechs enge gemach, in form eines halben circkels; aber warzu man sie vor zeiten gebraucht hab, mag jetzundt niemand ersinnen.

Es kan nit sein das es cisternen gewesen seind, so können es nit gefencknussen gewesen sein, noch behaltnussen, dazu vil minder schutzthürn. Ich hab hieher verzeichnet jr gestalt, wie sie auf einem Bühel gefunden werden.

R. Stumpf, der Chronist, cap. XIII, pag. 645: „Das gmein landvolk haltet ein söliche fabel, daß in disen gewelben ein kostlicher schatz von den Römern verlassen, in einer trucken behalten, hinter einer eisinen thür verschlossen, durch ein grossen hund als ein stäter wachter verhütet werde. Da sey bißhär keiner also kün erfunden, der mit disem hund stritte. Ein höflichs märle."

Diese Ruinen gehören zu der Augusta Rauracorum, einer Colonie Augusts, durch einen seiner Feldherren, dem Munatius Plancus gegründet. Auf der tabula theodosiana, aus dem Ende des 4. Jahrh. herrührend, wird dieselbe als eine der größten Städte dargestellt. Die bisher wieder entdeckten Trümmer lassen vermuthen, daß der Umfang der Stadt eine volle Stunde betragen mochte; man berechnet, daß das Amphitheater 12,400 Zuschauer faßte. An einer Mauer, die man für einen Theil der Stadtmauer hielt, fand man, daß die Grundsteine auf Schäften alter Säulen ruhten, die von oben bis unten in der Mitte durchsägt waren, unter deren Grundlage war abermals ein Gemisch von früherem Schutt, von Kohlen und Backsteinen. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 1, 491. Der Violenbach bildet nun die Grenze zwischen den beiden Dörfern Baselaugst, das zum Kanton Basel gehört, und dem aargauischen Kaiseraugst, deshalb so genannt, weil es nebst dem Fricktiale bis zum Jahre 1801 unter der Herrschaft des Kaisers stand.

---

171. Der Mauerhubel bei Zetzwyl.

Wenn das Getreide im Juli ringsum noch grün ist, so sieht man es auf dem Mauerhubel schon in ganz gelben Streifen von der Breite einer Heerstraße stehen. Und weil man da auch viele Scherben, Ziegel und Mosaikstücke aufgepflügt hat, so meint man, hier müße eine Handelsstraße durchgeführt haben, und an diesen Stellen lägen die alten Kaufmannsgüter versunken. Drum wollten schon vor vielen Jahren einige Männer diesen Schatz erheben. Sie mußten besondere Haselstöcke dazu haben, keiner durfte ein Wort sprechen. Als nun die Kiste sammt dem schwarzen Pudel, der darauf sitzt, heraufrückte und die Grabenden eben alles mit einem letzten Zug aus dem Loche heben wollten, dachte der Wolffriedli seinen Kameraden noch einmal Muth zu machen und sprach: „nu chäch, no einist früsch i d'händ g'speutzt!" Sogleich versank die Truhe wieder in die Tiefe.

(Vgl. No. 52, Dornstrauch zu Ober-Kulm, u. No. 440, Bärlisgrube.)

---

172. Die Schatzthüren im Born.

Ein Bauer um Aarburg hat Folgendes mitgetheilt. Noch zu meinem Gedenken wohnte am Bornberge ein Armer in einem kleinen Hüttchen. Da kam des Nachts ein Mann zu ihm und bat um Herberge. Obschon die Wohnung zu enge für zwei war und der Arme heute selbst nichts zu kochen hatte, wurde der Gast doch eingelassen und bekam auch seinen Bissen Brod. In tiefer Nacht verlangte der Fremde einen Sack und eine Laterne, bat den Bauern, ihm zu folgen und führte ihn vom Hause bergaufwärts an einen wohlbekannten Rain. Hier schärfte er ihm ein, kein weiteres Wort mehr zu reden und nur zu thun, was er ihn selber machen sehe. Er sprach einige Sprüche und es zeigte sich im Raine eine Thüre, die er mit einem bereit gehaltenen Schlüssel aufschloß. Sie giengen nun zusammen durch einen finstern Gang weit in den Berg hinein. Aus einer Felsenspalte nahm sodann der Fremde einen zweiten Schlüssel und öffnete damit eine Kiste, die hier im Finstern stand. Daraus zog er einen ganzen Schlüsselbund hervor; dieser diente zu den künstlichen und alterthümlichen Markschlössern, die an den gewaltigen Verlegbalken einer letzten Thüre hiengen, zu der sie jetzt gelangten. Nun gieng's eine steile Holztreppe hinunter, die so trocken lag, daß ihre Balken unter jedem Schritte ächzten und knarrten. Am Ende war das Gewölbe vor ihnen offen. Zwei große Kisten standen da, ein eben so großer Hund lag auf jeder. Der Fremde ergriff den einen, warf ihn von der Kiste herunter, und schloß dieselbe auf; sie war ganz mit Goldstücken angefüllt; er bedeutete seinem Begleiter, so viel als möglich von dem Schatze zu nehmen. Aber statt jetzt auf die Mahnungen des Fremden zu achten, schaute der Mann immer nur die lauernden Hunde an; nach langem Zuwarten verschloß jener die Goldkiste wieder und legte den Hund wieder darauf. Er begab sich nun zur andern Kiste, warf auch hier das darüber liegende Thier hinunter und öffnete; da schimmerte es von lauter Silberstücken. Wiederum deutete der Führer dem armen Manne, davon zu nehmen, aber dieser konnte auch diesmal nicht fertig werden, die zwei wilden Hunde angstvoll zu messen, und so schloß der Andere auch diese Kiste wieder zu und begab sich auf den Rückweg. Als sie wieder ins Freie heraus traten, that sich hinter ihnen der Rain sogleich zu. Unter Vorwürfen führte der Fremde den armen Mann bis in die Nähe des Häuschens zurück und nahm hier von ihm Abschied.

Man glaubt, der Eingang zu diesen Schätzen sei in jener bekannten, auf der Spitze des Bornberges gelegenen Höhle, welche vom Landvolk das Heidenloch genannt wird.

Der Bornberg ist innerlich so zerklüftet, daß man im Regenjahre 1842 aus seinem Erkrachen ein ähnliches Unheil voraussehen wollte, wie dasjenige vor hundert Jahren war, da er mit seinen Steinlasten gegen Aarburg herabstürzte. Er ist zugleich der getreueste Wetterprophete für die ganze Gegend. Bronner, Kant. Aargau, 2, 271.

---

173. Die Schatztruhe bei Reinach.

Auf dem Hügel, der östlich von Reinach sich erhebt und heutigen Tages mit Laubwald bewachsen ist, stand zur Zeit der Römer eine Stadt, deren Häuser ganz aus Holz gebaut waren. Trotz der Lebenseinfachheit, auf die eine hölzerne Stadt schließen läßt, geschah doch dort manches, was bis auf die jetzige Stunde noch nicht abgebüßt ist. Es wandeln hier Gestalten und winken; Jäger und bellende Hunde durchziehen den Forst, und immer, wenn man sie hört, ist es hohe Zeit, sich zu entfernen. Gleichwohl müßen die alten Einwohner auch die Musik geliebt haben; denn zu bestimmten Zeiten fängt oben im Dickicht ein sanftes Blasen an, wie von gedämpften Hörnern; aber je näher man den Tönen zu kommen sucht, um so entfernter klingt es, bis es endlich ganz in der Ferne verhallt. Auch von Schätzen erzählt man, wie sie in jenem Hügel vergraben, von bösen Geistern bewacht sind und von Manchem leicht hätten gehoben werden können, wenn er in einem gewissen Zeichen geboren gewesen wäre, wenn er nur vorsichtiger oder auch nur muthiger zu Werk gegangen wäre. So kam eines Tages ein armer Mann ins Laubholz, um sich eine Bürde Reißer zu sammeln. Daheim gebrach es Weib und Kindern an Nahrung, und der Vater hieng den traurigsten Gedanken nach. Plötzlich sah er eine Frau in schneeweißen Gewändern an seiner Seite, die ihm winkte zu folgen. Man kann sich seinen Schrecken denken; aber er erinnerte sich seiner zwiefachen Hilflosigkeit und nahm sich zusammen. Das Weib führte ihn bald durch enge Fußwege, bald durch dichtes Gebüsch hügelan zu einem einsamen Platze, unfern von der Straße, die hier von Menzikon nach Mosen führt. Hier gab sie ihm ein Zeichen, näher zu treten. Er that es schüchtern, und während sie mit dem Finger auf die Erde deutete, sah er in einer geringen Vertiefung eine große Kiste, die bis zum Rand mit Goldmünzen angefüllt war. Er blickte die Gebietende mit einer fragenden Miene an, und da er ihren zweiten Wink zu verstehen meinte, bückte er sich, um von den Schauthalern so viel er konnte zusammenzuraffen. Aber was sah er, als er noch einmal demüthig zur Wohlthäterin aufblickte? Ein gewaltiger Mühlstein hieng am schwächsten Zwirnfaden gerade

über seinem Haupte her, und die selbe Hand, die ihn so freundlich eingeladen, drohte den Zwirn eben mit einer Scheere zu durchschneiden. Er hätte in den Erdboden versinken mögen, aber sein theures Leben trieb ihn zur Flucht. Vergeblich eilte und rief nun das Weib ihm nach, bat und beschwor ihn, umzukehren; er entsprang, und noch lange vernahm er ihre Klage hinter sich her.

174. Das Loch in die Unterwelt.

Zwischen der Wasserfluh und der Egg, zweien nachbarlichen Bergzügen im Aarauer-Jura, trifft man große Erdspalten und Klüfte, deren Tiefe unermeßlich ist; sie alle führen in die Unterwelt. So ist im dort gelegenen Hochwalde Rothholz ein tiefer langer Graben, daß man ein Haus der Breite nach hinein bauen könnte; er wird aber jetzt noch immer tiefer und größer, da das Gestein seines Innern ringsum heraufwächst. Darum konnte da jener Basler-Falschmünzer, der sich hier oben verbergen und seine Fünfbätzler fortprägen wollte, kein Glück haben; die Erde stieß ihn aus, und nun sitzt er wieder in demselben Schellenwerk gefangen, wo er entsprungen war. Gerade so ist es auf dem obern Grat der Wasserfluh. Der Hubel dieses Berges ist viel höher als die überall hin sichtbare Spitze, und gerade dort ist ein solches befremdliches Erdloch. Buben warfen da einmal eine Katze hinein, aber sie kam lebendig am Fuße der Fluh bei einem Quell wieder hervor. Ein anderer Bube ließ sich von den Kameraden halten und blickte in den Schlund. Er sah zuerst schwarze stockfinstere Nacht, die rückte plötzlich von der Stelle, denn es war ein schwarzer riesenhafter Vogel, der mit ausgebreiteten Schwingen unterirdisch in der Luft gehangen hatte und nun wegfliegend ins leere Blau blicken ließ. An den Füßen mußte man den Knaben wegziehen, im Schwindel wäre er sonst dem Vogel nachgesunken. Und hätte man die Länge einer endlosen Schnur, so dürfte man sie nur hinab lassen, sie käme in Amerika wieder heraus.

(Vgl. Meier, schwäb. Sag. No. 2 „Nachtfräuleinloch".)

175. Das Schloß Urgiß.

Die Ruinen der zerstörten Urgiß auf dem kleinen Berglein unterhalb Densbüren decken eine große mit Geld gefüllte Eisenkiste. Oft haben hier Männer in frühern Zeiten nachgegraben; sie stießen auch auf die Kiste, dann aber saß stets der leidige Teufel drauf. Sie

suchten ihn mit Räuchern und andern geweihten Sachen zu vertreiben; er aber spie ihnen Feuer ins Gesicht. So sprangen die Beschwörer davon und das Geld liegt noch bis zur Stunde unter den Ruinen. Doch sieht man bisweilen, namentlich wenn Regenwetter eintreten soll, bald da, wo das Schloß gestanden, bald an der unten vorbeiziehenden Landstraße eine Jungfrau; sie ist weiß gekleidet und winkt heftig unter ihrem schwarzen Schleier hervor, ihr zu den Ruinen nachzukommen.

176. Das Heidenweib auf dem Lägernberge.

Das Ehepaar auf der Mühle zu Lengnau hatte einen einzigen Sohn; man hört ihn bald Seppi, bald Erni nennen, denn es ist schon lange her, daß er gelebt hat; aber er galt für den bravsten im Lande, und dazu war er so stark, daß er keinen andern zu fürchten hatte. Er war einst ums Frühjahr auf dem Tanze im Lengnauer-Wirthshause; es war bereits weit in der Nacht, die Spielleute ruhten schon aus und tranken ihr Glas Wein, da kam noch eine neue unbekannte Tänzerin auf den Platz und setzte sich ganz stille auf die leere Bank an der Wand. Niemand erkannte sie unter ihrem langen Schleier; daß sie aber nicht aus der Gegend sein konnte, das zeigte ihr kostbares Seidenkleid. Des Müllers Sepp wagte endlich sie anzureden und zum Tanze aufzufordern. Nachdem sie einen Reihen mit ihm gemacht hatte — und dabei war's Sepp, als berühre sie nie den Boden — verlangte sie heimgeführt zu werden. Sepp begleitete sie bis ans sog. Steinböckli, dies ist ein kleines Heideland an einem felsigen Berglein. Hier verabschiedete sie ihn, bat aber, des andern Mittags sich wieder hier einzufinden, dann werde sie ihm zeigen, wo sie zu Hause sei. Zur bestimmten Zeit war Sepp daselbst und traf sie am Maiblümchensuchen. Sie schenkte ihm einen Strauß. Hier erzählte sie ihm, wie sie schon seit manchem Jahrhundert durch den Fluch ihrer Mutter in diesen Berg verwünscht sei, weil sie von einem Liebhaber nicht hatte lassen wollen, der ihren Eltern zu arm war. Alle hundert Jahre dürfe sie drei Tage aus dem Berge. Wenn alsdann ein braver Jüngling die Schlüsselblume aufnehme, die sie gebrochen und ihr damit in den Berg folge, so sei sie erlöst. Heute sei abermals der letzte Tag. Sepp entschloß sich und folgte ihr mit der Blume in der Hand. Sie kamen bergaufwärts an ein großes Felsenthor. Drinnen glänzte es von wunderbarer Pracht. Alsbald aber erhoben sich zwei Drachen und spieen Feuer. Da erschrak Seppi so sehr, daß er ohne Besinnung entlief und nicht eher anhielt, als bis er daheim war. Hier wurde

es ihm so weh ums Herz, daß er sich gleich zu Bette legte, und schon nach drei Tagen war er gestorben.

Als ein andermal ein Büblein in dieser Gegend ein Schlüsselblümchen auflas und heim brachte, war es in helles Gold verwandelt. Als man den Verwandten darüber erzählte, griffen zwei von ihnen gleich nach Sack und Korb und liefen gegen die Lägeren. Allein sie fanden nichts, denn die Jungfrau ist nur den Bescheidenen hold. Dies erfuhr vor wenigen Jahren noch ein armer Mann von Ober-Ehrendingen, der alte Ziegelbrenner Bartli. Dorten am kahlen Berglein auf der Heide hatte er sich ein Häuschen gebaut und wurde darüber nicht wenig verlacht; aber das Heidewîbli gab ihm Gedeihen. Die Weinreben, die er anpflanzte, wuchsen schön und ergaben ihm schon im vierten Jahre sieben Saum vom besten, der noch jetzt unter dem Namen „Heidewîbli-Wî“ bekannt ist. Auch eine Quelle ist ihm auf der Klippe entsprungen, sie heißt „Heidewîbli-Brünnli“.

Nun weiß man von allen diesen Glücksgütern nichts mehr, als das Teufelsloch, das droben auf der Spitze des Lägeren gegen Ober-Ehrendingen hin liegt. Es soll von unergründlicher Tiefe sein; man meint, hier innen liege auch das Schloß versunken. Rings um die Kluft ist der Platz herkömmlich reingekehrt. Wirft man etwas hinunter, so wird es bis zum andern Tage wieder ausgestoßen; und so fest glaubt man daran, daß man sogar schon Geldstücke hinabgeworfen hat.

Das stete Reingekehrtsein geheiligter Orte ist angemerkt: Schatzhöhle bei Bellikon No. 169. Der Schluß dieser Erzählung behauptet, Geldstücke habe man in die Höhle hinabgeworfen, weil man in Wahrheit Münzen, gewöhnlich römische, an solcherlei Plätzen gefunden hat. Daher rührt überhaupt die weitverbreitete Redensart von einem sich sonnenden Schatz (vgl. Abthl. III, No. 99 Sodbrunnen der Römerstadt Lorenz). Derselbe knüpft sich meistens an Orte mit Spuren römischer Niederlassung, und zutreffend ist Potts Bemerkung, ich meine in seinen Etymolog. Forschungen, der Römer habe in den Boden der von ihm durchzogenen Länder seine Geschichte allenthalben gemünzt gesäet.

---

177. Die drei Jungfrauen auf dem Hertenstein.

Hinter dem Hertenstein bei Baden soll ehemals ein Ritterschloß gestanden haben. Ein Bauer, der unferne vom Burgstall seinen Hof hatte, schälte sich einst Nachts beim Mondschein Stangen im Holze und traf da auf drei Jungfrauen, die auf einer Steinbank saßen und zusammen sangen. Sie gaben ihm sogleich an, was er mit seinen Stangen machen solle; er müße damit in der heutigen Nacht an der Stelle, wo sonst der Schloßbrunnen gestanden, einen Kreis legen;

dann werde darin eine Schlange hervor kommen, der er den Schlüsselbund aus dem Maule schlagen müße, und gelinge dies, so sei er im Besitze großer Reichthümer. Der Bauer kannte den bezeichneten Ort wohl; es ist derjenige, den man die Brunnenmatten heißt, weil dorten der Kaltbrunnen läuft; aber hart daran liegt das Grütt mit der wüsten Tiefe des sog. Kaibengrabens. An diesen Orten wollte der Bauer um Mitternacht nichts zu schaffen haben, machte sich also davon und ließ die Jungfrauen weiter singen.

---

178. Das Mörderthier im Ruederthal.

Zwischen den Ortschaften Schildwald und Gontenschwil findet sich eine Schlucht, an welcher vorbei ehemals die Straße durch den wilden Wald nach Beromünster gegangen sein soll; sie habe dorten das Winen- und Surenthal verbunden. Noch nennt man jene Schlucht die Mördergrube, weil dort eine Mörderbande mittelst künstlich gerichteter Dräthe den Durchzug der Reisenden ausgespürt und diese dann niedergemacht haben soll. Seither will Mancher an schwülen Sommertagen ein entsetzliches Geheul, stärker als das eines Menschen oder Wildes, aus jener Gegend her vernommen haben. Einige haben sogar das scheußliche Mörderthier, wie es beim Volke heißt, wirklich gesehen, andere nur ein schönes Weib, das geschmückt, aber unter Jammern und Stöhnen aus der Schlucht tritt, hinab zum Bächlein geht, Windeln waschend und dort verschwindet. Wer sich dann vor der schwarzen Katze nicht fürchtet, die mit einer weißen Haube auf dem Kopfe jenem Weibe vorausläuft, der sieht in der Schlucht zwei große Truhen offen, von Hunden gehütet; wer aber zwei schwarze Hühnlein aus einem Ei brüten und sie über die Schlucht hüpfen ließe, der hätte das Weib erlöst und den Schatz gewonnen.

Der Sigrist von Gontenschwil sah auf dieser Stelle ein Roß auf einer Kiste aus dem Boden steigen, das tellergroße Augen hatte, und ist aus Schrecken drüber gestorben.

---

179. Erlösung durch einen Liedvers.

Auf dem Rothenrain bei Zeihen im Frickthale traf der Bauer des Nachts sowie am frühen Morgen öfters eine weißgekleidete Jungfrau, die einen Kranz im Haare trug und den Liedvers sang: „Wohl zu der Engel Schaar!" Der Bauer erzählte dieses seinem Geistlichen und erhielt den Rath, sobald die Jungfrau wieder komme und jenen

Vers wiederhole, so solle er den zweiten Vers dazu singen „Und selig bei dir sein." Das that der Bauer das nächste mal und damit war die Jungfrau erlöst. (A. Birrcher in Laufenburg.)

---

180. Die Schatzgräber am Burghaldenberg.

Der Gipfel des Burghaldenberges im Frickthale war sonst mit stattlichen Mauern und Thürmen eines Raubschlosses umgeben. Nun ist Alles längst niedergebrochen. Der letzte Ritter hatte hier an einem Herbsttage das Schloß eben mit der Habe der umwohnenden mißhandelten Bauern gefüllt, noch brannten die von ihm angezündeten Strohhütten in die Nacht hinein, als im Schloßhofe gewaltiger Lärm entstand und ein Gepanzerter, auf dessen Helm drei hochrothe Federn schwankten, die Saalthüre aufriß. Es war dies der benachbarte Graf, den der Hilferuf und das Jammergeschrei der Landleute gerührt hatte, und der nun die Strafe vollzog. Ringsum war das Schloß von seinen Bewaffneten umstellt. Pechkränze wurden hinein geschleudert, keine Seele, als des Ritters Gemahlin wurde aus der brennenden Burg gelassen, dann wurde Alles vertilgt. So blieb diese Stelle gemieden, bis vor etwa 50 Jahren ein Kapuziner einige Männer des Frickthales beredete, den großen Schatz erheben zu helfen, der hier in tiefen Gewölben liege. Er hatte eine Wünschelruthe mitgebracht, zündete geweihte Wachskerzen an und streute dann rings um den Glücksort geheimnißvoll gewonnene Asche, die den bösen Geist abhalten sollte. Beinahe schon vier Tage hatten sie gegraben und hörten eben ihre Schaufel klingend aufstoßen, als ein Jäger in grünem Kleide vor ihnen stand und sie befragte, was man heutzutage mit so großen Gruben machen wolle. Aber sie gedachten des strengen Gesetzes, kein Sterbenswörtchen zu reden, und er verschwand wieder. Am fünften Tage hörten sie unter sich schon die heiligen Engel arbeiten, die, wie der Kapuziner versicherte, zu Hilfe gekommen seien und aus der Tiefe her ihnen entgegen grüben. Jetzt meinten sie den Schatz gewinnen zu müßen, da drängte sich ein altes Weib zwischen ihre Hauen, die über ihr pechschwarzes Haar eine Eisenpfanne gedeckt hatte und aus der Nase Feuer und Dampf schnob. „Ist der Graf mit der Braut schon vorbei?" schrie sie; „und ist den Hofdamen fertig gekocht?" Flugs entwischte einem die höhnische Antwort „ja, sie warten nur noch auf dich", und eben so rasch stürzte die Grube zusammen. Nun hört man heutzutage blos noch den gefährlichen Burghaldengeist, denn wenn er schreit, so giebt's Hagel.

---

181. Verwünschte Jungfrauen und Horte.

a. Die Schloßjungfrau auf den Ruinen der Habsburg im Rheinstädtchen Groß-Laufenburg trägt einen mit Wein gefüllten Stauf in der Hand und wird von jenem erlöst werden, der ihr denselben trotz ihrer Wandlungen dreimal kredenzt.

b. Im Walde zwischen den Rheindörfern Wallbach und Zeiningen geht ein Weg, das Finstergäßchen. Dort begegnet es, daß sich einem ein großer Sack voll Laub vor den Füßen herwälzt. Wer den Muth hätte, still zu stehen und ihn zu öffnen, fände eben so viele Thaler, als Blätter drinnen stecken. Auf diesem Wege kam einem Bauern eine Jungfrau entgegen und bot ihm ein Röschen an. Gerade diese unerwartete Freundlichkeit brachte ihn in Angst. Er entlief, wurde dann darüber ruhelos und beichtete es zuletzt seinem Pfarrer. Dieser aber that recht ungehalten darüber, daß er eine Blume verschmäht habe, mit welcher man zu allen vergrabenen Schätzen gelangen kann.

c. Auf der Ruine Wessenberg bei Hottwil kann man mittelst eines schwarzen Kalbes den Schatz finden. Man weiß, daß ein grüngekleideter Mann droben im Berge steckt. Er trägt einen breiten Hut und Schnallenschuhe. Die Schloßjungfrau ist früherhin häufig im Thale erschienen und hat sich im Dorfbache gewaschen.

d. Beim Schlosse Homburg suchten ein paar Schatzgräber nach Geld. Da erschien ihnen eine Jungfrau, die sie in ungewohnter alterthümlicher Rede ansprach und verhieß ihnen alle Reichthümer, wenn einer von ihnen eine Nacht bei ihr bleibe; sie möchten nun darüber unter einander das Loos werfen. Statt dies zu thun, sprangen die Männer athemlos den Berg hinunter. (A. Birrcher in Laufenburg.)

e. Das Hudikreuz bei Leuggern steht im Immenholz, wo sich die Wege ins Neuenthal und ins Sandfeld scheiden. Hier bei dem alten bemoosten Kreuze läßt sich ein Mädchen in bunter Tracht sehen. Sie trägt bald ein sog. Güggehü-Hütli, bald einen Kranz im Haar; bald ist sie weißgekleidet, bald hat sie eine grüne Jüppe und ein rothgestreiftes Fürtuch an. Zwei Fuß hoch überm Boden schwebend zieht sie übers Feld hinauf längs dem Hag bis zum Strickerain. Am Gießberg macht sie mit ihrem Schlüssel ein Bohrloch in den Boden und versinkt beim Hudikreuz. So oft man sich diesem Nachts nähert, fängt es an zu rauschen. Sie soll hier unverdient den Tod durch Henkershand erlitten haben.

f. Elendskreuz heißt eine Grenzmark im Bezirk Kulm an der Straße, die von Menzikon in den Kanton Luzern führt. An diesem

Steinkreuze wurde eine Kindsmörderin hingerichtet. Man stürzte sie lebendig in ein Grab voll Dornen, überdeckte sie mit einer abermaligen Dornenlast und warf einen Haufen Findlingssteine drüber.

Balthasar, Luzern. Merkwürd. 63. — Bronner, Kant. Aargau 2, 306. Ueber den Namen Elendskreuz vgl. No. 415 „das Zurzacher-Elend."

g. Stampfisbach nennt man eine kleine Waldung beim Schwyzer-Dorfe Wollerau, in deren Nähe eine Oeltrotte an einem Wildwasser liegt, das über eine Rise des nahen Waldberges Els herunterkommt. Ein Frauengeist spukt in diesem Dickicht und ruft Nachts den Vorübergehenden zu: Drei Schritt aus dem Weg! Ein herzhafter Mann wich aber nicht zurück, sondern fragte sie um ihr Begehren. Sie verlangte, um selig zu werden, er solle ihr acht Messen, jede mit acht brennenden Kerzen, lesen lassen, dann sei das hier im Walde von ihr vergrabene Geld sein. Die versprochenen Messen wurden zu Wollerau richtig gelesen, die Stelle aber, wo das Geld im Walde lag, konnte nicht wieder aufgefunden werden.

h. Zwischen den Frickthaler-Dörfern Stein und Eiken liegt der Buchstallhag. In der dortigen Bruchmatte am Brunnen hütet ein weißgekleidetes Mädchen eine Schatzkiste und kommt sogar bis zur Landstraße herab, um die Vorübergehenden freundlich anzusprechen. Man nennt sie das Bruchmattmaidli. Im Jahr 1846 versuchten Schatzgräber hier ihr Glück. Sie trafen, erzählten sie nachher, wirklich auf eine vergrabene Kiste, allein sie versank vor ihren Augen noch tiefer in den Boden hinein. Vgl. No. 165.

i. Die Bückli-Eiche. In der Nähe, wo Rhein und Aare zusammenfließen, liegt am linken Aarufer das sog. Fullfeld. Beinahe in dessen Mitte erblickt man auf einer kleinen Anhöhe eine alte Eiche. An dieser Stelle, die jetzt Bückli-Eich genannt wird, soll einst ein schönes Schloß gestanden haben. Wo oder wie dessen Besitzer umgekommen, weiß man nicht, auch von seinem Haushalte ist weiter nichts bekannt. Doch muß es nicht ganz in Ordnung hergegangen sein, denn jetzt noch spukt es dort zur Nachtzeit. Eine weiße Jungfrau wandelt bisweilen auf dieser Stelle umher. Sie hat einen Schlüssel in den Händen und einen weißen Kranz auf dem Haupte. Sie geht mehremale im Kreise herum und verschwindet dann wieder. Die Bauern von Full haben sie schon oft so wandeln sehen, besonders zur Fronfasten und Adventzeit.

Ein Mann von Gippingen (Disli-Andres geheißen) hütete einst als Knabe dorten in der Nähe die Schweine. Da lief eines jener Weiber, die man hier zu Lande unter die Besessenen oder Betrübten

rechnet, das Fullfeld hinunter und rief dem Knaben zu: „Kind, bei der Eiche dorten ist ein Geldschatz verborgen in einer eisernen Kiste, und ein schwarzer Pudel hütet!“ Man fieng nun sogleich an nachzugraben und fand einen Feuerherd mit Resten von Kohlen und Asche. Endlich stieß man auf eine Mauer. Noch weiter zu graben, hatten aber die Leute das Herz nicht, aus Furcht vor dem schwarzen Pudel.

Die Stelle ist seither unbebaut und öde. Wenn man mit einem Karste dorten auf den Boden schlägt, so tönt es, als ob unterhalb Alles hohl wäre.

Ueber die alten Feuerherdstellen, kreisrunden Wohnplätze mit Ueberresten von Schweinsknochen, Asche und Geschirr, welche man bei sechs Fuß Tiefe im ebenen Ackerlande aufgegraben hat, vgl. Anmerk. No. 449. 183 (2).

V. Zwergensagen.

A. Aargauer Zwergensagen.

182. 1) Das Bettelweib in Wil.

Eine Stunde hinter der Stadt Aarau liegt im Jura das Bergdorf Ober- und Unter-Erlinsbach. Geht man dem Laufe des Dorfbaches weiter aufwärts nach, so kommt man in ein Hochthal, das man zu den schönsten des ganzen Gebirges zählen darf. Zwilfluh, Geisfluh, Ramsfluh, Egg, Schafmatt, Rothholz, Wasserfluh, sind die Namen der nächsten Berge, die im Umkreise einer Stunde die Landschaft nach allen Seiten eingrenzen. Dreitausend Fuß hoch reichen ununterbrochen ringsum die Buchenwälder und Bergwiesen; wie hellgelbe Bandstreifen flechten sich die Kalkfelsen oben durch die Hochwaldung, und noch auf den äußersten Felszinnen fort läuft eine Reihe unerreichbarer Legföhren, die sich zierlich fein gegen den Himmel abheben. Ein eigenthümliches saftgrünes Licht mildert die schweren Wald- und Bergschatten, auf den Matten gewahrt man ein paar rothe Ziegeldächer, von der Sennweide herab tönt Schellenklang, reichlich strömen und rauschen die Quellen zusammen, im Gebüsche schlagen zahlreiche Amseln, der Hühnerweih wiegt sich in der Luft, und diese sonst wilden Schluchten werden zu einem Bilde anmuthiger Einsamkeit.

Hier soll Wil gelegen haben, ein untergegangenes Bergdorf. Es ist älter gewesen, als die benachbarten Ortschaften, und es hatte schon sein eigenes Kirchlein, ehe das große Dorf Erlinsbach ein solches besaß. Die Mauertrümmer davon standen noch vor einigen Jahrzehenten oben in der Waldschlucht bei der Ramsfluh an der Heilquelle, wo man nun das Gasthaus zum Lorenzobad erbaut hat. Man konnte die alten Grundmauern damals nicht abtragen und mußte sie mit Pulver sprengen. Die Haupttragsteine und Gesimse waren schon früher weggeschafft worden, um sie in die Dorfkapelle von Ober-Erlinsbach einzumauern. Das jetzige Gasthaus bei der Quelle nimmt die Stelle des alten Grabackers ein. Da man beim Neubau den Boden umwarf, kamen so viele Gerippe auf einmal zum Vorschein, daß man sie auf den katholischen Kirchhof ins Dorf hinabfahren mußte. An einem Skelette fand man einen silbernen Ring, der aufbewahrt worden ist. Befremdend aber war es, ebendaselbst auf eine

ganze Schichte von Roßknochen zu treffen, die draußen um die Mauern herum wohlgeordnet lagen und zum Theil vom neben fließenden Waldbache blos gelegt waren. Das Volk sah in ihnen Ueberreste heidnischer Gottesverehrung. Denn man weiß, daß an dieser Stelle ein Eremite wohnte und die Leute der Umgegend aus dem Wasser der Lorenzoquelle zu Christen taufte. Ehe er hieher gekommen war, hütete ein weibliches Wesen diesen Born, man kennt sie jetzt noch allgemein unter dem Namen der Frau. Der Bannwart, der oben im Bergdörflein Hard wohnt, hat sie in den letzten Jahren einmal plötzlich im Tannenwalde getroffen und konnte ihr gerade noch ausweichen. Man fürchtet sie nicht, aber man meidet sie in ehrfürchtiger Scheu; denn sie allein ist übrig geblieben, da alles zusammen, das Dorf Wil und seine Kirche bei einem Erdbeben verschüttet wurde; auch die heilige Quelle, welche früher heiß floß, ist seitdem nur lau, da sie jetzt mit andern innern Bächen zusammen geschoben aus dem Berge kommt. Aber solche Fruchtbarkeit strömt noch immer mit Quelle und Bach ins Thal, daß kaum ein Stein mehr von dem alten Gerölle des Bergsturzes unübergrast und nackt daliegt.

Damals sind auch die alten Bewohner dieser Gegend ausgewandert, die Erdmännchen. Ihr Schloß hatten sie in der dem Bade gegenüber stehenden Gebirgskuppe, hoch oben in dem gewaltigen Felskegel der Ramsfluh. Die jetzt noch sichtbare Felshöhle war damals so groß, daß drinnen ein Reiter auf seinem Rosse aufrecht sitzen konnte. Nun ist der Ort schwer zugänglich, das Thor ist durch Bergschutt verengt, und erst wenn man sich durch den Einschlupf hindurch gearbeitet hat, wird das Innere der Höhle breiter und höher. Es führt noch eine Spur von Felstreppen hinan. Zur Seite klafft eine Oeffnung, das soll das Schaufenster für den Thorwart gewesen sein. Dann geht es stark in die innere Tiefe hinab, und von da soll ein unterirdischer Gang hinauf führen bis zur Spitze der eine Stunde entfernten Wasserfluh. Aber der Weg ist so klüftig und finster, daß man sich nicht hinab wagt; nicht einmal den ungeheuren Kautz kann man fangen oder schießen, der noch drinnen haust und bei Witterungswechsel das enge Thal Nächte lang mit seinem Geheule erfüllt. Dreifache Höhlen bildeten den Keller, den Wohnsaal und die obere Schatzkammer der Zwerge. Bei Regenwetter fließt nun der Ramsfluhbrunnen heraus, er kommt aus einem See, der im Innern des Gebirges liegen soll. Die Erdmännchen, die hier wohnten, trugen Mäntel, deren Saum weit über die Füße herabreichte und deren Kapuze den Kopf verhüllte. Wer im Dorfe buck, mußte ihnen einen Wähen vor das Fenster legen. Von ihnen hat man kein anderes

Ueberbleibsel mehr als die großen Alpenraben, die sich, außer in dieser Gegend, sonst im Jura nicht aufhalten sollen. Sie dienten den Zwergen als Boten, und auf ihnen sind sie auch miteinander aus dem Thale fortgeritten.

An jener Quelle in Wil gieng ein armes Weib einst am späten Winterabend vorbei, um ihr Bettelbrod heim zu tragen, das sie sich den Tag über droben in Hard bei den Bauern gesammelt hatte. Sie watete durch tiefen Schnee und fror jämmerlich. Da stand nun plötzlich ein Erdmännchen vor ihr und bat sie so dringlich als freundlich, auf der Stelle mit ihm hinauf in die Höhle der Ramsfluh zu kommen. Sie ließ sich durch den hohen Lohn, von dem er sprach, bewegen, den bösen Weg noch einmal zurück zu machen, und traf drinnen in der Höhle ein kleines Weib, das gerade in Kindsnöthen lag. Derlei war der Erlisbacherin nicht allzuneu; sie erinnerte sich, wie zu ihren Lebzeiten in den zwei Nachbarorten Wittnau und Niederwil noch seltsameres geschehen und dorten sogar ein Geisbock laufen gekommen sei, die Hebamme in den Berg hinauf zu holen. Als nun das Bettelweib ihren Dienst verrichtet hatte und ein wunderwinziges Kindlein die Wände beschrie, warf man ihr Glasscherben, Steinchen und Kohlen händeweis in Schürze und Sack und entließ sie alsbald unter vielem Dank und mit der besondern Mahnung, zu diesen unscheinbaren Dingen ja Sorge zu tragen. Das Erdmännchen selbst gieng ihr den steilen Weg voran und begleitete sie wieder bis zur Lorenzoquelle hinab. Die Frau fror auf dem bösen Steige bitterlich, und wenn sie ihre erstarrten Finger unter das Fürtuch verbergen wollte, verlor sie darüber bald dies bald das von dem Duzenderlei, was man ihr droben hineingesteckt hatte. So oft sie wieder etwas im Hohlwege fallen ließ, sagte das Männlein allemal:

> **Je minder as b'hebsch,**
> **Je minder as hesch.**

So kam sie endlich heim. Als sie da den Ueberrest von allem, was unterwegs nicht aus der zerlumpten Schürze gefallen war, beim Lichte ausbreitete, fand sie noch eine Glasscherbe, die zu Silber geworden war, und ein Köhlchen und ein Steinchen, das eine war in Gold, das andere in einen Edelstein verwandelt. Alles Suchen um das verloren Gegangene half nachher nichts mehr.

---

183. 2) Vo de Härdmändlene ûf der Ramsflue.

Hinder der Aerlisbacher-Egg, zwüschen-em Dörfle Hard und dem alte Lorenze-Kapällele, stoht im-ene Thæle so ganz elleige e grüsli vertræite Flue, se säge-ere d'Ramsflue. uf der hindere Sîte isch se hohl, und d'Höhli het numme e chlîne Igang. Do sind denn emole, me weiss nit äxact i wele Johrgänge, so rarige Mändle gsî, die sind i die Höhle ûs- und îgange, händ ganz e so es eiges Läbe gfüehrt und en apartige Hûshaltig, und sind ganz b'sunderig derhär cho, so wärklich gstaltet; und mit eim Wort, es isch halt kei Mönsch ûs-ene cho, wer se denn au seige, und was se trîbe. Ämel chochet händ se nüt, und Würzle und Beeri g'gässe. Unden-a der Flue vorbî lauft es Bächli, und i dem Bächle händ die Mändlene im Summer badet, wie Tüble, aber eis von-ene het immer Wacht gha und het pfiffe, wenn öpper derhär cho isch ûf em Fuesswäg: denn sind se amme gsprunge, was gisch, was hesch, der Bärg ûf, dass ene kei Haas noh cho wär, und wie der Schwick in ehre Höhle gschloffe.

Dernäbe händ se kem Mönsch nüt z'leid tho, im Gäggetheil, Gfelligkäite, wenn se händ chönne.

Einisch het der Hardpûr es Füederli Rîswälle glade, und wîl er elei gsî isch, het er's au fast nit möge. E so'nes Mandle gseht's vo der Flue oben abe und chunt dert dur ab z'höpperle über d'Riese, und hilft dem Pûr, was es het möge. Wo se de der Bindbaum wänd ûfe thue, so isch das Mandle ûf em Wage gsî und het grichtet, und der Pûr het überunde azoge a de Bindchneble. Do het das Mandle s'Seil nid rächt ume g'liret, und wo der Pûr azieht, schnellt der Baum los und trifft s'Mandle ane Finger und het's würst blessiert. Do fôht der Pûr a jommere und seit „o heie, o heie, wenn's nummen-au mer begegnet wär.“ Do seit das Mandle „abba, das macht nüt; sälben tho, sälben gha!“ Mit dene Worte springt's vom Wagen abe, het es Chrütli abbroche, het's verchavlet und ûf das bluetig Fingerle g'leit, und das het all's ewägg putzt. Do springts wieder ûfe Wage und het zum Pûr gseit, er soll s'Seil numme wieder umme gê.

Mängisch wenn rächtschaffne Lüt dur'n Tag g'heuet oder bunde händ und se sind nit fertig worde bis z'Obe und s'het öppe welle cho rägne, so sind d'Härdmandle cho, und händ g'schaffet und g'wärnet drûf îne, bis alles im Schärme gsî isch. Oder wenn's dur d'Nacht isch cho wättere, händ se s'Heu und s'Chorn, wo dûsse glägen-isch, de Lüte zum Tenn zuetreit, und am Morge

het halt alles gross Auge gmacht und se händ nid gwüsst, wer's tho het. Denn hend erst no die Mandle kei Dank begehrt, nummen-au dass me se gern het.

Amme-n-im Winter, wenn alles Stei und Bei gfrore gsî ich, sind die Mandle is oberst Hûs chô z'Aerlispach; se händ's halt gar guet chönne mit dene Lüte, wo dört gwohnt händ, und sind amme durh d'Nacht ûf em Ofe gläge, und am Morge vor Tag händ-se se wieder drûs gmacht. Was aber gar gspässig gsî isch: se händ ehre Füessli nie vüre glo, händ es scharlachroths Mäntele træit vom Hals bis ûfe Bode-n-abe. Jetz hets im Dôrf so gwunderige Maitle und Buebe gha, die sind einischt z'Nacht vor das Hûs go gên Aesche streue, dass se gsäche, was de Härdmändle für Füessle hebe. und was händ se g'funde? s'isch frîle wunderli: Änten- und Geissfüess sind i der Aeschen-abdruckt gsî.

Aber vo säller Stund a isch keis Mandle meh cho, und se sind au nümme ûf der Ramsflue bliebe; i die Kräche händ se se verschlosse, tief i d'Geissflue hindere, und händ keis Zeiche mê von-ene gê, und chömme nümme, so lang d'Lüt eso boshaft sind. (Grimm, Mythologie, pag. 419, nach Hieron. Hagebuch aus Aarau.)

184. 3) Die Erdleute bei Oberhof.

Hinter der Rams- und Wasserfluh liegen im Frickthaler-Jura zwei zierlich aufstrebende waldige Berggipfel, die beiden Strîchen; nach ihren zwei zunächst gelegenen Dörfern unterscheidet man sie in in den Asper- und den Oberhofner-Strîchen. An den letzten, dessen Höhe 2872 Fuß beträgt, knüpft sich folgende Erzählung, die aus dem Munde eines dort wohnenden Bauern stammt.

Zwei Schnittermädchen waren in der Aernte zusammen in den Oberhofner-Feldern. Plötzlich schrie das eine: Ursi (Ursula), schau diese mächtig große Kröte! soll ich ihr eins mit der Sichel geben? Nein, Bürgi (Walburg), rief die andere Schnitterin, bei Leib nicht! Schau nur diese Dicke und Gedunsenheit; merkst du doch selbst, wie es mit dem Wust da steht, er wird uns zu Gevatter bitten wollen. Inzwischen schien die Kröte weggekrochen zu sein und die beiden Mädchen schnitten weiter. Als sie Abends heim kamen und davon erzählten, meinte die Mutter: Ursi, da hast du wieder einmal dein Maul gebraucht und weißt nicht, gegen wen. Hüte dich, es setzt leicht Böses ab; denn schon oft hab ich gehört, auch der Teufel könne sich in Kröten verwandeln.

Diese Warnung war indeß schon zu spät gekommen. Noch in derselben Nacht, als beide Mädchen ruhig schliefen, klopfte es an ihr Fenster, und eine Stimme sprach: Ursi, denk an dein gestriges Versprechen, steh auf und komm schnell mit! Ursula hatte auf den ersten Ruf noch geantwortet und war nach der Thüre gegangen in der Meinung, ihr Liebhaber aus dem Dorfe warte drunten. Als sie aber sich an ihr gegebenes Wort mahnen und vom Fortgehen hörte, erschrak sie überaus, doch in Angst und Rathlosigkeit öffnete sie. Hier stand ein Erdmännchen und bat sie dringend, mit ihm zu gehen. Das Mädchen folgte ihm. Die ganze Gegend, durch welche sie nun kamen, war ihr wohlbekannt. Am Strîchen aber stiegen sie in eine Tiefe hinunter, die Ursi vorher noch nie bemerkt gehabt hatte, und hier öffnete sich ein unterirdischer Gang. Da hindurch mußten sie. Zuletzt gelangten sie auf eine weite helle Wiesen-Ebene, auf der eine ganze Menge überaus zierlicher Häuser stand. Ein jedes schien ganz aus Glas, denn von einer Hauswand zur andern war alles durchsichtig, und die Lichtlein, die drinnen brannten, leuchteten selbst durch das Dach heraus. In ein solches Häuschen führte sie der Begleiter. Hier lag ein sehr blasses Erdweibchen im Bett und hatte neben sich ein neugeborenes Kind. Dieses gab man dem Bauernmädchen auf den Arm und sie mußte es einem langen Zuge von lauter Erdmännchen voran auf der Stelle aus dem Hause tragen. Statt auf den Arm nahm sie das daumengroße Kindlein in die hohle Hand. Ihr früherer Führer wies sie in eine eben so glänzend erhellte Kristallkirche hinein, um hier Kindstaufe zu halten. Sie weigerte sich nicht und verrichtete nach katholischem Brauche die Nothtaufe an dem Zwergenkinde. Nachdem alles beendigt und das Kleine wieder zur Wöchnerin zurückgebracht war, zog diese fünf Strohhalme aus ihrem Strohsacke heraus, und bot sie ihrer neuen Gevatterin zum Andenken; für die Schwester Bürgi jedoch übergab sie ihr zugleich einen kostbaren Gürtel. Dieser Gürtel, sagte sie, gehört für deine Schwester; aber daß ja niemals weder sie noch ein anderes ihn umgürtet, bis ich es Euch einmal werde wissen lassen!

Bald war Ursula wieder von dem Bergmännchen durch den unterirdischen Gang zurückgeführt. So wie sie unter den freien Himmel gekommen waren, zeigte er ihr auf den Birnbaum hinunter, der die Grenze ihres väterlichen Gutes ausmachte, und den sie im vollen Mondschein wohl erkannte, dann verließ sie der Kleine. Als sie ihrer Befangenheit los geworden, fieng sie an über das elende Geschenk zu zürnen, das man ihr bestimmt hatte, und warf sogleich viere von ihren fünf Strohhalmen aus dem Jüppensack. Aber da sie nun zum

Birnbaum kam, fiel es ihr plötzlich ein, gleich hier jene besondere Wirkung des Gürtels zu erproben, den man ihr für die Schwester und unter der seltsamen Weisung mitgegeben hatte, ihn ja niemals vor der erhaltenen Erlaubniß zu tragen. Kaum hatte sie nun den Gürtel um den Stamm gespannt, so zerspaltete der ganze Birnbaum in tausend Splitter und war augenblicklich zu einem Häufchen bloßer Asche zusammen gesunken. Tief erschüttert dachte jetzt das gute Mädchen an die Schwester, und wie es dieser hätte ergehen müssen, wenn ihr das verwünschte Zaubergeschenk jemals zugekommen wäre. Eilig rannte sie davon, um daheim die überstandene Gefahr zu erzählen. Aber zu Hause wollte nun niemand, nicht einmal Bürgi ihr glauben. Vergebens berief sie sich auf den Gürtel; dieser war ja mit dem eingeäscherten Birnbaum verschwunden, und ihre paar elenden Strohhalme hatte sie auch schon weggeworfen. Jetzt suchte sie nach dem letzten übrigen im Sacke und zog vor aller Augen statt seiner einen goldnen Schauthaler heraus. So wie der Tag anbrach, suchte man am ganzen Strîchen nach den vier andern Halmen; weder sie, noch Goldthaler, noch den Gürtel fand man mehr.

Das letzte Ueberbleibsel der Zwergenwirthschaft in dieser Gegend ist das Heidenbrünnlein, ein hübscher Bergquell, von dem es heißt, er laufe alle Freitage trübe. Eine benachbarte Quelle an der Bergstraße der Staffel-Egg ist von allen Wanderern besucht, und heißt das Schellenbrünneli. Ueber Letzteres vgl. No. 211, 30. Obige Sage wird auch vom Schümberge, dem höchsten des Frickthaler Jura erzählt; der erwähnte Birnbaum steht dorten auf der Lenzimatte bei Wölfliswil.

---

184 b. d'Härdwîbli am Strihä.

Mä g'hört nüt meh vo de Härdwîblenä. d'lüt si affäh gar fûl (boshaft) und sît s'enä äschä g'sträüt häigä, sîgä si nümmä cho. Das si au lüt gsî, wedder nummä chlîligi, und häi ne mänschefuäss und e gäüsfuäss gha. Si häigä de lütä ghulfä z'acher fahra; do derfür häig n'enä d'lüt, eb si ab em feld hei sîge, wäijä ûf e pflug gleit, und wenn si wieder anä cho sîge, se häigä si gold drûf gha. im Ifang (Name eines Mattlandes) sîgä sibä hüser gsî und dörthi sîge d'Härdlüt ammä z'liächt. derno häig es Härdwîbli inerä frau d'rîstä a'gleit (Flachsreisten aufgebunden) und häig gsait, si söll's niäm sägä, und ûs der glîchä rîstä häig si drü johr chönne spinnä. ihre g'vatteri häig si mängist gfrogt, wiä si's au mach, si spinn allä wîl und häig immer diä glîchlig rîstä? z'letzt

het si's der g'vatteri gsait: es häigerä si 'nes Härdwîbli a'gleit. derno häig si aber nummé no zweü hüfli chönne drûs spinnä und sîg demit abgsî. Allwäg het si 'ringer g'schwigä. Mä sait d'Härdwîbli sîgä im Strihä (Strîchen, Juraberg) innä und wäschä drinn, und dessetwägä lauf's Äschäbrünneli z'all mittwuchä und frîtig trüäb.

Oberhofer-mundart. mittheilung von hn. lehrer Lenzin.

---

184 c. Das Innere des Strichenberges.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts verfielen einige Oberfrickthaler Bauern auf die Meinung, der höchste Juraberg ihrer Gegend, der Strichen bei Oberhof, müße in seinem Kerne goldhaltig sein. Man bekräftigte sich diesen Glauben durch goldfunkelnden Lehm, den eine Quelle aus dem Berge herausschwemmte, noch mehr aber durch die auch jetzt noch lebendigen Erzählungen von der Zwergenwirthschaft, die sich an diese Waldberge knüpft, und von den goldenen Geschenken, die manche Leute mit ins Dorf herunter gebracht haben sollten. So kam man zum Entschlusse den gewaltig breiten Strichen bis in sein Inneres hinein anzugraben. Auf seiner halben Höhe, nahe an dem Wege, der über die Benken nach Aarau führt, begann man eine Schürfung; dorten an dem linken Straßenbord ist auch heute noch eine große ringförmige Grube in der Wiese zu erkennen, innerhalb ihrer eigenen Umschüttung liegend und schon wieder übergrast. Bald fand sich auch ein Bergknappe, der den Leuten den inneren Bau des Gebirges erklärte und ihnen die Art angab, wie man demgemäß den Stollen zu schlagen und fortzuführen habe. Da die Voraussagungen dieses Mannes ganz zutreffend blieben, so überließen sich die Theilnehmer seiner Leitung und trieben nun den Stollen wohl bei einer Viertelstunde unterirdisch weiter. Je weiter man vordrang, um so richtiger erwiesen sich alle Behauptungen des fremden Bergknappen. Dennoch stockte das Unternehmen gar bald wieder, weil sich, wie die Männer erklärten, eben gar kein Gold finden lassen wollte; aus ihrer Erzählung aber hört sich die Angst vor den im Berge hausenden Erdmännchen so deutlich heraus, daß vielmehr diese die Leute bewogen hat, die Arbeit einzustellen. Sie schildern ihre Erlebnisse folgender Maßen.

Im Anfange begegneten die Schaufler einem im Innern mächtig sich aufthürmenden Felskegel, der ihnen die Richtung zu sperren drohte. Während man versuchte ihn zu umgehen, fand sich's, daß er rund-

förmig wie ein einzelstehender Thurm für sich emporstieg, und man konnte ihn also nebenher stehen lassen. Allein er zeigte eine eigenthümlich schwarze Oeffnung in seiner Grundlage, die wie ein Ofenloch gestaltet schien, und dies reizte einen der Bauern hinein zu steigen. Er fand das Innere ganz einer Schloßküche ähnlich, von oben her hieng jedoch ein einzelner Felsen herab, wie der Klöpel in einer Glocke sich bewegend, und drohte den Verwegenen augenblicklich zuzudecken. Weiter nach innen trafen die grabenden Männer auf einen Abgrund, der abermals zu ihrem Glücke nur seitwärts hinzog und ihnen kein Hinderniß wurde; derselbe war so erstaunlich tief, daß man von nun an allen Schutt des Stollens, den man vorher mit Mühe und Zeitverlust zum Berg hatte hinauskarren müßen, in ihn hinunter leerte. Nie aber konnte man aus dem Tone des hinabkollernden Gesteines schließen, daß der Abgrund sich auszufüllen beginne. Noch tiefer drinnen im Berge erschien ein See, mit dessen Spiegel man in einerlei Richtung stand. Jenseits desselben, so hatte ihnen der Knappe schon vorher gesagt, werde das Goldlager anstehen; denn aus diesem Gewässer müße jene Quelle stammen, deren einzelne Goldplättchen das ganze Unternehmen ursprünglich eingegeben hatten. Niemand wollte sich entschließen, dieses schwarze und unübersehbare Gewässer zu überfahren, und die Leute wurden uneinig. Des Nachts, da sie zusammen in ihrer Kammer lagen, sahen sie auf ihrem Werkzeugskasten eine dünne Flamme lange brennen. Dies deuteten sie nun auf die nahe Gefahr, die ihrem Leben drohe, und sie ließen den Bau verfallen.

---

185. 4) Die Erdweibchen in Effingen.

Wenn man vom Fricktpaler-Dorfe Zeihen nach der Sägemühle zu geht, so hat man links einen schönen Tannenwald, rechts Weinberge; oberhalb der Thalmatten bildet dann der Bach, der das Thälchen durchfließt, einen Wasserfall, die Imberger-Wag geheißen. Das Rauschen des fallenden Wassers, die senkrechten Felswände, hohe Steinblöcke auf der andern Seite, die augenblicklichen Sturz zu drohen scheinen — dies alles macht einen überraschenden Eindruck. Aber die Dorfbewohner sehen noch allerlei anderes und geheimnißvolles in diesen Dingen. Sie wissen, daß ein heiliger Waldbruder vor Alters hier sich aufgehalten hat; sie malen sich in den Felstrümmern die Trümmer eines Raubschlosses aus, das da sein Schatzgewölbe hatte, wo jetzt die Höhle ist im Weinberge zu Effingen, und endlich wissen sie, daß diese Höhle auch die Wohnung jener Erdweibchen gewesen sei, die sich

hier lange Zeit hindurch eingewohnt hatten. Und in der That weist das Innere der Höhle halb und halb auf einen niedlichen Haushalt hin. An der einen Wand sind mancherlei muldenförmige Vertiefungen zu sehen; das ist der Backtrog und andere kleine Gelasse; an der nördlichen Seite scheint eine Felsplatte zum Tische verebnet zu sein; hinten stehen Trümmer, die einem Steinofen ähneln, vorne sprudelt sogar ein nettes Brünnlein auf. Das alles sollen die Erdweibchen mit unbedingtem Gehorsam, wie es ihnen ihre Meisterin gebot, aus dem Felsen gegraben haben, nachdem sie von den hartherzigen Menschen aufs Feld gejagt und mit dem Tode bedroht worden waren, soferne sie sich je wieder im Dorfe blicken lassen würden. Und doch war die Furcht der Effinger eine so thörichte. Denn die Weibchen thaten jedem Armen Gutes, wo und wie sie nur konnten; jedem Holzhacker im Walde halfen sie seine Reißwelle zusammen klauben, den Mädchen, die Erdbeeren suchten, pflückten sie die Körbchen voll. Nach und nach wurde man wohl wieder ein wenig duldsamer gegen sie und es verschloß sich nicht jede Thüre mehr vor ihnen; aber immer noch war eine Scheu vorherrschend, wenn man ihre dicken kraushaarigen Köpfe betrachtete und das thierisch gestaltete Ohr. Man wollte aber der Sache ganz auf den Grund kommen, und namentlich auch ihre Füße einmal genauer kennen lernen, die sie in langgefalteten Röcken vorsichtig verbargen. Also streute man neben dem Rebberge Asche in den Fußweg, und bald darauf sah man dorten nichts anderes als lauter Gänsefüße eingedrückt. Nun war's aus bei den Bauern und bei den Erdweibchen. Diese flüchteten sich in die Imberger-Wag hinauf, und als das Volk mit Prügeln und Heugabeln heraufzog, um sie wie Hexen auszutreiben, verschwanden sie auch da. Nun sieht man sie nur noch an der heiligen Weihnacht; processionsweise kommen sie in schimmernden Kleidern von der Höhle nach jenem Wasserfall gegangen, jede mit einem kleinen Kinde auf dem Arm.

---

186 a. 5 a) Das schwere Kind am Seckenberge.

Sommers findet man in blühenden Kleefeldern manchmal ein feinlockiges engelschönes Kind auf schneeweißen Windeln bloß daliegen. Will man's aufnehmen, so wird's immer schwerer, und gerade während man sich darum ängstiget, es ja nicht aus der Hand fallen zu lassen, ist es auch plötzlich verschwunden. Die Meinungen darüber sind verschieden. Man glaubt, es künde den Tod dessen voraus, der ein solches Kind erblickt; oder man deutet es auch auf einen besonders

fruchtbaren Jahrgang. Man hält es aber überhaupt für ein Kind, das den Erdmännchen selber gehört, oder das sie den Menschen gestohlen haben. Denn Chrügeli nennt der Aargauer ein kleines gesundes Kind, und Chrügelnägeli heißt man auch jene verdächtigen Felslöcher im Jura, deren innere Beschaffenheit nicht recht ausgemacht ist. So liegt auf der hohen Gislifluh bei Aarau ein solches Chrügelnägeli, ein steiler und enger Durchschlupf im Bergkamm, und gleich in der Nähe ist die Zwerlimatte.

Hauswirth hieß der Junge, der bei einem Handwerker im Dorfe Frick in der Lehre stand und einmal ausgeschickt worden war, im Walde Leseholz zu suchen. Als er oben auf dem sogenannten Seckenerberge ausruhte, der gegen das Dorf Eiken zu liegt, hörte er jenseits des Waldgrabens, an dem er saß, die Stimme eines Wickelkindes. Hauswirth hatte daheim schon genug Schläge darüber bekommen, daß er des Meisters Kinder nicht fleißig hüten mochte, und kümmerte sich jetzt um dieses noch weniger, das da so unvermuthet schrie. Als er aber endlich aufstand und heim wollte, sah er wirklich ein so hübsches Kind drüben am Graben liegen, daß es ihm augenblicklich das Herz bewegte. Er wollte es aufnehmen, hatte aber eine ganz unbeschreibliche Mühe, es nur umfassen zu können. Zuletzt war es gar verschwunden und er stand allein am Graben. Großer Schreck ergriff ihn. Er wurde von der Zeit an daheim immer stiller und starb jung.

---

186 b. 5 b) Die Erdbibberli zu Frick.

Auf der Waldhöhe des Frickerberges wohnten winzig kleine Leute in Steinhöhlen, durch die sie sich gar hübsch und nach der Ordnung ihre Taglichter gebrochen hatten. Bei Tag zwar trieben sie kein Geschäft und Helle hatten sie daheim nicht nöthig; war es aber schon spät Abend auf dem Felde und ein fleißiger Bauer konnte nach einem heißen Aerntetage seine Garben doch nicht alle zumal heimbringen, dann kamen die kleinen Leute zu ihm herunter und halfen, daß er Schober und Mandel nicht über Nacht auf dem Acker stehen lassen mußte. Auch ins Dorf herein kamen sie an Winterabenden zu Stubeten (auf Besuch) und halfen Hanfstengel raiten, oder Flachs spinnen. Ein noch nicht bejahrter Mann versichert, er habe als Knabe noch manchmal ihre Wohnungen weit in den Berg hinein begangen, die Erdbibberli aber seien damals schon ausgezogen gewesen, weil ihnen die vorwitzigen Leute Asche hinein geworfen hatten. Ungeheuer oder gar Gespenster seien sie aber nicht gewesen, sonst hätte man nicht bei-

nahe in allen ehrbaren Haushaltungen die schönsten Geschichten über sie zu erzählen gehabt.

187. 6) Das Erdweibchen in der Hufenfluh.

Die Hufenfluh liegt am rechten Ufer der Aare im Zurzacher=Bezirke; sie ist eine Felswand mit einer großen und tiefen Höhle. Darinnen wohnen jetzt noch Erdmännchen und Erdweibchen, die ehemals all ihren Bedarf an Brod und Mehl in der Thalmühle zu holen pflegten. Eben dahin hatte sich eine wunderbar kleine Dienstmagd verdungen gehabt, die auch ein solches Erdweibchen war. Sie begnügte sich in Speise und Trank mit allem, was die übrigen Hausgenossen ihr gaben, lebte mit dem Gesinde in bestem Frieden und war von einer ganz unermüdlichen Arbeitsamkeit. So ward sie den Leuten immer lieber und man hatte sie in allem viel zu nothwendig, als daß es einem noch beigefallen wäre, sich ein Grausen an ihrer bedenklichen Abkunft zu nehmen. Einst, da sie eben eine gar große Bürde Gras auf dem Kopfe heimtrug, kam ein kleines Männchen von der Hufenfluh her ihr auf die Matten entgegen und sagte ihr ein Wörtchen ins Ohr; sogleich legte sie die Bürde ab und ohne nur ein anderes Fürtuch umgethan zu haben gieng sie, wie sie war, mit ihm hinweg. Man glaubte in der Mühle ganz bestimmt an ihre baldige Rückkehr, aber niemand bekam sie mehr zu sehen.

188. 7) Weise Frauen um Kienberg.

Auf der Frauenhalde, waldwärts beim Dörfchen Kienberg im FricktHale gelegen, wohnen noch Erdweibchen, die man für weise und heilige Frauen hält. Aber weder gehen sie zu den Landleuten mehr ins Dorf, noch nehmen sie deren Besuch an. Man sagt, sie und die Erdmännchen im Dorfe Densbüren, über der Staffelegg drüben, seien scheu geworden, seit des alten Schak's (Jacques) Frau ihnen einmal Asche gestreut hat. Wenn aber ein armer Bube beim Heimschlitten des Holzes sich quetscht, so legen sie ihm ein Heilkräutlein auf.

189. 8) Der Frauenhügel bei Brugg.

Nach dem Glauben des Landvolkes hatten sich schöne Weiber auf den Waldwiesen unferne dem Städtchen Brugg einen Lustgarten angelegt, den man Beijel (Bühl) nennt, und sangen darin so schön,

daß die Waldthiere schwiegen. Vor den Leuten entwichen sie. Doch soll man ihre reizvollen Gestalten noch alljährlich am Charfreitag erblicken können, und wenn ein armes Kind dorten im Walde beim Holzlesen einschlummert, so hat es beim Erwachen schon manchmal einen Blumenkranz um sein Haar gefunden.

---

190. 9) Erdmännchen in der Stiftshalde.

Stiftshalde heißt jene Staatswaldung, welche sich ob den Weinbergen des Frickthaler-Dorfes Hornussen hinzieht. Dort wußte man noch vor etlichen zwanzig Jahren das Erdmändliloch, eine Höhle, worin die Zwerge übernachteten; denn ihren Tag brachten sie herkömmlich in Hornussen zu und waren in allen Häusern des Dorfes bekannt. Dem Feldarbeiter kam ihre Aushilfe gerade so zu statten, wie ihre Anstelligkeit in Küche und Wirthschaft der Hausfrau erwünscht war. Man hielt sie deshalb den Nächsten der Familie ganz gleich; und wenn sie ja schon mit den Kindern tüchtig zu Mittag gegessen hatten, so bekamen sie doch auch noch ein Bischen von den eingeschlagenen Eiern oder dem Pfannendotsch (Eierkuchen), den sich die Mutter hinterher kochte, wenn sie an gar zu schweren Arbeitstagen sich selber was Gutes thun wollte.

Da hatte sich nun in jener Zeit unser reiche Müller ein neues Mühlwerk näher zum Dorf her gebaut, und es war ihm sehr daran gelegen, diese Männchen als einen Haussegen mit in sein neues Quartier herüber zu ziehen. An dem Tage also, den er zu seiner Auffahrt in die Mühle bestimmt hatte, mußten alle Räder klappern, mußte das frische Feuer am Herde prasseln und der schneeweiße Schlot sich in Dampf hüllen; und Kuchen hatte er backen lassen, deren Geruch so süß durch die Gasse hinaufzog, daß sogar die Männchen lüstern darnach wurden, die sich bekanntlich auf derlei am besten verstehen. Sie nahmen also des Müllers Einladung an. Eine lange blaue Zipfelmütze am Kopfe und in langen Röcken, die ganz über die Füße herabreichten, kamen sie zur Stubenthüre herein und blieben da zusammen sittsam stehen. Aber gerade um das Aussehen dieser verhüllten Füße war's jetzt dem neugierigen Müller zu thun. Deswegen hatte er heute schon vor ihrem Erscheinen von der Thüre an bis zum großen runden Schiefertische Mehl und Kleie über den Boden streuen lassen. Da waren Kraut- und Ramwähen, Speck- und Zipärtlikuchen (aus Cyperpflaumen) aufgetragen von einer Größe, daß sich keine Platte dazu fand; lauter besondere Lieblingsspeisen des kleinen Volkes. Der Müller

hieß sie also frisch herzusitzen; sie folgten, und nun hatte der Schlaukopf, was er gewollt hatte. Aber während er so ihre Fußstapfen betrachtete und lauter Platsch- und Gänsefüße sah, hielt er nicht länger an sich, sondern brach darüber in ein lautes rohes Gelächter aus. Sogleich verließen die geschämigen Männlein Stube und Haus; seit jener Zeit haben sie auch das Dorf nicht wieder betreten. Bald wurde der Müller vergantet (fallit), und da sein großes Gut kein Anderer mit Vortheil kaufen oder lange behalten konnte, kam es endlich gar an das Stift Seckingen am Rheine drüben im Schwarzwalde. Nachmals gieng man noch oft in die Männleinshöhle hinauf, um nur wieder etwas von ihnen zu sehen. Der alte Schullehrer selbst war einmal weit hinein gekrochen, fand aber in dem finstern Gewölbe nichts anderes als zahllose Fledermäuse; weil man den Erbgrind bekommt, wenn diese einem ins Haar gerathen, so machte er sich schleunig wieder heraus. Später hat er nicht einmal mehr die Höhle auffinden können auf jener Seite, wo man am ehesten zukommt; und anderen, die sie auch genau gekannt haben, gieng's ebenso. Nur das weiß man noch, daß sie nach Innen immer weiter und größer wird, bis sie tief hinten an einen unterirdischen See führt. Ueber diesen ist aber noch kein Lebender gefahren.

---

191. 10) Bergmännchen auf der Haglestä.

Haglestä ist der Name eines Juraberges im Frickthale nahe beim Dorfe Magden. An seinem Fuße ist eine Höhle, in welcher Bergmännchen wohnen. Noch vor hundert Jahren kamen sie Nachts den Bach herunter und machten den Leuten in der Alten Mühle ihren Besuch. Da brachten sie ihre Kunkeln mit und spannen um die Wette. Wenn es Mitternacht wurde, hörten sie auf und giengen heim; hatte man auch die Uhr gestellt, damit man den Schlag nicht hören sollte, so waren sie zur bestimmten Stunde sonst verschwunden. Besonders gegen die Kinder thaten sie freundlich und schenkten ihnen manchen Edelstein, den man noch lange nachher bewahrt oder um hohes Geld verkauft hat.

Ein armer Tauner (Taglöhner) arbeitete einst noch spät Abends auf dem Felde, wenige hundert Schritte vom Dorfe entfernt, da sah er ein Bergmännchen, schwebend wie ein Sommervogel, über die Höhe herunterkommen und sich bei ihm niederlassen. Es grüßte artig und suchte ihm eine Schürze voll Kohlen aufzunöthigen. Der Mann konnte nicht begreifen, was ihm das eitle Zeug nützen sollte und war schon

viel zu arbeitsmüde, um sich darüber in einen Disput einzulassen. Endlich da das Bergmännchen mit Zureden nicht nachließ, nahm er ihm doch aus Gutmüthigkeit ein Köhlchen aus der Schürze und steckte es ein. Das Bergmännchen gieng nun weiter, sah aber nicht mehr so zufrieden drein, wie vorher. Als der Tauner am folgenden Morgen sich ankleidete, fühlte er noch das Kohlenstück in seiner Tasche stecken und wollte es herauswerfen; aber nun zog er ein eben so großes Stück Gold aus dem Sack und verstand freilich jetzt die gestrige Dringlichkeit seines Wohlthäters. Gleichwohl ist er nachher ein reicher Mann geworden.

Erst vor einigen Jahren ist ein hochbetagter Magdener-Bauer gestorben, von dem man weiß, daß er als vierzehnjähriger Knabe beim Holzfällen durch Zufall in jene Höhle auf der Haglestä gerieth und dorten mit Ramwähen, Butterschnitten und Kuchen aufs allerbeste bewirthet wurde. Nach ihm kam noch ein anderer Knabe in dasselbe Revier und immer war es ihm, als ob ihm da ein Geruch von Backwerk in die Nase steige. Gleich fand er auch einen Eierkuchen, der so breit wie der ganze Baumstamm war, auf dem er wie auf einem Teller hergerichtet lag. Aus Hunger riß der Bube den Fladen in zwei Stücke, und in dem Augenblick standen die Männchen vor ihm, nahmen ihn mit in ihre Höhle hinauf, zeigten ihm alle künstlichen Gewölbe und setzten ihm ganze Trachten der allerbesten Speisen vor. Weil er sehr ermüdet war, schlief er schnell bei ihnen ein. Am Morgen lag er zu Hause in seinem Kämmerlein, seine Waldart aber neben ihm im Bette, in einen gewaltigen Laib Brod geschlagen. Als er den Laib anschnitt, fiel eine solche Zahl Goldstücke heraus, daß er einer der vermöglichsten Männer im Dorfe geworden ist. So thaten die Zwerge mancherlei Gutes, bis sie die Neugier der Leute vertrieb. Denn die Müllerin wollte schon lange gerne wissen, ob diese Männchen Füße hätten oder nicht, und hatte ihnen in der Spinnstube Asche unter Tisch und Bank gestreut. Sie merkten den Verrath und verschwanden unter dem Rufe:

Lauf, Küngi, lauf,
Die Welt ist falsch und taub!

---

192. 11) Der Eiszapfen zu Böbikon.

Vor mehr als fünfzig Jahren gieng ein Mann von Böbikon, im Bezirke Zurzach, zur Zeit des Heuet in den Wald, Holz zu holen. Als er an dem Mühlenbach in die Gegend kam, die man den Kessel

heißt, sah er am Felsen große Eiszapfen in der Sonne schimmern, so klar, wie sie nur mitten im Winter von seinem Strohdache herabhiengen. Das große kristallhelle Eis wunderte ihn nicht wenig, er brach ein Stück ab, und da es ihm in der Hand nicht schmolz, steckte er's zu sich und nahm's der Seltenheit wegen mit heim. Als er's seinen Leuten, die eben vom Felde nach Hause kamen, zeigen wollte, erstaunten sie alle nicht wenig, da er statt des Eisstückes nun einen eben so großen lauteren Silberzapfen auf den Eßtisch legte. Sie faßten erst wirkliches Zutrauen, als er ihnen den einfachen Hergang erzählte.

Ein Gleiches hat sich am Homberge, zwischen Reinach und dem Hallwiler-See zugetragen. Da fand droben im Hochwalde ein armer Weber eine tiefe Erdgrube, von der man vorher noch nie etwas gehört hatte. Er stieg hinab und gerieth in einen so rein gegrabenen unterirdischen Gang, daß man glauben konnte, hier müße einst ein Bergwerk gewesen sein. Zuletzt waren hinten lange Stäbe gegen beide Wände wie ein Gitter gespreizt und sperrten den Durchweg. Als aber der Mann an sie schlug, klang es glockenhell und allerlei Stücklein sprangen davon ab, die am Boden wie Gold glänzten. Er las diese Abfälle sorgfältig auf und machte sich dann schnell davon; denn alles, was er je über die Erdmännchen gehört, kam ihm plötzlich in den Sinn und eine große Angst befiel ihn. Gleichwohl gieng er später wieder hieher und wollte sich mehr von dem Golde holen. Allein schon mußte die Obrigkeit Wind davon bekommen haben, denn jetzt fand er den Eingang zur Höhle vermauert.

193. 12) Die Erdmännlein zu Leuggern.

Bei Leuggern, einem Dorfe das nahe dem Ausflusse der Aare in den Rhein gelegen ist, findet sich in den Waldungen zwischen Fehrenthal und der Mooshalde in einer Bergwand eine runde Höhle, in deren Innerem viele geheime Gänge in Windungen und Zickzack laufen. Hier haben Erdmännlein gewohnt, die von Gestalt zierlich und niedlich gebaut, etwa drei Fuß hoch waren, blaß aussahen, wolliges Haar hatten, im Uebrigen aber gewöhnlichen Menschen glichen, nur daß man keine Füße an ihnen bemerken konnte. Nachts kamen sie häufig in die Wohnungen und verrichteten bei den Bauern allerlei Geschäfte, fütterten das Vieh und halfen sogar mitwaschen. Gleich nach dem Läuten der Betglocke erschienen sie und schafften oft die ganze Nacht hindurch; läutete aber die Morgenglocke, so verschwanden

sie plötzlich mitten unter der halbgemachten Arbeit. Der größte Glanz verbreitete sich, so lange sie da waren, und im nächsten Augenblicke schon waren sie nicht mehr zu sehen. Auch brachten sie schön gebackene Kuchen mit, und meiner Großmutter Brudersohn erinnert sich noch, in seiner Jugend selber davon gegessen zu haben. Einst an einem langen Sommertage läutete der Sigrist schon um sieben Uhr den Abend ein und meinte, nun würden sie sich beim Tageslicht ganz und gar betrachten lassen; allein er täuschte sich doch, denn sie kamen zwar augenblicklich droben aus den Gebüschen hervor, wendeten sich aber eben so eilig aus der Tageshelle wieder in ihre Höhlen zurück. Diese Tücke mußte sie erzürnt haben, denn von da an waren sie manches Jahr lang nicht zur geringsten Arbeit mehr zu brauchen. Da beredete einmal ein Bursche des Dorfes seine Kameraden, ihn an einem Seile von der Höhe der Bergwand bis an jene Höhle herunter zu lassen; man könnte dann von oben her beobachten, wie es sich drinnen verhalte, und ob da wirkliche Erdgeister mit Ziegenfüßen, oder nur eine Art verwilderter Menschen wohnten. Dies geschah. Das festeste Seil und von solcher Dicke, daß es unmöglich reißen konnte, ward um seinen Leib gebunden und ihm noch ein anderes dazu in die Hände gegeben, mit dem er den oben Stehenden das Zeichen geben sollte, ihn nach seinem Willen wieder empor zu ziehen. Als nun das Tragseil schon lange abgerollt war und am andern immer noch kein Zeichen zum Aufziehen geschah, geriethen die Kameraden in Angst; und wie erschraken sie, als beim raschen Aufwinden statt ihres Gesellen der leere Strick zum Vorschein kam, dessen Schlingen und Knoten alle rein aufgelöst waren und nur noch die Haare und die Schuhe des Verlorenen zurückbrachten. In Schrecken und Graus stoben sie auseinander.

---

194. 13) Erdmännchen bei Gippingen.

Auf der linken Seite des Zusammenflusses von Aare und Rhein liegt da, wo das Neuenthal und das Fullerfeld zusammenstoßen, ein geringer Berg, in welchen drei Höhlen hinein führen. Der ganzen Umgegend ist es bekannt, daß hier vor Zeiten drei Fuß hohe Männchen gewohnt haben. Damals aber waren diese Höhlen Säle voll Pracht; goldene Leuchter standen darinnen, auf deren jedem den ganzen Tag acht Kerzen auf einmal brannten; die Wände waren von Glas und warfen den Glanz der Lichter zurück. Aber trotz dieser Herrlichkeit mußte jedes der Männchen der Reihe nach die untergeordnetsten

Hausarbeiten verrichten: auskehren, backen, die Leuchter abstauben, ja in der Aerntezeit sogar die Aehren auf dem Felde vom Halme raufen und drinnen in der Höhle mühsam mit Steinen ausklopfen und auskörnen. Ganz besonders berühmt waren ihre Wähen, wohlschmeckende Kuchen von dem allerdünnsten Teig. So oft ein Bauer sein Land umpflügte, dem sie vorher in seine reifen Aehren gegangen waren, kamen sie zu ihm auf den Acker und legten ihm dankbarlich ein solches feines Kuchenbackwerk auf das Höchli des Pfluges hin. Das gefiel dann dem Pflüger gar wohl und er ließ sich's schmecken ohne alle Nebengedanken. Sogar Most sollen sie dazu gegeben haben und zwar aus einer Kelter, die auf der Ostseite jener Höhe mitten in einem Weinberge gelegen war.

Ein Mann aus Gippingen war's, der bei diesen Männlein lange Zeit gelebt hat. Er hatte zufällig ihre Höhle aufgefunden und auch jenes eiserne Gitter, mit welchem sie von innen verschlossen war, öffnen können. Als er in die Kristallgänge kam, hatten die Männchen gar große Freude über sein Erscheinen, denn sie führten eben Krieg mit einer fremden Völkerschaft, und der Gippinger mußte ihnen dabei helfen. Er gewann ihnen den Krieg und ward ihnen lieb und werth. Zuletzt erinnerten sie ihn, daß er nun auch wieder hinauf auf die Welt gehen müße, nahmen Abschied von ihm und gaben ihm einen Wagen voll Gold mit. Als der Gippinger damit in sein Dorf heimkam, waren die Seinigen längst gestorben und von seinen Nachbarn erkannte ihn keiner mehr. Er selbst war so alt, als ob er viele hundert Jahre im Berg gewesen wäre. Da fühlte er, daß es auch mit ihm zu Ende sei, und weil ihm Niemand mehr angehörte, vermachte er all sein Gold der Kirche.

Einmal um die Aerntezeit kam ein Bauer heraus ins Feld, der es nicht erwarten konnte, daß sein Korn endlich zum Schneiden reif werde. Gerade befand sich ein Erdmännchen in seinem Acker. Es hatte ihm gewiß noch keinen Halm umgetreten; aber da es seinen neidigen Blick bemerkte, erschrak es und wollte entfliehen. Gleich erwischte er es beim rothen Röcklein, gab ihm ein paar Streiche, schimpfte es recht grob und wüst herunter und ließ es endlich laufen. Seitdem weiß kein Mensch, ob sie ausgewandert, oder alle in ihrer Höhle gestorben sind; doch meinen alte Leute, sie seien noch zusammen am Fullerfelde in einem heimlichen Stübchen und schaffen aus einer Bergschlucht Kohlen für die dortigen Bewohner heraus. Auch beim Frickthaler Dorfe Oeschgen haben sie in dem großen Graben gewohnt, der Lenzensteig heißt, und den Bauern Kuchen aufs Feld gebracht, die so schwarz bestreut waren, daß man meinte, sie hätten

ihr Backwerk mit schwarzen Waldameisen verzuckert. Am liebsten hörten sie's, wenn man versprach, ihnen dagegen etwas aus der Bauernwirthschaft mitbringen zu wollen. Ihre Tracht an Rock und Hut war schwarz.

195. 14) Die Herrmännlein an der Fullhalde.

Von dem Rheinufer beim aargauer Dorfe Koblenz hinweg bis hinab gegen das badische Städtchen Waldshut läuft auf der linken Flußseite eine mit Nadelholz bewaldete Anhöhe, die neu gebaute Rheinstraße zieht an ihrem Fuße hin. Dies ist die Fullhalde. Hier haben Zwerge gewohnt. Ihre Gestalt maß nicht zwei Fuß, ein paar hellleuchtende Augen steckten in den kleinen schwarzhaarigen Köpfen. Sie giengen stets barhaupt und barfuß, ein blaues Hemde mit einem schwarzen Gurt zusammengehalten, war ihr einziges Kleid. Im Benehmen mit den Landleuten waren sie besonders friedfertig und zuvorkommend, und wenn die Bauern aus dem Dörfchen Full sich recht müd im Felde gearbeitet hatten, kamen des Abends noch die kleinen Leute zu ihnen her und brachten ihnen Brod und Kuchen zur Erquickung. Fragte man dabei ihrem Herkommen oder ihrem Wohnorte nach, so deuteten sie nur auf ihre Höhle in der Fullhalde hin, denn reden mochten sie nicht, auch giengen sie niemals mit ins Dorf herein. So brachten sie einst ihren Kuchen auch einem jungen Bauern an den Pflug hin. Dem war das Stück allzugroß, um es auf einmal hin zu nehmen, er suchte deswegen in der Tasche nach seinem Messer herum, ohne es jedoch finden zu können. Da zog der Zwerg sein silbernes hervor und gab es ihm. Der Bauer zerschnitt damit den Kuchen, anstatt es aber gebürlich abzuwischen und rein zurückzugeben, steckte er es mit aufgelegter Bosheit ohne weiteres in einen daliegenden Kuhfladen. Einmal Beschmutztes rührt kein Geist mehr an; also verblieb das silberne Messer dem habsüchtigen Bauernburschen. So war's seine Absicht. Darüber erzürnte der Zwerg und klagte bitter auf das sündhafte junge Geschlecht. Als seine Gefährten sein Jammern hörten, verschwuren sie's, je wieder an das Tageslicht zu kommen. Sie eilten zusammen querfeldein dem Walde zu und schlüpften in ihre Höhle hinab; im gleichen Augenblicke aber wurde ein so furchtbarer Knall in der Gegend gehört, als ob der ganze Berg zerborsten wäre. Seitdem sind sie hier verschwunden; nur ihre Höhle ist zu sehen, aus der manchmal noch Rauch aufsteigt.

196. 15) Die Wachletä-Jumpfere bei Magden.

In jenen langen Hungerjahren des Schwedenkrieges litt das aargauische Rheingelände unsäglich; die Stadt Rheinfelden war dreimal erstürmt, das Clarissenstift Olsberg im Frickthal zum drittenmal zerstört. Da saß ein Köhler verzweifelnd im Walde vor seinem Meiler und hielt Rath, wohin er entlaufen solle. Das Dörflein Magden drunten ist schon verbrannt, wozu da noch Kohlen brennen! sagte er; so wenig der Steinhügel da zu Gold wird, so wenig wird mich meine saure Arbeit vor dem Verhungern retten.

Bei diesem Worte kamen auf einmal gerade aus der Tiefe des Hügels, an dem er saß, sonderbare Töne herauf, und noch hatte er sich nicht recht besonnen, als drei schneeweiße Jungfrauen vor ihm standen, oder eigentlich um den Kohlenhaufen herumschwebten, ohne daß ein schwarzes Stäubchen an ihren prächtigen Mänteln hängen blieb. Sie hatten Blumen in den Haaren und goldne Stäbchen in der Hand. Die eine deutete damit auf die Spitze des Kalkfelsens, und sogleich öffnete sich dieser sanft zu einem großen Gange. Da hinab führten sie den Kohlenbrenner in einen weiten Saal mit goldner Wand und boten ihm den Schlüssel an, mit dem er die Schatztruhen öffnen sollte, die ringsum dastanden. Der arme Mann wußte nicht, wie ihm geschah; halb aus herzlicher Verwunderung, halb aus christlicher Seelenangst fieng er an zu schreien, Alle guten Geister . . .! und in einem Hui fühlte er sich nach oben gewirbelt und in die Sonne hinausgeschmissen unter die alten Eichen des Hügels, während ein bitteres Jammern und Wehklagen aus dem Boden scholl. Diese Waldgegend heißt heute noch der Jungferngraben und noch will man dorten singende Mädchen, aber auch Hundegebell und Pferdegewieher vernommen haben.

Andere Erzähler versetzen jedoch den Schauplatz dieser Begebenheit unter etwas veränderten Umständen in diejenige Gegend des Dorfes Magden, welche man Wachletä heißt. Auf der Hochebene, gegenüber dem Steinbruche des Dorfes, welche sich bis zur Ortschaft Augst hinunter erstreckt, zieht sich ein paar tausend Fuß weit eine muldenförmige Vertiefung fort, wo zwischen Saarweiden zahlreiche Wachteln anzutreffen sind; hier sollen denn auch die singenden Wachletä-Jumpfern gelebt und auf dieser Höhe soll unser Kohlenbrenner gewohnt haben. Er lag einst noch schlaflos auf seinem Laubsacke, als es auf dem Magdener-Kirchthurme schon Eins geschlagen. Da fieng es draußen vor seiner Hütte zu nießen an. Helf dir Gott, sprach er, helf dir Gott! und so sagte er es wohl dreißigmal, ohne daß das

Nießen draußen aufhörte. Hilft dir Gott nicht, sagte er zuletzt, so soll's der Teufel. Da hörte es auf, aber nun erfüllte Donnern und Krachen den Wald bis zum Morgen. Als sich nun der Mann in der Frühe vors Haus machte, sah er seinen ganzen Meiler bis auf einen Korb Kohlen versunken, an der Stelle aber quoll reichliches Wasser empor. Wäre er kein Narr gewesen, so hätte er den Korb Kohlen hübsch in's Haus herein getragen; so aber warf er ihn erzürnt ins Wasser. Dies fließt heute noch, es trinkt aber kein Mensch davon, denn sonst setzt es Kröpfe ab. Aber diese Kohlen waren von den Jungfrauen, und mit ihnen ist auch ihr Esel verschwunden, der nichts fraß und doch alle Morgen einen Korb voll Goldstücke legte.

Später gieng einmal ein Jüngling Mitternachts durch diesen Strich, um in aller Eile für seinen schwer erkrankten Vater den Arzt in Rheinfelden zu holen. Am großen Steinbruch wünschten ihm drei Mädchen gute Nacht, und als er trotz seiner Athemlosigkeit freundlich darauf dankte, schwebten sie wie Vögel über den Thalbach dem Waldberg zu. Der kranke Vater war bei des Sohnes Heimkehr schon genesen.

Als nach diesem ein Bauer mit seinem vierjährigen Söhnlein hier in später Nacht vorüber gieng, kam ihm hier am Steinbruche plötzlich sein Kind aus dem Gesichte. Auf wiederholtes Rufen gab es ihm endlich weit drüben vom Bache her Antwort, und als er dorthin eilte, sah er, wie sein Büblein bereits Schuh und Strümpfe ausgezogen hatte, um durchs Wasser hinüber zu waten. Was machst du denn? wohin denn? rief der Vater. Ich kann nicht anders, sagte das Kind, die weiße Frau hat mir gewunken, daß ich ihr nach mußte. Jetzt erst erinnerte sich der Bauer wieder der unheimlichen Dinge, die von diesem Orte gelten.

---

197. 16) Bergmännlein auf Schloß Trostburg.

Vor etwa dreißig Jahren spielten eines Abends zehn- bis vierzehnjährige Kinder, Knaben und Mädchen des Kulmerthales, dicht unter dem Schlosse Trostburg in der Nähe eines Bienenhäuschens. Da trat hinter diesem ein Bergmännlein hervor und schaute sich vorsichtig bald nach der einen, bald nach der andern Seite um. Voll Schrecken stoben die Kinder davon. Die Eltern, denen sie es gleich erzählten, giengen an die Stelle, sogar der Pfarrer gieng des andern Tages frühe den Berg hinauf, um das Bergmännlein wieder zu finden; aber es wird nicht wieder kommen.

---

198. 17) Betendes Erdmännchen bei Klingnau.

Ein Koblenzer-Mädchen von vierzehn Jahren war von ihrem Dorfe am Aargauer-Rhein ins Städtchen Klingnau an der Aare, geschickt worden, um dorten Brod einzukaufen. Der nächste Fußsteig dahin führt über den Buck im Hardwalde an Abhängen vorbei, welche dorten Im Engel heißen. Dorten ist eine Felswand, das Appelöh genannt, mit einer Höhle, worin Erdmännlein gewohnt haben. So groß der steinerne Tisch ist, der noch drinnen steht, eben so groß sollen die wohlschmeckenden Dünnen (Kuchen) gewesen sein, welche jene Männchen buken. Auf diesem Wege sah das Kind in jener Gegend, wo sich sonst ein Waldbruder aufgehalten hat, ein kleines Männchen mit schwarzem Mantel und rother Mütze aus einem Loche herausschlüpfen. Das Kind entsprang sogleich, und da es sich von Weitem noch einmal umblickte, stand das Männchen mit gefalteten Händen da und flehte ihm nach: Pro me, pro me!

199. 18) Der Stalljoggeli in Wettingen.

Der Joggeli (kleine Jakob), der auf der Geiswiese hinter dem Dorfe Wettingen wohnte, war allgemein als Herenmeister bekannt. Dies kam aber nur von einem Hausgeiste her, der gerade so hieß wie er selber. Wollte er sein Vieh füttern, so gieng er weder im Sommer grasen, noch stieg er im Winter die Heubrüggi hinauf; sondern er sagte nur das Wörtchen vor sich hin: Joggeli, gieb Heu abe, nid z'viel und nid z'wenig — und sogleich hatten seine Kühe Heu und Futter zu rechtem Maß im Barren. Da er einmal mürrisch und böse in den Stall trat, vergaß er den Beisatz seines Sprüchleins mitzusagen, und augenblicklich hatte sich die Masse des ganzen Heustocks auf ihn herabgelassen, daß er sich und sein Vieh mühselig daraus hervorwühlen mußte.

200. 19) Kobold Beckli in Kirchleerau.

Im Hause des Alt-Ammanns von Kirchleerau lebte seit langer Zeit ein Hausgeist; aber niemand verwechselte ihn etwa mit einem Gespenste oder mit einer armen Seele, sondern er war eben ein kleines verschrumpftes altes Männchen, das man herkömmlich mit zur Familie rechnete. Täglich erhielt er sein Schüsselchen Milchbrocken, mit jedem Neujahr sein neues Zwilchkleid, es war gerade so groß wie

für einen Knaben. Dafür rüstete er aber auch Jahr aus, Jahr ein das Viehfutter, putzte die Küche, zöpfte und flocht den Rossen Mähne und Schwanz, und nie gab's im Stall einen Unfall. Da der alte Gemeindeammann starb und seine aufgeklärten Kinder jenes übliche Neujahrsgeschenk unterließen, blieb auch das Beckli aus.

---

201. 20) Der Sennenzwerg in Muri.

Die große Weide oben bei Muri im Freienamte war vordem noch von Sennen bewirthschaftet. Oft, wenn sie ihr Vieh am Morgen füttern wollten, fanden sie alles schon gethan; der Stall war geputzt, der Milchkübel geschwenkt, Richter und Trichter wieder an dem Platz, kurz alles in Ordnung gebracht und schon wieder für den Abend gerüstet. Natürlich suchten sie den unbekannten Helfershelfer kennen zu lernen und lauerten und paßten an allen Zugängen. Es dauerte auch nicht lange, so sahen sie ein Männchen, winzig klein, in die Scheune gehen; dorten kroch es durch's Futterloch in den Viehstall und wenn es drinnen sein Geschäft in aller Stille abgemacht hatte, so nahm es behende denselben Rückweg und war wieder verschwunden. Die Sennen waren nicht wenig darüber erfreut, und da ihnen eine gewisse Empfindung von Ehrfurcht sagte, daß man ihm nicht mündlich danken dürfe, so ließen sie ein niedliches Sennenkleid machen und legten es dem Kleinen in den Stall. Beim nächsten Erscheinen nimmt der Zwerg das neue Sennenhemde vom Bänklein herunter, setzt das Lederkäppchen zurecht und probiert es her und hin; dann beschaut er sich im hingestellten Spiegelein, und stolz auf seine neue Montur ruft er ein- übers andremal, nun mag ich nicht mehr Senn sein!

Seit diesem Vorfall war er in Muri nicht mehr zu finden, sondern verdingte sich im Dorfe Buttwil. Da sagte einmal der Bauer dorten zur Frau: Alle Arbeit in Stall und Scheune ist stets vor Tag schon gethan; das Heu nimmt nicht ab, meine Kühe geben die beste Milch und werfen die feistesten Kälber. Wir müßen doch selbst einmal achtgeben, wie das hergeht; wir wollen uns diese Nacht im Scheunenloch verstecken, wo wir selber ungesehen alles übersehen können. So thaten sie. Bald hörte man ein Rascheln und Rauschen über den Heustock droben herunter, dann trippelte es wie im Schritt eines Kindes, und gleich sprang ein winziges Männchen an dem Steighaken herab, schüttelte sich das Heu aus den Haaren, und stand nun mitten in der Tenne da, aber oweh, splitterfadennackt. Nun

fieng's an, Heu zu rupfen, dann striegelte es das Vieh, und das alles gieng so nett und blitzgeschwinde, daß das Männchen im Augenblick fertig und schon wieder verschwunden war. Da ergriff die Bäuerin ein herzliches Bedauern, denn es war ein harter Winter und gerade ums Neujahr. Wir wollen ihm doch Hosen und Wamms machen lassen, sagte sie. Es geschieht, und am Neujahrstag wird das fertige Gewand dem Männchen auf den Heuboden gelegt. Neugekleidet spaziert es sogleich in der Tenne auf und ab, wirft sich in die Brust und ruft gravitätisch: Und ein solcher Mann soll hirten gehen! Damit war es von nun an auch in Buttwil verschwunden.

202. 21) Die Erdmännlein auf der Stolten bei Leerau.

Die Stolten ist ein Steinbruch beim Dorfe Kirchleerau. Der verstorbene Besitzer desselben stand im Bunde mit den Erdmännchen, die hier ihre Wohnung hatten. Sie thaten ihm allerlei Dienste, sammelten ihm Heilkräuter und gaben ihm in zweifelhaften Fällen guten Rath. Es wollte ihm einmal beim Steinsprengen nicht recht gelingen, verdrießlich ließ er die Arbeit liegen und gieng fort. Da flüstert's ihm daheim im Stalle aus einer Ecke zu: „Nimm numme es Tötzi Spinnhoppe und stoss sie is Loch." Der Mann klaubt wirklich gleich Spinneweben fünffingervoll im Stall zusammen, geht damit wieder ans Werk, stößt sie in das vorige Bohrloch, und siehe, diesmal gelingt der Schuß nach Wunsch; das schönste Quaderstück der Steinwand lag im Bruche abgelöst. Ein andermal wollte er einigen Freunden den Gefallen thun und ihnen alle seine Erdmännlein zeigen. Ein ganzer Zug possierlicher Gestalten marschierte durch die Stube, jedoch keinem sichtbar als dem Hausherrn. Wie der letzte und lustigste von allen an ihm vorbeizog, warf er ihm eine ganze Hand voll Sand in die Augen, und der Bauer hatte lange daran zu arznen und zu salben. Von da an hatte er auch die Männlein nimmer in seinem Zwang.

203. 22) Der Trottengeist zu Gebisdorf.

Zwischen den Ortschaften Gebisdorf und Birmensdorf liegt nicht weit von der Badener-Landstraße rechts ab in einer Wiese die Gebisdorfer Weintrotte, ein altes, halbzerfallenes Gebäude. Sie steht immer offen; kaum hat man sie zugeschlossen, so reißen die Trottengeister die Thüre wieder auf. Einmal traf sich's, daß eine lustige Gesellschaft, am Herbstabend vom Keltern ausruhend, hier um ein flackerndes Feuer

saß und sich beim Most gütlich that. Während unsere Gesellen da plaudern und trinken, kommt ein kleines graues Männchen daher, dem eine Kochkelle im nackigen Sitzleder steckt, schreitet mit komischem Ernst mitten durchs Feuer, und so beleuchtet von allen Seiten sagt's im Verschwinden: Gueten Obig, ihr Hêre, es chömed no meh derige, und i bi denn de Choch!

---

204. 23) Das Chudermandli in Veltheim.

Eine Frau von Veltheim hatte auf dem Wochenmarkte im Städtchen Brugg gar schönen Chuder (Werg) um geringes Geld gekauft. Wie sie ihn nun heimbrachte und auf den Ofen legte, fieng es plötzlich im Chuder an mit einer abscheulichen Stimme zu reden und zu höhnen:

Hesch mi nid chauft,
Numme de Chuder,
Bi no nid g'tauft,
Gîtigs Lueder!

Jetzt merkte die Frau, daß ihr mit diesem Wergbündel ein Spukgeist ins Haus gebannt worden sei, den sie durch ihr zu eifriges Markten und Abhandeln sich mit aufgebunden hatte.

---

205. 24) Der Herdmännlistein bei Wohlen.

I. Es giebt im Lande mancherlei einzel liegende Felsblöcke, unter denen die nächstwohnenden Leute ihren Bedarf an kleinen Kindern hervor holen lassen. Ein solcher Kleinkinderstein im Freienamte ist der bei Bünzen im Steinmösli. Der Moorgrund daselbst ist nach ihm benannt, so tief soll er drinnen versunken liegen, als er selber hoch ist. Die vielerlei alten Bohr- und Sprenglöcher, die er trägt, giebt man für die Spuren aus, wie oft die Hebamme hier den goldnen Schlüssel ansetzen und den goldnen Karst einhauen muß, wenn sie die Neugeborenen drunter hervornehmen will. Drei ähnliche Felsblöcke, die, gleich einem Hausdache auf seinen zwei Grundmauern, an einander gestützt im Walde zwischen Wohlen und Bremgarten liegen, heißen der Herdmännlistein, weil die Erdmännchen drunter ihre Stuben hatten und weil man auch jetzt noch die kleinen Kinder für Wohlen hier holt. Nach Einigen stehen diese Steine schon seit der Sündfluth da, nach Andern haben sie die Erdmännli so hingelegt. Noch ein anderer Stein in der Nähe beim Rothen Wasser scheint schief wie ein Dach aus der Erde heraus gewachsen und heißt der Bettlerstein. Hie-

her unternahmen einst die Nonnen des benachbarten Klösterleins Hermetswil einen Ausflug; die betagte Abtissin gab dazu einen ganzen Tag frei und entschloß sich, die Ergötzlichkeit selber mitzumachen. Nun wußte aber der Pfarrer, der sie dabei begleiten mußte, schon im Voraus, wie langsam die gnädige Frau marschiere, und suchte sich gegen die unvermeidliche Langeweile durch einen Scherz schadlos zu halten. Ein Klosterknecht hatte den Frauen einen Tragkorb voll Speisen in den Wald hinaus zu bringen, und gleichfalls sollte der Verwalter den Bedarf an Wein besorgen; hinter diese zwei lustige Käutze machte sich der Pfarrer. Er beredete sie, einige Bursche zu dingen und sie draußen unter den klüftigen Stein zu verstecken, den die Frauen heute mit ihrem Besuche beehren wollten. Die Zwei, die sich durch den Pfarrer wohlgedeckt wußten, brachten eine ganze Schaar kleiner Buben zusammen, verkleideten sie und verbargen sie draußen nach Verabredung. Als die Frauen den Platz erreicht hatten, fühlten sie sich schon ziemlich ermüdet; ihr erstes war also, sich einstweilen zu setzen und den Speiseträger herbei kommen zu lassen. Während sie sich mit dem Rücken an den Fels lehnten und zusammen in seinem Schatten ruhten, hatte der Knecht die Speisen unter das Gestein gestellt; der Verwalter aber gieng mit einer großen Schüssel servierend an den Frauen auf und ab, und wußte dabei allerlei Histörchen von der gefährlichen Raubsucht der Berggeister mit einfließen zu lassen, die ehemals hier gehaust hätten. So wie nun ein Nönnlein nach dem Stück Schinken oder Kuchen langen wollte, das sie sich eben bei Seite ins Gras gelegt hatte, war es verschwunden; das Glas, an dem sie zum zweitenmale nippen wollte, fand sich leer getrunken, und auch die Weinflasche war beim wiederholten Einschenken regelmäßig schon leicht oder gar bis auf den letzten Tropfen trocken, obschon man sie vor einer Minute noch halbvoll zurück gestellt hatte. Wie sollte das zugehen? Nichts war ja der Gesellschaft im Rücken als eben dieser Stein, an den man sich lehnte. Vollends unerklärlich waren einige bedenkliche Töne, ein sonderbares Gewisper, das sich zuweilen aus dem Innern der Kluft vernehmen ließ. Man folgte daher um so bereitwilliger der Einladung des Pfarrers, jetzt den Sitz zu verlassen und den Stein selbst zu besteigen, auf dem sich eine besondere Aussicht ergebe. Die Abtissin ward unter Beihilfe der drei männlichen Begleiter mühsam hinaufgeschoben. Droben sah man freilich nicht viel Anderes, als Baum und Strauch, allein es war jetzt gar nicht mehr Zeit, sich enttäuscht zu finden. Denn auf ein vom Knechte gegebenes Zeichen kamen die Knaben hinter und unter dem Fels hervorgekrochen, lauter kleine in Moos und Tannenzweige gekleidete Bürschchen, und begannen

im Wirbel rings um den Fels herum zu springen und zu tanzen. Die Frau Abtissin murmelte ein Gebet ums andere und fand nicht rasch genug von ihrem gefährlichen Höhepunkt hinab. Manche leichtfüßigere Schwester, die früher als sie drunten ankam, wurde sogleich von den Tänzern in Empfang genommen und nach Kräften einigemale im Kreise mit herumgedreht. Dann waren auf einen Wink die Knaben wie in die Erde verschlupft.

Die Gesellschaft war artig genug, hinterher ihren unzeitigen Schrecken selbst zu belachen; doch verfehlte die Mummerei ihre Wirkung so wenig, daß von nun an der Kloster-Spaziergang zum Erdmännlistein unterblieb.

II. Der „Erdmannlistein" liegt in der Mitte des Waldes, der sich von Wohlen nach Bremgarten erstreckt, und wird aus zwei aufrecht stehenden Felsblöcken von mächtiger Grundfläche gebildet, welche wie Spitzsäulen zulaufen und auf ihrem Scheitel eine über sie hergeschobene Felsenplatte von der Größe eines Daches in der Schwebe halten. Die dreifache Steinlast ruht tief in den Sumpfboden eingesenkt, der freie Mittelraum zwischen den beiden Tragsteinen hat sich meist mit Erde angefüllt und den Zugang zur unterirdischen Höhle mit verschüttet, in welcher die Erdmannli sonst ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Ehemals war es eine Gewohnheit der Landleute aus der Umgegend, hieher zu gehen und die Erdmännchen heraus zu rufen. Immer folgten diese dann traulich, und gegen ein kleines Geschenk von Kraut, Kohl und Rüben führten sie allerlei Tänze und possierliche Sprünge auf. Weder wurden sie je von den Menschen beleidigt, noch spielten sie ihnen irgend einen losen Streich. Dies dauerte so lange, bis zwei sittenlose Bursche darauf verfielen, ihren Uebermuth zusammen an den Kleinen auszulassen. Sie riefen nicht, wie es herkömmlich war, in die Höhle, sondern schleuderten gleich mit Steinen hinein, und als die Männchen auch da noch nicht erschienen, schossen Beide ihre Pistolen in die Kluft ab. Sogleich folgte ein arges Winseln und Stöhnen unter der Erde, wie es auch jetzt noch Leute in der Nähe des Steines gehört haben, die des Nachts diesen Weg gegangen sind; aber jegliche andere Spur von den Männchen selbst ist seitdem verschwunden.

Als daher die Hermetschwiler-Nonnen einmal wünschten, die Erdmännchen im Walde ebenfalls zu sehen, war es dafür bereits zu spät. Aber der Klosterknecht, der sie nicht ganz um ihr Vergnügen bringen wollte, beredete ein wunderkleines Männchen von Wohlen, das er gut kannte, hieher zu kommen und verkleidet sich unter den Stein zu setzen.

Am bestimmten Tage erschienen die Klosterfrauen, und der kleine Mann tanzte ihnen so niedlich vor, daß die verwunderten Zuschauerinnen ein großes Vergnügen empfanden und ihm einen Freitisch in ihrem Kloster stifteten, der ihm bis zu seinem Tode richtig und ungeschmälert verblieben ist.

---

206. 25) Die Tanzplätze.

Tanzplatz und Spielplatz ist ein im Aargau für Wald- und Weideland häufig vorkommender Localname. So heißt die Gemeinde-Almend bei Unter-Entfelden Tanzplatz, Waldhöhlen um Veltheim und um Brugg heißen Rappentanz, einen Zurzacher-Berg bei Rietheim nennt man Rappenschnabel, und der Spielplatz ist die Waldhöhe beim Frickthaler-Stifte Olsberg, wo sonst der Hexen-Sabbath abgehalten worden ist; ein Spielweg liegt beim Dorfe Zuffikon; in der Nähe beim Dorfe Augst liegt die Schlosstud, wo man vom Tanz ausruhte. Der Tannenwald bei Seengen grenzt an die Elfliwiese und eine seiner größern Lücken heißt der Tanzplatz, sowie ein benachbart liegender Baumgarten ebenfalls der Tänzler. Gleiches weiß man beim Schlosse Rued. Von manchem dieser Orte meint man noch, es hätten da die Brunnenjungfern und die Waldmännchen mit einander getanzt, und die schwarzen Grasringe, die man so häufig auf den Bergmatten trifft, nennt man deshalb Hexentanz. Dies stimmt mit einem Glauben zusammen, welcher im Frickthale und am jenseitigen Schwarzwälder-Rheinufer noch eifrige Anhänger hat. Mädchen, die als Bräute sterben, tanzen auf Kreuzwegen so lange fort, bis ihr Bräutigam ihnen nachgestorben ist. Aber auch untreu gewordene Mädchen müßen nach dem Tode jeden vorüber gehenden Mann, der, die Liebe des Eheweibes verschmähend, wilden Lüsten nachzieht, so lange in ihren Reihen hineinreißen, bis er todt hinsinkt. (Rueb in Laufenburg.)

---

207. 26) Der Kinzhalden-Joggeli bei Eiken.

Auf der Waldhöhe der Hard zwischen Sisselen und Laufenburg am Rheine kommt man an einer hohen Halde vorbei, die Auf dem Kinz heißt. Oben wird sie klüftig und hat mancherlei Erdlöcher von verrufener Tiefe; namentlich zwei bis drei solcher kennt man jetzt noch als besonders gefährliche und hat es ungerne, daß ein mit dem Berge nicht wohl Vertrauter nach ihnen suche; denn sie sind stark mit Gesträuch umwachsen und man könnte unversehens hinab stürzen. Das

sind lauter Erdmännchenlöcher. Sie führen jäh in Abgründe; drunten aber beginnt eine Höhle, die mit vielen Verzweigungen von großer Weite unter dem Rheine hindurch geht und erst auf dem drüben im Badischen liegenden Egghaldenberge wieder mündet. Dorten in der sogen. Halde, einer steilen Anhöhe beim Dorfe Wallbach am Rheine, liegt die Erdmännlisstube, und als man daselbst neulich Georg Büttners Keller grub, traf man in der Tiefe unvermuthet auf einen hübschen Backsteinboden. Wenn daher die Wallbacherkinder nicht aufs Wort folgen wollen, so droht man ihnen heute noch: „Wart, die Erdmännchen holen dich in ihre Stube hinauf!" Früher nun waren die Erdmännchen auf der Kinzhalde beinahe der tägliche Besuch im Dorfe Eiken, sie halfen jeder Magd grasen, jedem Knechte reuten. Später aber sind sie ganz für sich geblieben. Daran soll der Kinzhalden-Joggeli schuld gewesen sein, der jetzt in diesem Hardwalde haust, sich mit ungeheurer Schnelligkeit von einem Orte zum andern bewegen kann und bald als grüner Jäger, mit einem Dreiröhrenhut auf dem Kopfe, die Leute erschreckt, bald gar als ledig umher laufendes Roß sie in die Irre führt. Die einen sagen, er sei ein reicher Bauer von Kaisten gewesen, der seinen Nachbarn Alles abstahl und abzwängte, und nun müße er in seinem alten Hause noch immer das gestohlene Korn hüten. Andere aber erzählen einläßlicher, er habe Winter geheißen und ein gleichnamiger Ortspfarrer von Kaisten, der in diesen Zwanziger-Jahren starb, sei sein Enkel gewesen. Am meisten ist er den Fuhrleuten auffäßig und kann das Kutschieren durchaus nicht leiden. Schon zu den Franzosenzeiten (1798) war dies so seine Art. Ein Frickthaler-Knecht hatte damals wohl mehr als fünfzig Malter Korn schon durch den Hardwald gefahren, und mochte er nun auf jede Seite des Wagens gehen und unten in der Schleife den schärfsten Hund mit sich führen, allemal zog ihm hier der Joggeli den Long (Achsennagel, Lünse) aus den Rädern, und der Wagen warf um.

---

208. 27) Der Rainhalden-Joggeli am goldnen Geisweg.

Oberhalb der Rebberge von Hornussen im Frickthale ist auf der Höhe des Weges ein Platz, In der Hand geheißen. Da verführt der gespenstische Rainhalden-Joggeli, welcher an der Rainhalde haust, sein unverständliches Geschrei. Weiter gegen den Berg hinauf hat man schon in alter Zeit ein Kreuz errichtet, um den Geist unschädlich zu machen, und eben deswegen sind auch im tiefer liegenden Finsterhölzli in manche Buchenstämme die Lateinbuchstaben IHS (Jesus) ein-

geschnitten. Wenige erinnern sich, ihn in menschlicher Gestalt gesehen zu haben, öfter aber kommt er als kreischender großer Vogel, der zwischen dem dichten Laubholze schwerfällig sich die Flügel zerschlägt. Man beklagt sich dorten auch über einen giftigen Wind, der den Athem steckt und die Glieder lähmt. Dorten herum gilt als Localnamen der Goldne Geisweg, auf dem eine goldne Geis zum goldnen Geisbrunnen geht.

Zwei Zimmergesellen, welche am Feierabend vom jenseits gelegenen Dorfe Ittenthal ihr Werkgeschirre über diesen Bergweg nach Hornussen heim trugen, hörten aus dem Walde her den Jagdschrei Hudada! und fiengen an den Ruf nachzuspotten. Da ließ sich ein grüner Mann in den Gebüschen sehen, dessen Federbusch weit über die Zweige hinaus ragte, eine ganze Schaar von Hunden rannte zugleich daher und schien Lust zu haben, sich den beiden Zimmerleuten in die Hutte zu setzen, worin sie ihr Werkzeug schleppten. Keuchend unter dieser Last entsprangen sie bis zum Kreuze, hier aber verließ sie der Verfolger, denn nur so weit geht sein Revier.

---

209. 28) Das Herdmännli von Mellikon.

Zur Zeit als die Grafschaft Baden noch dreiörtlich regiert wurde (von den drei Orten Bern, Zürich und Glarus), lebte im Dörflein Mellikon, das im Zurzacher-Bezirk nah am Rhein liegt, ein Junker aus dem Urnerlande. Die schönsten Matten und fruchtbarsten Aecker waren sein, ein hübsches Herrenhaus mit einer Kapelle daneben war sein Sommersitz. Weil er aber keinem Menschen aus dem Badener- und Aargauerlande genug traute, so hatte er einen Urner zum Verwalter seiner Höfe gemacht, und dieser erwarb sich dermaßen seine Zufriedenheit, daß der Junker gar oft zum Schwarzheinrichbauer sagte, seit er diesen Aufseher habe, regne ihm das Geld in die Kisten zum Dach herein. Nach und nach lernte dieser Schaffner die lustigen Brüder in Mellikon und Reckingen kennen und zahlte ihnen die Zeche, so oft er mit ihnen trank und spielte; aber um den Großhans fortspielen zu können, mußte er endlich den Junker bestehlen. So gab er dem Obermüller von Reckingen manches Viertel Korn um einen Spottpreis. Beide hatten in einer Winternacht wieder einmal einen Schlitten mit gestohlenem Korn geladen und eben wollte der Verwalter noch den letzten Sack hinter das Haus hinab tragen, da stürzte er so unglücklich die Stiege mit hinunter, daß er auf der Stelle todt blieb. Der Müller ließ den Schelm liegen und sprengte mit seiner wohl-

feilen Ladung heim. Am andern Morgen fand ein Schuhmacher von Rümikon den todten Mann unter seiner Last. Aber zu gleicher Zeit hörte man nun droben auf dem Kornboden ein Seufzen und Poltern, daß Niemand mehr hinauf zu steigen wagte. Der Junker wendete sich nun, um des Unholdes los zu werden, an einen Kapuziner im Kloster zu Baden, und dieser bannte ihn glücklich in eine Felshöhle in der Neuburgerhalde. Da zeigt er sich noch von Zeit zu Zeit unter einem Loche des Felsens und verspottet die Leute, die zu ihm hinauf blicken. Das Volk kennt ihn schlechtweg als das Herdmännli.

---

210. 29) Der Rueder-Schloß-Niggel.

Gegenüber der Mühle in Rued steht auf der andern Seite der Straße des Junkers Kernenhaus. Der böse Geist, der drinnen wohnt, war da sonst Kernenmesser bei den Junkern von Rued gewesen und hieß Niggeli. Er maß den Kernen noch beim großen Viertel ein und gab ihn dann beim kleinen Viertel aus. Drum sieht man ihn jetzt noch drüben in der Mühle den großen Metzenkübel holen, und wenn er ihn mit Ach und Krach ins Kernenhaus geschleppt hat, so schlägt er da den Viertelsstreicher klappernd hin und her. Dann wissen die Leute schon im Voraus, daß bald schlechte Witterung eintritt.

Während man vor etlichen Jahren das alte Kornhaus zum Wirthshaus umbaute, hörte man vom Niggel fast gar nicht mehr reden. Als aber nun der neue Wirth aufzog und den ersten Tanztag abhalten ließ, da wüthete und tobte der Kobold so abscheulich herum, als reiße eins einen großen Bündel Ketten durch alle Stockwerke hindurch. Dann warf er gröblich ein paar Tänzer um, oder einen Tisch, wenn volle Schüsseln oder eingeschenkte Gläser drauf standen, kurz er trieb die Gäste in einen solchen Schrecken, daß einige geschwollene Beine bekamen und andere drüber ernstlich erkrankten. Man mußte also von Neuem anfangen, Zimmer und Gänge anders umzubauen, und seitdem hat er nicht mehr viel Angst gemacht. Einige meinen, weil er seinen alten Weg nun nicht mehr finde; Andere, weil er sich wirklich gebessert habe, da man für seine Seelenruhe den Armen im Dorfe noch lange Brod ausgetheilt hat. Aeltere Leute aber behaupten, der Niggel sei der vormalige Junker von Rued selbst gewesen und zur Strafe seines Geizes in ein Roß verwandelt worden. In Wahrheit ist Niggel ein in der Gegend noch üblicher Roßname.

---

211. 30) Der Hauskobold im Roßkummet.

Ein alter Handwerksmann von Schüpfheim im Entlebuch war in meinem älterlichen Hause zu Wettingen oftmalen auf der Stör (Hausarbeit im Taglohn) und erzählte da einmal aus seiner eigenen Familie Folgendes:

Schon viele Jahre hatte in meines Großvaters Hause ein Geist gewohnt, dem man deshalb allerlei nachsah, weil es eine herkömmliche Meinung war, daß er mit zu uns gehöre. Allein mit der Zeit benahm er sich immer boshafter und quälte bald ein Schaf, bald ein Schwein, daß es umstand und Spuren wie von glühenden Zangen am Halse trug. Unser Großvater war deshalb auch schon oft entschlossen gewesen, einen solchen Nachtschaden in die Schorgrube (Miststätte) zu bannen; allein die Frau hielt ihn durch allerlei Vorstellungen immer wieder davon ab. Wenn man, stellte sie ihm vor, mit dir nach deinem Tode auch einmal so verführe? Und wie leicht ist's ihm, uns ein schlimmes Andenken zurück zu lassen, wenn man ihn so plötzlich ausjagt! Aber denk doch auch, ein Bub muß halt gebubet haben. So sagte die Großmutter überhaupt, wenn sie den Kobold benennen wollte. Der Großvater gab nach und so blieb's dann lange wieder beim Alten. Allein der nächste Vorfall änderte Alles. Während nämlich der Großvater einmal draußen an der Scheune mit Jemand zu reden hat, sieht er sein Hündlein vom Kobold dermaßen gequält und gewürgt werden, daß es winselnd zwischen seine Beine heranschlüpft und Schutz sucht. Der Handel selber, über den er gerade hat Auskunft geben müßen, war schon ein verdrießlicher; nun ergreift er die zunächst dastehende Schoßgabel und geht in der Richtung, in welcher das Hündlein hergesprungen kam, so rasch gegen den Kobold vor, daß er ihn fast über die Dachtraufe hinaus drängt. Hier zum erstenmal verfiel der Geist in ein menschenähnliches Weinen und Schluchzen und bat flehentlich um Schonung. Er ließ sich auch sogleich auf einen förmlichen Vertrag ein, um nur nicht über diesen entscheidenden Punkt der Dachtraufe vollends hinausgeworfen zu werden. Unter der Bedingung, weder Knechten, noch Mägden, noch dem Vieh ins Künftige weitern Schaden zufügen zu wollen, erhielt er hier vom mitleidigen und frommen Großvater noch einmal Haus- und Stubenrecht.

Dieses sein Versprechen hielt der Geist in der Folge auch treulich; höchstens erlaubte er sich noch gegen die Söhne kleine Neckereien. Für die Nacht war ihm nämlich in der Schlafkammer der Knaben eine eigene Bettstelle mit einem Laubsack angewiesen. Hatte nun einer der Knaben im Schlafe ein Bedürfniß und mußte aus dem Bette, so

fuhr der Kobold rasch in das alte Roßgeschirr, das ob seinem Bette hieng und klingelte und schetterte in dem Schellengeläute, das daran war, dermaßen herum, daß der Knabe eiligst wieder unter die Decke kroch und bis zum Morgen mit dem St. Vit um ein säuberliches Bette accordierte.

Im Uebrigen war er der beste Wetterprophete, und das gieng so zu. Bei schlechter Witterung lag er in der Wohnstube oben auf dem Steinofen. Sollte gutes Wetter eintreten, so lief er unruhig in Hof und Scheune herum. Kam die Zeit der Heuärnte, so hatte er es beständig mit den Mähern zu thun. Er gieng ihnen in die Matten nach, ohne daß man ihn am Wege bemerkte; aber am nahegelegenen Sulwalde, unterhalb der Lägerenberge, trat er zu ihnen auf Schußweite heran. Da stand er dann stille in der Größe eines Knaben, und sie achteten alle auf die verschiedenen Zeichen, die er ihnen mit seinem Hute gab. Dies waren nämlich eben so viele Witterungsbestimmungen für die nächsten Tage der Heuete. Ließ er seinen Hut am Kopfe sitzen, so folgte beständiges Wetter; schwenkte er den Hut einmal langsam gegen die Erde, so gab's ein wenig Regen; schwenkte er ihn schnell, so konnte man für den folgenden Tag ein Gewitter erwarten; schwenkte er ihn zweimal, so gab's einen ganzen Regentag; dreimal, so durfte man alles Gras nur stehen lassen und gleich wieder heimgehen, denn geschnitten wäre es im unfehlbar kommenden Landregen verfault. Darauf konnte sich der Großvater so bestimmt verlassen, daß er sein Futter und sein Heu beinahe immer im besten Stande heim gebracht hat. Als nach seinem Tode die Söhne das Gut theilten, erschien jener Wetterprophete nicht wieder, und mir selbst hat man nur noch sein altes Roßkummet gezeigt.

---

212. I. 31) Der Mumelimann bei Fahrwangen.

Geht man vom rechten Ufer des Hallwiler-Sees aufwärts gegen die Höhen von Fahrwangen, so kommt man an dem Platze vorbei, auf dem die Burg der Freiherren von Fahrwangen gestanden hat, die in der Zeit der sog. Blutrache, verhängt gegen die Mörder des österreichischen Albrecht, nebst andern Burgen dieser Lande gebrochen worden ist. In der Nähe liegt das Wäldchen Flueren und darinnen das Mumeli, eine einsame Stelle, von uralten Tannen umgeben. Man sagt, auf diesem Plätzchen habe vor vielen Jahrhunderten ein Fahrwanger zwei Ritter verscharrt, die er bei einem Gelage auf seinem Schlosse erstochen hatte. Nun muß er noch immer seine Fa-

miliengruft verlassen und jede Nacht über die Felder im Sprunge hieher zu dieser Stelle laufen. Bald sieht man ihn weiß, bald schwarz. Er haut dem Holzdieb Nase und Ohren ab und trägt ihn in einem Sacke in den See. Auch in Zwergengestalt läßt er sich blicken. Am meisten erkennt man ihn an seinem Geschrei. Zwischen den Dörfern Meisterschwanden und Sarmensdorf johlt er wie einer, der zur Jagd geht; an dem Seeufer ruft er klagend. Dies nennt das Volk wehweln und wehvern, ihn selbst den Mumeli- oder den Runelimâ.

Auf dem Fußwege, der von Meisterschwanden über das hohe Seeufer hinab führt zur Fähre, die nach dem jenseitigen Dorfe Birrwil überschifft, liegt ein einzelner steiler Hügel, der Kapf. Dort läßt ein todter Mann seinen Ruf zur Ueberfahrt so oft und deutlich vernehmen, daß die Birrwiler-Schiffsleute lange Zeit nie mehr aufs bloße Rufen drüben vom Ufer abfuhren, sondern erst auf einen Hornstoß erschienen, um die diesseits Wartenden einzunehmen und überzusetzen. Schon oft haben furchtlose Leute und selber Seeanwohner den Versuch angestellt, zu ergründen, woher doch diese Allen vernehmbare Stimme mit ihren gleichmäßigen wehmüthigen Tönen kommen möchte. Wenn sie sich auf den Kapf stellten, so hörten sie den Ruf vom Schleiferhübel her, einem mit Gesträuchen bedeckten Steinhügel, der bei tausend Schritt nördlicher liegt; während die zu gleicher Zeit hier Stehenden glaubten, jene am Kapf hätten ihnen zugerufen. So kommt es, daß auch Nichtgläubige meinen, hierin liege etwas Uebernatürliches. Das Landvolk behauptet, man höre diesen Ruf, so oft als Regenwetter eintreten oder ein heftiges Gewitter losbrechen soll. Am jenseitigen Ufer gilt dieselbe Wetterregel, allein man nennt sie den Schellenpeter und behauptet, man höre ein lebhaftes Klingeln, wie von vielen Schlittengäulen, aus den Waldhöhen des Homberges herunter weit durch die Gegend schallen.

---

212. II. Der Schellenpeter am Hallwiler-See.

In einem Aargauer-Dorfe am linken Ufer des Hallwiler-Sees, man weiß es nicht mehr näher zu bestimmen, lebte ein junger Schmied, der Peter Mangold hieß. Es muß dies schon vor gar vielen Jahren gewesen sein, denn ein Geschlecht dieses Namens kommt nun am ganzen Seegestade nirgend mehr vor. Er war ein fleißiger und braver Mensch, der vom Morgen bis in die Nacht an seiner Esse stand. Seine Hände wurden hart, aber sein Herz blieb sanft, er nährte und pflegte die Mutter mit kindlicher Liebe, er verließ das Haus niemals, um für sich einem Vergnügen nachzugehen, das er mit der alten Frau

nicht hätte theilen können. Doch wenn die Fasnachtszeit heranrückte, da wurde der Peter regelmäßig unruhig. Er singt ja stundenlang Hopser und Walzer, sagte dann die Mutter, und Hammer und Ambos muß ihm zu seiner Tanzmusik mithelfen! Wenn alsdann im Dorf zum Tanz aufgespielt wurde, war er freilich der Erste am Platze, der Leichteste im Tanze, der Artigste gegen die Tänzerinnen, der Freigebigste gegen die Musikanten. Bei einer solchen Fasnachtsgelegenheit hatte sich der Peter mit Seinesgleichen vermummt. Als sie zusammen den Tanzboden betraten, trug er an Kappe und Wamms eine so unzählige Menge kleiner Glöcklein und Schellen, daß man ihm einmüthig von Stund an den Scherznamen Schellenpeter gab. Die Mädchen wollten diesmal gar nicht von ihm ablassen, er mußte tanzen wie der Wirbelwind, bis er bei der Hitze im übervollen Saale und in dem Gewichte seiner Verkleidung kaum mehr athmen konnte. Er öffnete ein Fenster und kühlte sich in der Winterluft ab, die schneidend hereinzog. Schon nach ein paar Minuten fühlte er sich sehr unwohl, und als man ihm die Maske abnahm, war sein Gesicht so weiß wie der Schnee, der vor dem Fenster lag. Gleichwohl wollte er heute nicht zu den Schwachen gerechnet sein, noch einmal machte er sich mit aller Kraft an den Tanz. Kaum war er zwanzig Schritte weit gesprungen, so riß ihn der Schwindel zusammen, er war auf der Stelle todt. So war er eigentlich tanzend gestorben.

So oft es nun später in Mangolds Dorfe und Nachbarschaft wieder Tanzmusik gab, ließ es ihn im Grabe nicht ruhen, und ein hundertfaches Getöne von Glöckchen und Schellen, wie er an seinem letzten Freudentage damit behangen war, durchzog lustig die ganze Gegend. Und wo ein Tänzer erhitzt sich unvorsichtig in die Zugluft stellen wollte, da erschien Mangold mit warnend erhobenem Zeigefinger, sobald man aber seines Winkes achtete, verschwand er wieder unter hellem Schellenklang. (Vgl. No. 25.)

---

213. 32) Der Schwarzwälder-Bläseli, dem me der Stifeli seit.

(Freienämter-Mundart.)

D'Ohre han-i i d'Pelzchappe ìe gschopped und d'Nase i d'Hand ìe gno — so bin-i im vorige Winter zue-menà alte Freiämterbûr z' Stubete gange. Chind sind ûf de Bänke ume kletteret, si hend nit gwüsst, was afôh. Do ischt Ei's zum Grossätti äne gange, hed ä ume Hals ume gno und em „Aeh" gmacht. „Aeh", seit

de Grossätti, was möchtist, du chlîni Stinkeri? Nüd, seit s'Nineli, ha ietz ke Hunger, wett lieber, Ihr thætit üs au naümis verzäle; vom Stifeli öppis! isch de Stifeli au nä Ma gsî?

Jo frîli, Chind, ist er ä Ma gsî, aber ke grosse; ä Hals hed er au nur ä chlîne-chlîne gha, und de Chopf au nid gross, hinten-am Hals hed er äs Gwächs gha: bald hend's gseit, er heb zwê Chöpf. Er ischt allwäg än arigs Mandli gsî. As ä chlîne Bueb ist er ûs-em Schwarzwald ûe cho zue-m-enä b'kannte Diener im Gottshûs Muri und ûf sî Fürbitt in Chlosterdienst ûfgno worde.

Z'allererst hend se-n-ä zue-m-en-ä Seúhüeter gmacht; ietz hed er afôh d'Seú dressiere, dass si ehm nô glaufe sind wie d'Hündli. Das hend d'Wîber im Gasthûs z'erst g'seh, und wenn sie's nid gseh hättid, so hed er g'jugset, ass sie's ghört hend. Gschwind sin sie denn as Näbetpfeister gstande, hend d'Schîbe mit de Fingere gputzt und ûf's Seúhûs abe gluogt, wie de Schwarzwälder-Bläseli mit sîne Seúe ûsfahri. „Nei, luegid dert doch au, wie de d'Seú dressiere cha! wenn's der Hofbrueder Urbe wüssti, er chäm gwüss au goh luege“ — seit Eini zue der Anderä.

S'ist nid lang gangä, de Brueder heds gseh und do natürli au d'Hêre. D'Seú sind ietz gnueg dressiert, seit der Pater Schaffner, me wend ietz au luege, was er mit de Schoofe mache wöll! seit's und macht nä zum Schofhirte. De Stifeli goht zue-ne-nä îe, zählt si, hed si putzt und gsüberet de ganz Tag, und zfresse heder nä gä, Hûd und Lendi voll. Nur es Wörtli zu Eim, so hed's ihm ä Galoppader gmacht, oder es Hûri, oder ist zue-näm zue cho und hed nä gläcket. Hed er wölle ûs- oder îfahre: hed er's Schwebelpfîfli a's Mûl gno und het pfiffe: de sind sie ûfgumpet und putsch! der dwäris noh cho. Hed er vom Gärtner Meie übercho, se hed er sie ihne ûf d'Chöpfli âbunde, und de hend sie Chöpf ûfg'ha und ä Stolz debî, wie eüsi Soldate, wenn sie Tannchris a de Hüete hend.

Uf das ist er Chüehirt worde. aber do hed er nid viel Freúd gha, d'Chüe hend nur ûf die grosse Grasbösche und nid ûf e chlî Stifel gluogt, ûsg'no, wenn er ihne de Gleck-chübel vor d'Nase gha hed. Uf das ist er Acherbueb worde. aber d'Stiere hend em's au nid chönne; d'Stiere sind halt eistert Stiere, öb's vier odde numme zwöi Bei hebid. Do muess er mit de Rosse fahre. Jetz hed er wieder ä grüsslige Freúd gha. d'Ross sind gar gfölgig, lustig und gschwind, und lönd si gwenne, wie me will. Aber selb Ross, wo-n-er ûfem gritte-n-ist, hed doch eistert

s'Prämie gha. Wenn d'Chlosterherre hend wölle ûsrîte, hend se gseit: sattlid mer im Stifeli sî's. Z'erst hed's en gfreüt, ass me sîs Ross nähm; aber wie sîs Thierli eistert ûf de Stross gsî isch, se hed er's em Pater Schaffner g'klaget. Mî liebi Bläsi, seit de, das hed nüt z'bedüte; wegem Ross muesch nid bös sî, d'Hêre hend au lieber die Guete as die Böse. I will di ietz ûf ä andere Poste thue, de muest ietz Meisterchnecht sî, wo de nüd anders z'thue hesch, as âz'ordne und ûf d'Sach z'luoge.

Jetz isch dem Stifel ûf ämol de Cham gross worde: Meisterchnecht, Pockerment! d'Dienstlüt hend gross Auge gmacht, frîli hend's scho lang gmerkt, ass de chlî Stifel s'Unterhömli vom Pater Schaffner seig; drum hend sie si ietz au duckt und g'schmuckt, wenn de Stifeli cho ist goh luege, was sie schaffe. S'meist hed sie gfreút, dass er nümme z'Fuess g'gange-n-und eistert gritte-n-isch. Wär' er glaufe, se hätt'er sie mengist erwütscht a de leere Haue stande, wie nes Baümli am ä Stecke. Aber wîl er gäng ûf sîm wîsse Ross obe g'hocket isch, wie-n-äs Chämi ûf em Pfarhûs, se hend s'ehn de vo wîtems gseh cho. Gwöhndli hed er sîm Ross d'Spore gae, wenn er wieder furt isch, und de heds hinten und vorn ûfgha, dass sie wol ghört und gschmöcket hend, sîs Ross fressi der best Haber vom ganze Chloster. Wie bî de Rosse, so isch au bî de Lüte gsî. Wo-n-er fründli hi gluegt hed, hed d'Sunne g'schine; wo-n-er es sûr Gsicht gmacht hed, hed's gregnet oder ghaglet. Aber was mache? Wer g'regiert, isch Meister, hed ämol de Landvogt gseit. Und wenn de Vitzlibutzli selber chäm, so chönnt er nit parteiischer sî, as so-ne Stifel, de vor im Chopf de Springer, hintedrinn der Zwinger und zweüerlei Auge hed. Das goht aber gwöhndli so bî dene Lüte, die ûss-em Seüstal i d'Hêrestube chömid. Und das isch au der Grund, worum de Stifeli b'rühmt worden isch sîner Zît, *und worum er ietz noh wandle muess.*

z'Müswangen i Schlattholz obe-n-ists ämol begegnet, ass e gwüsse Wilhelm *) am Rhîseer-Märt (Rhîsee, Kanton Luzern) im Augste ä neue Wullhuet g'kauft und neu ûf en alt ûfg'leit hed. Wie-n-er i Schlatt z'rugg cho ist, se ghört und gseht er ä Herr cho ûf emä wîsse Ross. Er goht gschwind, macht ehm der Gatter ûf und hebt ehm dernô beed Hüet zmol äne. De Herr wirft'm öppis i Huet inä und de Bûr macht selle Gatter zue. Und wun-er will das Geld ûssem Huet ûssä neh, do hed er statt Geld

*) Man sagt, Schärer von Muri habe dieser Mann geheissen.

i beede Hüete äs grosses Loch gha. Mi armi Seel, seit er, das het der Stifeli tho! (Volkskalender von Baden im Aargau, 1852).

214. 33) Stiefelireiter im Maiengrün.

Das Maiengrün ist die südliche Seite eines langen Bergzuges, der an seinem südwestlichen Abhang die großen Steinbrüche von Otmarsingen und Mäggenwil hat, wo man den Geisbergerstein bricht, und nach Nordwest längs dem linken Reußufer durchs ganze Freienamt sich hinzieht. Der Stiefelireiter, welcher in dieser Landschaft überhaupt das bekannteste Gespenst ist und darinnen mehrfache Aufenthaltsorte hat, haust auch auf dem Maiengrün. Man weiß, daß er seinen Weg aus dem Kanton Luzern hernimmt, längs des Lindenberges hinreitet, denselben bei Vilmergen verläßt und ins Bünzthal herab kommt, um auf jene Felder zwischen Dietikon und Dottikon, welche die Platte heißen, hinüber zu gelangen. Hier bei der sogenannten Kronenstûd, einer Staude entweder, oder einem Hochgerichte, von deren keinem heute etwas mehr übrig ist, soll es gewesen sein, wo er als Klostervogt des Stiftes Muri den Meineid beim höchsten Schöpfer und Richter geschworen haben soll, während er dabei den großen Rundkamm (Richter) im langen Haupthaare und den Suppenlöffel (Schöpfer) im Stulphute stecken hatte. Von hier weg reitet er dann beim Dorfe Hägglingen steil bergan zum Maiengrün. Hier trägt eine Fläche Holzland von mehreren Jucharten den Namen Klosterholz. Dies hütet er als eines der Güter, die er seinem Stifte mit erschworen hat. Alte Leute, die ihn hier gesehen haben, beschreiben sein Aussehen übereinstimmend also: Er ist ein kleines mageres Männchen, trägt blaue Hosen, hellgrünen Frack, grauen Filzhut und sehr weite große Reiterstiefel. Seine Stimme ist sehr widerlich und gleicht dem Kreischen der Vögel und dem Wimmern einer Nachteule. Knaben erzählen, wenn sie sich anschickten, hier ihre Bürde Leseholz zum Heimtragen aufzunehmen, so habe sie sich oft wie von selbst auf ihren Rücken gehoben; beim Umsehen aber nach der Ursache einer so unvermutheten Hilfe hätten sie immer noch etwas von dem wieder verschwindenden Stiefeli bemerkt, Pferdewiehern, Hufschläge, oder ein helles Gelächter vernommen. Einer alten Frau hat er ihre Welle Holz sogar auf den Kopf gehoben, und um sein Roß am Brunnen zu tränken, scheut er sich nicht bis zu den Leuten hinab zu reiten, die am Waldsaume herum ihre Wohnhäuser haben. Allein nicht immer zeigt er sich so gefällig; ja Fremden, Betrunkenen und rohen Burschen wird er geradezu gefährlich, wenn sie sich bei Nacht auf jener Höhe

finden lassen. Er tritt ihnen in den Weg, versperrt ihnen den Durchpaß und treibt sie bis zum Morgen im Holze herum. Ein Metzgerknecht aus Mäggenwil war bis Abends im Wirthshause sitzen geblieben und wollte erst mit Anbruch der Nacht seinen Weg über das Maiengrün nach Hägglingen hinüber nehmen. Auf der Höhe angekommen traf er einen Reiter quer im Pfade, dem er in keiner Weise auszuweichen wußte. Endlich griff er nach seinem Stock, um sich damit Durchgang zu verschaffen. Da wuchs Roß und Mann zusehends empor und die Augen des Letzteren fiengen an wie glühende Kohlen zu leuchten. Der Metzgerknecht ergriff die Flucht, an Kleid und Haut zerfetzt und ganz verspätet kam er wieder bei Mäggenwil aus der Waldung, um am andern Tage denselben Weg nach Hägglingen abermals, aber diesmal auf der ebenen Landstraße zu machen.

Im Bärenmoos, einem Walde bei Wohlen, traf der Stiefelreiter eine Bettelfrau und hat derselben in einem langen Gespräche von seinem Schimmel herab ganz vertraulich auseinander gesetzt, wie er zu Muri im Kloster das Leibgeding habe, alle sieben Jahre ein frisches Roß aus dem Stalle abholen und alles andere, was ihm da in den Weg komme, schänden und verderben zu dürfen. Man hat im Klostergebäude ein Zimmer, das ihm gehört. Vor Poltern und Lärmen kann es Niemand, der es bewohnen will, darin aushalten. Der Subprior hatte es einmal mit Bannsprüchen zu säubern versucht, ist aber schlimm dabei weggekommen. Kurz vor den Franzosenzeiten (1798) hat der Gnädige Herr das ganze Kloster zum Theil umbauen, zum Theil neu herrichten lassen; die Stube allein, in welcher man den Friedli (Fridolin) Geld zählen hört, ist unverändert geblieben.

---

215. 34) Der Kirchmaier zu Reitnau.

Der Kirchmaier war der reichste Bauer im Dorfe und der geizigste zugleich. Zum Lohne seiner Hartherzigkeit ist er nach dem Tode wieder gekommen, um in seinem eigenen Hause zu rumoren. Die Söhne wußten diesem öfteren Schrecken nicht anders abzuhelfen, als daß sie die Kapuziner im Luzernerlande bestellten und mit dem Geiste unterhandeln ließen. Der hält sich seitdem ruhig, aber es mußte ihm eine besondere Stube im Hause hergerichtet werden. Sie ist unbewohnt, ohne Fenster, ganz schwarz ausgeschlagen, und mitten drinn steht ein schwarz überzogenes Bette. Jeden Morgen muß es frisch zurecht gemacht werden, und immer findet sich eine Vertiefung darinnen nicht größer, als ob eine Katze da gelegen.

---

216. 35) Der Verwalter im Schlattholze.

In jenem Theile des Hallwiler-Schlosses, den man den alten nennt, weil Wall und Graben verfallen ist, hört man den Geist eines ungetreuen Verwalters stöhnen. Manchmal aber verwandelt sich das Gewinsel in Rasseln, Klirren und Schellen. Das sind die Ketten, die er noch tragen muß. Im Innern dieses unbewohnten Schloßtheiles soll in einem eigenen Gewölbe ein steinernes Bette sein, zwischen dem er jetzt noch in Ketten hängt. Der Bannwart, der nun freilich auch schon todt ist, wußte wohl, auf welche Weise die Herrschaft um den schönen Wald Schlatt kam, und wie sich gleich darauf der Verwalter der Herren von Hallwil vergiftete. Er hat ihn nach seinem elenden Tode auch herumlaufen sehen, die lange Sichelfeder hinterm Ohr; wollte er aber den Schelm einmal recht ins Auge fassen, so war er wie in den Boden verschlupft.

217. 36) Die Marienmilch in der Weintrotte zu Döttingen.

In der Döttinger-Trotte, die man nach dem Namen eines neueren Besitzers auch Bachmanns-Trotte heißt, kehrt hin und wieder in den heiligen Nächten ein unbekannter Pilger ein. Er trägt Muschelhut und Stab, sein Reiseränzchen ist mit Marienmilch gefüllt, die er von Loretto aus Italien herbringt, und einige Stücklein davon läßt er nach seiner Nachtruhe gewöhnlich in der Trotte zurück. Wer dann solche Stücklein von der Marienmilch (Mondmilch) finden kann, der bringt damit ein Glück ins Haus; er legt sie zum Gedeihen der Seinigen in Stube und Stall, besonders auf die Himletzi, das Dach des Ehebettes. (himilezi, die Decke, Gramm. 2, 214.)

218. 37) Der Güggelkopf im Ringgraben unter der Dachtraufe.

Das Strohdach eines Tegerfelder-Bauernhauses reicht hart an die ihm gegenüber stehende Kirchenmauer und läuft mit dieser in gleicher Richtung. Strohdach und Kirchenmauer lassen so den Regen und das Abwasser nach gleicher Seite zusammenfließen, ohne daß die Nässe im schmalen Raume zwischen beiden Mauern wieder auftrocknen kann. Zugleich darf der Nachbar diesen Streifen herrenlosen Landes, welcher die Usmenni (Triebweg) heißt und den Grenzsaum von zweierlei Gütern ausmacht, nicht nach eignem Gutdünken behandeln und

trocken legen. Also ist hier an der Rückseite des Strohhauses der Länge nach eine tiefe Kothrinne entstanden und hat sich endlich in eine bleibende Sumpfstelle verwandelt. Hier fährt von Zeit zu Zeit der Kopf eines Güggels in die Höhe, schießt raketenartig in die Luft empor und stürzt dann aus Haushöhe wieder in seine feuchte Wohnstätte zurück. Es ist dies der Geist des alten Hausbesitzers. Die Kapuziner von Baden hatten ihn gegen Stiftung eines bestimmten Quantums Korn, das alljährlich an ihr Kloster abgeliefert werden sollte, in ein Schoppengütterli gebannt und dasselbe in ein Loch irgendwo im Hause vergraben. Damit war der Geist zur Ruhe gebracht. Als aber seine Nachkommen jene Kornlieferung ans Kloster verabsäumten und nicht mehr entrichteten, ließen auch die Kapuziner den Gebannten wieder aus seiner Flasche los; aus einer halben Barmherzigkeit jedoch gegen die künftigen Hausbewohner haben sie ihn aus Stuben und Keller verwiesen und in jene Sumpfstelle unter der Dachtraufe verwünscht. Dies ist jenen Leuten jedoch völlig gleichgiltig, denn der Geist ist ihnen nicht nur ganz unschädlich, er soll ihnen sogar manchen heimlichen Vortheil verschaffen.

---

219. 38) Das Männlein in der Gülle zu Tegerfelden.

Vor langen Zeiten, ehe noch die alte Handelsstraße auf die Zurzacher Messe durch Tegerfelden gieng und wieder eingieng, lebte in diesem Dorfe ein wundersames Ehepaar. Es war seit Menschengedenken haushäblich hier angesessen, brave gute Leute von gottesfürchtigem Lebenswandel; aber beide waren so ausnehmend klein und winzig, daß man sie doch nicht wohl mit zur übrigen Bevölkerung zählen konnte. Nun geschah es, daß sich diese zwei kleinen Leutchen noch in ihren alten Tagen gemeinschaftlich in ein Vergehen einließen. Zwar konnten sie es verheimlichen, und da auch die Nachbarschaft aus Schonung schwieg, so wurden die zwei weder damals bei Gericht gebüßt, noch weiß man heute ihre eigentliche That anzugeben; aber sie starben bald darüber hin und müßen dafür seitdem in ihrem eigenen Hause wandeln.

Da die Beiden weder Kinder hinterließen, noch sonst weit und breit einen Verwandten gehabt hatten, so fiel ihr Haus an die Gemeinde Tegerfelden. Man brachte es zur Versteigerung und es stellte sich auch ein annehmbarer Käufer ein, der es unter bestimmten Bedingungen einstweilen bezog. Aber gar bald merkte der neue Besitzer, daß er hier nicht allein wohne, und so muß wohl damals schon der

Kauf wieder rückgängig geworden sein. Denn regelmäßig an jedem Abend stellten sich im Hause die beiden kleinen Leutchen ein. Immer kam das Männchen zuerst herein, alsdann das Weiblein, und zusammen traten sie dann an den Herd hin. Beim Weggehen aber entfernte sich allemal das Weiblein zuerst, und mit gemessener Pünktlichkeit verzog hierauf das Männlein noch einen Augenblick länger, bis es sich ebenfalls fort und seinem Weibchen nach machte. Beide thaten dabei gänzlich arglos und blieben, unbekümmert um alle übrigen Anwesenden, ganz allein mit sich beschäftigt; aber zusammen sprechen hat man sie nie gesehen, nicht einen einzigen Laut haben sie je gegeben. Das alles war nun der Frau des neuen Besitzers ganz unerträglich und sie drang fortwährend in ihren Gemahl, diese kleinen Leutchen durch Kapuziner, die sich auf den Bann verstehen, aus dem Hause schaffen zu lassen. Bevor sich nun dieser zu einem solchen Gewaltsmittel entschließen wollte, wendete er sich noch an einen alten, erfahrenen Mann in der Umgegend, an den Bauern Jetzer, der damals auf einem Hofe bei Lengnau saß, dem Erbgute seines sagenberühmten Geschlechtes. Dieser Mann war ein Fronfastenkind und konnte somit alle Geister erblicken und zum Sprechen bringen. Er kam in das verrufene Haus, unterhandelte allein und unbelauscht mit dem Männchen und erklärte hierauf dem Besitzer: das kleine Männlein bitte ihn, es nicht kirchlich aus dem Hause bannen zu lassen, weil dadurch eine endliche Erlösung am meisten verzögert werden würde; um aber doch den hartnäckigen Forderungen der Hausfrau nach Möglichkeit zu gehorsamen, wolle es sich von nun an in die Gülle (Jauche) der Miststätte vors Haus hinaus begeben und darinnen so lange wohnen, als man ihm ein eigenes Häuflein Mist unverrückt drinnen liegen lasse.

Dies Alles ist denn auch pünktlich so geschehen und vor sich gegangen, völlige Ruhe muß aber damit doch nicht geschafft gewesen sein. Denn bald war das Haus wieder herrenlos und kam zum zweitenmale an die Gemeinde. Seither gab man es miethweise armen Leuten zu bewohnen. Auch diese sind der Reihe nach immer wieder ausgezogen, sie fanden es ebenfalls unerträglich, stets in Gesellschaft eines fremden Männleins leben zu sollen. Und doch konnte sich Keins über irgend eine Ungebühr beklagen, die man dabei auszustehen gehabt hätte. Nach und nach ist das Weiblein sogar völlig ausgeblieben, es gilt nun für erlöst. Das Männlein hingegen kommt heute noch regelmäßig ins Haus herein, nimmt seinen Platz wie sonst am Herd und schaut staunend und stumm ins Feuer hinein. Nur ist jetzt sein Besuch an ganz bestimmte Tage des Jahres gebunden, besonders an

Weihnachten, Ostern und die vier Quatemberzeiten. Nie erscheint es des Nachts, sondern immer des Abends zwischen Feuer und Licht; wohl aber hört man Nachts zuweilen aus jenem Misthäufchen her in der Gülle eine dünne Stimme, wie die eines schreienden Kindes, und meint, da rühre sich das Männlein. Angst hat niemand vor ihm. Das Kindsmädchen, das früher in jenem Hause wohnte und jetzt bei fremden Leuten dient, betheuerte, das Männlein selber gesehen zu haben, es sei ganz jung und trage ein graues Hütchen auf dem Kopfe; als es beim Feuer gestanden, sei es nur so groß gewesen, daß es mit den Augen eben an die Herdplatte reichen und sie überblicken konnte.

So ist's heute noch in jenem Hause. Es steht neben der Tegerfeldner-Kirche, ein alterthümlicher Holzbau, die Zwischenbacken aus Lehm und Flechtwerk gemacht, und gilt für die größte Strohhütte ringsum. Die Hauptwand steht dem jetzigen Dorfwege entgegengesetzt nach hinten und trägt einen Wahrspruch. Unmittelbar davor sieht man die berufene Gülle und darinnen noch immer unangetastet jenes eigenthümliche Häuflein nie gebrauchten Mistes. Rings um dieses wächst ein Kranz von spanischem Gras, gelb und weiß gestreift. Der jetzige Miethsmann ist ein Schuster. Nicht um vieles würde er dieses Häuflein aus der Gülle nehmen lassen. Befragt man ihn etwas dringlicher um seine Gründe, so pflegt er ablehnend zu sagen: Nicht immer redet man gerne, und manchmal ist's ohnedies besser, man schweige.

---

220. 39) Der Lindegiger am Ruckfelde.

Wer vom Städtchen Brugg nach Zurzach geht, trifft auf dem weiten Ruckfelde einen alten Lindenbaum an der Wegscheide, um dessen Stamm Ruhebänke gezimmert sind. Ueber ihn hat man eine Reihe Geschichten, in deren Erzählung die Leute der umliegenden Ortschaften sich so getreu bleiben, daß nicht ein Wörtchen dran zu ändern ist.

Im Dorfe Unter-Endingen lebte eine arme Familie Hauenstein. Unter ihrer Schaar von Kindern mußte der älteste Bube, statt in die Schule, von Haus zu Haus das Brod betteln gehen. Später las er den Mist von den Straßen auf und verhandelte ihn karrenweise; dann gab ihm ein Krämer Schwefelhölzchen zum Verkauf, und während er diese in der Gegend umhertrug, stahl er zugleich den Juden von Ober-Endingen ihre Feldfrüchte und konnte sie unentdeckt auf die Wochenmärkte nach Brugg und Baden bringen. Bei reiferen

Jahren verlangte er von dem Gemeinderathe seines Dorfes einen kleinen Geldvorschuß und betrieb damit einen Nagelhandel. Endlich kam er zu einem alten Tanzgeiger im Siggenthal und bei diesem lernte er das Geigen dafür, daß er im Endinger Walde so viel Holz frevelte, als der Spielmann den Winter über ins Haus brauchte. Hier wurde er nun in kürzester Zeit ein ausgezeichneter Geiger, der bei allen Hochzeiten gesucht war. Namentlich zur Zeit der Zurzacher Messe, wenn die Kaufleute über das Ruckfeld zogen und ihre schweren Geldsäcke ein wenig unter der Linde abstellten, um Rast zu halten, war der junge Geiger bei der Hand, strich die Fidel hinter seinem eigenen Rücken, oder auf seinem Kopfe stehend und machte um ein paar Schillinge unglaubliche Kunststücke. So wanderte er mit dem Nagelsack auf der einen, und der Geige auf der andern Schulter herum, betrieb das eine, wenn das andere gerade nicht gieng, und hielt seine Batzen so gut zu Rathe, daß er bald ein kleines Heimwesen in Endingen pachten konnte. Als er nun gar nicht ungeschickt heiratete und der Frau dann noch eine Erbschaft zufloß, wählte man ihn zum Gemeindeweibel, und da die Leute hieraufhin Kredit gaben, kaufte er das Wirthshaus zu den drei Sternen, ließ die Inschrift darauf setzen:

Laß Neider neiden, Hasser hassen,
Was Gott mir gönnt, muß man mir lassen —

und hieß jetzt der Weidwirth.

Nun erst schrieb er mit doppelter Kreide. Die Gäste, die sonst ihr Schöppchen urchig (pur) zu trinken gewohnt waren, bekamen jetzt nur gewässerten Wein aufgestellt. Die einen, die sein Wirthshaus nicht mehr besuchten, wußte er in Gemeindedingen zu verfolgen und zu bedrücken; und die andern, die schwachherzig genug waren, noch bei ihm einzukehren, machte er trunken, und wenn er dann mit ihnen Händelchen abgeschlossen hatte, die zu ihrem größten Nachtheile ausfielen, hatte er stets einige erkaufte Zeugen an der Hand, welche ihm vor Gericht den Prozeß gewinnen halfen. Besonders hart war er gegen seine Dienstboten; er gönnte ihnen keine ruhige Minute. Frühmorgens um drei Uhr schon lag er ins Fenster und that, wie wenn er mit Vorübergehenden spräche. Da hieß es denn so laut, daß die Knechte nebenan in der Schlafkammer es hören mußten: „Ah, guete Tag, wo ane wennd-er? ehr sind au scho früje; euse Lüt wennd nie ûf, me sott's alle Morge mit em Heulüecher (eiserner Heuhaken) ûssem Bett ûsse schlaike." Da meinten dann seine Leute, die kaum seit ein paar Stunden ins Bett gekommen

waren, im Dorfe gehe man schon aufs Feld hinaus, und sprangen wie besessen aus den Federn.

Was meinst, Bub, fragte mich jedesmal mein Großvater, wenn er auf diese Geschichte zu reden kam, he, wie lange wohl mußte der Lindegîger wirthen, bis er den Kaufpreis des ganzen Anwesens wieder herausgeschlagen hatte? Gewiß auch seine zwanzig Jahre, sagte ich rathend. Wohl gar gleich ein halb hundert! rief dann der Alte spöttisch; nein, in drei Jahren war er keinen Batzen mehr schuldig. Aber so schlecht gieng es eben damals noch bei der Obrigkeit her. Und wie denn heute noch der Reichste im Dorfe immer auch gleich Gemeinderath sein muß, so wurde unser Sternenwirth nicht nur dies, sondern endlich noch Ammann dazu und konnte jetzt mit seinem Gelde wuchern, das Armengut bestehlen und die Wittwen bedrücken, wie er wollte. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, und das Leben hat auch noch keiner verlängern können. Seit der Sternenwirth das letztemal in den Keller hinabgegangen ist, hat man weder Weiß noch Schwarz mehr von diesem Säuberling erfahren; herauf ist er einmal nicht wieder gekommen, und so hieß es denn überall: „de Düfel heig e g'no.“

Von jetzt an aber saß sein Geist auf dem großen Faß im Keller drunten und schrie um Mitternacht: „Drü Schöppli Wî und e Schoppe Wasser gend au ne Môss!“ Selbst die Nachtwächter hörten es, es soll wie das Gebrüll eines Stieres gelautet haben. Nun kam das Haus in Verruf und Niemand wollte da mehr zusprechen. Der älteste Sohn, der das Anwesen übernommen hatte, konnte sich keinem Weinfasse mehr im Keller nähern, ohne daß nicht der Spukgeist gerade drauf geritten hätte; ja alle Abende sah man ihn das Wasser büttenweise in den Keller schleppen. Der Sohn wollte ihm seine Wege verlegen und ließ, um den Umbau der dabei nöthig wurde, etwas vor den Leuten zu verbergen, das Haus zuerst von außen herunterputzen. Aber sogleich stürzte dabei der Maurer vom Gerüste. Als man ihn halbtodt in die Stube brachte und den Pfarrer mit dem Sterbsakramente hereinholte, fieng die alte Spieluhr im Zimmer, die schon seit Jahren nicht mehr gieng, wie unermüdlich an zu flöten, zu schnurren und zu walzen, und dann brach ein solches wildes Gelächter los, daß jedes Wort des Kranken und des Priesters unverstanden blieb.

So wollte es nun die Familie nicht länger haben und wandte sich in ihrer Noth an einen Pfarrer von Würenlingen, der an andern Orten schon einem gleichen Uebel abgeholfen hatte. Dieser räumte den ganzen Keller aus bis auf eine große mit Stroh umflochtene

Branntweinflasche; er stellte sie in den letzten Winkel zurecht, behielt jedoch ihren Stöpsel wohlweislich noch in der Hand. Dann zündete er ein tüchtiges Feuer an und warf fleißig Weihrauch hinein. Das ward dem Gespenste widerlich, es hustete und stöhnte, es schimpfte endlich, je mehr der Qualm den ganzen Raum füllte; zuletzt kroch es ins letzte Eckchen und gutwillig in die dorten aufgestellte Flasche, die nun der Pfarrer behend verpfropfte. Jetzt meldete er den Verwandten das Gelingen, die indessen oben in der Stube versammelt gewesen waren. Sie gaben sich noch keineswegs damit zufrieden, so lange man die leidige Flasche drunten im Keller haben sollte; allein diese war weder mit Winden, noch mit Spannketten vom Platze zu bringen. Der Pfarrer nahm noch einen Kapuziner von Baden zu Hilfe. Volle vierzehn Tage blieb dieser unten beim Gespenste, dann gelang es die Strohflasche vors Haus und auf einen Wagen zu schaffen. Aber auch jetzt schienen die Achsen unter der Teufelslast wie Halme zu brechen und die Rosse thaten keinen Ruck, bis man den Geist erst befragt hatte, wohin er gebracht sein wolle. Auf die Teufelskanzel, war seine Antwort. Dies ist ein Felsvorsprung am Bergzuge nördlich von Unter-Endingen. Hätte man das Richtschwert eines Henkers vorne auf den Wagen gelegt, so wäre gleich anfangs geholfen gewesen; nun führte man das Gefäß dorten hinaus und schleuderte es von der Teufelskanzel ins Schrännenloch. Mit großem Gekrache versank die Flasche drunten in dem Bächlein, das der nahen Surbe zufließt. Dafür soll nachher dem Würenlinger-Pfarrer, der den Geist zum Keller hinaus gebetet, übel mitgespielt worden sein. Dieser hielt auf strenge Zucht in seinem Dorfe und eiferte besonders heftig gegen den Unfug der Nachtbuben, der damals noch stark im Schwange war. Seit der Banngeschichte nun war alle Nacht ein Höllenlärm rings um sein Pfarrhaus zu hören, das vereinzelt auf einem Hügel liegt; und wenn dann der Herr mit dem Sprachrohr hinunter rief und den vermeintlichen Nachtbuben Ruhe gebot, scholl ihm das frechste Hohngelächter entgegen. Auch in seinen weiteren Exorcismen in der Gemeinde war er nicht mehr glücklich. Bei einem Patienten geschah es ihm einmal, daß ihm der Teufel aus dem Krankenbette entgegen schrie: „Wart aber, wie schlimm wird es erst dir einmal ergehen!" Wirklich lebte der Pfarrer darnach nicht lange mehr, der fortwährende Verdruß brachte ihn um. Man redet davon, als habe man seine Leiche mit einer Schlinge um den Hals gefunden. Bei seiner Beerdigung soll eine Stimme gesagt haben: „Gell, i ha de au möge!"

Dem Lindegîger muß es ebenfalls nicht lange in seiner nassen

Tiefe gefallen haben, denn schon seit Menschengedenken hat er seine bleibende Wohnung auf der Ruckfelder Linde. Am Stamme dieses Baumes ist in Manneshöhe ein mit kräftiger Rinde überwaletes Loch, welches von einem schon vor alter Zeit gekuppten Stammschoß herrührt; da drinnen wohnt er. Denn als einmal der Bannwart von Tegerfelden dieses gefährliche Loch verkeilen wollte, wurde ihm mit den Worten: „Gang du no, i chome doch ûsse“ Zapfen und Axt an den Kopf geworfen. Oft auch saß er auf einem Lindenast, den erst in den letzten Jahren ein Sturm gebrochen hat, und je ärger dann im Winter die Schneeflocken über das Ruckfeld stöberten, um so schöner und schärfer geigte er drauf los. Dann soll auch der Wipfel des Baumes zu leuchten begonnen haben, auf Aesten und Zweigen stellten sich Tische zurecht, alle mit Spielleuten besetzt, und er selber strich seine verzauberte Geige dazu, die ihm ein Tegerfelder Pfarrer einst geliehen haben soll. Auch, sagt man, könne ihn nur ein Pfarrer dieser Gemeinde gänzlich erlösen, er müße aber am Fronleichnamstage geboren sein. Da einst ein Tegerfelder-Bauer auf dem Heimwege von Würenlingen Nachts hier vorbeikam, fieng's im Baume so überaus lustig zu geigen an, daß mein guter Bauer augenblicklich dazu hüpfen und forttanzen mußte, bis er erschöpft und besinnungslos zu Boden sank. Man fand ihn des andern Tages in den Gebüschen am Fuße der Teufelskanzel, und von Stund an ist er der unübertrefflichste Tänzer im Lande gewesen.

Ein Luzerner Schweinehändler war mit einer Ladung Schweine eben auf dem Wege zur Zurzacher Messe, und wollte mit seinem Zweigespann bei sinkender Nacht gerade an der Linde vorüber. Hier aber sprang plötzlich ein zwergenhafter wüster Kerl aufs Handroß und schleppte das ganze Fuhrwerk über alle Graben und Löcher querfeldein wie im Blitze nach Unter-Endingen zum Sternen. Beim Wirthshause angekommen, ist der wunderliche Reiter verschwunden, am Fuhrzeug war kein Riemchen zerbrochen, aber dem sprachlosen Schweinehändler blieb für diesmal nichts weiter übrig als im Hause des Lindengeigers zu übernachten. Der Geist ist durchaus harmlos, und Niemand, der seiner jemals ansichtig geworden, hat noch behauptet, daß man darüber Schaden verspürt oder einen geschwollenen Kopf bekommen hätte. Allein wer zur Mitternachtsstunde in sein Revier kommt, der muß, er mag nun nach Tegerfelden oder Zurzach wollen, stets nach Unter-Endingen und dorten im Sternen bei seinen Nachkommen übernachten. Ganz natürlich sind diese schon längst reiche Leute; der Urgroßvater treibt ihnen ja die Kunden mit Roß und Wagen ins Haus, und so ist das Geschäft ein einträglicheres,

als wenn ein einzelner Bauer in der Zechstube sitzt und über seinem Schöpplein Wein stundenlang Kalender macht.

---

221. 40) Der Geiger Lux von Buttwil.

Der Geiger Lux (Lukas) hatte auf einer Hochzeit im Luzerner Dorfe Hitzkirch bis nach Mitternacht aufgespielt und machte sich nun zurück in sein Heimatsdorf Buttwil im aargauer Freienamte. Die Nacht war schwarz und der dichte Buchenwald am Lindenberge noch finsterer als sonst, über den ihn sein Heimweg führte. Mitten im Holze liegt der Geißenrain, ein Hügel, in welchem ein Zauberschloß sammt allen Schätzen versunken sein soll. Die paar Glas Hochzeits-Wein, die Lux zu viel getrunken hatte, machten ihn in seinen jetzigen Gedanken verwegener, und so sagte er an dieser Waldstelle: Wüßte ich nur da hinein zu kommen, ich wollte mir wohl die Taschen füllen. „Komm nur gleich mit!" war darauf die Antwort eines Zwerges, der hier plötzlich vor ihm stand. „Gerade warten jetzt die Herschaften drinnen, und du mußt aufspielen," fuhr der Zwerg fort, „aber merk dir's ja, daß du keine freche Forderung machst, wenn sie dich darnach ums Trinkgeld befragen!"

Der Lukas ließ sich dies wohl gesagt sein und folgte sogleich seinem kleinen Führer nach. Er hatte in dem ihm wohlbekannten Walde noch nie so schauerliche Pfade gesehen; durchs dichteste Gestäude gieng's mitten hindurch, es bog sich wie bei einem Windstoße auf beiden Seiten aus einander. Zuletzt standen sie vor einem ganz erhellten Thor einer Bergwand. Es that sich vor ihnen auf, um sich rasch hinter ihnen wieder zu schließen. Durch mehrere geschmückte und kerzenhelle Gemächer gelangten sie in einen weiten Saal, der so herrlich strahlte, als wäre er von einer Sonne erleuchtet. Herren und Frauen in alterthümlicher Tracht wandelten gesellig darinnen umher. Auf einen Wink des Führers begann nun Lux zu spielen, die Versammlung ordnete sich zum Tanze und führte ihn in so zierlicher und anstandsvoller Weise durch, wie der Geiger seiner Lebtage nichts Gleiches gesehen hatte. Auch der Ton seines Instrumentes wurde immer herrlicher, eine ganze Unendlichkeit von Tänzen, einer schöner als der andere, fiel ihm ein, er war zuletzt von sich selber entzückt. Da stellte sich mit einemmale ein hoher Knochenmann vor ihn und fragte, was er als Lohn verlange. Wohlweislich gedachte der Geiger der vorhin erhaltenen Warnung; schweigend griff er daher nach seinem Hut und hielt ihn dem Frager still und ehrerbietig hin. Dieser füllte ihn bis an den Rand mit Kohlen, dann stand auch der Zwerg wie-

der da und führte sogleich den Geiger zu Saal und Berg hinaus. Draußen war er ganz allein in der Finsterniß und hatte Mühe, seinen alten Fußsteig aufzufinden, ohne seine Geige an den Baumstämmen zu zerschlagen. Endlich erreicht er seine Hütte, und nun erst fühlt er, wie schwer ihm bisher die vermeintlichen Kohlen auf den Kopf gedrückt haben. Er leert sie draußen erbost ins Gras und sucht sein Bette. Spät am andern Tage hat er Ermüdung und Mißvergnügen über die schlechte Bezahlung ausgeschlafen. Nun jagt ihn der Hunger aus dem Neste und er will nach Gewohnheit der nächsten Schenke zu. Wie er seinen Hut aufsetzen will, fällt daraus ein schönes Goldstück klingend auf den Boden, das sich im Hutfutter verschlupft hatte. Jetzt versteht er erst die Bescheerung. Gleich lauft er vors Haus, wo er gestern den Hut fluchend ausgeschüttet; hier liegt noch der ganze Haufen — Kohlen. Er geht in den Wald zurück, noch lange sucht er seinen gestrigen Fußweg; er findet auch diesen wieder, aber nie mehr das Thor und das Schloß.

---

222. 41) Tod der sieben Zwerge.

Auf einer der Hochebenen zwischen Brugg und Waldshut am Schwarzwalde wohnten sieben Zwerge zusammen in einem kleinen Häuschen. Da kam einmal spät Abends ein junges nettes Bauernmädchen verirrt und hungrig des Weges und bat um ein Nachtlager. Die Zwerge hatten nur sieben Betten, dennoch stritten sie sich, denn Jeder wollte dem Mädchen sein Bett abtreten; endlich nahm sie der Aelteste von ihnen zu sich in seines, kaum aber gieng's ans Einschlafen, so kam noch eine Bauernfrau vors Häuschen, klopfte und begehrte Einlaß. Das Mädchen stand gleich auf und sagte ihr, wie die sieben Zwerge hier selber nur sieben Betten und sonst keinen Platz mehr für Jemand übrig hätten. Darüber wurde die Frau sehr zornig und schalt in ihrem Argwohn das Mädchen, in welcher sie die Beihälterin von sieben Männern vermuthete, ein Lumpenmaitschi. Unter Drohungen, daß man einer solchen schlechten Wirthschaft bald ein Ende gemacht haben werde, gieng sie grimmig davon; noch in derselben Nacht aber erschien sie mit zwei Männern, die sie vom Rheinufer her geholt hatte, und diese brachen sogleich ins Haus ein, und erschlugen die Zwerge. Man verscharrte die Leichen draußen in dem Gärtchen und verbrannte das Haus. Das Mädchen war darüber den Leuten aus den Augen gekommen.

---

223. 42) Die Heidenzwerge zu Klein-Döttingen.

Im Dorfe Klein-Döttingen, am linken Aarufer, steht ein altes, schon oft ausgebessertes Haus, nun von der Familie Kalt bewohnt, welches den Namen Heidenhaus hat. Sein Name soll von jenen Zwergen herkommen, welche man schlechtweg Heidenzwerge hieß, und die ehemals hier tagtäglich ihre Besuche abstatteten. Die größten unter ihnen waren bis zwei einen halben Fuß hoch. Sie trugen schwarzgraue Ueberhemden, die ihnen von der Schulter bis auf den Boden reichten, um den Leib einen schwarzen Gurt, statt der Schuhe hölzerne Brettchen, und giengen stets barhaupt. Ihr Besuch galt einem menschenfreundlichen und vergnügten Hausvater, der mit all den Seinigen in fortgesetzter Eintracht lebte. Frühmorgens stellten sie sich bei ihm ein, giengen mit ihm aufs Feld und machten die Arbeit mit; beim Essen allein blieben sie weg, und nahmen nichts, was man ihnen auch vorsetzen mochte. Am Morgen waren sie immer besonders munter und aufgelegt, Abends aber wurden sie zusehends stiller, und wenn dann im Nachbardorfe Leuggern die Betglocke ertönte, so liefen sie eiligst und mit Wehklagen davon. Alle rannten dann einer bestimmten Stelle am Aarufer zu und stürzten sich ins Wasser; ebendorten stiegen sie aber am folgenden Morgen wieder hervor, und begaben sich zu ihrem lieben Bauern. Kam nun der Winter und gab es keine Feldarbeit mehr, so unterhielten sie die Familie mit allerlei Kunststücken. So brannten sie in der Scheune, wo sie ohnedies am liebsten waren, je nachdem man es haben wollte, vier- oder sechseckige, sogar zirkelrunde Löcher mitten durch ein Bund Stroh, ohne daß ein anderer Halm daneben Feuer fieng. Denn sie verstanden es, das Feuer zu bannen. Dieser Künste wegen hieß man sie auch Heidenzwerge; ob sie aber wirklich Heiden gewesen sind, weiß man bis heutigen Tag nicht.

So lange sie nun den Bauern besuchten, nahm sein Wohlstand zu, und der ungenügsame Nachbar beneidete ihn oft darum und wünschte die Zwerge gleichfalls an sich zu ziehen. Allein das half nichts, sie blieben dem Alten getreu, und dieser lebte zufrieden und glücklich mit der ganzen Haushaltung bis zu seinem Tod. Als er aber gestorben war und seine beiden Söhne das Gut erbten, gelang es dem neidischen Nachbar bald, diese in Zwist zu bringen. Um so leider that's den gutmüthigen Zwergen, Zank und Streit in der sonst so friedlichen Familie hören zu müßen, sie erschienen bald nicht mehr täglich, dann nahm ihre Zahl ab, endlich kam nur noch einer. Aber auch dieser gieng zuletzt von den beiden Brüdern unter folgenden Worten

hinweg: Unsere Zeit ist nun vorbei, wir werden euch daher nie wieder, vielleicht ewig nicht mehr sehen, aber eurer Wohlthaten wollen wir ewig gedenken, lebet nur einträchtig und in Frieden. Nach diesem Abschiede eilte der Zwerg wie sonst der Aare zu. Als ihm dabei der neidische Nachbar nachschlich, um die Uferstelle zu sehen, wo das Männlein verschwinde, stürzte er darüber selbst in den Fluß und versank; nichts mehr sah man von ihm als sein Blut, das einen Augenblick das Wasser färbte.

So waren nun schon viele Jahre vergangen, und man hatte des Heidenvölkleins beinahe ganz vergessen; da brach zwischen den Fürsten ein großer Krieg aus, und ihre Heere drangen auch in die Schweiz ein. Sie schlugen sich an Limmat und Aare und rückten auch in diese Gegend. Damals versuchten es die Kaiserlichen von Döttingen aus auf das linke Ufer der Aare überzusetzen, die Franzosen aber verwehrten ihnen den Uebergang und ließen sie durch Scharfschützen, welche hinter den Häusern und Bäumen von Klein-Döttingen sicher aufgestellt waren, so erfolgreich beschießen, daß jene mit dem Schlagen der Schiffbrücke nicht zu Stande kamen. Darüber nahmen die Kaiserlichen ihr Geschütz vor und schossen mit glühenden Kugeln das ganze Dorf in Brand. Da stand nun das Heidenhäuslein, welches die Zwerge ehemals besucht hatten, entblöst am Ufer der Aare. Ringsum loderten die Firsten, in Zeit von zwei Stunden war das ganze Dörflein in Asche gesunken; das Heidenhaus allein war noch unversehrt. Die Scharfschützen hielten deswegen hier bis zuletzt aus. Wie die Kaiserlichen das sahen, richteten sie alles ihr Geschütz gegen dieses eine Haus, aber vergebens; sie durchlöcherten es bloß, seine Holzwände brachen nicht zusammen und das Strohdach entzündete sich nicht; ganz allein von allem blieb es übrig. Da wollen nun einige Leute des Dorfes gesehen haben, wie während dieser fürchterlichen Kanonade ein Zwerg aus dem Wasser gestiegen und jenem Hause zugegangen sei. Dankbar gedachten bei dieser Nachricht die beiden Brüder des guten Heidenvölkleins wieder, und ihm schrieben sie jetzt die Rettung ihres Heimwesens zu. Sie bereuten ihren Zank, söhnten sich aus, und da das ganze Dorf neue Häuser zu bauen hatte, machten auch sie zusammen sich daran, ihr altes väterliches zu renovieren. Als man nun das Dach frisch umdeckte, fand man unter einem Hohlziegel der First ein wohlerhaltenes Nuster (Paternoster) neben steckengebliebenen Flintenkugeln.

Diejenigen Erzähler aber, welche nicht an Zwerge glauben, berichten über die Erhaltung des Hauses Folgendes.

Hier war Tags zuvor ein alter Offizier der französischen Armee

in Quartier gewesen und freundlich behandelt worden. Als er einige Stunden vor Beginn des Kampfes das Haus verließ, sagte er den Leuten für ihre Gastfreundschaft ausdrücklich Schonung und Erhaltung ihres Eigenthums zu. Auch wenn er selber fallen sollte, bemerkte er ihnen, so habe er für sie gesorgt, und zwar schon vorige Nacht beim Schlafengehen. Die Schlacht war vorüber und der Franzose zeigte sich nicht wieder. Man wurde begierig, ob man nicht an seiner Schlafstelle etwa eine Spur fände, aus der man sich sein so wunderbar erfülltes Versprechen erklären könnte. Man bemerkte am dortigen Bettpfosten nichts anderes als ein frisches Bohrloch, um das ein paar Anfangsbuchstaben eingeschnitten waren.

Dieser Franzose muß also zu den Veteranen der Armee gehört haben, die sich alle auf die Heiden- oder Zigeunerkunst verstanden haben. Mit glühenden Stangen brannten sie runde Löcher durch die Strohgarben und sengten alle Spinnenweben in allen Winkeln des Hauses zumal weg, ohne daß sonst etwas im Hause darüber angieng oder nur rußig wurde. Von solchen Wunderthaten erzählt man noch allenthalben.

Das Kriegsereigniß, das im Vorstehenden gemeint ist, betrifft den Aarübergang, welchen Erzherzog Karl von Oesterreich in der Nacht des 16. August 1799 bei Döttingen mit 50,000 Mann erzwingen wollte. Die französische Armee bestritt ihn und 50 Zürcher-Scharfschützen besonders verhinderten dabei das Schlagen einer Schiffbrücke.

---

224. 43) Die Heidenmännchen in Ryken.

In der grauen Heidenzeit war in Ryken, zwischen dem Zofinger Boowald und der Aare (genauer wird die Lokalität nicht bezeichnet) eine Salzquelle. Diese Quelle war der Wohnsitz von Zwergen, die man „Heidemanndli" nannte. Es war ein gutes Volk, das Niemandem etwas zu Leide that; man mochte sie in der ganzen Gegend gar wohl und hatte sie gern, denn sie halfen den Leuten viel in Rath und That. Wenn der Bauer Garben band, so kamen des Nachts die Heidenmannli und trugen sie ihm in die Scheune. So brachten sie Heu und Feldfrüchte ebenfalls ein. Auch wußten sie viel zu rathen, was und wo man pflanzen solle, wann ein gutes Zeichen sei, Flachs und Kraut zu säen, wann man Jauche führen und das Land beschütten müße u. dgl. So traf einmal ein solches Heidemannli einen Bauern an, der mit seinen Feldarbeiten noch sehr im Rückstand war. „Gang numme, liebe Gvatter!" sagte es zu ihm,

„und säj hüt rüebsôme, 's zeichen ist guet, es wird scho öbbis gä!“ Der Bauer kannte das Heidemannli wohl, gieng schnell heim und besäte einen großen Acker mit Rübsamen. Es war schon spät im Herbst und die Leute lachten ihn aus. Allein obgleich nur noch fünf Wochen Zeit für Feld- und Wieswachs war, gedieh der Samen doch, und der Bauer bekam diesmal die schönsten Rüben in der Umgegend. — Daneben verstanden diese Heidemannli viele Hexenkünste. So konnten sie in einer Strohwelle ein Feuer anzünden und darinn kochen. Des Nachts giengen sie dann schaarenweise in die Häuser, und da brauchten sie nur mit einem Hammer dreimal an die Thüren oder Schlösser zu klopfen, und diese sprangen alle auf. Dann giengen sie in die Küche und fiengen an zu kochen und zu braten. Was sie verbrauchten und aßen, war am Morgen nur um so reichlicher da. Mit dem Fleisch machten sie's ebenso; sie giengen nur in den Stall, stachen den Kühen und Ochsen ein schönes Stück heraus und kochten und aßen es. Am Morgen war Alles wieder verwachsen und solche Kühe wurden die fettesten und schönsten im ganzen Lande. So nahmen sie Alles, was sie brauchten, nur das Salz brachten sie aus ihrer Quelle mit. Die Bauern wußten zwar wohl um diese nächtlichen Besuche, allein sie konnten ihnen nur lieb sein, da ja in solchen Häusern immer Glück und Wohlstand herrscht, wo diese Erdmannli hinkommen. Einmal waren sie auch in später Nacht in einem Bauernhause, kochten und brieten und ließen sich's wohl sein. Da kam der Stallknecht, welcher zufällig fort gewesen war, heim, er riecht die aus der Küche herziehenden Bratendämpfe, geht hinein und betrachtet eine Weile das Treiben der fremden Gäste. Dann wässert ihm das Maul nach diesen Speisen und gierig nimmt er ein großes Stück Fleisch vom Feuer weg. Die Heidenmanndli bitten und warnen, sie drohen und eifern, aber vergebens, er läßt sich nicht wehren, und verschlingt's. Nun verschwinden nicht nur die Männlein plötzlich, sondern es fehlt am Morgen Alles, was sie in der Nacht angebraucht hatten; in der Küche das Schmalz, im Schrank Brot und Mehl, im Stalle sogar der schönsten Kuh hinten ein großes Stück Fleisch, gerade ein solches Stück, wie das, welches der gierige Knecht gestern hinabgegessen hat. Seitdem war aus dem ganzen Hause Glück und Segen gewichen, und die Männlein erschienen nicht mehr. Sogar die Salzquelle, die sonst ihren Ausfluß in der Aare hatte, war von nun an versiegt. Die Bauern hatten nun weder für sich, noch für ihr Vieh mehr Salz und mußten es bei der Obrigkeit in Bern um theures Geld kaufen.

---

225. 44) Das Lämmlisloch bei Wegenstetten.

Auf der dem Dorfe Wegenstetten zugekehrten Seite des hohen Berges des Frickthaler-Jura, den man Homberg und zur Unterscheidung vor anderen gleichnamigen, den Thiersteinberg nennt, liegt oben in den Flühen eine Höhle, in welcher zu beiden Seiten Sitzbank und Backtrog in Stein ausgehauen sind. Hier hat das Erdmännlein Lämmli gewohnt, das den Bauern bei ihrer Feldarbeit frischgebackene Küchlein und Wähen aufs Pflughaupt gelegt hat. Der jetzige Ortspfarrer hat den schöngelegenen Punkt mit einigen Anlagen versehen, und die Höhle in einen guten Keller umgeschaffen.

B. Zwergensagen aus andern Schweizer-Kantonen.

226. 45) Der Sattlerfranz auf der Grimsel.

Ein piemontesischer Säumer brachte einen Zug Saumpferde über die Grimsel (Bern. Oberl.) durchs Haslithal herab und jedes war mit zwei Lägeln guten wälschen Rothweins beladen. Er hatte sich auf seinem beschwerlichen Tagmarsch schon tüchtig bezecht, als ihm auf dem engen Felsensteig bei Guttannen, an jenem steilen Felsen des Zuben, wo das Ausweichen gefährlich wird, das Zwergmännlein Selbthan begegnete. In seiner wilden Trunkenheit war es dem groben Gesellen zu viel, zum Leitroß vorzugehen und es hübschlich auf die Seite zu treiben; von hinten her schwang er sogleich die langgedrehte Riemenpeitsche und hieb dem armen Zwerg die allerdicksten Schwielen. Der Kleine drückte sich in die Bergwand und schrie so jämmerlich, daß alle Zwerge aus dem ganzen Thale zusammenliefen. Dann riefen sie seiner Schwester in die Rothenfluh hinauf:

Lauf, lauf, Rebärben,
Der Vater will sterben!

und zogen von Stund an mit einander aus dem Haslithale fort. Drei Tage und drei Nächte dauerte ihr Zug über den Grimselpaß. Man hörte sie dabei laut schluchzen. Den Säumer erreichte schnell sein Verderben. Bevor er noch den Brienzer-See erreichte, stürzte sein Leitpferd den schlüpfrigen Pfad an der Hellen Platte hinunter und riß die übrigen Saumthiere, mit denen es der faule Kerl zusammengekoppelt hatte, gleichfalls mit in den Abgrund. Als er seine ganze Habe verloren sah, stürzte er sich selbst verzweifelt nach. Aber sein grausamer Geist muß von nun an „säumen" bis an den jüngsten Tag. Die Aelpler, die am Rizlihorn und bei der Handeck wohnen,

kennen alle die unsichtbare Säumerei: ein Geschelle von Rossen und Maulthieren, ein Pfeifen, Rufen und Peitschenknallen des Treibers, das oft Nächte lang in einer Strecke von sieben Wegstunden das Thal erfüllt. Oben am Grimselhospiz hat man den Wälschen gut gekannt; man nennt daher dies Gelärm dorten den Sattlerfranz und den Grimselfuchs.

Vergl. Alpenros. 1827. 310. Wanderer in der Schweiz 1840. 381. Helvetia, Volkskalend. von Reithard 1852. 188. Kohlrusch, Schweiz. Sagb. 1, No. 37.

---

227. 46) Die Dialen im Bündner-Münsterthal.

Im bündnerischen Prättigäu nennt man die Bergmännchen Geißler, Gaißer, Küher, Wilde Leute und Waldfänken; im romanischredenden Münsterthale heißt man sie Dialen und denkt sich darunter kleine Männchen, welche scharlachrothe Kleidlein, mit Gold und Spitzen geschmückt, tragen und sie an die Sonne und frische Luft zu hängen pflegen. Diesen Reichthum der Dialen erklärt man sich aus den mancherlei Schmelzöfen und Grubenwerken der Gegend, die jetzt verlassen stehen, ehemals aber auf Gold und Silber gebaut wurden. So nennt man im Münsterthale einen Ofenberg, wo Zwerge wohnen, und zeigt in der Nähe der Cierfer-Alp die Dialenlöcher, las foras dal las Dialas. Von ihrer Gesinnung gegen die Menschen wird nur Gutes gemeldet, und ergötzlich ist die Meinung, daß sie die Gamsthiere melken und Käse zu machen wissen, welche so lange wieder wachsen und ganz werden, als man sie nicht auf den letzten Bissen aufißt.

Ein fünfjähriges Kind war, während seine Eltern droben in den Bergmatten Heu machten, den Erdbeeren nachgegangen und war des Abends nicht mehr aufzufinden. Erst am andern Abend kam es ins Thal heim und erzählte den Seinigen wohlgemuth: Ein Kind in wundersamen Kleidern setzte sich zu mir aufs Moos und gab mir gute Sachen zu essen. Plötzlich war es dann wieder verschwunden. Ich wartete die Nacht und den ganzen folgenden Tag auf seine Wiederkehr, und so lange es auch gieng, so empfand ich doch weder Hunger noch Durst. Als es im Walde zum zweitenmal dunkel zu werden anfieng, kam das Wunderkind wieder, speiste mich, nahm mich bei der Hand und führte mich vorsichtig herunter vom Gebirge zwischen Stock und Stein bis auf die ersten Matten, wo man die Kirche des Dorfes wieder sieht. Es mahnte mich hier, hübsch heim zu gehen, und war nun zum zweitenmale verschwunden.

Auch Bäcker sind die Dialen und helfen den armen Leuten mit

Brod aus. Die Münsterthaler-Hausfrauen kaufen Etschroggen und wissen daraus ein sehr schmackhaftes Brod zu machen; allein man backt in jener Gegend höchstens alle Monat nur einmal, und das neubackene Brod mit seinem angenehmen Dufte ist daher ein bekannter Gegenstand der Frauengelüste. Nun gieng ein armes Weib, das noch dazu schwanger war, hungrig und müde durch den Wald zwischen Fuldera und Valcava. Erschöpft ließ sie sich auf einen Fels nieder. Plötzlich stieg ihr ein prächtiger Backgeruch in die Nase, aber unmöglich konnte er von Etschroggenbrod herrühren, denn es roch allzulieblich, und weit und breit war hier rings keine menschliche Wohnung zu vermuthen. Das arme Weib, das jenes Tages gewiß weder Alt- noch Neubackenes gekostet hatte, dachte, wie köstlich solch ein Brod erst schmecken müßte, dessen Duft schon so lockend roch; und da sie sich drüber wieder vom Steine erhob, siehe, da lag neben ihr der schönste Roggenkuchen und dampfte noch.

G. Leonhardi, Rhätische Sitten und Gebräuche. St. Gallen 1844. S. 40. Auszug.

---

228. 47) Der Geißler von Klosters.

Das letzte Dorf im Prättigäu in Graubünden ist Klosters. Wer von da nach dem hochgelegenen Thale von Davos gehen will und die alte Straße einschlägt, dem fällt in nicht großer Entfernung vom Dorfe ein Felsblock durch seine besondere Gestalt auf. Dies ist der Geißlerstein. Ueber ihn hat ein Bündner-Bauer von Klosters Folgendes mitgetheilt.

Vor langen Zeiten gab es in diesem Thale noch wilde Menschen. Sie waren gutmüthiger Art, dabei aber, obwohl von sehr kleiner Statur, von außergewöhnlicher Leibesstärke. Ihr ganzer Leib war behaart, um die Lenden trugen sie einen Schurz von Fellen. In der Hand führten sie statt eines Stabes eine mit den Wurzeln ausgerissene junge Tanne. Auch das Dorf Klosters hatte damals die Ehre, einen solchen wilden Menschen in seiner Nachbarschaft zu besitzen. Er hieß überall der Geißler und hatte schon seit vielen Jahren länger als die ältesten Männer damals gedenken konnten, die Ziegen der Gemeinde gegen einen geringen Lohn an Zieger und Käse gehütet. Gern gaben ihm die Leute diesen Lohn, denn die Ziegen kamen alle Abende so gesund heim und gaben so viel Milch, daß man am Ende des Jahres sowohl an Butter als an Käse ganze Wagenladungen fortführen und um schöne Summen verkaufen konnte. Alle Morgen früh trieb man ihm die Dorfziegen bis zum Geißlerstein; da wartete

schon das Männlein und trieb sie weiter, man wußte nicht wohin; und Abends zur bestimmten Zeit waren sie alle wieder mit strotzendem Euter beim Steine, daß sie vor Milch kaum gehen konnten. Eins aber war sonderbar. Der Geißler redete wohl mit den Ziegen, sie verstanden ihn und folgten, nur mit den Menschen redete er nie ein einziges Wort. Stumm übernahm er Morgens die Thiere in seine Hut, stumm lieferte er sie Abends wieder ab, stumm kam er jeden Herbst am Zahltage zum Steinblock und nahm Käse und Zieger in Empfang, die man ihm gleichfalls stumm daselbst niederlegen mußte. Dieses ewige Stummthun verdroß nun endlich die Leute, und einige vorwitzige Bursche verabredeten, wie sie ihn in ihre Gewalt bringen und versuchen wollten, ob man ihm denn gar keinerlei Aufklärung über sein räthselhaftes Wesen ablocken könnte. Sie versteckten sich eines Abends hinter dem Geißlerstein und sprangen, als er nahe genug war, vereint auf ihn los. Doch der kleine Mann warf mit ein paar kräftigen Stößen den einen dahin, den andern dorthin, bis sie sämmtlich zu Boden lagen, dann eilte er mit unglaublicher Schnelligkeit dem nahen Walde zu. Auch diese Balgerei hatte er stumm abgemacht. Am folgenden Morgen trieben die Klosterser ihre Ziegen wiederum zum Steine, wer aber heute nicht da war, kann man sich denken. Sie warteten und warteten, aber wer nicht kam, das war der Geißler. Da wurde denn beschlossen, daß diejenigen, welche ihm Gewalt angethan hätten, jetzt an seiner Statt die Ziegen hüten sollten. Und so geschah's. Aber wehe, die Ziegen brachten nicht halb so viel Milch mehr heim. Nach einigen Wochen beschlossen die ältern Bauern, die Gemeinde müße den Geißler eigens zu versöhnen suchen und ihm etliche Käse und Zieger zur außergewöhnlichen Zeit auf den Stein legen. Dies half. Er holte die Ziegen wieder wie sonst, sie waren wieder wohlgeweidet und milchreich, nur mußten die Bauern von nun an stets die doppelte Anzahl Käse und Zieger als Lohn dem Geißler erlegen. Da wuchsen aber nach der Hand wieder so ein paar neugierige Bursche auf, die mit dem Geißler gern in nähere Bekanntschaft gekommen wären. Da sie seine Stärke und Gewandtheit schon kannten, so versuchten sie es diesmal auf eine andere Weise. Er hatte nämlich die Gewohnheit, an jedem Abend aus dem kleinen Brünnlein zu trinken, das zunächst dem Steine ist. Diesen Umstand benutzten sie jetzt. Sie sammelten hinter dem Rücken der Dorfgenossen heimlich manche Maß Kirschenwasser und füllten an einem heißen Sommertage unversehens das ganze Brünnlein damit. Als nun der wilde Mann wie gewöhnlich seinen Durst zu löschen kam, schöpfte er mit der hohlen Hand, aber befremdet durch den

Mißgeschmack des vermeintlichen Wassers trank er erst nicht fort wie sonst, sondern versuchte es nur mit einigen Schlücken. Doch mußte ihm endlich der Kirschengeist gleichwohl behagen, denn bald bückte er sich über das Brünnlein hin und trank in vollen Zügen. Jetzt kam die Wirkung des berauschenden Wassers, er verlor das Gleichgewicht und sank machtlos nieder. Schnell sprangen die Bursche aus dem Versteck hervor, banden ihn mit Weiden und Stricken und trugen ihn ins Dorf hinein in eine festverschlossene Kammer. Zwei postierten sich als Wache vor die Thüre und so beschlossen sie, bis zum Morgen zu warten und das Verhör erst zu beginnen, wenn der Geißler seinen Nebel ausgeschlafen hätte. Aber um Mitternacht entstand in der Kammer ein wüthendes Gepolter, man hörte, wie ein ganzer Kreuzstock in Stücke zertrümmert, zum Haus hinaus stürzte, und gleich darauf war der Entsprungene schon außerhalb des Dorfes zu sehen, wie er mit unerhörter Eile, mehr fliegend als gehend, durch die Wiesen hinlief und verschwand. Natürlich saß er am andern Morgen nun nicht auf seinem Stein, als die Bauern ihre Ziegen wieder austrieben, und kam auch nicht mehr, als sie ihm den alten und dann den verdoppelten Lohn an Zieger und Käse hinlegten. Seitdem müßen die Klosterser einen eigenen Hirten halten und ihm beinahe mehr an Hutgeld bezahlen, als der Erlös aus der Milch ist, die alle ihre Ziegen zusammen geben. So ist von ihrem alten Wohlleben und vom Geißler selbst nichts mehr übrig, als am Dorfe der Geißlerstein.

Mündliche Mittheilung aus der Stadt Chur, durch Stud. Meyer.

---

229. 48) Die hinkende Kostkuh.

So oft ein Emmenthaler-Senne im Herbste von seiner Alpe zog und heimfahren wollte, mußte er eine Kostkuh droben im Stalle stehen lassen; anders konnte er niemals glücklich das Thal wieder erreichen. Die Kostkuh ist jenes Thier eines ganzen Stoßes, das dem Sennen zu seiner eigenen täglichen Nahrung zusteht, so lange er auf der Alp käset, das also am meisten um ihn ist und besonders vertraut und lieb wird. Von jener preisgegebenen Kuh aber fand man dann im kommenden Jahre, wenn man wieder den Berg befuhr, nichts mehr im Stalle, als das am Baren stehende Gerippe. Nun war der Senne eben wieder heimgekehrt, und wie üblich war auch diesmal das bestimmte Stück, die hübsche Kuh, droben allein zurück geblieben. Aber diesmal konnte sie der Sennknecht nicht vergessen und verschmerzen; sie reute ihn zu sehr. Er ließ mit Bitten nicht ab, bis

ihm zuletzt der Meister erlaubte, sie nachholen zu dürfen. Also nimmt er eine Kienfackel, ein Stück Brod und den großen Hund mit auf den Weg, und erreicht spät am Abende die verlassene Hütte. Sogleich schaut er in den Stall. Da steht denn die arme Blumi noch und brüllt ihm freundlich zum Melken entgegen. Ehe er dies thut, will er erst sein Herdfeuer anmachen, damit er sich die frischgemolkene Milch sieden kann; denn draußen bläst der Schneewind und er selber ist tüchtig zusammengefroren. Auch wäre es unmöglich, den weiten Weg bei eintretender Finsterniß und mit dem Thiere heute noch zurück zu machen; also richtet er sich gleich aufs Uebernachten ein. Sein Feuer löscht ihm aber trotz aller Bemühung immer von Neuem aus, das Holz fährt zischend und knallend vom Herde, obschon die Fichtenwedel nicht grün oder naß sind. Aergerlich darüber, daß ihm Alles mißräth, läßt er endlich das Feuer unangemacht, die Kuh ungemolken und also auch die Milch ungetrunken; aus Eigensinn mag er nicht einmal sein Stück Brod aus dem Sacke ziehen, sondern nüchtern steigt er hinauf übers Heu und legt sich in sein Gaster (Kammer) zum Schlafen. Aber auch zum Einschlafen soll's nicht kommen. Denn alsbald entsteht unter ihm in der Hütte ein großes Gepolter. Er hört alle Vorkehrungen machen zum Milchsieden und Käsen. Der Wellkessel mit dem großen Eisenring wird klirrend an den Turner gehangen, dann wird dieser wagrechte Balken über den Herd hergedreht, daß man ihn laut knirschen hört; nun spratzelt auch vernehmlich drunter die Flamme schon. Alsbald kommt Jemand über den Melkgang hergeschritten und herauf zum Sennen; eine unkenntliche Gestalt ist's, die ins Gaster hereintritt und ihn essen und trinken heißt, was sie ihm darreicht. Es ist Alles stockfinster und dem Knechte will's grausen; endlich nach längerem Weigern trinkt er doch und merkt, es ist frische, kuhwarme, herrlichgute Milch. Nun soll er auch essen, was Jener ihm ins Gesicht schiebt. Beim ersten Versuch beißt er auf Fleisch. Aber nun weigert er sich hartnäckig, mehr zu nehmen, und ist schon entschlossen, sich mit Gewalt zu widersetzen. Hierauf verschwindet die Gestalt und drunten scheint es still zu werden. Beim frühesten Morgen steigt der Knecht hinunter, findet das Herdfeuer noch glimmend, zündet daran seine Fackel an und geht mit seinem Hunde in den Stall. Die Kuh ist noch lebendig. Sogleich nimmt er sie am Strick heraus, geht ihr mit der Fackel voran und der Hund muß hart hinterdrein laufen. So kann ihm der Schwarze nichts anhaben, der nun mit entsetzlichem Getöse hervor aus der Hütte bricht und die Dreie über die Alpe bis zur ersten Staffel (oberster Weidezaun) hinunter verfolgt. Glücklich langen sie zu Hause an. Da steht

schon der Meister mit Weib und Kind und schaut ihnen entgegen; alle sehen zugleich, daß die Kuh hinkt. Man untersucht sie, aber nichts fehlt ihr als oben am Hinterfuß ein schon vernarbtes Stücklein, gerade so groß wie jener Bissen Fleisch, den der Knecht in voriger Nacht im Gaster hat essen müssen. (Mündlich von einem jungen Mann aus dem Bernerlande.)

---

230. 49) Das Rücken der Kühe.

Sturm und plötzlicher Schneefall auf den Alpenweiden, auch die Nähe wilder Thiere, oder Schwärme von stechenden Insekten machen manchmal eine Kuhheerde auf der Alpe so verwirrt und wild, daß sie die Flucht ergreift und, ohne auf das Locken und Rufen des Hirten mehr zu hören, über die Felswände hinab in den Tod stürzt. Dies nennt man das Rücken der Kühe. Insofern sie zuweilen dabei auf eine unbegreifliche Weise doch erhalten bleiben und wieder aufgefunden werden, ist der Glaube an die Macht behütender Berggeister ein nahe liegender.

Nachfolgende Erzählung aus dem Berner-Oberlande stellt dies dar; in ihrer gegenwärtigen Fassung stammt sie aus Münchenbuchsee aus dem Munde eines jungen Schullehrers, sie weicht von derjenigen ab, welche J. R. Wyß, Schweiz. Idyllen 2, 329 gegeben hat, der zugleich auf die mehrfachen Spielarten hinweist (pag. 414), die darüber bestehen.

Der Hirte Oswald zu Intramen im Grindelwaldthale wollte am kommenden Morgen seine Alpe einen Tag lang verlassen, um seine Leute drunten im Thale zu besuchen, und hatte sich mit aller Vorarbeit für sein Vieh so übermüdet, daß er heute vor der Zeit mit einemmale einschlief, ohne vorher den Abendsegen gesprochen zu haben. Dies geschieht mit singender Stimme durch einen vor den Mund gehaltenen großen Milchtrichter, Volle genannt, und es zu unterlassen ist nicht allein unchristlich, sondern bringt im Gebirge auch mancherlei Schaden. Es dient statt des Schalls der Abendglocke, die in diesen Höhen fehlt, es begrüßt die andern Sennen auf den benachbarten Alpen und hilft besonders den verstiegenen Wanderern und verlaufenen Thieren, die dann bei einbrechender Nacht die verfehlte Richtung wieder gewinnen können. Schon nach etlichen Stunden ward Oswald durch das laute Brüllen seines Viehes wieder aus dem Schlafe geweckt und sah im Mondscheine, wie ein Hirtenmännlein die Heerde mit lautem Ruf zusammenlockte, dem nächsten Felsenborde zutrieb und

da sammt ihr am letzten Rande verschwand. Die Kühe waren fort und Oswald hatte das Nachsehen. Tagelang durchkletterte er nun alle Schluchten der Alp, rief, pfiff und lockte, aber nicht eine Spur mehr war aufzufinden. Sieben Häupter waren so auf einmal verloren, es wollte ihm das Herz vor Jammer zerspringen. Aber er lernte sich bemeistern, und ein alter Glaube sagte ihm, es sei das Beste, nun so zu thun, als wäre nichts verloren. Alle Tage gieng er daher wieder zu seinem leeren Stall hinauf und hantierte da herum, als ob die sieben Stücke noch immer siebenfache Melktern Milch ergäben. Er zettete den Mist mit der Gabel und gab frische Streue, er schnallte den Melkstuhl an und setzte sich gegen den leeren Baren, er pfiff und redete wie sonst beim Melken jeder Kuh freundlich zu, nannte sie beim Namen, reichte die Tränke und lockte, als wollte er sie wieder auf die Weide hinausbringen. So trieb er seine unergiebige Wirthschaft fort und wurde dabei geduldiger, frommer und arbeitsamer als je vorher. Es kam der Winter, und auch da gieng er die übereisten Stege zur leeren Hütte hinauf. Alles wüste Reden, mit dem sich das Sennenvolk die mühselige Arbeit zu erleichtern sucht, hatte er sich abgewöhnt, und nur einmal noch, da er auf der abschüssigen Halde ausglitschte und einen harten Fall that, war ihm ein halber Fluch zwischen die Zähne gekommen. Nun ward es wiederum Mai, wieder stieg Oswald den alten Weg; und als er den frischen Jahressegen betrachtete, wie so schön ringsum das junge Gras auf der Weide zu wachsen begann, wurde ihm recht traurig und weh. Mit schweren Gedanken näherte er sich jener Unglücksstelle, wo ihm seine schönste Habe in den Abgrund gestürzt war. Aber da sah er plötzlich sieben Kühe zur Weide herein ziehen und sieben prächtige Kälber liefen ihnen zur Seite, jegliches kugelrund und feißt, daß es vor Lust mit den Vorderfüßen bockte und mit den Hinterfüßen ausschlug. Das waren seine sieben Kühe mit schimmerndem Fell, alle zugleich mit frischen Kalben. Auch das Hirtenmännlein fehlte nicht; es hatte ein Lecktäschlein über die Schulter geschnallt und ein Rüthlein in der Hand. Während es so hertrieb, legte es einen Finger, wie zum Zeichen des Stillschweigens, auf seine Lippen und deutete mit der Gerte auf das Euter der vordersten Kuh. Jetzt erkannte Oswald, wie mild diesmal der liebe Gott seine Verzagtheit hatte büßen wollen. Strotzend und voll war das Euter der Leitkuh, aber eine von den vier Melkzitzen fehlte daran; das allein und nicht mehr hatte er zur Strafe für seinen unbesonnenen Fluch.

231. I. 50) Die Herdmanndli am Pilatusberge.

Die Erdmännchen auf dem Pilatus haben so viele Histörchen als Leute über sie erzählen. Der alte Hansmarti-Jakob am Löchenrain bei Eschenbach behauptet, sie hätten im Eschenbacher-Felsabhange gewohnt, dann bei den Dorfleuten Abends die Milch aufgesucht, die ihnen die Bauernmagd nach dem Melken beiseite stellen mußte, und dafür am Morgen regelmäßig das Vieh gemolken, damit die faule Lene eine Stunde länger schlafen konnte. Aber geredet hätten sie niemals ein Wörtchen, obschon sie das Luzerner-Deutsch gut verstanden haben.

Der alte Luzerner-Stadtschreiber Joh. Leop. Cysat hat in seiner Beschreibung des Vierwaldstätter-Sees mehr das Sonderbare, als das Landesübliche von diesen „Berglütlenen des Pilatus" zu erzählen gesucht. Er schildert sie in allerlei Jagdabenteuern als die Herren und Hüter der Gemsen. Kam ein gerühmter Schütze den Berg herauf, so ließen sie sich mit ihm in einen Accord ein und stellten ihm für eine gewisse Zeit oder eine Anzahl Jahre regelmäßig ein Gemslein schußgerecht zuwege; dafür mußte aber der Schütze geloben, die andern Thiere eben so lange in Ruhe zu lassen. So hat der alte Landammann Heinrich Immlin von Obwalden unserm Cysat selbst erzählt, wie er einmal am Pilatus den Gemsen nachgegangen und ein Bergmanndli dahergekommen sei, das ihm verboten habe, weiter herauf zu steigen. Er habe als starker Mann dieser Warnung spotten wollen, da sei aber das Manndli auf ihn losgesprungen und habe ihn mit großer Gewalt die Felsen hinunter geworfen. Drunten lag er viele Stunden halbtodt, bis ihn die Seinigen fanden, erquickten und heimtrugen. Auch dem Untervogt von Malters, Hans Bucher, ist es nicht viel besser ergangen, er hat es selber dem Stadtpfarrer von Luzern i. J. 1592 auf sein Gewissen als wahr erzählt. Bucher, ein braver und frommer Mann, war ein eifriger Fischer und Jäger und hatte sich oft geäußert, er möchte doch auch einmal so ein Herdmanndli sehen. Eines Tages nun, als er droben auf dem Pilatus im Rümlig nach schmackhaften Forellen fischte, sprang ihm ein solches rücklings auf den Hals und drückte ihn mit solcher Macht in den Bach nieder, daß er meinte, es sei sein Letztes. Du bist auch einer von denen, sagte es, die mir meine Thierlein schon viel geplagt und zerstreut haben! dann verschwand's und ließ ihn liegen. Der Untervogt kam schwach und elend heim und fühlte sich auf einer Seite lahm: „also daß er fürder der Wildi (des Weidwerks) sich enthalten

und nun das Haus vergaumen (hüten) müßen". Das ist der sogenannte Hexenschuß und Zwergenschlag, mit dem sie den strafen, der ihrer Warnung nicht folgt.

Die Sennen schildern sie als zwei Fuß hohe Männchen in grünen oder grauen Röcklein. Ihr Bart ist grau und wallend, ihre Locken fallen ihnen auf die Schulter. Sie trugen rothe Käpplein und hatten Gänsefüße. In den Berghöhlen hüteten sie Schätze. Pfeilgeschwind kamen sie aus ihren unterirdischen Gängen hervor, erkletterten Bäume und Klippen und waren eben so schnell wieder verschwunden. Wo sie im Hause zusprachen, da war der Segen Gottes in Allem; wem sie im Sommer heueten, der war mit seinem Viehbestand ein Glückskind. Aber wer sie durch Rohheit erzürnte, der hatte eben so sicher ihre Rache zu fürchten. Bei den Hirten waren sie ganz einheimisch, und so gerne aßen sie das ihnen vorgesetzte Schweinefleisch, daß sie dafür aus Karten und Händen weissagten und mancherlei ärztliche Kunst offenbarten. Bisweilen kamen sie im Hirtenhemde daher, das Lecktäschli mit Viehsalz gefüllt über der Achsel, im Händchen eine lange Gerte. So lockten sie Abends um die Betglockenzeit den Kühen und fuhren dann allmählich mit ihnen durch die Luft davon. Kamen dann nach drei Tagen die Thiere wieder auf die Alpweide zurück, so waren sie ausgemolken und vor Ermüdung halb todt. Bei einer solchen Begebenheit konnte sich der Senn nicht anders schützen, als daß er schnell den Alpsegen sang; damit brachte er die Kühe, wenn sie schon hoch in den Lüften waren, wieder zurück und ganz sanft ließen sie sich auf die Weide herab. Wenn nun heute die Glocken der vielen Ortschaften um den Pilatusberg zum Abendgebete läuten, so vergißt auch der Senne auf der Alp droben nicht, einen kräftigen Abendruf oder Alpsegen mit zu sprechen. Auf Bründlenalp, auf der Frostaffel erheben sich die hohen Felsen des Widderfeldes mit der Höhle des Tomili, auch Dummlin genannt. Der hl. Dominicus soll versteinert in ihr sitzen; auch könne man, heißt es, darinn so weit vordringen, daß man endlich das Geschelle der Weidkühe höre, die auf der entgegengesetzten Seite des Pilatusberges auf der Unterwaldner-Brünnlenalp gehen. Dorten liegt auch das große Mondmilch-Loch und nicht entfernt davon der berüchtigte Pilatus-See. Hier singt der Senne auf Bründlenhütten seinen Kühen den Abendsegen durch die Volle, den Milchtrichter, zu und erhält dafür von Gemeinde oder Weidherrn den eigens bestimmten Rufkäse. Dieser Abendruf, zu dessen Schluß auch die Anfangsverse aus dem Evangelium Johannis gesprochen werden, lautet also:

Ho-ho, hoö-hoh, hoh-lowe Amen!
Nehmet alle Tritt in Gottes Namen!
Ho-lowe, Jesu Christi Blut,
Bhüt Aller Leib, Seel, Ehr und Gut,
Was in die Alp ghören thut.
Das walt Gott und unsre herzliebsti Frau,
Das walt der heilig Sant Wendel auch,
's walt Gott und der heilig Sant Antoni,
's walt Gott und der heilig Sant Loy.

Aus Rennwart Cysats Handschriften in Luzern, ausgeschrieben durch Joh. Leop. Cysat: Beschreibung des Vierwaldstätten-Sees. 1659. — Cappeller, hist. mont. Pilati 1767, pag. 178 ff.

---

231. II. Der Zwerg auf Kastelenalp.

J. Martin Usteri von Zürich erzählt in seinen Dichtungen (Ausgabe von D. Heß, 1831. 3 Thle.):

In Kriens lag eine Wittwe gichtkrank; ihr Töchterlein Magdalena entschloß sich daher zum reichen Vetter auf die Kastelenalp hinauf zu gehen und von diesem eine Unterstützung für die verdienstlose Frau zu erbitten. Er empfieng sie mit grobem Hohn und jagte sie, trotz des furchtbaren Gewitters, das gerade am Himmel stand, zur Thüre hinaus. Im Unwetter erreichte sie weiter unten am Berge die Hütte des armen Aloys, den sie schon lange herzlich liebte. Er nahm sie auf, tröstete sie und ließ sie, als der Regen vorüber war, nicht ohne das einzige Käslein fortgehen, das er noch besaß. Auf dem nassen Alpengrase glitschte Magdalena aus, und das Käslein, das sie ihrer Mutter mitbringen wollte, fuhr in hohen Sprüngen von Wand zu Wand unaufhaltsam in die Tiefe. Während sie es wieder suchen will, wird es drüber Abend und Nacht. Da fühlt sie sich im Dunkel zu nicht geringem Schrecken an der Hand gefaßt, und wie sie umsieht, steht vor ihr ein Zwerglein, grau und winzig klein, das auf der Schulter ein Stück vom verlornen Käse und in der Hand Kräuter trägt. Fürchte dich nicht, sprach es, ich habe wohl gesehen, wie du heute beim Aloys geweint hast. Diese Kräuter werden deine Mutter heilen, und hier ist ein Stück von deinem Käse wieder; geh achtsam heim und meide die Sprünge. Magdalena kam glücklich heim, die Mutter wurde gesund, das Stückchen Käse aber war zu Gold geworden. Jetzt kaufte sie ihrem Aloys die Bründleralp und wurde seine glückliche Frau. Die Kastelenalp aber war im Ungewitter jenes Tages von einem Felsenrutsch verschüttet worden, der reiche Vetter zog mit einem zerschlagenen Fuße bettelnd im Lande umher.

Diese Sage von Aloys und Magdalena ist besungen: Zürcher Neujahrsbl. der Musik-Gesellsch. 1819, 7. Sie gründet sich auf einen am Pilatus 1739 vorgekommenen Bergsturz, der sich vom Tomilishorn ablöste, und die Castelenalp überdeckte. — In Meyers Tirol. Sagenkränzlein 1856, pag. 240 kommt der Nörkelkönig Kruzinigele zum armen Mariannl und schenkt ihr, weil sie in ihrer eigenen Noth Erbarmen zeigt, den Mondthee, durch den ihre kranke Mutter geneset; aber den reichen Sennen, die ihn erbarmungslos abgewiesen, ruft er in ihre stürzenden Hütten: Morgen oder heut kommt die Zahlzeit!

---

232. 51) Wildenmannlis-Loch im Toggenburg.

Auf der östlichen Seite des Siluner-Rucks oder des Seln, in der Bergkette der Kuhfirsten (Churfürsten jetzt genannt), liegt zwischen Silun und Breitenalp in einer Felswand eine Höhle, welche der zunächstwohnende Senne das Wildenmannlisloch nennt und so beschreibt: Ihr Thor ist so groß, daß man mit Roß und Wagen hinein fahren kann. Sie führt anderthalb Stunden weit in den Berg hinein und die Gänge drinnen sind so weit, daß mehrere Mann nebeneinander aufrecht gehen können. Vorne haben die Wildmännchen sich Tische und Bänke ausgehauen; eine Viertelstunde weiter innen liegt ein kleiner See, rings von Felsblöcken eingefaßt, die sie sich zu ihren kühlen Ruhesitzen hergewälzt haben; noch weiter nach hinten kommen dann ihre Wohnungen. Sie leben von Wurzeln und Milch. Den benachbarten Sennen helfen sie den Stall schoren (misten), Vieh füttern und den Berg heuen. Einst holten sie die Hebamme aus dem kleinen Orte Starkenbach, bei St. Johann im Toggenburgischen, zu sich hinauf, die einem Wildweiblein in Kindsnöthen helfen mußte. Schließlich erhielt sie dafür eine ganze Schürze voll Erdbrocken. Auf dem weiten Wege aus der Höhle heraus gab sie auf das werthlose Geschenk nicht acht, als sie nun heraus ans Tageslicht kam und den letzten Brocken besah, war er reines Gold. Benachbart liegt auf Silimatt das Rauchloch, eine Erdöffnung, die ähnlich dem Wetterloche des Kamor im obern Rheinthal ist. Hinabgeworfene Steine hört man lang in der Tiefe rollen, oft steigen Dünste aus ihm empor, die Regen bringen. In dieser Gegend wohnt auch das Hinter-Risi-Manndli, das auf dem Käseruck oder Asterkäseren, einem Weidgebirge von mehr als 7000 Fuß Höhe, in einem scharlachrothen Kittelchen und mit großem Schlapphut sich blicken läßt und auf einer Geige aufspielt. (Mündlich von J. Scherrer von Ebnat.)

---

233. 52) Das Erdmännlein auf der Seeburg, Kt. Luzern.

Eine halbe Stunde vor Luzern auf dem Thurme, den man die Seeburg heißt, führt ein unterirdischer Gang hinunter bis an den Fuß des Hügels, auf dem der Thurm steht. Dort haust ein Erdmännlein und bewahrt ein schwarzes Kästchen, das wahrscheinlich mit Gold gefüllt ist. Ein alter Mann, der mir die Sage erzählte, beschrieb das Männchen, das er gesehen haben will, wie folgt: In den Hundstagen erscheine es alle Jahre, sei kaum 2 Schuh hoch, habe weißen Bart, der weit herabwalle und weiße Locken, auf dem Köpfchen ein rothes Käppchen mit Feder. Auf dem Grase breite es ein grünes Röcklein aus, vermuthlich zum Trocknen, weil es ihm wohl von dem im Gange heruntersickernden Wasser naß werden mag.

Vier herzhafte Luzerner-Studenten hatten sich einst aufgemacht, um diesem Erdmännchen hier nachzuspüren. Als sie nun in die Höhle gekommen waren, ließ der erste die Fackel, mit der er einige Schritte weit vorgeleuchtet hatte, fallen und schrie, er habe ein Thier gesehen mit großen, feurigen Ohren. Nun wollte ein jeder dasselbe gesehen haben, und jeder sprang und kroch so schnell er konnte aus dem Loche heraus. (Durch R. Steiger aus Luzern.)

(Eine ähnliche Erzählung über dieselbe Oertlichkeit findet sich in dem Schweiz. Sagenb. von Kohlrusch 1, pag. 189.)

Anmerkungen zu den Zwergensagen.*)

1) Das Bettelweib in Wil. Auf die Verschüttung der Lorenzoquelle, die durch ein Erdbeben um ihren heißen Sprudel gebracht worden sein soll, scheinen geschichtliche Dokumente hinzudeuten. In einer Urkunde v. J. 1478 hat der Hochmeister des Deutschordens und Commenthur zu Biberstein (Schloß bei Aarau) Johanns von Ow dem Ritter Hannßen Arnoldten Segenser zu Lehen vergabt, die Hofstatt zu sant Laurentzen, daß er das Bad da mög suchen und äufnen, ob er das warm Wasser finden möcht, das Gott wölle u. s. w. — Bronner, Kant. Aargau 2, 349. — Die Quelle selbst hier, die von einem heiligen Wesen unter dem Namen der Frau gehütet wird, und dazu der Ramsfluhbrunnen vergleicht sich in No. 3 dem Heidenbrünnlein und Schellenbrünnlein, sodann dem Brünnlein in der Höhle der Erdweibchen No. 4, dem goldenen Geisbrunnen in No. 27 und der in Gift verwandelten Quelle No. 15; — auch der Stiefelireiter No. 33 und der Geißler No. 47 haben ihr eignes Brünnlein, — die Toggenburger Wildmannli No. 51, die Zwerge der Stiftshalde No. 9 und die der Ramsfluh No. 1 haben ihren eigenen Bergsee. Dies weiset zusammen auf jenen Urdharbrunnen hin, der neben dem Göttersaale steht und von der ältesten Norne Urdhr gehütet wird. Die weitere Ausführung über diese Brünnlein steht Anmerk. No 2 (Gänsewein) und Anmerk. No. 5 (Geisbrunn, Hollabrunn.) „Je minder as b'hebsch: Je minder as hesch. Je minger as bseh'sch: je minger as hesch." Dies ist hier der warnende Reimspruch des Erdmännchens; derselbe läuft variirend durch die Mundarten: Je mehr du zerstreust, je mehr du bereust. R. Wyß, Reise ins Bern. Oberl. 2, 414. Wie minder Ihr zettet, wie mehr Ihr hättet. E. Meier, schwäb. Sag. No. 67. Wia meh as da verzötarist, om sa minder host. Vonbun, Voralberg. Sag. S. 5. Je mehr du verzettlest, je mehr du hernach bettlest. Bechstein, DSagb. No. 933.

2) Vo de Erdmändlene ûf der Ramsflue. Das Sprichwort, welches hier dem sich verletzenden Zwergen in den Mund gelegt ist, wiederholt sich vielfach. Hesch's sälber tha, magsch's sälber ha, sagt der Zwerg im Bern. Habkerenthale. Reithard, Volkskal. 1851, pag. 67. Saltthon, saltglitten, sagt der Waldmann in Tirol. Wolf, Zeitschr. 2, pag. 59. Der Schäfer Selberjedan schlägt die Wassernixe, daß die ihrigen alle herbeilaufen. Märk. Sag. in Haupts Ztschr. 4, 393. Sell thaun, sell haun. Schmid, Wb. 628. mhd. ausgedrückt: selbe taete, selbe habe. Myth. 420. 980. Die Zwerge baden hier wie Täubchen; ein Zug, der an die badenden Donauweiber erinnert: si swebten sam die vogele vor im ûf der fluot. Nib. 1476, 1. Ihre geisterhafte Geschwindigkeit liegt

*) Sämmtliche Stücke der vorausstehenden Abthl. V. sind zweifach numeriert. Die erste Zahl giebt die allgemeine Reihenfolge im Buche, die zweitstehende aber die Ordnungsnummer an, nach welcher in den Anmerkungen dieses Abschnittes die einzelnen Zwergensagen citiert werden.

darinn ausgedrückt, daß sie hier wie der Schwick verschwinden, in No. 47 im Entspringen durch die Wiesen mehr zu fliegen scheinen als gehen; also erscheinen sie auch äntenfüßig, und in No. 4, 9 gänsefüßig. Deswegen reimt J. Wier De praestig. Daemon. über die äußerliche Beschaffenheit der Zwerge:

es ist ein Zweifel auch derbei,
ob's von Natur ein Vogel sei.

So erscheint der Rainhalden-Joggeli No. 27 als kreischender großer Vogel. Das Venedigermännlein, das Gold schöpft, fliegt auf und davon wie ein Vogel. Vonbun, voralberg. Sag. S. 17. Der ausgesetzte Hauskobold in Straußberg schreit als herrenloser Vogel am Wege. Kuhn, märk. Sag. No. 180. Wie die Zwerge in unserer No. 15 gleich Wachteln singen, so zwitschern sie an der Zürcher-Burg Wädenschwil in der Vogelsprache: Alpenros. 1821, 204. Auf dem Rücken großer Alpenkrähen (pyrrhocorax) ziehen sie auswandernd aus dem Lorenzothale hinweg, No. 1, dagegen in No. 25 sind die Tanz- und Spielplätze nach ihnen als nach Raben benannt. In No. 12 lassen sie von dem allzu genauen Besucher ihrer Höhle nichts übrig als seine Haare und Schuhe: lauter Züge, die gleichfalls auf ihre valkyrenhafte Vogelgestalt hinweisen. Der Rabe Wuotans ist Gottes und ihr Bote; darum ist nach seiner Farbe ihre Tracht schwarzmantlig No. 17, man muß ihnen ein schwarzes Bett aufschlagen, No. 34. Dem Iren heißen seine Hauselben geradezu Raben-Preachan. Grimm, Ir. Elfenm. XIV. Sollte dem Burgherrn von Corbières, Kanton Freiburg, ein Söhnlein geboren werden, so ließ ein Rabe einen Silberring ins Schloß fallen, und einen goldnen brachte er im Schnabel getragen, so oft ein neues Mädchen zur Welt kam. Küenlin, in den Alpenros. 1824, 58. Dies weist auf den heilbringenden Flug des Raben überhaupt hin, der dem Menschen wohlthätig war und weissagend, wie der Zwerge Annahen und Besuch. Die Zwerge sehen ins Verborgene, wie die Raben jene Mörder Meinrads entdecken, welche mit ihrem Raube von Einsiedeln nach Zürich geflohen sind. Dorten soll heute noch der Gasthof zum Raben nach jener Entdeckungsscene Namen und Schild führen. Meyer-Knonau, Kant. Schwyz., pag. 256. So erscheinen diese Zwerge als Schwarzelben, gegenüber jenen Lichtelben, welche, No. 46, Dialen heißen, No. 12 den größten Glanz ausstrahlen, in No. 37 als rothe Hähne raketenartig in die Lüfte fahren, oder wie in No. 35 mindestens mit einer Sichelfeder hinterm Ohre sich zeigen. Allmälich sinkt der Schwarzelbe zum Gespenst herab, und schrumpft der Rabe zum Unheilsboten zusammen: und keineswegs trennen sich alsdann hierin die Anschauungen des Gebildeten von denen des gemeinen Mannes. Denn wie unsere moderne Romanzendichtung jene den Kyffhäuser umfliegenden Raben, die dem schlafenden Kaiser die Rettungsbotschaft bringen sollen, zu schwarzen lichtscheuen Pfaffen allegorisirt hat, so beten jetzt geistigverlassene Sennen und Kinder gegen den Raben als gegen den leibhaftigen Satan. Der Abendsegen der Hirten im Sarganserlande (Kant. St. Gallen) lautet tagtäglich „gegen des Rappen Schnabel" (Henne, Schweiz. Blätt. 1832). Das Kindergebet aus den Sennhöfen von Ormond, Kanton Waat, ist gegen die gelines piquantes gesprochen worden und gegen die ausseka voairon (Grimm in den Altd. Blättern von Hoffmann und Haupt 1, 372) d. i. gegen die pickenden (Galgen) Hühner und die bunten

(grünaugigen) Agalastern, im Patois agazze, azzaque. Vergl. das Gebet der Hirten am Pilatus, No. 50.

Eine Berücksichtigung verdient der Umstand, daß die Zwerge bald änten- und gänsefüßig, bald aber auch ziegenfüßig erscheinen. Das Ober-Aargauer-Volk um Langenthal berichtet von einem dortigen Schlosse Gänsefuß, das im Adelmännliwalde gelegen habe und wo sich jetzt noch Ritter in Federhüten sehen lassen sollen. Jahn, der Kant. Bern, S. 453. Läppisch klingt eine solche Behauptung erst dann, sobald sie sich auf das Gebiet der pragmatischen Historie wichtig thuend übertragen will. So erzählt Lutz, Geschichte des Frickthales, Basel 1801, nach Klosterchroniken von Reichenau und St. Blasien: in dem Aargauer Städtchen Laufenburg am Rhein sei ein gänsefüßiges Kind geboren worden. Die Seligen des Heidenthums erscheinen, da sie geflügelt sind, erst vogelfüßig, dann aber, wenn sich der Glaube an sie verliert, werden sie krüppelfüßig. Dabei stehen Vogel und Vierfüßler in einer alten Verwandtschaft und vertauschen ihre Namen auch sprachlich gegenseitig. Die spätere Volksempfindung, welcher diese Metamorphose unklar geworden ist, dichtet alsdann den Zwergen ein Schamgefühl über solche thierische und verkrüppelte Gliedmaße an, und der symbolisirende Gelehrtenverstand deutet sich das Verhältniß nach Art moderner Reflexionen aus. Deshalb meint nun H. Heine im Romancero, S. 122 diesen Zug der Mythe durch die Bemerkung erklärt zu haben:

Wir alle gleichen jenen Zwergen,
Wir haben ja alle was zu verbergen.

Allein schon am nächsten besten Volksausdrucke kann ein solcher Behelf wieder scheitern. In der Größe einer Gans und Aente erscheint den Stedingern ihr Gott. Stedinger Volkssag. Bremen 1845, S. 336. Der Thüringer hat die Schnepfe Donnerziege genannt. Sommer, thüring. Sag. S. 179. Vogel und Ziege stehen also in einer gegenseitigen Beziehung, wie Bock und Donnergott. Darüber ist Kuhn nordd. Sag. S. 517 zu vergleichen. Kirchhofer verzeichnet S. 299 das Schweizer Sprichwort:

Wer will ein Biedermann heißen,
hüt sich vor Tauben und Geißen.

Noch heute giebt auch der Senne seinen Geisen gerne Vogelnamen: Taube, Specht, Fleugi, Schneevogel und andere, die man bei R. Wyß, Reise ins Bern. Oberl. 2, 563 nachlesen kann. Fuhrgeis nennt er die alte Muttergemse und denkt dabei theils an die Führerin, theils an die Futterbringerin des ganzen Rudels; denn das alamannische hält im ahd. fuora noch die beiden Bedeutungen von Nahrung und Lebensart fest. Allein eine ags. Glosse des 9. Jahrh. bei Mone, Anzeig. 1838, 142 übersetzt ibices (schweizerisch Ybschgeis, Weibchen des Steinbockes) mit firgingaett und firginbucca. Fiörgyn aber ist Thôrs Mutter. Myth. 157. Wie Thôrs Verhältniß zur oben erwähnten Schnepfe und zugleich zum Bocke besteht, so verräth sich sprachlich noch manche andere Beziehung der Geis zum Gewitter, zum Meteor, zum Schützenschuß und zum Zwergenschlag. Der Thuner-Pfarrer Rebmann, Ein lustig Gespräch von Bergen Niesen und Stockhorn, Bern 1620 S. 68 nennt Meteore ebenfalls Geisen und spricht „von Fewrsternen in Geissenweiß". Eben so handelt der Zürcher Scheuchzer, Schweizerlandes Naturgesch. 1, 288 von einer im J. 1629 beobachteten Lufterscheinung als von der springenden Geis. Weitere Belege hiezu: Myth. 168. Dies

erinnert an die dänische Redensart vom geschäfelten Himmel, Loki treibe seine Geisen aus. Auch die homerische Chimaira ist eine feuerschnaubende schlangenschwänzige Ziege. Allein auch der alte Schützenbrauch, das Erlegen einer Geis für eine besondere Sünde anzusehen, erklärt sich aus der Heiligkeit dieses gottgeweihten Thieres; jeder unwaidmännische Schuß, jedes Verfehlen des Zieles heißt daher ebenfalls Geis. Heinrich Grob, Lobspruch der Zürcher-Schützen v. J. 1602 (Haupt, Zeitschr. 3, 250) reimt von den beim damaligen Freischießen gemachten Nieten (sors sine lucro):

Mit Geyssen kam der dritte auß,
deß bracht er wenig gwinns zu hauß.

Wie Thôrr mit Böcken fährt, wie Loki Geisen treibt, und in der Edda selber ein âlfr genannt wird, Mythol. 413, so sind nach dem Glauben der Gebirgsschützen die Zwerge die Beschützer der Gemsen. Wer sich an diesen Thieren ungebürlich vergreift, den züchtigen die Zwerge in No. 50 gerade so, wie dies Schillers Gedicht „der Alpenjäger" behandelt. Auch hütet nach dem Glauben der Sennen der ziegenfüßige Zwerg einem gutherzigen Aelpler seine Kühe, No. 20, drum heißen die Zwerge im deutschen Theile Graubündens Geißler (No. 47), im Glarnerlande Wilde Gaißer; bei Fischart, Gargarntua cap. 3. Geißernopperlein (Geisbohne), und der Stiefeli in No. 32 ist Schwein-, Schaf- und Kuhhirte nacheinander. Nach landwirthschaftlichem Brauche stellt man einen Bock in den Kuhstall, denn er hält alle übrigen Thiere mit gesund und wehrt den Einfluß böser Geister ab. Vgl. No. 298: Geisbock im Stall. Heinrich von Ofterdingen legt dem Zwergenkönig Laurin ein Roß zu „als ein geiz", und in Wales glaubt das Volk, den Geisen würden Freitag Nachts von den Elben die Bärte ausgekämmt. Mythol. 434, 478. Letzteres weiß auch unsere No. 19 vom Kobold Beckli. J. Wier, De praestig. Daemon. erzählt von einem Erdmännlein in Gestalt einer goldhörnigen Geis; die schwed. Sage von Cavallius und Stephens, übersetzt von C. Oberleitner (Wien 48), hat das Märchen vom kleinen Pickel, der zur alten Hexe zieht und da den Bock mit goldnen Hörnern und goldnem Horngeschelle erbeutet, S. 35. In No. 18 unsrer Sammlung wohnt der Stalljoggeli auf der Geiswiese; in No. 27 der Rainhalden-Joggeli am Geisweg, auf welchem eine goldne Geis zum goldnen Geisbrunnen geht. In No. 1 kommt ein Geisbock vom Gebirge herab ins Dorf gelaufen, um die Hebamme zu den Zwergen hinauf zu holen. Dieser letztere Sagenpunkt spielt am höchsten Berggipfel des Aarauer Jura, an der sogenannten Geisfluh. Uebereinstimmend mit diesem Localnamen erscheint es, daß auch das höchstbewohnte Dorf am Harze Hohengeiß heißt. In Hohengeiß lebt die Frau Wulle und bringt dorten aus dem Kinderteiche die Neugebornen. Wolf Zeitschr. 1, 196. Der sagenhafte Heidelberger Wolfsbrunnen ist am Gaisberge gelegen. Alles Gneisgestein führt in der Schweiz den Namen Gaisberger. Röder, Kanton Graubünden 1, 269. Ein Schrättelis- und ein Geißthurm gehörten mit zu den Befestigungswerken der Stadt Zürich. Neujahrsbl. der Feuerwerker 1851, 35.

Aus solcher Erscheinungsweise der Zwerge bildet sich später ihre satanische Seite aus, und wenn die Einmischung talmudistischen Glaubens noch dazu tritt, so wird der Bock vollends zum Teufel. Deshalb heißt es in Joh. Prätorius Blockesberg 1668, S. 55: „Wann der Prophet Esaias

sagt: Drachen werden da wohnen und Böcke da tanzen, der Zihim wird sich da lagern und ihre Häuser werden voll Ohim sein: so haben es die Dolmetscher mit Geißmännlein verdeutschet, Zihim für allerlei Ziegen- und Geisgeschlecht gehalten, die Hohim für allerlei hochfliegende Vögel." In der Aargauer Mundart heißt der Teufel geradezu Geisfuß und Meister Bockfuß, und die Felsen und Schluchten, wo er im Lande vorzugsweise hausen soll, nennt man bald Teufels- bald Geisenkanzel. Vgl. No. 430. Auf einer solchen wird daher der Geist des Lindengeigers ausgesetzt, No. 39. Jene noch immer unbeachteten, zahllosen Gespenster, die man unter dem Namen lokaler Dorfthiere, Gauthiere, Stadtkälber und Gassenrosse allenthalben kennt, haben daraus ihre Erledigung zu schöpfen. So spukt zu Contay, im Walliser Kanton der Bock: Henne, Schweiz. Blätt. 1833; so haust am Zürcher-Uetlisberge die Schachengeis: Rud. Baur, Zürich. Volkssag. 1843, 14. Als die übermüthigen Barone des Berner Oberlandes in das vergletscherte Roththal gebannt wurden, führte sie ein Geisbock dorthin bis in die Suffsteinalp unter die Eislasten der Jungfrau, wo sie heute noch hausen und das Wetterschießen veranlaßen. Luzern. Volkskalender 1851. Das Geisenloch am Wartberge bei Ruhla liegt in der Nähe des Backofenloches und ist mit dem Hinterbein einer Geis versetzt, so daß der drinnen steckende Schatz unsichtbar bleibt. Bechstein, DSagb. No. 482. Knaben, die sich am Seil in die Zwergenhöhle des Teufelloches am Hesselberge im Altmühlthale hinablassen, ziehen statt ihres hinabgelassenen Kameraden zuletzt nur einen Geisfuß wieder empor. Panzer, bayr. Sag. 1, pag. 137. Gleiches bei Meier, schwäb. Sag. No. 112. Der Schneider Nepomuk von Contay, Kant. Wallis, wird von einem ziegenfüßigen Zwerg über den Viezefluß gen Monthey durch die Luft getragen. Reithard, Sag. aus der Schweiz, pag. 487. Auf den Gletschern im Berner Oberlande hausen drei Schwestern: das Gauliwîbli sammt ihrem Hündchen auf dem Gauligletscher, das Engstweiblein auf der Engstlenalp, und das Geismaidli am Hasliberg. Während letzteres sich mit den Sennen auf Kiltgängerei einläßt und eben zu einem von ihnen ins Heuhaus einsteigen will, erblickt dieser an ihr die Geisfüße, und sie wird verschmäht. Wyß, bern. Oberl. 715. Die stryx aluco betrachtet der Bayer und der Tyroler als einen Todesboten und nennt sie Habergais. Schmeller, Wb. 2, 74 137. Wolf, Zeitschr. 1, 236 No. 15. In Franken ist Habergaiß Name der langfüßigen Kornspinne, die man in der Schweiz Weberknecht nennt. In Obersteiermark erscheint die Habergeis gemeinsam mit dem St. Nikolaus zu Weihnachten. Sie wird durch vier Männer dargestellt, die sich mit einer weißen Kotze (Wollmantel) zusammen überdecken und einen hölzernen Geiskopf drunter vorstrecken mit beweglicher klappernder Kinnlade. Damit stößt man die Kinder. In Norddeutschland und England ist dasselbe der Klapperbock, der um Weihnachten den St. Martin, den Knecht Ruprecht und Schimmelreiter zu begleiten hat. Weinhold, Weihnachts-Sp. 10. Das Weitere hierüber erklärt sich No. 161. Den Kopf einer Ziege opferten die ital. Langobarden und erschlugen die romanischen Bauern, wenn sie diesem Opferhaupt keine Verehrung erwiesen. Mone, Heidenth. 2, 200.

Dies ist die sinistre Seite am Zwergenvolke und an den zu ihm gehörenden Thieren; dieselbe erfolgt aus der Zwerge Verwandtschaft mit dem Gott Donar, der selber satanisch geworden ist. Vgl. No. 416, Meister

Geisfuß. Aber in stärkeren und noch immer fortdauernden Zügen drückt sich ihre gütige segenbringende Erscheinungsweise aus, vollkommen der Milde heidnischer Glaubenslehre entsprechend und ohne sich doch von diesen vorerwähnten Beziehungen weit zu entfernen. Auch dabei spielt sonach die Geis eine besondere Rolle. Schöppners bayr. Sagb. No. 88 weiß von der Riesengeis, deren strotzende Euter über die Gebirgswand ins Thal hinabhangen; ein Wagen drunten fährt ihr eine Zitze ab, und alsbald fließt ein Milchstrom durchs Land. Dies ist jene Himmelsziege Heidrun vor Heervaters Saal, die nach der jüngern Edda täglich ein so großes Gefäß voll Meth giebt, daß alle Einherier vollauf zu trinken haben. Dem Namen Heidrun entspricht der Ziegenname bayrisch Hetel, schweiz. Hattle und Hatte. Hetz, hitz! ruft man in der Wetterau den Ziegen zu. ein gehürne, daz ein hatel wilunt vf irm havbt truch. Renner 2477, Bamberger-Ausg. Das ehemalige Jahreszeitenfest der Entlebucher ist bis auf das sogenannte Posterli- oder Polsterlijagen eingegangen; das Polsterli selbst aber wird heute noch dabei von der Bauernmaskerade als Geis dargestellt. Stalder, Fragmente 1, 104. Diese Polsterligeis verkündet für das Land die Fasnacht, nämlich die Zeit des Schmauses und der Festgelage. Im Aargau pflegt das hungrige Kind, dem die Mittagssuppe nicht schnell genug kühl werden will, beim Umrühren zu sagen: Thalemer-Geis, Mach mer d'Suppe nid ze heiss! Hier ist also das Entlebucher Polsterli zu einer suppenbescheerenden Geis aus Thalheim im Aargauer Jura geworden. Ebenso geht das Reinacher Dorfthier No. 258 als ein junges Böcklein um und wird das Gizzi genannt; man kann aber nach der eignen Erzählung eines Aargauer-Bauern dieses Unthieres nur dann los werden, wenn man es mit Küchlein füttert, also ebenso mit Festbroden, wie die Polsterligeis. Ist so die Ziege Heidrun das Thier göttlichen Segens, so gestalten sich die segenspendenden Zwerge theils ebenfalls ziegenfüßig, theils sind diese Ziegenfüßler gastfreundliche Festgeber und berühmte Brod- und Kuchenbäcker. Sie sind von solcher Milde, daß sie auch noch nach ihrem Tode (No. 29) Brod zu ihrem Andenken austheilen lassen. Die letzte Zwergenfrau, welche im Berner-Haslithale gelebt hat, heißt dorten die gute Frau Ute. Alpenrof. 1823, 212. Gute brave Leute wird das Zwergen-Ehepaar in unserer No. 38 genannt. Beim Beaten-Wasserfall am Thuner-See nennt man die Bergmännlein noch die frommen Leute. Jahn, Kant. Bern, 316. Sogar der Herenhammer bezeugt von ihnen, daß sie Seligkeit brachten und besaßen: Dæmones, de nocte venientes, aut ut vetulæ dicunt, die Seligen, — error est: ut debeant omnia consumere ut post abundantius tribuant. Mall. Malef. II. quæst. 2, cap. 8. Ihre Brode, Kuchen, Dünnen, Ramwähen und Etschroggenfladen sind von gerühmter Güte, No. 10, 13, 14, 46. Darum ist in unsrer Sammlung zugleich auch ihrer Backöfen erwähnt, die in der schon verlassenen Zwergenhöhle noch zu sehen seien. Und wo auch hierüber sich die Erinnerung schon verdunkelt, da hat der Hauskobold doch noch seinen herkömmlichen Ruheplatz auf dem Steinofen des Bauernhauses No. 30, oder da übernachteten, wie in No. 2, hinter dem Bauernofen die einmal einsprechenden Zwerge. In diesem Sinne nennt Fischart im Gargantua, cap. 3 die Zwerge Backofendrescherlein. Auch die Bachstelze nennt man Backofendrescherlein, franz. semeur, Sämann; man vergleicht die rührige Bewegung ihres Schwanzes, Wippsterz genannt, dem

Pflügen und Dreschen. Grimm, Wb. 1, 174, 1193. Im Backhaus wohnt der Schretel, der den Wasserbären zerkratzt. Haupt, Zeitschr. 6, S. 179, V. 167; und man verkriecht sich vor ihm in den Backofen, V. 264. In der oberbayrischen Mundart heißt Ofen und Ofenloch jede Felsenwildniß, wie die Oefen beim Passe Lueg und der Rothe Ofen im Berchtesgadenschen. Das Lambrechts Ofenloch im Salzburgischen hat eine weit verbreitete Sage von der Schätze hütenden Loferer Jungfrau. Schmeller, Wörtb. 1, 33. Die weite Verbreitung dieses einzelnen Sagenzuges läßt Mone, Gesch. des Heidenth. 2, 84 erkennen, wenn er anführt aus Boltens Ditmarsen Gesch. Flensburg 1781: die sog. Heidenaltäre am Kirchspiele Alversdorf, drei gewaltige auf Felspfeilern ruhende Steinplatten, seien Steinöfen der Unterirdischen, und wer hier in den Gruben des einen großen Altares ein Geldstück opfere, der finde beim Herausgehen ein Brod vor sich. Vgl. Müllenhoff, pag. 281. Das Gleiche weiß unsere No. 46 von dem armen Weibe am Ofenberge. Das Kochen der Opferspeisen, das Verbrennen der Leichen, das an solchen Steinplätzen stattfand, gab zu den Sagen Anlaß, hier seien die letzten Zwerge verbrannt worden, No. 41, man habe mit Pistolen in diese Felslöcher mörderisch hineingefeuert, No. 24, II. Erdmännchen in ihrer Höhle verbrannt, vgl. Meier, schwäb. Sag. No. 76. Als man den Heidenstein umwarf, der im Längenwald stand zwischen Mett und Brügg (Jahn, Kant. Bern), fanden sich in der Grundlage Aschenspuren vor. Bei sechs Fuß Tiefe finden sich im Aargauer- und Zürcher-Lande unter der Ackerkrume uralte Feuerherdstellen, auf deren festgestampftem Lehmboden Asche, Geschirrtrümmer, calcinirte Ofensteine und Schweinsknochen liegen. Dies ist in Anmerk. No. 449 hervorgehoben. Es erzählt daher die Sage bald, wie die Heidenzwerge zu Klein-Döttingen No 42 ein Haus mitten in der allgemeinen Feuersbrunst bewahren, bald wie müßige Hirtenjungen jenen Feldstein, auf welchem die Zwerge auszuruhen pflegen, bis zum Glühen anfeuern; dann verbrennt sich das winzige Völklein das Gesäß und wandert erzürnt aus dem Thale weg. Wyß, Idyll. 1, 320. Solchen Glauben nicht mehr erkennend bemüht sich unsere No. 24, I. nur eine scherzhafte Klosteranekdote daraus zu machen. Sie legen dem Bauern, der seinen Acker pflügt und das erste Furchenende erreicht, das Korn schon gereift und fertig gebacken auf den Pflug: No. 13. Der pflügende Knecht zu Bochum, dem es um die Frühstückszeit schmächtig wird, ruft wîwer, herût! und alsbald steht ein reichgedeckter Tisch mit guter Speise auf dem Acker; die weißen Weiber aus der Wittewîwerskûle haben ihn bescheert. A. Kuhn in vdHagens Germania 9, 97. Gebt mir auch einen Waien! ruft der Ackerbube in die Furche hinab, und alsbald lag da auf feinem Linnentuch ein dampfender Kuchen und ein prächtiges Messer dazu. Leberberg-Sage im Kant. Solothurn. Illustrirter Schweiz.-Kalend. 1854, S. 96. So hört auch ein Pflüger in Weingarten eben unter dem Boden eine Backmulde ausscharren und am nächsten Furchenende findet er schon einen Kuchen; Mone, Anzeig. 1838. Diesen gleichen Sagenzug zeigt J. W. Wolf, hess. Sag. Anmerk. S. 193 in Westflandern; ebendenselben trifft Grimm, Myth. 423 bei den Lüneburger Wenden und im preußisch. Samlande. Ja, die dänische Ellekone muß, trotz ihrer verführerischen Wohlgestalt, doch hinten hohl sein wie ein Teigtrog. Mythol. 418. Sie haben in unserer No. 9 lächerlich häßliche Füße, gleichwohl aber

essen sie Zibärtli als ihr Leibgericht. Zibärtli bezeichnet mundartlich theils die Cyperpflaume, theils zugleich die körperliche Zierlichkeit und Feinheit, den Stutzer. Die Speisen, die sie im fremden Hause berühren, scheinen unerschöpflich; diejenigen, die sie vertheilen, ergänzen sich wieder. Wie es unsere No. 46, 50, II. erzählt, so verschenken sie auch im Berner Habkerenthale Gemskäschen, die sich über Nacht wieder ersetzen, sobald der Essende noch ein kleines Stückchen davon übrig läßt. Reithard, schweiz. Volkskalend. 1851, 62. Verlangen sie nur Zieger und Käse No. 47, nur ein Näpfchen Milch No. 19, so deutet dies auf ihren ursprünglichen Sennenstand hin. Bringen sie aber Fleisch und Milch dar, No. 48, oder trachten sie besonders nach Schweinefleisch No. 50, so ist damit ihre Beziehung zu den alten Jahresschmäusen gemeint, deren größter und ältester der Weihnachtsschmaus mit der Metzelsuppe ist, wobei jetzt noch dem „Ug'hüerli", einem körperlosen Hauswesen, ein Restchen hinter die Stubenthüre im Katzennapf aufgestellt zu werden pflegt. Nach solchen starkgeschmalzenen, mit Schweinefett = Schmutz bereiteten Speisen hat der Weihnachtskobold Schmutzli, der in der Schweiz an die Stelle des treuen Eckart getreten ist, seinen Namen. Der Lindegîger No. 39 bringt eine ganze Fuhre Marktschweine ans Wirthshaus. Das Schretel, im mhd. Märchen vom Wasserbären, Haupt, Zeitschr. 6, 180 brät sich sein Fleisch am Spieße, bis es von Schmalze trieft. Die Lausitzer Zwerge essen auf der Bauernhochzeit tüchtig Schweinebraten. Gräße, sächs. Sagensch. pag. 550. Ein ihm verwandter Zwerg muß der Schmutzbarthel gewesen sein; ihn ruft noch der Aargauer Kinderreim an beim Buttern, wenn die Milch nicht rasch gerinnen will:

> Schidi-scheidi Anke,
> Im Barthli wèmer danke,
> De Barthli isch e brave Ma,
> Wenn er den Anke scheide cha.

Der Steirisch-Kärntnische Weihnachtsbescheerer ist gleichfalls der wilde bärenbratzige Bartel, und man ruft ihm zu:

> Bartel, Bartel, wilder Bär,
> Leg mir ein, was ich begehr;
> Reck aus deine wilden Brassen,
> Leg mir ein a schön's paar Hosen.

Weinhold, Weihnachts-Sp. 42. Mit diesem Schmutzbarthel muß jener andere Zwerg verwandt sein, von dem es noch heißt „wer weiß, wo Barthel den Most holt". Um Weihnachten nämlich weissagen die Thiere im Stalle und sprudeln die Dorfbrunnen Wein; nur die einzige Minute weiß der Mensch nicht, in der es allein geschieht. Dieser Wein muß jener Gänsewein gewesen sein, unter dem wir jetzt im Scherze das bloße Wasser verstehen. Denn nicht bloß tragen die berühmten Weine des Pfälzer Hardtgebirges den Namen Gänsefüßler, (Compendieuse Staatsbeschreib., Braunschweig, 1719. 2, 81; Gänsefuß ist auch Bonus Heinricus, und Heinz und Heinzelmann ist wiederum Zwergenname), auch die gänsefüßigen Zwerge wohnen allenthalben da wo Weinbau herrscht. Sie verlegen sich No. 13 auf die Rebzucht, haben No. 22 eigene Kelter und Trotten, und wie der Schmutzbarthel um Käse und Butter angerufen wird, so wohl auch dieser, welcher Wein und Most zum Jahresschmause gedeihen lassen mußte.

Wenn ferner der Zwerge Brod mit Waldameisen schwarz bestreut ist No. 13, so ist damit nicht bloß ihre körperliche Winzigkeit gemeint, obwohl in einem dänischen Liede der Trolde nur ameisengroß ist, Mythol. 418; sondern da der Saft der Waldameise heute noch heilkräftig ist, so weiset diese so gebackene Speise zugleich auf die Langlebigkeit des Zwerges hin, der deshalb so häufig das Graumännlein genannt wird. Giebt man ihnen aber eine nach neuer Art gekochte Speise, so fühlen sie sich gekränkt und ziehen davon. Brod mit Kümmel bestreut schelten sie gepiptes Brod, wie auch solches, in welches die Hausfrau das Zeichen des Hausschlüssels, oder ihres Daumennagels eingedrückt hat. Vgl. das in Anmerkung 19 über den Zwergennamen Pieperling Bemerkte. Matergabiæ deæ offertur a femina ea placenta, quæ prima e mactra sumta digitoque notata in furno coquitur. Samogitische Götter, v. Grimm in Haupts Zeitschr. 1, 140. Auch das Agathenbrod, das alljährlich am Agathentag mit Weihzetteln beklebt und anisbestreut gebacken wird, um es gegen Feuersgefahr kirchlich einsegnen zu lassen, ist ihnen zuwider. Weder dem bürgerlichkargen Maße, noch der kirchlichen Sitte, noch dem um sich greifenden Handel, der neues Gewürz bringt, mögen sie sich fügen. Es ist noch ein Spielspruch in der Kinderwelt übrig, der dieses Agathenbrod bald als altes Festbrod preist, bald als ein nach neuer Mode gebackenes verwünscht. Die Varianten lauten je nach diesen zwei Rücksichten: Agathenbrod — unser Tod! Rachelbrod in der Noth! Kümmelbrod, unser Tod! vgl. hierüber Oberdeutsches Gebildbrod, No. 40. Wie sich hierin die Mißstimmung der Zwerge über jede um sich greifende Neuerung kund giebt, so erscheinen sie auch stets erst nach dem Läuten der Betglocke No. 12; und sie wandern aus, wenn der Bau der Lorenzokapelle beginnt No. 1; wenn die neue Mühle gebaut wird No. 9; wenn das alte Wohnhaus renovirt wird No. 29, 33; wenn eine neue Straße angelegt wird No. 26; wenn die einheimische Tracht geändert, oder das christliche Neujahr gefeiert wird No. 19, 20; wenn man Wegkreuze errichtet, oder wenn nur Zimmerleute über das Gebirge her steigen No. 27; wenn der Pfarrer kommt No. 16; wenn man Schnaps trinkt No. 47. Lieber gehen sie freiwillig auf die Teufelskanzel in No. 39, oder in die Mistjauche No. 38 zu wohnen, als daß sie sich mit Mönchen einlassen. — Noch manche Beispiele dieser Art bietet Grimm, Mythol. 428. Die Einwohner einer großen Zahl schweizerischer Ortschaften müßen sich bis zur Stunde den Spitznamen Geisen gefallen lassen. Im Kant. Luzern die Bürger von Büron, von Sempach, die Singknaben in der Luzerner Hofstiftskirche; im Aargau die Bürger von Ennet-Baden, von Seengen, von Umiken, von Wolenschwil. Während die meisten dieser Ortschaften den altherkömmlichen Schmütznamen sehr übel aufnehmen, sind andere, z. B. die Bewohner von Büron stolz darauf. Diese haben die Geis in ihr Dorfwappen gethan, besitzen einen eigens gedichteten Lobspruch auf dies Wappenthier, haben zu dessen Ehre gegen die Nachbargemeinde Knutwil vieljährige Fehden bestanden und beim endlichen Friedensschluß i. J. 1806 ein großartiges Schauspiel in Waffen abgehalten, wobei nicht die mit eingeladenen Knutwiler, sondern eine Geis den ersten Platz eingeräumt bekam. Auch später noch ließen sie denjenigen vor Gericht ziehen und schwer büßen, der eine Geis ihnen zum Trotz an einen Baum aufhieng, an welchem ihre Prozession mit Kreuz und Fahne vorbeizog. Bei so reichen

und von der Rinderzucht lebenden Gemeinden kann der Uebername Geis weder auf den Verfall der Bauernwirthschaft, noch etwa gar auf eine Verwandtschaft mit der überall belächelten Schneiderzunft sticheln wollen; er muß sich auf Sagen beziehen, denen gemäß in diesen Ortschaften der Glaube an die geisfüßigen Zwerge und ein ihnen gewidmeter Dienst am längsten oder hartnäckigsten angedauert hat.

3) Die Erdleute bei Oberhof. Kärglicher findet sich das Gleiche erzählt in E. Meiers schwäb. Sag. 8 und bei Vonbun Vorarlberg. Sag. S. 4. Erdweibchen in Geburtsnöthen kennen folgende Schriften: Grimm, DS. No. 41, 49, 304. Kuhn, Märk. Sag. No. 81, und Nordd. Sag. S. 321. Baader, badisch. Sag. No. 88. Firmenich, Völkerstimm. 1, 110 b. aus Preußen. E. Meier, schwäb. Sag. No. 67, 69 (2), 78, 4. Wolf, Götterl. S. 53, 54, 63. Grimm, Mythol. 425 ff. Thiele, dän. Sag. 1, 36. Panzer, bayr. Sag. 1, 88., pag. 368. Schambach-Müller, niedersächs. Sag. No. 150. Zwei schles. Sagen von der in Krötengestalt erscheinenden Wasserlitze finden sich: Weinhold, deutsche Frauen, 46. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. No. 407, 443. Durch diese Gleichartigkeit der Fälle in so weitem geographischen Umfange wird unsere eigne Sage nicht etwa entbehrlicher, sondern wichtiger; die Reichhaltigkeit des Analogischen gedeiht ihr dabei zum Logischen. Das Volk der Zwerge erscheint hier außer den sonstigen wohlthätigen und freundlichen Beziehungen zum Menschengeschlechte als die Hilfe in den Geburtsnöthen; tropologisch wird in der späteren Zeit dieses Verhältniß umgekehrt und den kreisenden Zwerginnen wird dann diese Hilfe von den dankbaren Menschen geleistet; allein die Erdmännchen sind ihrem Namen nach schon Hebammen. Noch gilt dänisch und schwedisch iordgumma Erdgäumerin, iordemodr Erdmutter, für unser Hebamme. So ist auch in unserer Sage hier des einen Mädchens Name Bürgi bedeutsam. Er weist hin auf jene biargrûnas, die Bergungsrunen in der Sigrdrîfa, welche unter Anrufung der Dise, der göttlichen Frauen, bei der Entbindung Gebärender angewendet wurden. So giebt es eine ahd. Wartrûn, parca tutelaris; eine agſ. burhrûne, parca; und ein ahd. nom. propr. Purcrun: lauter gleichbedeutende Namen der Nornen und weisen Frauen, welche pflegen und helfen. Es führt also hier unser Namen Bürgi, aus notburg verkürzt, auf die obstetrix, wie auch der hl. Burkhard kirchlich noch gegen Gliederweh angerufen wird. Alte Herrengeschlechter haben Abkunft, Familienruhm und Fortbestand ihres Stammes auf diese den Zwergen einst geleistete Hilfe gegründet. Die Burgfrau des Asseburger Stammes thut Ammendienste bei den Berggeistern, und daher kommen die noch vorhandenen zwei Kristallbecher, Talismane des Asseburger Geschlechts. Spiecker, der Harz, Berlin 52, S. 108. Eine Wöchnerin wird von ihrem Kirchgang weg in die Schönaunkenhöhle geführt und muß da Rüden säugen; aber die Adelsfamilie von Stahl wird ebendaselbst mit einer silbernen Kanne beschenkt, welche die Jahreszahl 1500 tragen soll. A. Kuhn in vdHagens Germania 9, 95. Hamelmanns Oldenburgerchronik kennt den Erbring, der auf das Haus Calbe und ans Alvenslebensche Geschlecht kam, seit die Ahnfrau einst einer kreisenden Zwergin beistand. Monatl. Unterredungen, Leipzig 1698, S. 524. Dadurch bekommt nun jener vom Erdweibchen hergeschenkte Gürtel nebst den Stroh-

halmen erst Bedeutung und Sinn; beides ist ein Mittel, die Wehen zu kürzen. Und zugleich klärt sich mit auf, warum in No. 4 die Effinger Erdweibchen einen Umzug halten, jegliche einen Säugling auf dem Arm; oder warum in No. 24 die Hebamme gerade unter dem Hermännlissteine hervor die Neugebornen holen muß. Jener von dem Zwergenweibe dem Mädchen geschenkte Gürtel ist ein Geburtsgürtel; was mittelst seiner hier dem Birnbaum widerfährt, das geschieht in der schwed. Sage der Birke, und wie nachher dieser letztere Baum geborsten in die Lüfte fährt, so wäre es auch dem Marienbilde dorten geschehen, wenn man dasselbe mit dem Gürtel umspannt haben würde, welchen dazu der blinde Riese hergeschenkt hatte. Mythol. 907. Hier giebt ihn die dankbare Elbenwöchnerin einem ihr sich dienstfertig erweisenden Bauernmädchen, warnt aber zugleich vor seiner verderblich magischen Gewalt, wenn man ihn zur Unzeit anwenden, also entweihen würde. Dagegen meint die bayr. Sage (Panzer 1, No. 19. 88), das Erdweibl habe in Eifersucht auf die Bäuerin dem Bauern einen grünen Gürtel für diese mitgegeben; und auch dorten reißt der zur Probe damit umgürtete Apfelbaum sogleich aus dem Boden. Ein altes Recepten-büchlein, handschriftlicher Privatbesitz im aarg. Städtchen Brugg, besagt über solche Gürtel: „kann man einem trächtigen Gewild, Hind u. a., weil es noch lebendig ist, zweier oder dreier Finger breit einen Riemen aus der Haut schälen und ihn, sammt den Haaren einer kreisenden Frau, ungelidert einer andern Kindenden um den Leib binden: der hat solche Tugend, daß er die schwerste Geburt fördert und das Bürdlein Nachgeburt dazu.“ Dies hängt mit den bekannten Schwanengürteln zusammen, von denen noch in Tschudi's Chronik 1, 302 die Rede ist; oder mit dem Garnstrang, dem Seidenfaden und dem Stroh, lauter geburtsfördernden Mitteln, von denen Geilers Ameise, Blatt 46, und Männling, Curiositäten und Albertäten, Frankf. 1712 handeln. Strohhalm, Garnstrang, Seidenfaden und Gürtel sind alte Rechtssymbole der Vindication und Copulation, nachgewiesen für Parsen, Griechen und Germanen, bei Grimm Rechts-Alterth. 182—184, 810; der mit ihnen umschlungene ward, wie die Lex. Salica (ed. Merkel, S. VII.) besagt, adfathimirt, angefädemet, wie wir noch sagen bei Geburt, Taufe und Hochzeit: an- und eingebunden, copuliert. Als daher die finnische Göttin Launawatar dreißig Sommer lang nicht gebären kann, läßt ihr der hl. Georg ein rothes Garn auf den Leib nieder, worauf sie neun so böse Söhne gebärt, daß Christus sich weigert, sie zu taufen. Mone, Gesch. des Heidenth. 1, 56. Männling loc. cit. sagt: da wird in einer Gebä-rerin Kindelbette ein Kreuz von Stroh gelegt, oder ein Strehn rohes Garn, damit ihr keine Zauberei Gewalt anhabe. — Galium verum, sonst Lab- und Megerkraut genannt, womit der Senne käset, heißt Unser Lieben Frauen Bettstroh. Hagen, Apothekerkunst 1781. Das vorhin erwähnte handschriftl. Brugger Receptbüchlein behauptet zugleich von diesem Meger-kraut: „darauß wird auch bereit der Trunkh um der kindenden Frauen Nachwehen zu heilen.“ Dieses Stroh wird im aarg. Kinderspielspruche No. 274 von einer der drei Mareien oder Nornen zu einem um die ganze Landschaft reichenden Schutzfaden versponnen:

Die eint spinnt Sîde,
Die ander schnetzlet Chrîde,
Die dritt spinnt Haberstrau:
B'hüt mer Gott mîs Chindli au!

Ein anderer Sonderzug dieser Sage, welcher der Erklärung bedarf, ist die trächtige Kröte, durch welche den beiden Schnittermädchen jenes Erdweibchen voraus angemeldet wird, bei dessen Entbindung sie Beistand leisten sollen. Diese trächtige Kröte ist das schwangere Erdweibchen selber. Dies rührt daher, daß die Zwerge im Dienste Bertha's, Holla's, Muthanas oder Wuodanas und anderer Göttinnen der Fruchtbarkeit stehen, die selbst wieder Krötengestalt annehmen. Wer die Festzeit dieser Göttinnen durch ungebürliche Hausarbeit, wie durch Waschen oder Spinnen entweiht, der spinnt zur Strafe seines unzeitigen Fleißes Kröten ins Haus. Kuhn, nordd. Sag. (Bräuche). Fürstengeschlechter, Volksstämme und alte Bauwerke leiten Abstammung und Entstehen von solchen Götterkröten her. Die Grafen Spauer führen eine Krötenpracke im Wappen: Wolf, Ztschr. 1, 17. Der in Flandern übliche Spottnamen, der die Franzosen Franzkröten nennt, Crapaux-Franchos, rührt vom Landeswappen des Frankenvolkes her, in dem drei Kröten gewesen sind, „denn die Franzosen führten in ihren Panieren drey Krotten. anjezo drey Lilien.“ Philo Magiologia 1675, pag. 886. vgl. Schöppner, bayr. Sagb., pag. 308. Kaiser Karl d. Gr. spricht, wohl in diesem Zusammenhange mit der fränkischen Geschichte, einer um ihr Lager Recht suchenden Kröte zu Zürich das Recht. Aus Brennwald, Hdschrft. Chronik, in den Zürcher Neujahrs-Bl. der Stadt-Bibl. 1842, 4. Ein Ring in der Anhalter-Fürstenfamilie ist ein Geschenk der Frau Kröte und wird noch aufbewahrt. Spiecker, der Harz, pag. 52. Der Aussatz der Böhmenherzogin wird geheilt, da man ihr die Hostie reichen läßt, die eine Kröte unter dem Kirchenaltar im Maule trägt. Grimm, KM. 3, pag. 429. Den Eingang des Bamberger Doms bilden zwei steinerne Kröten. Schöppner, bayr. Sagb., Felsthal, Sagenschatz 105. Eine riesige Kröte liegt unter der Ruine Reinstein und regt sich in der Tiefe des dortigen Schloßbrunnens. Spiecker, der Harz, 270. Die vor etlichen Jahren im Waatland auf der Burg La Sarraz ausgegrabene Bildsäule des gleichnamigen Ritters trägt zwei Kröten auf den Wangen ausgehauen und zwei auf dem Rücken; sie soll ehemals in der Burgkapelle gestanden haben. Schweiz. Merkur 1835, 2, 221. An der Kirchenthüre von Lachen, Kant. Schwyz, ist eine Kröte als Kirchenwappen ausgeschnitzt zu sehen. Mehrfache bayrische Kirchen- und Kapellenlegenden erzählen, wie man Kröten in anbetender Stellung auf den Altarstufen gefunden habe. Die Tirolersage weiß von der siebenjährigen Wallfahrt der Kröte zum Marienbilde in Weißenstein. Wolf, Ztschr. 1, 9. Krötenfiguren aus Wachs werden von bayrischen Frauen ex voto in die Kirchen gehängt und heißen Bermutter, weil, sagt Schmeller Wb. 1, 188 die Mutterkrankheit, malum hystericum, sich wie eine umkriechende Kröte empfinde. Das Thier gilt aber dorten für einen verwünschten Prinzen (Panzer, bayr. Sag. 2, No. 333) und im Schwarzwald lebt es in Größe eines Backofens nebst dem Weiberraubenden Wassergeist im Mummelsee, „sonderlich im Schwartzen See gebe es Kröten, so groß als ein Bachofen.“ Simpliciss. ed. Keller 2, 731. Aus Eisen und in ungewöhnlicher Größe an Eisenketten hängend finden sie sich in den bayr. Kirchen zu Aigen und Nordholz; Panzer 2, pag. 33. In derselben Weise werden eiserne in der Veitskapelle zu Zabern im Elsaß von Schwangern geopfert. Stöber, Neujahrsstollen 1850, 52. Das bezauberte Froschweibchen in der Sage Süd-Smalands schenkt Tischtuch und Becher her

und heiratet zur Prinzessin entzaubert den kleinen Hintersassensohn. Oberleitner, Uebersetzung von Cavallius, schwed. Sag. (Wien 48) S. 320. Die Zwerge der Insel Rügen zeigen sich als Kröten. Steinau, Volkssag. (Zeitz 38) S. 292. Als Kröte erscheint die Frau Escher auf der Zürcher-Heidenburg. Meyer, Zürcher Ortsnamen (1849) No. 1753. Kröten, die auf dem Kirchhofe umherhüpfen, hält der Kärntner Volksglaube für arme Seelen. Wolf, Ztschr. 3, 30. Es sind demnach diejenigen Pflanzen zu beachten, die, weil sie nach Kröten benannt sind, Beziehung zu den Zwergen und den an diese geknüpften religiösen Vorstellungen haben. Der großhutige Fliegenschwamm heißt im Elsaß Krötenstuhl, Grimm, DSag. 1, 222, bei den Ditmarschen Pockenstohl, engl. toadsstool = Dasch, Frosch. Claus Groth, Quickborn 1853, S. 279; anderwärts heißt dieser Pilz Hütchen, bekanntlich ein geläufiger Zwergenname, aus der Huttracht der Götter entnommen. Die Krottenblume saxifraga chrysoplenium wächst aus Kröten hervor, wie der Vers beweist (altd. Wäld. 3, 223):

als diu schone bluome hat,
diu ûf einer chroten stat.

Froschdistel ist aarg. Name der Frauendistel oder Mariendistel, carduus marianus. Chrottebösche ist caltha palustris; Chrottechrût ranunculus, ficaria, polygonum; Chrotten- oder Kettemliblume taraxacum pratense. Deren Hohlstengel flechten die Kinder zu Ketten und führen damit ihre Ringeltänze auf, um dabei in eignen Spielreimen Regenwetter und Sonnenschein zu bewirken. Vgl. aarg. Kinder-Spruch No. 309 ꝛc. und das Räthsel darüber, ebenda No. 418.

Es ist also diese Krötenblume Symbol der Jahresfruchtbarkeit. Dies verräth sich in einer großen Reihe von Sagenzügen. Nach Aarg. Sagen, No. 273—279, erscheint das Thier häufig in der Größe eines Milchbeckens, eines Kartoffelkorbes, und es verwandelt sich, wie auch in Bechsteins thüring. Sag. Heft 3, 166, ein Korb voll Kröten in eben so viele Goldstücke. Die Berggeister in den Grubenwerken des Harz erscheinen als Kröten mit thalergroßen Augen. Spiecker, der Harz S. 226. In der Compendieusen Staatsbeschreibung (Braunschweig 1719) 1, 23 und 2, 320 findet sich die altgeläufige Bemerkung: der Niedersachsen Scheltwort „du Kröde" beziehe sich auf ihren Götzen Krodo, derselbe aber sei wie ein Schnitter, die Sichel in der Hand, abgebildet worden. Dies wäre also ein die Kornfluren durchziehender Pilwiz-Schnitter gewesen. Vgl. Mythol. 187. 445, Panzer, bayr. Sag. über den Pilmezschnitt, und aargau. Sag. Abthl. III: Die Schwedenreiter Mattisee No. 130, der Amssupper No 162. Damit erklärt sich auch die Möglichkeit der Anklage, welche Konrad von Marburg i. J. 1232 bei Papst Gregor IX. gegen die Oldenburger-Stedinger erhob, sie hätten eine Kröte ketzerisch angebetet, die ihnen in Gestalt eines Backofens häufig erschienen sei. Stedinger Volkssag. Bremen 45. S. 336. Man vergleiche das in Anmerkung 2 über den Backofen der Zwerge bereits Vorgebrachte. Auch die Anekdote wird etwas Thatsächlicheres, daß ein Schwärmer zu Soissons eine Kröte getauft und ihr den Namen Johannes gegeben habe. Hormayr, histor. Taschenb. 1845. Schon dies erinnert an den einzelnen Zug unserer vorliegenden Jurasage von der Taufe des Zwergenkindes; aber noch erzählt das Aargauer Landvolk, wie im Hungerjahre 1817 die Kinder den Hecken und Gräben nachgegangen seien,

eifrig Kröten zu suchen; nicht um sie zu essen, sondern um sich so der geglaubten Segenswirkung derselben zu versichern. In der Aachner- und Eupener-Mundart heißt man die Kröten und die Wucherer gleicherweise Nahrungsunken, Naaronk, Naarünje, Naarhaund. Firmenich, Völkerstimm. 1, 496 a. Nach dieser Wortableitung sind die Schönaunken bei Osnabrück Zwerge, welche den Bauern Brandröste in Form eines sitzenden Hundes schmieden. A. Kuhn in v. d. Hagens Germania 9, 93. Der Schloßberg zu Nordholz, bayr. Landgericht Rothenburg, heißt Krötenberg; alljährlich im Mai ziehen von ihm herab drei Tage lang die Kröten der Mühle des Dorfes zu; je mehr ihrer kommen, um so besser steht's alsdann um die Kornärnte. Bechstein, DSagb. No. 851. Dieselbe Rolle des wuchernden Fruchtsegens spielt das Thier im Auszählspruch der aargau. Kinderwelt:

Goht es Mähl bîm Becken ûs,
Goht die Frau is Gloggehûs,
Suecht die dickste Chrotten ûs,
Leit se in es Tüechli
Und frisst sie wie-n-es Chüechli.

Spottreime und Anekdötchen, in denen sich die gegenseitige Rivalität der Nachbarortschaften eines aufzumutzen sucht, erzählen vom Aargauer-Dorfe Beinwil am Hallwiler-See, man heiße dessen Bewohner deshalb „Chrotte und Fröschen", weil sie in der Hungersnoth einst eine Kröte von ihrem Kirchthurm heruntergeholt und als gebackenes Küchlein verzehrt hätten. Ohne Arg aber legt man jetzt noch todte Kröten auf das Spundloch des Fasses, um abgestandenen Wein so wieder aufzufrischen. Nach friesischer Sage von Leeuwarden (Wolf, Zeitschr. f. Mythol. 1, 38) verwandelt sich der von einer Hexe erhaltene Pfannenkuchen in eine Kröte. Der Türke hört im Froschgeschrei den Ruf Allah; unserer schlesischen und pegnesischen Dichterperiode rief der Frosch ein andachterregendes „Merk's!" zu; noch in Haydns Jahreszeiten spielt er eine musikalische Rolle, und als Wetterprophete steht er auf dem Leiterchen im Glase vor unsern Fenstern. Wie hat sich nun wohl dieses Thier ins Widerwärtige und Satanische verwandeln können, worin es zugleich erscheint? Frühe Unterstützung dazu bot der Apokalyptiker auf Patmos, der die bösen Geister, welche der Drache ausspeit, in Gestalt von Fröschen hervor steigen sah. Wenn daher Nero stirbt, so erzählt unsere gelehrt thuende Kaiserchronik (ed. Diemer 1849) S. 127. V. 14:

durh sînen hals obene brast
ain chrote vil braitiv.

Daher stammen die zahllosen Inquisitionsprozesse über krötenmachende Hexenweiber; Krötenstein hieß man zuletzt sogar den städtischen Pranger. Grimm, RA. 721. Ein Fall, der in dem Archiv der aargau. Stadt Rheinfelden enthalten sein soll und hier nach mündlicher Mittheilung berichtet wird, handelt von einem Manne, der im 17. Jahrh. daselbst wegen Zaubers enthauptet worden. Er hatte nichts bekannt. Sobald sein Haupt zu Boden gefallen, ließ der Kapuziner, welcher ihn aufs Blutgerüste begleitet hatte, eine Kröte aus dem Kuttenärmel auf den Rumpf springen und wies sie dem Volke als des Missethäters Seele vor. Unter dem Butterfasse der Hexe reißt der Scharfrichter zu Hildesheim die Zauberkröte Düweletgen mit eiserner Zange hervor und wirft sie zur Hexe in die Flamme des Scheiterhaufens. Müller-Schambach, ndsächs. Sag. No. 185. Aehnliches und do-

cumentirt hat sich 1609 im Labourd, Depart. des Basses-Pyrénées, zugetragen. Als Frau Sabaudine daselbst den Scheiterhaufen bestieg, ließ Gott noch eine große Menge Kröten über den Kopf dieser Hexe wegkriechen, und sogleich stürzte sich das Volk wüthend auf sie los, so daß sie mehr todt gesteinigt als verbrannt wurde. Nur eine schwarze Kröte rettete sich über Flammen, Stöcke und Steine bis an einen Ort, wo man sie nicht weiter mehr finden konnte. Leubuscher, Der Wahnsinn. Nach dem Französ. des Calmeil (Halle 48) S. 142. Bei einer ähnlichen Hexenverbrennung im gleichen Jahrhundert tödtet diese erscheinende Kröte den Henker selbst. Philo, Magiologia 1675. S. 722. Der Koran dagegen erzählt, Frösche hätten wasserspeiend den brennenden Scheiterhaufen gelöscht, auf welchen die Chaldäer den Erzvater Abraham in den Flammentod geworfen.

Daher kommt's, daß in der Sage die Zwerge bald für, bald gegen die Frösche eingenommen erscheinen. Theils sind Kröten ihre Lieblingsspeise, die sie Nachts in den Wohnhäusern am noch glimmenden Herdfeuer verzehren: ranunculas ex sinu projectas prunis impositas comedunt. (Grimm, irisch. Elfenm. CI.). Theils aber necken sie mittelst des ekelgewordenen Thieres, und der Kobold Hütchen wirft daher Kröten in die aufgetragenen Speisen des Hildesheimer-Bischofs. Grimm, DS. 1, 74. Aus dem Munde der neidischen Stiefmutter springen Kröten, aus dem lächelnden der Königstochter muß ein Goldring fallen: Cavallius und Stephens schwed. Sag., übers. von Oberleitner, No. 7 S. 142. Wer Kröten quält, heißt's im aargau. Volksglauben, bekommt Bauchweh; wer nach ihnen schlägt, Rückenweh. Gleichwohl werden sie zu gewissen häuslichen und landwirthschaftlichen Zwecken an Hölzchen todtgespießt, in den Rauch gehängt, gepulvert, von hartherzigen Kindern mittelst der Prelle bis auf den Tod in die Lüfte geschlagen. Derlei ist in Bayern, Tirol und in der Schweiz üblich. Es ist in Tirol die sogen. Dreißigenkröte, welche zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt, 15. August bis 8 Septbr. also verfolgt wird (Wolf Zeitschrift f. Mythol. 1, 16), in Norddeutschland ist es die Zeit der Zwölften, in der die Kröten gefährlich scheinen.

Schratten- und Krötensteine, Krotten-, Truden- und Alpfüße nennt man die Feldsteine mit einer natürlichen Durchlöcherung, E. Meier, schwäb. Sag. S. 172. Aber eben dieselben deuten zugleich wieder auf Kornfrucht und Spende, denn der Schwede heißt sie Aelfquarnar, Elfenmühlen (W. Grimm, altdän. Heldenl. S. 509), und unser Landvolk nimmt sie gegen das Alpdrücken mit zu Bette. Auf solche Elfenmühlen ist eigens in unsrer No. 13 hingedeutet, wenn da in der Zwergenwirthschaft die Kornähren mittelst Feldsteinen mühselig ausgekörnt werden müßen. Auch heute noch sind wir in unserm naturhistorischen Glauben der Kröte nicht los, welche sich lebend angeblich in geschlossenen Felsstücken hie und da vorgefunden haben soll. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pag. 84. Es ist ein Rest des Glaubens, der die krötenhaften Erdmännchen in den Felsen wohnhaft dachte und ewig lebend; da rufen sie: Ich bin so alt wie Berg und Thal!

5) Das schwere Kind. Eine gleichnamige Erzählung in Grimms DS. No. 14 spielt zu Chur und wird dorten gerichtlich deponirt; das wunderbare Kind heißt dorten Kornkind. Flugi Volkssag. aus Graubünden, Chur 43, S. 122. Dasselbe bei Pröhle, unterharz. Sag. No. 183. Auch

die kinderraubende Kornmuhme hat den Namen Kornengel: Sommer, thüring. Sag. No. 21. Kuhn, märk. Sag. No. 72. Wolf, ndl. Sag. No. 491. Vgl. aarg. Sag. No. 453, Leidenberg. Hier wird es als engelschön beschrieben, wie Oberon im gleichnamigen Volksbuche nur drei Fuß groß ist, „mais il a un visage angelique.“ Der Franziskanerprediger Berthold aus Augsburg hat im 13. Jahrh. die christlichen Engel als solche kleine langlockige Kinder beschrieben (ed. Kling, S. 184. 238). Ihm gleich sagt der Luzerner Stadtschreiber Rennwart Cysat (vgl. unsere No. 50): die Härdmännlein sehen aus ganz klein, wie Knaben von sieben Jahren. Kas. Pfyffer, Gesch. v. Luzern 1, 320. Im Otnit, Str. 99, 108 liegt Elberich, d. i. Oberon, als ein Kind von vier Jahren unter einer Linde, und Otnit meint ihn wegtragen zu können. Im Duntzenbruche erscheinen noch jetzt zwei hemdärmlige Kinder mit rothem Brustlatze, sie sind geflügelt und reden in einer fremden Sprache. Stöber, elsaß. Sag. No. 208. Das Männlein zu Degerfelden, No. 38 dieser Sammlung, ist ganz jung, reicht nur bis an die Platte des Herdes und hat die dünne Stimme eines schreienden Kindes. In ein kindisches Weinen und Schluchzen bricht auch der aus dem Hause verstoßene Kobold aus, No. 30, er wird der Bub genannt. Auf der Geisalp im Schönenboden hörte man ein Kind unter einer Schirmtanne schreien, ohne es finden zu können; da erklärte der alte Senn, man müße sogleich die Alpe verlassen und mit allem Vieh abfahren, denn alsbald werde die ganze Weidetrift überschneit sein. Henne, schweiz. Blätt. 1833, 310. Es gemahnt dies an das ältere Volkslied, Wunderhorn 2, 205:

Es trieb ein Hirt den Wald hinein,
Er hört ein kleines Kindlein schrei'n;
Ich hör dich rufen und seh dich nicht,
Ich hör, daß du ein Kindlein bist.

Le pliorant, der Greiner, nennt man die Stimme eines Kindes, die im Walde von Le Mont, eine Stunde von Lausanne entfernt, häufig gehört wird. Man glaubt daselbst an gehörnte Männlein und weiße Frauen, Faie. Vulliemin, Kant. Waat 2, Abthl. 2, pag. 124. Eine Magd bei Neudorf in Schlesien, welche Schilf sichelt, geht der Stimme eines schreienden Kindes nach, findet aber darüber eine Kröte, die sich nachher in eine Wasserlisse verwandelt, oben Mädchen, unten Fisch. Weinhold, deutsch. Frau. 46. Dieses Kindlein der Sage wird vom Spielspruche der Kinderwelt noch immer vom Himmel herab als Segen erfleht. Wenn man nämlich den angesungenen Marienkäfer hat auffliegen lassen, so erwartet man, daß dafür unter verdeckter Schüssel dasselbe Kindlein, oder ein Leibgericht, oder die ganze Jahresfruchtbarkeit mit auf den Eßtisch gebracht werde. In bayrisch. Mittelfranken lautet der Spruch:

Herrgottsmoggela, flieg auf,
Flieg mir in den Himmel nauf,
Bring a goldis Schüssela runder
Und a goldis Wickelkindla drunder!

Vgl. unsere No. 75 das Kind und die Blutstropfen.

Wenn nun das Kindergebet im Verlaufe dieser Spielsprüche erfüllt wird und ein solches Himmelskindlein durch das Liebgott-Käferchen herunter gebracht worden ist, so muß der gestiefelte Kater erst darnach an den Kleinkinderbrunnen ausgesendet werden, denn dorten liegt es im Sonnenschein;

aber es ist — ein Geislein. So lautet's bei Schottky und Tschischka, österreich. Volksl. S. 12:

Hopp hopp, Hanselmann,
Unsre Katz hat Stieferln an,
Rennt damit auf Hollabrunn,
Findt a Kinderl in der Sunn.
Wia solls hoassen?
Kitzerl oder Goassen.

Hiemit trifft jenes Geislein wirklich zusammen, das No. 1 unsrer Samml. geboren werden soll, da der Geisbock zur Hebamme ins Juradorf hinunter gelaufen kommt, um sie zum kindenden Erdweibchen in die Berghöhle hinauf abzuholen. „Der Hollabrunn" dieses Reimes ist wörtlich der Kleinkinderbrunnen oder Titisee der Frau Holla, das in Rückerts Gesamm. Ged. 4, 310 bedichtete fränkische Lauerbrünnlein, aus dem man alle Neugebornen schöpft, und zu dem die verstorbenen Irischen Kinder wieder kommen, um da zu spielen und aus kleinen Krüglein sich zu besprützen. Erin 6, Abthl. 2, 450. Das ist denn zugleich der See in der Zwergenhöhle auf Stiftshalde No. 1, 9 „über den noch keiner lebendig gefahren ist"; oder jener altgeschichtliche in der Markbeschreibung des Klosters Salmünster (K. Roth, Kleine Beitr. 1852 1, 231): „ad domum uuildero uuîbo usque Delebrunno. Eine ganze Reihe solcher Kinderbrunnen verzeichnet Wolf, hess. Sag. Anmerk. 211. Pröhle, unterharz. Sag. 1856. Westfälische Kinderbrunnen zählt auf Woeste in Wolfs Ztschr. 2, 91. Ebenda 1, 196 gehört ein Kinderteich ausdrücklich der Frau Wulle, also wiederum jener Holla. Vgl. unsere Samml. pag. 17, 29, 50.

6) Erdweibchen in der Hufenfluh. Warum dasselbe Weib aus dem Magddienste in der Thalmühle plötzlich vom Zwerge hinweggeholt wird und alsdann nie mehr wiederkehrt, dies erzählt unsere No. 45, da die Zwerge rufen:

Lauf, lauf, Rebärben,
Der Vater will sterben!

In Vorarlberger Sage bei Vonbun S. 3 ruft der Rutschifengg einem Säumer zu, der über den Arlberg herzieht: Säg, wenn da ga Brotz kunnst, d'Rohrinda söll heem kô, Urhanns sei gstorba! Die Rohrinda aber war ein „Rutschifengga=meiggi", das damals in Brotz ebenfalls als Magd diente, während der Zwergen=Aelteste Urhanns starb. Ebenda. S. 7 No. 4 heißt's bei ähnlichem Begebnisse: Der Muggastutz soll ko, der Urhanns sei tod! Muggastutz ist ein Zwergenmann im Berner=Haslithale (Vgl. Anmerk. No. 10), und wie bei diesem Frau Ute als der Zwerge Ahnfrau vorkommt, so hier der Urhanns, als des Geschlechtes Ahnherr. Rohrinda, die Rerende, Schreiende, d. i. Abberufende, ähnelt dem Namen unserer altsächsischen Dichterin Hruodsuind, Hrosuith, clamor validus. Der Rohraffe war im Straßburger Münster eine schreiende hohe Figur, die mit einem Taktstabe unter der Orgel angebracht war. Stöber, elsaß. Sag. 492. „Stutze=Mutze, die rauh Rind ist gestorben, die Salome ist gestorben!" Panzer, bayr. Sag. 2, 341 No. 63. „Stutze=Mutze, der Mon=Jochtrager (der wilde Mann) ist gestorben!" Wolf, Ztschr. 2, pag. 60. Andere Namen dieser Art ebenda. 1, 461. Rohrrind und Moßkuh war in Luzern die Rohrdommel geheißen; vgl. Joh. Leop. Cysat, Beschreibung des Vierwaldstätten=Sees 1661, S. 80. Also deutet der

Name auf die Todtenklage der Zwerge. Hans Aebli, sag dem Appele, d'Appele sei todt! rufen die Freiburger-Zwerge. Küenlin, Greyerser Volkssag. pag. 95. Torkes Kind ist todt! Kuhn, nordd. Sag. pag. 488, Anmerk. 189. Anton ist todt! rufen die Pyrmonter Zwerge. vdHagen, Germania 9, 99. O große Noth, die alte Mutter Pump ist todt! — Sag der Hübel, daß Habel gestorben! Gräße, sächs. Sagensch. pag. 552. Reich an solcherlei hier zutreffenden Zwergennamen ist Müllenhoffs Samml. pag. 291, 292, 299, 300.

10) Bergmännchen auf der Haglestä. Der Zwerg schwebt hier wie ein Schmetterling herzu. Der Grund hiefür ist neben dem mythischen, der des Zwerges Vogelgestalt betrifft (Anmerk. 2), ein sprachlicher; denn beides, Zwerg und Schmetterling, führt in den Mundarten die Namen Schrätteli und Toggeli. Schratta ist in den Sette-Communi (Schmeller Wörtb. 3, 519), und in Schwaben (Schmid, schwäb. Wörtb.) Namen des Schmetterlings. In der Luzerner Mundart ist Toggeli Alpdrücken und Schmetterlingsname zugleich, Stalder 1, 287; im Berner-Oberland ist Rosentoggeli, Nachttoggeli Name für Tag- und Nachtfalter. Alpenros. 1827, 353. Es wird dadurch die ahd. Glosse bei Graff 1, 243 wichtiger: brucus, locusta quæ nondum volavit, quam vulgo *albam* vocant. Mythol. 430. Denn Toggeli und Alpdrücken ist sprachlich wiederum identisch. Nicht bloß der Farbenschiller des Schmetterlings und des rothrockigen Zwergleins — der Lichtelbe, — auch ihre und der Nacht-Elbe nächtlich dunkle und dämonischfinstre Erscheinungsweise soll damit umfaßt werden.

In Carpzow's Praxi criminali 1, quæst: 50, No. 66 sind die Urtheile des Leipziger Schöppenstuhles darüber zusammengetragen, in wiefern der Elb ein blaugekleidetes Männlein ohne Füße mit reichem Federbusche ist, der mit den Hexen sich vermischend fingerlange Kinder erzeugt, die ein Aussehen haben wie bunte Raupen und grauschwarze Fliegen. Joh. Prätorius Blocksberg 1669, S. 362. Aargauisch heißt daher die große Libelle Tüfelsnodle und näht schreienden Kindern das Maul zu (darnach berichtigt sich das Mythol. 458 über die Donaunadel libellula Gefragte), und auch die Bärenraupe ist das Tüfelschätzli. Der böse Geist erscheint bei Paul. Diacon. 6, 6 als Fliege am Fenster und es wird ihm dabei ein Bein abgehauen. Myth. 951. Aus diesem Doppelverhältniß von Zwerg und Schmetterling scheinen sich auch die Namen der Zauberer entwickelt zu haben in Hildebrands Zauberey, Frankf. 1631, S. 26: Schmiervogel, Schmalzflügel. Sie entsprechen den Zwergennamen Mückenstutz (Alpenros. 1827, 310), Mückenscheißerlein und papilionische Butterfliegen (Fischart, Gargantua cap. 3). Aus dem Grunde, daß die Zwerge Genien der Jahresfruchtbarkeit und die Schmetterlinge als Vorboten des Frühlingssegens begrüßt waren, bleibt letztern der noch in Süddeutschland geltende Namen Buttervogel; und wie die Zwerge berühmte Käser und Bäcker sind, so rufen unsere Kinder den Schmetterling um Anken und Milch, um Geld, Brod und Wein an, oder man nennt ihn geradezu Müller- und Beckenknecht. Reime in Simrocks Kinderb. No. 315 — 318, und bei Firmenich, Völkerstimm. 2, 101 rufen dem Schmetterling:

Miller, Miller, Maohler:
Geab mer n' Sack voll Daoler!

Die Höhlen dieser zwischen Zwerg und Schmetterling schwankenden Erdmännchen heißen im Berner-Oberlande Zwerglistuben und Toggelikirchen; eine dieses Namens liegt am Wallopberge, an der Bern-Freiburger Grenze, und hat ihre eigne Toggelikanzel, einen Stalaktitenfels. Zürcher-Neujahrsblätter zum Schwarzen Garten 1823, 5. Eine andere gleichnamige ist im Simmenthal am Männiggrate im Männigstande und hält 56 Schritt im Umkreise; eine dritte gleichnamige ist am benachbarten Niederhorn. Alpenros. 1825, 347. In eine solche Kirche muß in No. 3 das Taufkind der Zwergin getragen werden. Auch der finnische Aberglaube läßt unter dem Altar einer jeden Kirche eine Art Toggeli wohnen und nennt sie Kirchenvolk. Mythol. 426. Ein ganzes Dorfviertel von Bernisch-Rüderswil heißt Toggelibrunnenwald. Jahn, der Kant. Bern, 512. Geht dieser Begriff eines Glück- und Jahresfruchtbarkeit Verheißenden im Namen oder Wesen des Zwerges verloren, so erscheint an ihm das Häßliche und Grausame späterer zerrütteter Volksvorstellungen. Das Toggeli reitet Schlafende ohnmächtig; das Schrätteli stürzt Jäger, Sennen und Kühe (No. 49, 50) von der Alp herab zu Tode; der Rainhaldenjoggeli fliegt als gefährlicher Vogel mit giftigem Winde, No. 27. Der pestverbreitende Vogel ist ein bloßer Schmetterling: Wöste, Volksüberlieferung aus Westfal., Iserlohn 48, S. 44. Das Sträggele endlich frißt im luzernischen Dorfe Urswel, Gemeinde Hochdorf, ein Kind bis auf die Knochen auf, weil dies seine zwölf Wergristen nicht bis Fraufastenzeit fertig gesponnen hat. Alpenros. 1813, 149. Häffliger, Volksl. in luzern. Mundart 1813, 197. Noch ist der Spruch dieser Sage zu bemerken, unter dem die einmal ausgekundschafteten Zwerge sich auf immer von den Menschen entfernen: „Lauf, Küngi, lauf! die Welt ist falsch und taub!" Der Spruch erinnert an jenen Zwergenruf, mit welchem das Kleine Volk auswandert, wenn man ihm das Zauberkraut Lauch in den Milchnapf wirft: „Lauch, Lauch! wir gehn und das Glück auch!" J. W. Wolf, Götterlehre, 67. Ueber dieses mißbrauchte Geistervertrauen, das in No. 47 und in Anmerk. No. 19 weiter beredet ist, beklagen sich die Zwerge schon in Ruedlieb XVII, 20: Inter vos nemo loquitur nisi corde doloso. O wie ist der Himmel so hoch und die Untreu so groß! rufen die wegwandernden im Berner-Oberlande. Wyß, Idyll. 1, 320. Der feminine Vocativ Küngi, Kunigund, deutet in diesem Spruche zugleich auf das Königreich, das die Zwerge unter sich gegründet haben, wie sie auch in No. 4 gehorsamend unter einer eignen Meisterin stehen. Eine werthvolle Belegstelle dazu vom J. 1335, aus Pez 1, 940, giebt Grimm, Myth. 431: rempublicam inter se gerebant, legem habentes et principem.

11) Eiszapfen zu Böbikon. Aus Zwergenkohlen wird Gold, ein in No. 1, 10, 15, 40 sich vermeldender Sagenzug. Hier verwandeln sich nun Eiszapfen, mitten im Sommer entstandene, in Silber. Derlei wird so vielfältig unter dem Volke erzählt, daß der Rationalismus zuletzt meinte, eine Erklärung dafür auf naturgeschichtlichem Wege aufsuchen zu müßen. Es ist noch nicht lange her, schreibt ein Correspondent dem Morgenblatt 1841, No. 288, daß der Bauer Sebast. Fletscher an den Nettersberg kam und da lange Goldzapfen hängen sah; da sie mit der Hand nicht loszubrechen waren, gieng er heim, eine Hacke zu holen, legte jedoch einen Steinhaufen unter dem Felsen zusammen, um die Stelle nicht mehr zu verfehlen. Beim

Zurückkommen fand er den Steinhaufen, nicht aber die Goldzacken. Man will diesen Glauben mit dem leuchtenden Moose erklären, das durch einen von der Refraction der Lichtstrahlen herrührenden eigenthümlichen Schimmer seinen Namen erhalten hat. Nork, Mythol. der Volkssag. 223. — Aehnliche Sagen spielen am Untersberge, L. Steub, bayrisch. Hochland 1850, S. 169. Schöppner, bayr. Sag. S. 13. Vom Rübezahl erzählt's Kern, schles. Sagenchron. S. 99. Die monatlichen Unterredungen vom Mai 1692 (Leipzig 1692) erzählen S. 437 nach Sachsens Ephemeriden (natur. Curios. ann. 1, pag. 131): wie ein Winzer, von der Arbeit ausruhend, etwas Gelbes aus dem Boden des Weinberges schimmern sieht und einen langen goldnen Zahn hervorgräbt; ein anderer bei Dresden zieht ein ellenlanges Seil von purem Golde aus dem Acker; ein Schnitter erblickt beim Aehren einen goldnen Drath und als er mit Holz zu Markte fährt, wickelt er ihn unbefangen seinem Ochsen ums Joch, bis ihm vor des nächsten Goldschmieds Thüre sein unbegriffener Fund wieder abgehandelt wird.

12) Erdmännchen zu Leuggern. Mihm, Koburger Sagen 1845 pg. 65 nennt die Zwerge Zinzenmännlein, wie wir die Irrlichter Zünsler und Zeisler. Aus dem Gubelberge bei Mödlitz kamen sie in die Erbsenfelder herab und pflückten die Schoten für ihre Weiblein in die Lederschürzen. Den Acker nennt man heute noch Ruthenacker, weil sie da der geizige Bauer fieng und unbarmherzig schlug.

13) Erdmännchen bei Gippingen. Die Erdmännchen müssen die goldenen Leuchter in ihrer Höhle abstauben und putzen, auf denen den ganzen Tag acht Kerzen brennen. Warum brennen diese den Tag über? Etwa weil das unterirdische Volk in lichtlosen Räumen wohnt, wie die Zwergenkönige Schilbunc und Nibelunc im hohlen Berge und weil es dem gemäß heißt Nib. 473: vil kerzen was enzündet? Dies ist nicht der zureichende Grund; obschon der zwischen den streitenden Zwergenkönigen schlichtend und entscheidend auftretende Nibelungen-Sigfried, der dafür hernach mit Schätzen belohnt wird, die man auf Kanzwagen fortfahren muß, sehr an unsere vorliegende Sage miterinnert. Die ganz unberechenbare Ausgemachtheit der Sätze unseres alten Volksglaubens muß viel tiefer liegen, um in unveränderlicher Ueberlieferung und tausendfacher Zusammenstimmung heute unsere poetischen Vorstellungen oder unsere bloß rationalistischen Erklärungen noch fortwährend übergipfeln zu können. Warum brennt in No. 3 in jedem Hause der Erdleute ein Licht, da es dorten doch heller Tag in der Gegend ist, da dorten sogar die Hausdächer gläsern, und in No. 13 auch die Hauswände von Glas sind? Das Hardtmändle in E. Meiers schwäb. Sag. No. 99 ist mit Rundhut und Grünrock bekleidet; dennoch ist es selbst ein Licht und körperlich so durchsichtig, daß man ihm alle Rippen zählen kann. Der norwegische Nissen ist ein blaues Licht, Mythol. 476; ebenso jenes Weib, das achtundvierzig Eichenwälder hat aufwachsen und verfaulen sehen; in Cavallius schwed. Sag., übersetzt von Oberleitner, S. 186 und 194. An der Schlüsselkatherine ist nichts sichtbar als ihre Laterne. Kuhn, nordd. Sag. 235. 236. Nicht um etwas Märchenhaftes auszudrücken, sondern um ein Bekenntniß abzulegen, müssen der Sage solche Züge dienen. Licht, Kerze und Lampe sind deutsche Sinnbilder der Seele, wie das glimmende Scheit in der Meleagersage. Ueber diese Symbolik des Lichtes er=

klärt sich unsere Anmerk. No. 21, so weit deren Beziehungen reichen. Für jetzt das hier Einschlägige. Wir stehen in No. 3 im Reiche der Seelen; so viele Lichtchen zusammen dorten in den gläsernen Häuschen brennen, so viele Kindlein sollen daselbst noch von den Erdweibchen geboren und in der gläsernen Kirche durch Menschenhände getauft werden. Nornengast ist jenes Kind geheißen, dem die Nornen geweissagt, es werde nicht länger leben, als die neben seiner Wiege angezündete Kerze dauere. Mythol. 380. Im preußischen Batzlow läßt man bei ungetauften Kindern beständig eine Kerze brennen. Kuhn, märk. Sag. No. 183. So viel Lebensjahre das Kind zählt, so viel Lichtlein stellt man ihm auf den Geburtstagskuchen; nur darf man diese nicht ausblasen, sondern läßt sie ruhig zu Ende brennen. Kuhn, nordd. Sag. S. 431. Der Chronist Bernhard Herzog, der die Hochzeit des reichen Bayernherzogs Georg mit der Polin Hedwig erzählt, fügt bei, nach den Altersjahren der Braut habe man ihr beim Kirchgang vierundzwanzig farbige Kerzen voran getragen. Wenn drei Lichter in einer Stube zugleich brennen, so bedeutet's eine Braut; unser Weihnachtsbaum mit seinem Lichterkranz ist uns der eigentliche Geburtsbaum. Wolf, Beitr. 1, Abgl. No. 83. Auf wessen Seite bei der Copulation das Licht trübe brennt, der wird zuerst sterben. ibid. No. 94. Das Alter eines Kindes bestimmt sich rechtskräftig, je nachdem es eine Kerze auszublasen vermag; und das Besthaupt hat jene leibeigensterbende Mutter nicht zu erlegen, deren hinterlassene Tochter eine Ampel auszublasen vermag. Grimm, Rechts-Alterth. 370. 411. Der blühende Löwenzahn, bei uns Lichtblume geheißen, gilt den Kindern als Wettmittel; welches dem andern die Lichtblume in der Hand abbläst, das bringt es einst auch in der Stärke am weitesten. Die kathol. Christmette zur Feier der Geburt Christi heißt man Lichterkirche, weil Jedermann mit einem brennenden Wachsstock zur Messe kommt. Ist dagegen bei der katholischen Seelenmesse nun die letzte Altarkerze mit dem Lichtdämpfer gelöscht, so ist mit dieser Ceremonie auch das Requiem zu Ende und die Kirche erklärt damit, sich nun nicht weiter mit diesem Verstorbenen zu befassen zu haben. Marienbildchen heißt eine Kapelle in Aachen, in der die Kinder drei Kerzen für kranke Geschwister opfern. Letztere sollen genesen, wenn das Weihlicht mit heller Flamme brennt; aber sterben, wenn gar eine der Kerzen vorfrüh erlischt. Firmenich, Völkerstimm. 1, 487. Ein Feuersegen im Munde der Frickthaler-Bevölkerung ruft den Schutz der hl. Katharina an und sagt dabei von deren Enthauptungstode:

Wo das Haupt hinfallt, sind Engeli und singe,
Wo das Bluet hinsprützt, sind Cherzeliechtli und brünne.

Das heißt, die Enthauptete ist in jedem Blutstropfen unsterblich. Das Kindermärchen bei Grimm, No. 44, handelt von einer Höhle, worin manches tausend Lichter brennen, da große leuchtende, dort schon zum Endchen herunter gebrannte: das sind die Leben der Menschen. Mythol. 812. Zahllose Histörchen berichten vom verfallenen Schlosse, Hause, Kirche, sogar von manchem bloßen Schlafzimmer, worin jede Nacht noch ein Licht brenne, ob nun alles noch bewohnt, oder längst unbewohnt ist; nie aber fehlt der Beisatz, daß hier noch ein Geist zu erlösen, oder daß das eigene Leben von Gefahr bedroht sei: No. 184, c. Der Glaube an Feuermänner und „Bründlige Manne", die flackernd und lohend den Ackerfurchen und Marksteinen nachgehen müssen, deutet ebenfalls auf die Feuerbeschaffenheit der

Seele, die sich erst nachmals zur Flammenqual der Verdammten umgestaltet hat. Dies erweist sich aus andern gleichzeitig fortdauernden Bräuchen. Schon Lavater, Von Gespänsten, Zürich 1578, Bl. 38, vergleicht den Irrwisch mit dem Fackeltanz beim Fasnachtfeuer: „Etwan sicht man blawe Liechtly, die nachts hin vnd wider gond, oder Zünßler, welche etwan zuosamen, etwan von ein anderen lauffend, wie in vnseren landen die knaben by den faßnacht=fhüren mit den facklen." An der Mosel laufen die Jünglinge am Michaelsfeste dem ins Thal gelassenen Feuerrade mit brennenden Fackeln nach, und der soll Glück haben, dem die Fackel dabei nicht erlischt. Wolf, Zeitschr. f. Mythol. 1, 88. Noch trägt ein Haus der Zürcher=Altstadt das Wahrzeichen der Kerze und des Lichtstockes, weil hier ein Hirsch mit brennenden Kerzen im Geweih den Töchtern Ludwigs des Deutschen erschien und so Anlaß bot zur Gründung des dortigen Frauenmünsters. Ein gleicher Hirsch mit leuchtendem Geweih führt zur Erbauung des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen. Vergl. aargau. Sag. No. 413 a. — In Schweidnitz ward noch im J. 1698 alle Abend eine brennende Kerze vor die Rathhausstube heraus gestellt, und so oft das Licht von selbst erlosch, deutete man es auf den Tod eines Rathsherrn. Monatl. Unterredungen, Leipzig bei Gledisch 1698, S. 572. Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg, sagen die Kinder, wenn sie zum Spiele einen brennenden Span herumreichen. Als das gleiche Spiel erklärt's W. Wackernagel (Haupt, Zeitschr. 6, 280), wenn die heutigen Römer am Carneval ihre Moccoli sich auszublasen suchen und dabei ihr fürchterlich klingendes „sia ammazzato!" rufen. Nicht italienischen Blutdurst, sondern den Glauben hat man in diesem Ruf zu suchen, daß die Menschenseele elementarisches Feuer sei und mit ihrem Erlöschen den Körper in Asche verfallen lasse. In solchen weitgreifenden Zügen liegt jene überraschende Einerleiheit aller Sage aller Völker; sie erscheint dem Einen bewunderungsvoll und tief, während sie den Andern durch ihre Selbstwiederholung zu ermüden droht und ihm oft nur als Phantasterei auffällt, für deren Lösung er irgend einen trockenen Vernunftgrund beibringt. Liebigs chemische Untersuchungen behaupten, neuerlich daran zu sein, allen Irrlichtern das Lebenslicht für immer auszublasen und nachweisen zu können, daß es solche überhaupt nicht gebe. Es müßte dann also der Volksglaube von den Irrlichtern und Brennenden Männern schon deswegen ein vornaturhistorischer Aberglaube sein. Je weniger es jedoch der Aberglaube überhaupt mit nur physikalischen Mißverständnissen zu thun hat, um so wichtiger und tiefer ist sein anthropologischer Inhalt. Darum sind auch manche poetische Gleichnisse, in so ferne sie sich auf solche mit sinnlicher Energie aufgefaßte Wahrnehmungen stützen, weltalt und nicht mehr weiter zu überbieten. In Bouterwecks Sinnsprüchen, übersetzt nach alten Autoren (Vesta 5, 97), heißt es über Licht und Seele:

> Wie die brennenden Lichter sich selbst im Brennen verzehren,
> So erlöschen zuletzt Schmerz und Genuß in sich selbst.

14) **Erdmännlein an der Fullhalde.** Aargauer Orts= und Localnamen sind Full, Füllihau (bei Bremgarten an der Reuß), Fullerfeld, Follenfohr. Letzteres steht statt Follenfahr (Stromüberfahrt) und ist der ältere Ortsname von Lauffohr am aargauischen Rheinufer. Eine Riesengöttin der Hülle und Fülle, Fulla, ist für die deutsche Mythologie verbürgt;

sie ist nach dem Merseburger-Gedichte Schwester der Frûa, die altnordische Fulla hingegen Dienerin der Frigg. Diese Göttin mit dem Füllhorn kann als Mond- und als Stromgöttin zugleich gedacht werden. Vergl. Myth. 285. 843. Als letztere entspricht sie ganz der Oertlichkeit in Follenfohr, welche eine Stromschnelle ist. In gleicher Art wird auch das Dorf Unter-Füllbach, südlich von Koburg, urkundl. bezeichnet: „ab Idasa usque in Fullebah, per rivum ejus usque ad villam.“ Banzer Markbeschreib., 11 Jh. K. Roth, Klein. Beitr. 2, 130.

17) Betendes Erdmännchen bei Klingnau. Die Klingnauer-Gegend, in welcher diese Sage spielt, ist katholisch, die hier eingemischte lateinische Gebetformel kann also im Volksmunde nicht auffallen. Ueberdies giebt Grimm, Mythol. 431, ein besonderes Zeugniß v. J. 1335 über die katholische Confession der Zwerge: legem habentes, fidem catholicam profitentes. Auf den Anruf „Alle guten Geister ꝛc.“ verschwinden sie nicht, wohl aber, wenn man sie mit der katholischen Monstranz wegsegnet. Deswegen sagt man von ihnen: Se gloovten wol an gott, aber se harrn doch keen christendoem. Müllenhoff, Schleswig. Sag., No. 384, pag. 282. Dies berechtigt uns zu dem Schlusse, auch die Erzählungsweise, in der wir heute unsere Zwergensagen noch vorzutragen pflegen, stamme schon aus der vorreformatorischen Zeit her und sei sich also seit langem ganz gleich geblieben. So wird auch die Gottesfürchtigkeit des Männleins in der Gülle, No. 38, besonders betont. Die Sage läßt den Zwerg häufig in der Ordenskleidung der Mönche auftreten, ja benennt ihn auch eigens darnach. In irisch., schott. und dän. Ueberlieferungen weist Grimm, Ir. Elfenm., No. 4, S. 200 und Mythol. 461, die rührende Sehnsucht nach, mit der sich die verwaisten Geister des Heidenthums einen Antheil an christlicher Erkenntniß erwünschen. Das Lied vom Kleinen Männchen, zuerst im Wunderhorn, neuerlich wieder in Simrocks Kinderb. No. 164 abgedruckt, entspricht hierin genau dem Inhalte unserer Zwergensage. Der Zwerg ruft dem Kinde nach, das Brod trägt, pro me! und der Schluß jenes Liedchens besagt:

> Wenn ich an mein Bänklein knie, will ein bislein beten,
> Steht ein kleines Männlein da, fängt als an zu reden:
> Liebes Kindlein, ach ich bitt, bet fürs kleine Männlein mit!

Aus dem Butzenmann und klopfenden Kobold (vgl. bossen, tundere) wird erst ein Schutzgott der Feldmessung, der das Land schuhweise büezt und daher Schuhbüezer, Schuhmacher und Stiefeli heißt (vgl. Anmerkung No. 32); sodann entsteht daraus eine Feld-Scheuche (mhd. winterbuz larvatus, nhd. Hanfbuz, Vogelscheuche), endlich ein Kapuziner. Auf solcherlei Tracht und Geschäft weist der Sagenzug hin, daß dieses Erdmännchen in derjenigen Waldgegend erscheine, wo sonst ein Waldbruder gewohnt hat, und daß es in No. 36 als ein in Pilgertracht von Loretto kommender Wallfahrer in der Weintrotte einkehrt und da Marienmilch zurückläßt. Kapuziner ist im Kinderspiel auch Name des Wassermanns, den man aargauisch Hockemâ (incubus, Hakelberend) nennt. Den spielenden Kindern dient dabei bald das Chabbezinerzipfeli, noli me tangere, das man auch sonst um den Hals hängt gegen Teufelsversuchung, bald das Chabbezinerli, tropaeolum majus, das wetterkündend ist und dessen Blätter sich schließen sollen, wenn es bald regnen wird. Diese Pflanzen wirft man ins Wasser, um damit

die Witterung voraus zu bestimmen; oder man schleudert einen Stein hinein in dem Glauben, damit Gewitter hervorzubringen, und singt dazu einen Reim über den ins Wasser plumpenden Kapuziner, gerade so wie in Holland die Nymphäa die Plompenblume genannt und in gleicher Weise verwendet wird.

18) Stalljoggeli in Wettingen. Ebenso thut der Kobold Poppeli zu Hohenkrähen, und das Seemännlein in Badisch=Rippoldsau. Mone, Anzeig. 1837, S. 175. Das Schlagwort dieser Sage ist der Rest eines alten Sprichwortes und lebt noch in der Kinderspielsprache zur Bezeichnung des Glockentones und Mühlgeklappers fort, „Gieb aba, gieb aba!“ Kirchhofer, schweiz. Sprichw. S. 224. Der Zwergenname Joggeli kehrt als Rainhalden= und als Kinzhaldenjoggeli No. 26. 27. wieder. Dies ist jener dienstfertige aber verrückte Knecht Joggeli des Kindermärchens, der die Birnen schütteln soll, die nicht fallen wollen. Vgl. aarg. Kindspr. No. 277. Der Name bezeichnet theils den Uebereilten, Ueberhasteten (jogeln, eilig sein, Stalder 2, 77. jagkelschutzen und jächen, fugare. Schmeller 2, 267); theils bedeutet er den Narren (Schmid, schwäb. Wörterb., jockeln, albern thun; Tobler, appenzell. Sprachsch. 286). Wie es einen Schmutzbartli giebt, so zeigt Schmeller 2, 266 einen Schmierjägkel, einen ausgeschoppten Jackel, d. i. einen Fasnachtsbutzen. Schmeller giebt das Lied an, bei dessen Absingung man eine solche Fasnachtspuppe mittelst eines (Fasnacht)Leintuches prellte, in die Luft warf und wieder auffieng. Sie stellte einen Schmieds=kobold vor. Jackel heißt daher auch der große Pochhammer bei Schmied und Schlosser, Jackel der große bauchige Krug, und in ditmarscher Mundart ist der Eiszapfen Fisjack, Eisjackel genannt. Claus Groth, Quickborn. Hamburg 1853. S. 270.

19) Kobold Beckli in Kirchleerau. Zu den in Grimms Mythol. 453 bereits bemerkten Parallelstellen über Sagen von solchen dienstfertigen Hausgeistern, die, einmal ausgelohnt, sofort auf immer das Haus verlassen, können noch folgende seither neu aufgefundene und neu bedeutsame Sagen gezählt werden: Panzer, bayr. Sag. 1, No. 59. 130. 178. 179. — Wöste, die westfäl. Hollen, in vdHagens Germania 9, 290. Müllenhoff, Schlesw. Sag. No. 445. Vier ähnliche Sagen vom Waldwiesenweiblein bringt L. Steub, Aus dem bayr. Hochlande 1850. Derselbe: Drei Sommer in Tirol. Ebenso Rank, Böhmerwald S. 282. Meier, schwäb. Sag. No. 66—74. Den Hausgeistern wird geopfert, der Tisch gedeckt, das Bett gemacht in unserer Samml. No. 29. 30. 33. 34 (vgl. Grimm, DS. No. 37. 38. 71); will man aber den Hausgeist nur äußerlich nach seinem Pflichttheile ablohnen, so verläßt er gemüthlich gekränkt das Haus, oder wird dem Geizhalse erst zum besondern Hauskreuz (No. 23). Der Koboldsname Beckli (Milchnapf) stammt aus dem Sennenleben. Man stellt dem Freiburger=Alpenzwerg Jean de Bolieta (boule, Napf; Napfhans entspricht dem Flaschengeist S. 42 in Grimms Jr. Elfenm. und unserm No. 39 in die Strohflasche gebannten Geiste) täglich eine Schüssel Milch aufs Dach. Alpenros. 1824. 74. Gleiches geschieht in unserer No. 47; Gleiches dem Kobold in Straußberg: Kuhn, märk. Sag. No. 180. Da man dem Alpengeiste von Ecojolat, bei Albeuve im Freiburger Sanenlande,

Unrath statt Rahm ins Näpfchen that, rief er Nachts: Drôles, écorchez! und eilf der schönsten Kühe lagen am Morgen von den Trolden erwürgt. Henne, Schweiz.-Bl. Jahrg. 32. Eine ähnliche deutsche Sage bei Wolf, Götterlehre 67; eine irische in Grimms Elfenm. S. 212. Genau zustimmend ist, was Joh. Lasicz von den litthauischen Hauskobolden erzählt und auf welche Weise man sie ins Wohnhaus zu ziehen pflegt. Die einschlägige Stelle in Haupts Zeitschr. 1, 146. Milchsuppenjägerli heißt der Zwerg auf den Freiburger-Cousinberalpen. Küenlin, Alpenblumen (Sursee '34) S. 99. Da man dem Bündner-Geißler, No. 47 unserer Samml., Schnaps in sein Brünnlein schüttet, hütet er das Vieh nicht mehr. Die Zwerge in No. 13 wollen nur das der Bauernwirthschaft zustehende Essen; sie verlangen aber in No. 9, wie Kinder des Hauses, ihren Antheil von der Zuspeise der Mutter. Sie sind in No. 16 Honigmäuler, denn sie wohnen hinter dem Bienenhäuschen. Deshalb nennen die Aargauer-Kindersprüche, No. 528, den Honig Chleimänndlidreck. So weiß auch eine Zwergensage bei Osterode (Mythol. 435) von der Honigtonne in der Zwergenhöhle. Bei Festgelagen erscheinen sie ungeladen und stellen sich den Schmausenden ruhmredig selber als Koch vor: No. 22. Bringt man ihnen nicht das Begehrte, so rauben sie's. Drum erscheinen sie so oft als Korndiebe: No. 13. 28. 29. 32; selbst Holz- und Gemüsediebe sind sie, No. 39, gleich dem Mann im Monde. Dies Diebsgelüsten und zugleich die Tanzlust haben sie mit den Fingern gemein, nach dem Kindermärchen, das man über diese erzählt. Wie das neugeborene Zwergenkind nur daumengroß ist, No 3, so daß es, statt auf dem Arme, in der hohlen Hand getragen werden muß, so ist auch der Daumennickel (Myth. 420) als Finger und Zwerg ein Kuchendieb, Obstdieb, ein Tanzkünstler, Wahrsager und Allesbescheerer. Vgl. Oberdeutsches Gebildbrod, No. 11: Hand- und Fingernudel; zugleich aargau. Kindspr.: Abthl. 1 Fingersprache. Zu dem dort Bemerkten ist hier Folgendes noch beizufügen. Der älteste Daumennickel ist Gott Thôr, er versteckt sich im Däumling eines Riesenhandschuhes. cob ist welsch der Daumen, mlatein. cobalus Possenreißer, κόβαλος, Kobold. Hans Däumerling ist gleichfalls der Spaßvogel unserer Märchen. Der fünfte Finger, bei den Griechen der Dieb Kakos, ist der Piephans (in Aachen), der Piepling (im Bergischen) und der tanzende Pieperling, der auf dem Kopfe nach Hause gehen kann. Vgl. aargau. Kindspr., Abthl. Räthsel. Gepiptes Brod, solches, das man noch vor dem Backen mit dem Daumennagel zeichnet, verwünschen die Zwerge. Anmerk. No. 2. Bibberli heißen zugleich die Erdmännchen im Frickthale, No. 5 b. Der Zwergenkönig selbst heißt Piper, er hat nur ein Bein. Müllenhoff, Schlesw. Sag. No. 392. Der kleine Finger, der Piephans, weissagt, wenn man ihn ans Ohr hält: ich weiz vil wol, waz da geschah, mîn minnester vinger mir's verjach. W. Grimm, Berlin. Akad. Abhandl. 1846. 494. Er ist demnach der sogenannte Meister Hemmerleinsfinger, Teufelsfinger, gleich dem vorhin besprochenen Löwenfinger, dem sogen. Diebsdaumen. Wenn man ihn am Tische hintanzen läßt, sagt man dazu im Berlin. Kindl. (vdHagens Germania 8, pag. 236, No. 57):

Popelmätzchen Sängestêrt,
Tanz mit mir auf'm Feuerheerd.

Dies Popelmätzchen erinnert an den Schloßzwerg Poppele von Hohenkrähen, der ein Klopfgeist ist und zugleich Stalldienste thut; vgl. Anmerk.

No. 18. Sängestêrt vergleicht sich dem Bremer-Zwergennamen Selkensteert, Anmerk. No. 28.

20) Sennenzwerg in Muri. Der ausgelohnte Zwerg in Vonbuns vorarlberg. Sag. pag. 6 entfernt sich unter dem Ruf: a so an schöne wecha (keck) mâ nömma hüatha ka! Das Fegmännchen im Berner-Simmenthal erhält Schuhe mit safranfarbigen Maschen, Mantel und Filzmütze zum Lohn; darüber spricht's: ig nit me stampfe ma, ig schön chleideli ha, ig jitz tanze ga. Als es in der Oelmühle auf ähnliche Weise beschenkt wird, sagt's: nei, e söttige ma i söttigem chleid putzt kei öhli meh! R. Wyß, Idyll. 2, 341. 415. Der Futtergupel(kobold) erhält neue Schuhe und geht mit ihnen davon: Hab' ich deine Schuh', so hab' ich meine Ruh'! Bechstein, DSagb. No. 552. Mehrfache ähnliche Erzählungen liefern: Panzer, bayr. Sag. 1, pag. 281. Meier, schwäb. Sag. No. 66. 69. 71. 74. Wolf, Ztschr. 1, 458. Studemund, mecklenburg. Sag. pag. 172. Grimm, Myth. 1217, Anmerk. 453. 479. Die Knechte im Schlosse Heldritt hatten ein Dienstmännchen, das außer seiner feuerrothen Weste nur Lumpen anhatte. Als sie ihm aus Erkenntlichkeit für seine fleißige Dienstverrichtung Linnenschöpchen und Linnenhöslein auf den Futterkasten legten, kam das Männlein nie wieder. Fr. Mihm, koburg. Sag. 1845. No. 28. Im Harze pflegt man von einem, der seines Dienstes entlassen werden soll, zu sagen: der bekommt bald ein Paar Schuh. Pröhle, unterharz. Sag. No. 30.

21) Erdmännchen auf der Stolten bei Leerau. Der Zwerg erscheint als sachkundiger Grubenmann und giebt einen Vortheil zum Felsensprengen an. Das Geschlecht, aus welchem der verwünschte Lindegîger stammt, soll daher Hauenstein geheißen haben, No. 39. — Die Heidenmännchen in Ryken, No. 43, sind die Besitzer des ältesten Salzwerkes. Hans Donnerstag, ein Zwergenname bei Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. XLVIII. zeigt der Elben Verwandtschaft mit dem Gotte Donar. Er ist also ein Meister Hemmerli, wie man mundartlich jeden Tausendkünstler und den Teufel zugleich benennt. In solchem Zusammenhange heißt derjenige, der beim Steinsprengen die Bohrnadel in den umformenden Lehm steckt und zum Abbrennen wieder auszieht, aargauisch „der Tüfel mit der Rüedernadel“, und man denkt sich unter letzterm Worte des Teufels Schürhaken, wie man es denn auch als Scheltnamen gegen böse Weiber gebraucht. Der Zwerg räth beim Sprengen Spinnhoppe, Spinneweben, ins Bohrloch zu thun, die man sonst auch Kindern und Thieren auf beschädigte Glieder legt. Dies entspricht jenen spinnenden Zwergen, die, No. 10, mit ihren Kunkeln zu den Dorfleuten gehen, und ihr in No. 25 erwähnter Spielplatz kann wohl auch ihr Spill- oder Spindelplatz sein. So giebt es Spielsteine und das Chriemhildenspiel: Mythol. 390. Bertel de las Fadas heißt ein Fels zu St. Hélene im Departement Lozère; d. i. der Wirtel (berticello, Spindel) der Feen. Nork, Mythol. der Sag. 912. In den Bauernstuben der solothurn. Landschaft Leberberg hatten sonst die Bänke, die ringsum an den Wänden laufen, kleine Rundlöcher im Sitzbrette, und man sagte, sie seien für die Erdmännchen eingeschnitten, um ihre Kunkeln drein zu stecken, wenn sie bei den Bauern zu Licht kämen. Illustr. Schweiz.-Kalend. 1854, S. 94. Die Tropologie der Sage verwandelt die Zwerge zuletzt direct in Spinnen, in Arachnen. Dverg ist schwedisch Zwerg und Spinne, dvergsnæt ist Zwergen-

netz und Spinnwebe. So ist auch bretagn. korr beiderlei: Mariensommer, in so ferne man sich Marien spinnend denkt, und Altweibersommer, in so ferne man sich der spinnenden Ahnfrau und Königsmutter Bertha erinnert; beide spinnen die im Herbste über Ackerfurche und Hag liegenden Spinnenfäden. Mythol. 440. Eine Anmerkung Vossens zu seiner Luise sagt über die fliegenden Herbstspinneweben der aranea obtextrix, der Volksglaube hält sie für ein Gespinnst von Elfen und Zwergen und von der Mutter Maria. Longolius (Curiana, pag. 56) schreibt: Wenn die von gewissen kleinen Würmern herrührenden Fäden in der Luft schweben, so spricht das Volk: Fraw Here, die flüghet! in der Meinung, daß die Here durch die Luft fliege und den Menschen Reichthum verleihe. Wurm, Beurtheil. des Grimmschen Wörterb. 1852. S. 25. Redet die schwedische Sage vom Altweibersommer, so stellt sie drei Zauberweiber dazu, drei häßliche Großmütter: Storfotamôr (Großzehe), Storgumpamôr (Breitgesäß) und Stortumamôr (Großdaumen) helfen dem gefangenen Mädchen spinnen und weben. Cavallius und Stephens, schwedische Sag. (ed. Oberleitner) No. 11, S. 215. In der Tiroler-Sage (Wolf, Zeitschr. f. Mythol. 1, 10) ist's eine Kröte, die dem armen Hansel die Flachsreiste, sein einziges Hab und Gut, zum allerschönsten Gewebe verspinnt, ihn damit zum Traualtar gehen läßt, da aber zur blühenden Jungfrau entzaubert sein Weib wird. Handelt sich's vom Mariensommer, so spinnen drei Nornen, oder drei Mareien (aargau. Kindspr. No. 274) jenen langen Glücksfaden, der die ganze Heimat schirmend umspannt:

Es isch e lange Fade,
Er langet bis go Bade,
Vo Bade bis zum Hauestei,
Vo Hauestei bis wiedrum hei.

Diese Grenze der Heimat läuft hier von der aargauischen Grafschaft Baden bis zum Hauenstein (petra pertusa), der alten Grenzmarke in der gleichnamigen Grafschaft am Schwarzwälder-Rheinufer.

23) Chudermandli in Veltheim. Mone, Anzeig. 1835, 312 erzählt vom Schwarzen Männlein, das mit einer Truhe gekauft worden, sodann, seit diese geöffnet worden, herausgewischt und nun nicht mehr hinter dem Ofen vorzubringen ist. Gleicherweise wird in Kuhns nordd. Sag. die Flachsjungfer und Flachskröte ins Haus geschafft. Denn Chuder ist Flachs und Werg. Das Kutterweible bei Tettnang ist ein spukendes Weib, welches Flachs- und Hanfabfall unter dem Arme schleppt; dagegen ist die Kutterappel (Windappolonia) ein spukendes Waldweib, welches chuttet, d. i. Windgetöse macht, vgl. E. Meier, schwäb. Sag. No. 39. 40. Wer einen Kobold im Hause hat, darf sich nicht kämmen, sagt der Aberglaube; Sommer, thüring. Sag. S. 171; denn auch der Zwerg ist von verfilztem Haar oder weichselzöpfig, und jeden so behaarten nennt man deshalb Retzel (garîdan tortus. Vocab. S. Galli.), dies ist mundartlich ein Chuderhaar und Heuelhaar. Solches Strupphaar zeigen die Erdweibchen in No. 4. 12; nach ihm hat der Teufel den Namen Kraußhärlin, Cincinnatulus, bei Philo Magiologia S. 494. Weitere Zeugnisse: Mythol. 433.

24) Herdmännlistein bei Wohlen. In vielen aargauischen Dörfern gelten einzelne Feldsteine, Burgfelsen, Bergwände rings im Ge-

meindebann als sogenannte Titisteine, unter denen die Hebamme die Neugebornen (Titi) hervorholt. Ist der Name des gewaltigen Berges Titlis nicht etwa rhätischer Abkunft, so wäre dieses Gebirg wohl der allergrößte unserer Kleinkindersteine und der ganze Titisee im Schwarzwalde ein Kleinkinderbrunnen. Dies sind die Geburtsfelsen des Zwergengeschlechtes, aus dessen Ueberschuß an Kinderseelen sich das Menschengeschlecht ergänzt. Vgl. aargau. Sag.: Schlüsseljungfrau zu Tegerfelden; No. 167, und Kleinkindersteine, No. 77. Im Südwesten Deutschlands wohnen die Wildweibchen im Walde unter Felsblöcken, der Wilden Frauen Haus oder Gestühl genannt. Wolf, Götterlehre 60. In Gestalt eines Steines kommt die große Göttermutter den Tiber aufwärts nach Rom gefahren; auf Mühlsteinen überschwimmen unsere bekehrenden Heiligen die hemmenden Ströme des Barbarenlandes (pag. 13). Die Sachsensage läßt den ersten König Askanes beim Harzfelsen hervorwachsen und die Völuspâ nennt die Zwerge die aus den Steinen der Berge Gestiegenen; von steinernen Broden sogar redet die Legende. In diese Felsen zurück fliehet das vom Unglauben der Menschen geschmähte Zwergenvolk (i die Kræche händ se se verschloffe, tief i d'Geissflueh hindere, No. 2); auf den Fels der Teufelskanzel verlangt der Lindegîger selbst ausgesetzt zu werden, da man ihn nicht länger im Hause duldet, No. 39. König Etzel verschlieft sich in die Steinwände, Klage, V. 2169. Im Arensteine schlafen die drei Tellen, im hohlen Berge Karl und Barbarossa. Selber ganze Felsenreihen und Gebirgsstöcke nennt man die Männer, und eigene Sagen und Volksbräuche knüpfen sich an sie. Nicht nur nennt der Aelpler die aufgethürmten Steinkegel, die im Schneefeld der Alpenpässe dem Wanderer die Wegerichtung angeben sollen, Mandli (vgl. pag. 73), sondern sogar das Gebirge der Tête blanche am Walliser-Weißhorn, über 11,000 Fuß hoch, heißt dem Deutsch-Walliser „z'Mannje", zum Männlein. Ein Fels in einer Matte zu Grion, zwischen Sitten und Bex, der erst jüngst gesprengt worden ist, heißt der Wildmannsstein, la Pierre du Sauvage. Escher, die Schweiz 1851, 379. Die Dame du Lac, ein Felsenriff hinter Bauveret bei Vevey am Genfersee, ist durch J. J. Rousseau's Beschreibung berühmt geworden; er schildert es als eine mit Hut und Sack über das Gebirg eilende Frau. Ein Felsenvorsprung am Roselauigletscher mit menschlichem Profil heißt Gletscherwächter; im Glarnerlande nennt man die Felsen, welche sich menschlichen oder thierischen Körperverhältnissen vergleichen lassen, schlechtweg Elmer, d. h. die grauen und die elben. Einzelne solcher Felsen müßen herkömmlich bestiegen werden, um zu bestimmten Zeiten droben zu spinnen, zu tanzen, Feuer anzuzünden, zu kochen; andere müßen zur Heilung von Körperleiden bekrochen werden, vgl. No. 477. Mit solcherlei Felsen hängt auch der Zwergenname Schratt, Schratz und Schrätteli zusammen. Der Bohrer Rati, mit welchem Odhinn sich den Weg durchs Hnitgebirge bohrt, und das auf der Welt-Esche wohnende Eichhorn Ratatöskr leitet nach Grimm (Myth. 756. 856) ab von goth. vraton permeare, terebrare. Der Schratt ist der die Felsen durchbohrende Erdgeist, und daher stammen die vielen gleichnamigen Schrattenfluhen der Schweiz, deren sagenberühmteste diejenige im Luzerner-Entlebuch sein wird, in welche alle verwünschten Geister hinein beschworen werden. „Dört am Schatte dur dä Schratte geits dä Rung uf Bänis-Egg," singt Kuhns Geisenreihen, Alpenrosen 1820, 234. Ein Schrattweg auch in Niederhessen: Mythol. 447.

Bei Paracelsus habe ich gelesen, aber mir die Stelle nicht angemerkt, den Erdmännlein, die im Innern unseres Planeten wohnen, seien die Felsen und Erdwände „ein Nichts, nämlich ein Chaos, durch welches sie unaufgehalten hindurch zu gehen vermöchten." Dadurch ist das Labyrinthische der Schrattenfelder zutreffend bezeichnet. Schrattenwände, Schrattenriffe, -löcher, -felder nennt man in den Alpen die großartig gefurchten Felsverwitterungen der meilenweiten Karrenfelder, die sich in der obersten Höhe der Gebirgswelt als wasserlose brennend heiße Steinwüsten vorfinden. Sie bestehen aus hunderttausenden von Felsen, welche in Form von gigantischen Rinnen, Hohlkehlen, Pfeifenreihen, von Scheiben, Schwertern und Lanzen zum Himmel starren, während eine ebenso zahllose Trichter- und Löchermasse ihre Flächen durchgittert. Stellenweise sehen sie riesenhaften Honigzellen gleich, und der Hirte nennt sie daher auch Steinwaben. Das Gletschereis und Schneewässer, Verwitterung durch Sonne und Frost, Sturm und Erdbeben zusammen bringt diese zerstörten und verdrehten Formen hervor. Hirzel in seinen Alpenwanderungen beschreibt die Karrenfläche des Räderten-stockes im Kanton Schwyz, und die Kupfertafel des Zürch. Neujahrsbl. der Naturforsch. Gesellsch. 1840 giebt eine Abbildung dazu. Ein bayrisches Geschlecht v. J. 1272 Witigo de Nât-scharat (Nachtschratt) verzeichnen die Mon. Boic. tom. 29, pag. 504. — pilosi, incubi, monstri, i. e. mæræ, scrazza: St. Galler-Glosse des X. Jahrh. in Hattemers Denkmal 1, 243. Schrätzel heißt ein Donaufisch, weil er sich vorzugsweise unter den Felslöchern aufhält. Panzer, bayr. Sag. 1, 111, No. 133. „Das Aertzele, ein wunderschön, hurtig und lustig Fischlein." J. L. Cysat, Beschreib. des Vierwaldst.-Sees 1661, pag. 93. Rettele ist Name eines Dämons. Meier, schwäb. Sag. pag. 173. Die Rätzellöcher im Bern.-Oberlande gelten als Zwergenwohnungen und der Rätzliberg im Bern.-Lenkthale hat seine örtlichen Zwergensagen: Alpenros. Jahrg. 13, 192. Das Straßburger-Stadtthier, das sich in einen silberen Schwanz endigt, heißt Rätzel. Stöber, elsäß. Sag. No. 214. Rätzel und Haarhammel nennt man in Elsaß, Schweiz und Bayern Leute mit aneinander stoßenden buschigen Augenbrauen (Göthe, Wahrh. u. Dicht. 25, 228.), man schreibt ihnen Geistersichtigkeit zu: Panzer, ibid. 1, 130, 134; die zauberische Wirkung ihres Blickes ist in Westfalen das Entsehen genannt: Wöste in vdHagens Germania 9, 286 No. 10. Wickram in der Erneuung der Metamorph. des Albrecht von Halberstadt redet von schletzen vnd zwergen, Haupt, Ztschr. 8, 412. Schratz ist im Rothwelsch Name des kleinen Kindes. Anton, Wb. der Gaunersprache, Magdeburg 1843 pag. 62. Die kleinen Kinder, und der Ort, wo sie von den Zwergen in den Felslöchern aufbewahrt werden, heißen schweiz. Chrügeli, Chrügelnägeli, No. 5a, man sucht darin die Bedeutung von geringeltvoll, fruchtschwer behangen; richtiger wird man dabei an die schrundige Wand der Kalk- und Nagelfluhfelsen zu denken haben, und darnach ist kraekeli faltig und runzelig in ditmarschener Mundart. Claus Groth, Quickborn. Hamburg 53, pag. 273. Krügel heißt uns jede krüppelige Pflanze und Person, alter Krügel der alterskrumme Greis, Krügeli, das Kind, welches wärmesuchend mit emporgezogenen Beinen im Bette liegt. Stalder, 2, 137. So ist Nörgeli ein kretinenhaftes Kind, Nörgel der Name des Elbs, von dem das Besessensein der Kinder herrührt, als dessen Folge eben der Cretinismus angesehen wird.

Nicht zufällig ist der Nebenzug der Erzählung, wornach die unter dem Felsblock versteckten Knaben grün gekleidet und in Laubeinkleidung hervorkommen müßen. Das Berner-Volk nennt die Zwerge Grüne Männchen und läßt sie ebenso im Walde unter erratischen Steinblöcken wohnen. Jahn, Kant. Bern S. 89. Auch dem Iren heißen sie schlechtweg die Grünen, und in Moos gekleidet sind sie: Grimm, DS. 1, 48. Noch immer kleidet man den Wilden Mann bei den Fasnachtzügen und am Pfingstfeste in Laub und Moos. Grün ist der Zwerge Geburtsgürtel, Panzer, bayr. Sag. 1, No. 19. 88; grün das Röckchen, in welchem der von dem Waldweibchen entführte Hirtenknabe einherkommt, J. W. Wolf, Götterlehre S. 61. Grünhändig sind die Hauskobolde Rothmützchen. Wolf, ndl. Sag. No. 474. Unser Rainhaldenjoggeli kommt als grüner Mann, No. 27. Der Stiefelireiter wohnt im Walde Maiengrün, No. 33. Eine grüne Tanne führt der Geißler als Spazierstock, No. 47. Grüne Röcklein haben die Pilatusmännchen, No. 50. Darum geht der Zwergenname aus den Benennungen der Feldsteine in die Namen der Blumenwelt über. Die Hermännchen (Kamille, matricaria) sind verwunschene Soldaten. Schmalfuß, die Deutschen in Böhmen, Prag 51, S. 102. Titti und Dittiblak ist aargau. arum maculatum; man erklärt sich den Namen daraus, daß diese Blume eingewickelt liege in ihre Blätter, wie ein Kind (Titti) in seine Windeln. Allein die Pflanze gehört zu jenen Hermännli- und Titisteinen, sie wird als Schutzmittel gegen Toggeli und Gespenst unter Hausschwelle und Wiege gelegt; und in Kuchen gebacken, den man Aronebotsch nennt, ist sie das wirksamste Mittel gegen unreines Geblüt. Ueber die grüne Tracht der Geister ist gehandelt pag. 213.

25) Tanzplätze. Tanzende Zwerge bedingen musikkundige, dies beweist am schlagendsten der Lindegîger am Ruckfelde No. 39, welcher so ergreifend geigt, daß sich der Würelinger Bauer besinnungslos tanzt und darauf der beste Tänzer im Lande wird. Soll aber sonst Religiöses verhandelt werden, so läßt dieser Kobold in demselben Zimmer eine lärmende Spieluhr los. Die Waldweiber unserer No. 8 singen so schön, daß darüber die Waldthiere schweigen; ein Zug, der an den Sänger Horant im Gudrunliede gemahnt. In No. 15 reden die Waldfrauen, als ob Wachteln schlügen. Ein Zwerg am freiburgischen Sennberge Cousinber erscheint stets mit einer Geige und heißt daher das Spielmännlein. Küenlin, Alpenblum. (Sursee 34.) S. 97. So schlägt auch der schwedische Stromkarl die Harfe, Mythol. 461, und in den irisch. Elfenm. 199 ist sogar die Melodie eines solchen Elbenliedes aufgezeichnet. Im 16. Jahrh. galt in der Schweiz der Glaube, daß die Seelen auf freiem Felde die Harfe schlügen zur Erheiterung der Lebenden. Kas. Pfyffer, Gesch. v. Luzern 1, 320. Ueber die bezaubernde Musik der Wachletä-Jungfrauen, der selbst kleine Kinder blindlings folgen müßen, ist die Rede No. 25, 40. Bezaubernde Sänger läßt das schwed. Lied die Rinde vom Baum, die Hindin aus dem Wald, das Kind aus der Mutter, und das Auge aus dem Nacken spielen. Myth. 1039.

Ferner geht ein deutscher Tanzspruch durch alle Landstriche und Stände: Auf'm Bergel tanzt e Zwergel u. s. w. Die Mutter bezieht ihn auf ihr stolperndes Kind: „Ei, du mei's Büebli, tanz dir d'Füessli nit ab!" Der Zunftspott wendet ihn auf den Schneider: „da tanzen zwei Schneider

um e Wasserboutell“; — oder auf den Pfarrer: „mit seiner Mamsell“; oder auf den Einsiedler, welcher, so oft der Gugguk schreit, mittanzet „bis ehm d'Chutte verheit“. Es ist dies ursprünglich ein Lied vom Elbentanze und solchen Inhaltes, wie es in Grimm's altdän. Heldenl. „Elfenhöh" enthalten, oder in J. Wiers Werk de præstig. dæmon. cap. 16 vom Bunten Pfeifer zu Hameln erzählt, sodann von Göthe im Gedicht Rattenfänger, und als neues Tanzmärchen im Volkstone von Fr. Rückert bedichtet ist „Der Spielmann" Gesam. Gedichte 1, 489. Alles, Lebendes und Todtes, muß dem Reize dieser Tanzweise folgen und mit in dem Reihen fortwirbeln. Daher kommt selbst die Strafe des Todttanzens im Sneewittchen und in der dänischen Sage vor: Grimm, KM. 3, 93. Der Todtentanz, sonst ein häufiges Wandbild in deutschen Städten, jetzt noch eine Göthesche Ballade, ist ein Uebergang davon, so auch der Pesttanz. Das Landschloß Tanzenberg bei Luzern hat eine alte Tanzsage, welche Joh. Leop. Cysat, Beschr. des Vierwaldstätter-Sees 1659, S. 208 berührt. Die erblassende Sage überträgt sich auf die Hexen, welche am 1. Mai den Schnee vom Blocksberg und vom Pilatusberge wegtanzen müßen. Cyriac. Spangenberg im Ehespiegel (Nürnb. 1578) erklärt 285: In der alten papistischen Postilla Sermones discipuli stehet: „es sey eyn sonderlicher Teuffel, Schick den Tantz genannt, der alle Täntze anrichte." Ein bayr. und mitteldeutsches Geschlecht des Namens Schickendanz ist bekannt; ein zürcherisch:s heißt Dentzler. Es sind die von der Tanzwuth mit hingerissenen Zuschauer, wie von ihnen die schwed. Sag. erzählt. Myth. 1009. Die dunkelfarbigen Graskreise in den Wiesen nennt der Schwede ælfdands, wie schon der alte J. H. Voß bemerkt, Lyrische Gedichte, Bd. 2, Anmerkungen. Scheuchzer, Schweizerlands Naturgesch. 1, 462: von den runden verbrannten Creisen im Grase haltet man in unsren Landen gmeinlich dafür: das seyen der Hexen und Hexenmeister, oder auch kleiner Fro-Teufeln und Bergmännlein Danzplätze. Dieselben Anschauungen reden Jahrhunderte früher in Albrechts von Halberstadt deutschen Metamorphosen; er kennt der Elbinnen fröhliches Kichern beim Waldtanze und im thauigen Gras um einen geheiligten Baum: (nach J. Grimms Textbesserung in Haupts Zeitschr. 8, 408.)

wan dirre boum heilec was,
bî dem man die waltfrouwen
dicke hat hœren lachen,
ir wilde getemere machen,
singen ir wîse süeze,
man spürte im tou ihr füeze:
wîlen in eins ringes schranc
sungens zesamen ir gesanc.

Der Eddische Zwergenname Haugspori bezeichnet einen solchen über das Gras im Schweben hinstreifenden Tänzer: Mythol. 439; und Dauschlöper ist der nordd. Namen des Siegers beim Pfingst-Wettritt: Kuhn, nordd. Sag. 379, 53. Der Reichthum an landwirthschaftlichen Lokalnamen, die auf diesen Geistertanz hindeuten, ist groß, so in E. Meiers schwäb. Sag. No. 81. Im Bern.-Oberlande nennt man solche Plätze vermeintl. Geisterzusammenkunft: Dorfettänze, Twirgi, Twergis, Simmeler (sinwel, Rundplätze). Jahn, Kant. Bern, S. 339. „Ein simeler Umfang, auf Niederfeld im Grindelwald gelegen, wird Hexentanz geheißen" R. Wyß, Reisen

im Bern.-Oberl. 2, 612. Die hier in unserer Sammlung genannten Tanzorte in Wald und Wiese sind entschieden heidnischer Abkunft; denn auch noch in später Zeit hat sich auf ihnen das Volk heimlich versammelt. Das Chorgericht des aarg. Dorfes Kirchberg schickte im Sommer 1695 jeden Sonntag den Ortsweibel mit zwei Geschworenen nach Beendigung der Kinderlehre ins Holz, um dorten die Tänzer fangen zu lassen und den Spielleuten die Instrumente an den Waldbäumen zu zerschlagen. Melch. Schuler, Sitten u. That. der Eidgenoss. 3, 365. Ein Zürcher Landmandat v. J. 1631 verbot „ernstlich alles Tanzen bei Nacht in den Wäldern"; aber noch i. J. 1718 muß dasselbe wieder neu eingeschärft werden. Hanhart, Schweiz. Gesch. 4, 362.

Manche Sagenzüge, Kinderreime, Brodgebäcke, endlich auch Ausgrabungen geben Aufschluß über Aussehen und Gestalt dieser tanzlustigen Zwerge. Man dachte sie sich als eine durch Hut und Mantel tief verhüllte Figur, und in solcher Weise macht man auch heute noch Kapuziner- und Nonnenfigürchen aus Pappe und stellt sie als Barometer vors Fenster; oder man schnitzte Figürchen mit verzerrter Grimasse und ausgereckter Zunge, wie man sie als Hampelmännchen, Riechfläschchen und Lichtlöscher auf die Tische stellt, sie als Nußknacker und Papierfalzer, als Thürgriff und Stockknopf braucht. Die Hausgötter waren Schnitzbilder, an sie erinnert noch manche Redensart. Es wäre nicht leicht ein Herrgott aus ihm zu schnitzeln, sagt das Landvolk von einem dummen Jungen; non ex quovis ligno fit Mercurius. So redet auch Luther im Sermon, die Kinder zur Schul zu halten, vom wohlgerathenen Kinde als einem feinen Hölzlein, daraus sich der liebe Gott einst einen Herrn schnitzeln werde. Technischer Name der nord. Götterbilder war skurdgodh, von skera sculpere, skurd sculptura. Myth. 102. Der berühmte Abt Trithemius, aus Trittheim an der Mosel, schnitzte sich aus Holz eine Dienerin, die ihm alle Hausarbeiten that. Moselsage in Wolfs Ztschr. 1, 189. Mühlgötze heißt ein altes Schnitzbild in der Obermühle zu Plauen, das ehemals oft ins Wasser geworfen worden ist, nun aber nicht mehr von seiner Stelle gerückt werden darf. Die Braut von Kynast ist ein stachlichtes Holzbild, welches den Reisenden zum Küssen vorgewiesen wird, damit sie sich durch ein Trinkgeld davon auslösen. Bechstein, DSagb. No. 564, 637. Klevesaal (Klauszagel), des Schimmelreiters Bediente, hat sein Holzbild im Klosteramte Ihlefeld, und obschon die Mägde ihren Spaß damit treiben, darf man es ohne Gefahr für das Amt dorten nicht entfernen. Pröhle, Harzsag. 1854, pag. 226. Das Zwerglein Werweiß wird vom jagenden Grafen im Walde betroffen und als Wildmännlein eingefangen. Es war so nett, daß man einen Glaskasten über dasselbe machen ließ und es auf den Schrank stellte. Zingerle, Tirol. Märch. 1, pag. 169. Alles dies entspricht dem bei Saxo Gramm. 327. erwähnten simulacrum quercu factum. Myth. 104. Hau die Liese mit ihrer langen Nase aus, sagen sich die Unterirdischen, als sie des Bauern Weib aus dem Wochenbette stehlen und ein Holzbild an die Stelle legen wollen. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. No. 423, pag. 311. Bis zum J. 1786 war es in Leipzig Sitte am Johannis-Hospital ein kleines hölzernes, schöngeputztes Männchen auszustellen, neben dem eine Vase mit Blumen stand. Dies war das Johannismännchen. Man betrachtete es als das Palladium der Stadt, das Seuchen, Feuerschaden und Blitzschlag ab-

halte. Im genannten Jahre verbot der Stadtrath die Ausstellung dieser Puppe, nun wallfahrtete das Volk, anstatt zum Spital, zum Gesundbrunnen am Thonberge. Gräße, sächs. Sagensch. No. 392. Das Palladium des Rittergutes Oberforchheim an der Straße von Freiberg war eine hölzerne, stark vergoldete Statue, die auf dem Oberboden in einem alten Sessel lag, welcher der Frau Mutter Stuhl hieß. Als man es vom Platz rückte, brannte das Schloß ab und alle Bemühung, wenigstens noch das Schnitzbild zu retten, war vergebens. ibid. No. 455. Dieser geschnitzte Gott heißt bald der Pfaffe, bald der Niggel und Joggel. Man redet in der Schweiz, um etwas Unmögliches und Verkehrtes zu bezeichnen „vom buchsbäumige Pfaffen und sim hagebuechige Sigriste, vom hölzige Pfarer und sim Chuster", eine Phrase, welche auch ndd. gilt (Grimm, KM. 3, 230) und ein sehr hohes Alter hat. Von einem papa salignus weiß schon Reinh. Fuchs XCIV.; vom hölzernen Bischof dichtet der Mîsnære. Das Lügenmärchen von den 18 Wachteln sagt: ein eichîn pfaffe, daz ist wâr, ein büechin messe singet, dieselbe Phrase setzt sich in der Volkspoesie fort und ist noch im Groß. Rosengarten und im Sempacher Schlachtliede (Wackernagel, Lsb. 1, 799, V. 13; 922, V. 1 — 7) poetisch wirksam. Nach Germanenglauben kommt das Menschengeschlecht aus den Waldbäumen, wie wir einen ungeschlachten Menschen einen hölzernen nennen. Vom Nußbaum und vom Dolder heruntergefallen, aus den Stauden geschlagen, vom Esel an die Weißtanne gemacht sein, gilt schweizerisch vom Menschen ungewisser oder schlechter Abkunft. Aehnliche Abkunftsformeln bei Schmeller, Wb. 3, 524. Havamal giebt trêmönnum übersetzt mit hominibus ligneis, Haupt, Ztschr. 3, 402, weil der Wald die Wiege des Germanenvolkes ist, wie man im Weihnachtsmärchen die neugebornen Kinder von den Bäumen schüttelt. So giebt es hölzerne Frauen; eine solche ist die Wasserbütte, die eine hölzerne Jüppe trägt, und das Weinfaß: Aargauer Kinderspr., Räthsel, No. 470, 471. So giebt es auch einen hölzernen Gemahl; er wird folgendermaßen beschrieben:

Du Lügenschelm, du Freismann,
Ich will dich nun beschenken:
Von Tannenholz das Leibstück,
Von Fichtenholz die Aermel,
Von Birkenholz den Kragen,
Von Weidenholz das Kopfband.

Nesselmann, Littauische Volksl. 1853, No. 93. Soll an diesen Figuren zugleich die Tanzlust der Elbe mit ausgedrückt sein, so heißen sie Niggel. Hannickel ist der zum Pfahlspiele aus dem Hag gezogene Pfahl, Feuernickel derjenige mit angebrannter Spitze (Stiefel), mit dem man im Pickelspiele des Gegners Pfahl aus dem Wiesgrunde wirbelnd heraushaut und zugleich den eignen fest einhaut. Pumpernickel, Daumennickel, Biernickel, sind Zwergennamen, die ursprünglich die kreisende Bewegung des Tänzers ausdrücken, dann Namen für klotziges Brodgebäcke, endlich Schimpfnamen geworden sind. Der Rueder Schloßniggel wirft alle Tänzer um, No. 29. Purzinigele heißt das drei Schuh lange Waldnörgelein: Zingerle, Tirol. Märchen 1, 225; niggeln bedeutet im Rothwelsch tanzen; Gauner- und Bettelwesen in Schwaben. Stuttg. 1793, pag. 291. Von einem in Trunkenheit Hinschwankenden sagt man in Silstedt, der ist ein Nickelmann.

Pröhle, Unterharz. Sag. No. 253. Nicus ist unser Name für Glühwein (pag. 11). Von der Opferspeise her, die man dem aus Buchsholz geschnitzten Hausgötzen vorsetzte, nennt ein Volkslied aus dem Eichsfelde (Wolf, Ztschr. 1, 83) das Kirmesbrod gleichfalls Buchsbild. Auch aus Leder wird man solche Figürchen verfertigt und bunt bemalt haben, dahin deutet die schwäb. Sag. bei Meier No. 63: das Lederne Männchen, welches das Echo hervorbringe, sei ein Zwerg und werde angebetet. Rothe Strümpfe einem anlegen, ist eine Phrase, welche einem mittelst des Stockes geschwinde Füße zu machen droht; sie entspricht den rothen Strümpfen und Schuhen des Zwergs. Ueber die Lederne Frau vgl. aarg. Sag. Abthl. IX. No. 407, über die Ledernen Brücken ebenda Abthl. X. No. 428. Der Aargauer Kinderspruch reimt über solchen Tanzhabit:

Wenn einer tannig Hose het
Und hagebuechig Strümpf,
So chan er tanze, wie-n-er will,
Es git em keini Rümpf.
Oepfelbäumig Hose und zentnerige Strümpf
Traget die Matrose, drum hent se keine Rümpf.

Auch aus Metall wurden solcherlei Bildchen gegossen und geschmiedet. Die Redensart, mit der man den Fopper abweist, lautet: „wenn d'en Nar witt ha, so la dir en îsige mache“. Ein solches eisernes Hausgötzchen verwahrt man noch in der Abtei Rheinau, Kant. Zürich, und Mone, Gesch. d. Heidenth. giebt eine Abbildung davon. Ein nordd. Kinderspr. auf die Kornmutter läßt auf die gleiche Eisengestalt der Zwergin und Unholdin schließen, er lautet bei Kuhn, nordd. Sag. pag. 429:

Frau Anne-Marlene Ittchen,
mit ihren eisernen Tittchen.

Noch weiter führen die verschiedenen eisernen Götzen und Votivbilder, deren Auffindung Panzern, bayr. Sag. 2, 390 geglückt ist; es sind rohgegossene Büsten, jede von nahezu drei Zentner, und entsprechen nach Verwendung und Namen ganz jenen mächtigen Holzklötzen, welche das Appenzellervolk am Blochtage (Rüsch, Kant. Appenz. pag. 112) und das bayr. Landvolk am St. Lienhardstage prozessionsweise von einem Dorf ins andere schleppt und ins Wasser wirft. Schmeller, Wb. 2, 473. Ein ähnlicher Metallklumpen von der Größe eines Pferdekopfes wird auch im Rathhause zu Ellenbogen hergezeigt, man nennt ihn den verwünschten Burggrafen, und hat ihn früher ebenfalls mehrfach in den Schloßbrunnen geworfen. Bechstein, DSagb. No. 669. Dr. Ferd. Keller zu Zürich arbeitet an einer Schrift über ein halb Hundert heidnischer von ihm aufgefundener Idole und Götzenfigürchen.

Solcherlei Figuren müßen die Germanen schon zur Zeit ihrer Wanderung im Brauche gehabt und Affen genannt haben, denn schon damals wurde dem Stamme der Gepiden dieser Spitzname beigelegt und aus dem Volksnamen selber abgeleitet. nam lingua eorum pigra „gepanta“ dicitur; hinc factum est, ut paulatim et corrupte nomen eis ex convitio nasceretur. Jornand. cap. 17. Gepiden seien nämlich sagt Jornandes, bei dem gemeinsamen Auszuge der Germanen aus Scanzia mit ihrem einen Schiffe all zu langsam der jenseitigen Küste zugefahren und aus dieser Verspätung sei ihnen der Spottname der Gaffenden, der Maulaffen erwachsen. Grimm,

Myth. 831 weist nach, wie das Heerschiff der Gepiden Gepanta geheißen habe, nach jenem gähnenden Schnitzbilde, das es als Schiffshaupt führte. Dieses aber mußte, sobald man sich dem Lande näherte, abgenommen werden, damit man nicht des Landes Schutzgeister damit erschrecke. Das langsame Steuern der überfahrenden Gepiden und das Nichtabnehmen ihres aufgepflanzten Schiffshauptes ist also nach Jornandes Sage namengebend für dieses Volk geworden, die Gepiden wurden zu Geipanden (goth. geipan, tardare, altn. geipa, hiare. Grimm, GDS. 463. Im altn. gapa, gaffen, Skr. kapi simius, hat sich die in altn. api Affe weggefallene Gutturalis erhalten. Grimm, Wb. 1, 182). Und so meint denn Jornandes von ihnen: sunt enim tardioris ingenii, graviores corporum velocitate — also eben dasselbe, was das Volksl. bei Uhland 2, pag. 754 vom Ungeschick des Verliebten sagt „Ich gin und gaff und bin ihr Aff." Wie vielerlei Brodnamen, Speisenamen und städtische Wahrzeichen sich auf dieses affenhafte Aussehen der Zwerge beziehen, ist ausgeführt in Oberdeutsches Gebildbrod, No. 5 Gerissenbrod und Brodaffen No. 6: das Schlaraffenland.

Der Volksglaube um Pforzheim im Badischen behauptete im vorigen Jahrhundert schon und mit einer Theilnahme, die außerdem dem deutschen Bauern nicht eigen sein kann, es seien die Affen von Gott verwünschte Menschen. Journal v. u. f. Deutschl. 1787, 341. So nennt Wier De præstig. dæmon. Frkf. 1586, den Teufel einen Affen Gottes, und Fischart ihn den Stiefgott (Aller Praktik Großmutter). Diese Benennungen weisen auf des Teufels Fall und auf die Verwünschtheit des Affengeschlechts hin. So jagt Filimer, der Gothenkönig, die Aliorunen in die Wildniß, bis sie sich da mit den Waldmännern vermischen und das (halbthierische) Volk der Hunnen erzeugen. Jornandes 24. Der Bauer, der die Zwerge aus seinem Hause verscheucht, ruft ihnen ebenso nach: Flieh, flieh nach Araffenland. Meier, schwäb. Sag. No. 64, 6. Cyklopenhaft ist ihre Geburt, cyklopenhaft ihr Untergang. Ein Spruch von Hans Folz, von wannen die affen komen, Haupt, Ztschr. 8, 537 läßt St. Peter und den Heiland bei einem Schmiede übernachten und da auf ein altes verrunzeltes Männlein stoßen. Als sie um die Verjüngung desselben gebeten werden, wird es in die Schmied-Esse gelegt, in den Löschtrog gesteckt und als ein zwanzigjähriger Jüngling wieder herausgehoben. Nun will der Schmied ebendasselbe an seiner alten zanksüchtigen Schwiegermutter versuchen, doch diese wird darüber zum maulrümpfigen, kumpfnasigen Affen. Und da Schmiedsfrau und Schwägerin bei dieser mißglückenden Umgeburt mit unbezähmbarem Fürwitz zugeschaut haben und gerade allbeide schwanger gehen, so versehen sie sich und kommen nun mit Affen nieder, die man später von den Menschen hinweg in die Wälder treiben mußte. Dies erinnert an die Vertreibung der Riesen in der ahd. Weltchronik (Wackernagel, Lesb. 1, 181) nu havit si got van uns virtribin hinnân in daz gewelde hienhalf Jndiâ. Dies ist auch das Schicksal des Wilden Mannes, des humm sulvady in Bünden; ihnen mißt man trotz ihrer Schmiedekunst nur drei Fuß Größe und ihrem Weibchen der Fenka eine noch geringere bei. Neue Schweiz.-Bl. 1850, Heft 1. Sie sind im Engadiner Berninathale durch die vordringenden Gletscher verschüttet, und man hat zu Samaden bis zur Reformationszeit für die unter dem Rossedigletscher Begrabenen noch die Seelenmesse gelesen, la messa di Rossedi. So lange also war

diesen Wilden Männern, verwünschten Affen und Gletscherzwergen eine kirchliche Verehrung eigen.

26) Der Kinzhaldenjoggeli. Es wird hier eine Zwergenhöhle erwähnt, welche von der Schweizer-Rheinseite durch das Strombette unterirdisch auf die jenseitige Badische hinüber führe und erst droben im Gebirge des Schwarzwaldes münde. Schon in No. 1 wird ähnlich behauptet, der Höhlengang der Zwerge führe von dem einen Juraberge im Innern des Gebirges fort zu einem andern stundenweit entfernten. Dies erinnert an die Stelle der ahd. Weltchronik (W. Wackernagel, Leseb. 1, 186) über die Weinleitungen, die von der Stadt Trier aus, unter dem Rheine hinweg, nach der Stadt Köln geführt worden sein sollen:

dannin man unter dir erdin
den wîn santi verri
mit steinin rinnin
den herrin al ci minnin,
die ci Kolne wârin sedilhaft.

Daß auch diese von der Weltchronik gemeinten unterirdisch angelegten Weinrinnen sich schon auf ältere Zwergensagen stützen, ergiebt die in Grimms Elfenm. CXI. angezogene Stelle aus dem Monachus Sangallens, der 885 starb; wornach ein Hauskobold den Wein aus dem Keller eines Erzbischofs so lange in den eines Schmiedes hinüberfließen läßt, als dieser ihm mit Hammer und Ambos in der Werkstätte zu spielen vergönnt.

So haben, wie in dieser tausendjährigen Sage, heute noch die Aargauer Zwerge No. 13 ihren Weinkeller, wohnen vielfach in Weinbergen, säumen den Rothwein fässerweise aus Italien her über das Gebirge, No. 45, und der zwergenhafte Lindengîger wird, nachdem er lange mit Schuhnägeln gehandelt hat, ein Weinwirth, welcher noch als Geist die Fässer im Keller reiten muß. No. 39. So leihen auch die Hollen bei Velmede an der Ruhr den Leuten ihre Braupfanne zum Biersieden (A. Kuhn in vdHagens Germania 9, 99), die Feensmännel leihen die ihrige der Stadt Ostritz, die Berggeister auf dem Stromberge ebenso den Weißenbergern. Dafür hat man mit der Braupfanne eine Dankſemmel zurückzubringen. Gräße, sächs. Sagensch. No. 706 pag. 532. Da der Bierbrauer zu Wollin in seinem Brauhause einen Brunnen gräbt, stößt er darüber im Grunde auf einen Schornstein, der zum Hause der Unterirdischen gehört. Ndd. Sag. in vdHagens Germania 5, 247. Eine Reihe von Traubensorten und Rebarten verzeichnet Speners Botanik, Freiburg 1834, die am Oberrhein die Namen dieser Zwerge tragen, insoferne letztere theils die geisenfüßigen Weinberghüter, theils die hier wohnenden rußigen Schmiede sind: „Schmiedstoffel, Morendutten (französ. Barbaroux geheißen, der Name von Ch. Corday's Geliebten), Geisdutten, Alben, Elbeln. Die Bedeutung von schweizerisch elb = gelb, und schwedisch alf, Kieserde, entgeht mir dabei keineswegs; allein die Zwerge heißen eben wegen ihrer Lichtfarbe Elbe. Wie hier eine Traubensorte auch Heinsch heißt, (oder sollte man lesen Heunsch? ahd. hûnisc drûbo, Graff, Sprachsch. 4, 960), so nennt man im Harz das bergmännische Oeffnen verschütteter Grubenwerke die Heinzenkunst. Spiecker, der Harz. S. 207. Der Zwerg bei Brackwede beschlägt die Räder, die ihm die Bauern in seine Höhle bringen. Firmenich 1. Unser Zwerg ist

Feuerarbeiter (No. 42, 43), hat seine eignen Oefen, Backsteinstuben (No. 26), in denen er schmiedet, besprochen in Anmerk. No. 2. Er schafft Kohlen aus dem Gebirge, No. 13, 15, 40. Die den Zwergen geweihten und für heilkräftig gehaltenen Belemniten nennt das Aargauer Landvolk ebenfalls Steinkohlen. Er verschenkt sie als Edelgestein und Gold: No. 1, 3, 10, 11. Er versteht sich auf Felsensprengen; No. 21. Er bringt Mondmilch aus Italien her, No. 36. Eine Mondmilchhöhle liegt auf dem Pilatusberge in der Gegend wo unsere No. 50 spielt, und wird nebst dem dortigen Tomililoch mit religiöser Scheu betrachtet. Die Höhle des schmiedenden Zwerges heißt Heidenschmiede, er selbst Erdschmiedli (Maier, schwäb. Sag. Vorrede XX. und 360). Erdschmiedli heißt auch der Holz= und Erdwurm; Panzer, bayer. Sag. 1, S. 257; Goldschmied alemannisch der Frühlingskäfer. Beide Thiere sind den Zwergen geweiht, werden um Käsebrod angerufen (ein Spruch in Simrocks Kindb. No. 316) und in einigen Sprüchen als Teufel „Gauch" hinweg gesegnet. So erscheinen die Zwerge gleich den griech. Kabiren als dienst= und kunstfertige Gehilfen des berühmten Helden und Kunstschmiedes Wieland, dessen Sage selbst noch an der Waylands Höhle in England lebt und durch W. Scotts Roman Kenilworth bekannter geworden ist. Als man unten in Vallorbes die Eisenhämmer errichtete, kamen die Feen aus ihrer doppelten Felsengrotte, der cava di Faie, herab und wärmten sich am Feuer. Sie verschwanden auf immer, als ein unbescheidener Arbeiter sie in ihrem Schlafe betrachtete. Vulliemin, Kant. Waat 2. Abthl. 2, pag. 199. Die Heidenmännchen in Ryken No. 43 sind Salinenleute und Salzsieder. Zwischen Schönholzerswil und Hagenwil im Thurgau ist eine Waldschlucht, das Heidenloch. Noch zu Menschengedenken sollen Zwerge diese Höhle bewohnt haben. Jährlich im Frühling zündet die Jugend drinnen nach Gewohnheit ein Feuer an. Kohlrusch, schweiz. Sagb. 1, 321.

Der Zeugschmied bedingt sprachlich einen Schuhschmied und Suppenschmied (Grimm, altd. Wäld. 1, 76); beides sind die Zwerge. Vom Schuhschmied handelt die Stiefelisage, Anmerk. No. 32. Als Suppenschmied und in Kochstracht erscheint der Zwerg in der Weintrotte, wobei ihm die Kochkelle burlesk am verkehrten Orte steckt, No. 22. Sie tragen anderwärts die dem Koche zustehende weiße Zipfelkappe, legen aber dabei ihre thierische Verkrüppelung nicht ganz ab und heißen dann Geis und Geiser, No. 47. So ruft sie auch das Aargauer Kind an, wenn es beim Umrühren der heiß aufgetragenen Suppe ungeduldig zuwarten soll. Vgl. aarg. Kinderspr. Abthl. IV. Tischzucht:

> Thalemer-Geiss,
> Mach mer d' Suppe nit ze heiss!

28) Herdmännli von Mellikon. Es ist ein gewesener Schloßschaffner, der sich in einen betrügerischen Kornhandel mit dem benachbarten Müller einläßt und mit einem Kornsack beladen darüber sich zu Tode fällt. Dies gemahnt an den Rueder=Schloßniggel No. 29, der ebenfalls einst im Schlosse Kernenmesser gewesen ist und nun noch immer den Kernenmetzen herum zu schleppen hat. In ähnlicher Weise wie diese Sagen deutet der aarg. Spielspr. Abthl. I. Fingersprache, auf den segenbringenden Einfluß der Zwerge hin und läßt sie als Müller auftreten. Als solche tragen sie einen

Götterhut, auf dessen ungeheurer Krempe fünfundzwanzig Mann Platz haben; bleiben sie aus dem Orte weg, so kommt an ihrer Stelle der Hunger ins Land. Ihre Mühlen, schwed. ælfquarnar, nennt man zirkelrunde durchlöcherte Feldsteine (Grimm, altdän. Heldl. 509), die Panzer, bayer. Sag. 2, 569 näher beschreibt.

Geht hier der kutschierende und Kornsäcke führende Schloßschaffner unter seinen eignen Schlittengäulen zu Grunde, so deutet dies darauf hin, daß er als göttlicher Zwerg entweder ein eignes Dienstroß besaß, dessen segenverheißender Schellenklang in Anmerkung No. 29, 30 besprochen ist; oder daß er nachher als selbst in dieses Dienstroß verwandelt betrachtet worden ist. Der Lindegiger No. 39 reitet das Zweigespann eines Viehhändlers blitzschnell ins fremde Wirthshaus. Läßt man das ihm geheiligte Roß später abkommen, so dauert doch noch lange Zeit die Zinspflichtigkeit jener Haberäcker und Futterwiesen fort, die dem Gottesroß gestiftet waren und später in Pächterhände und an Lehensleute übergegangen sind. Darüber wird in No. 499 ausführlicher gehandelt. Deswegen seufzt dieser Geist auf dem Kornboden so lange, bis sich das Kapuzinerkloster seiner Seele annimmt; d. h. die alte Kornvergabung geht ans Kloster über. Eben deswegen wird auch No. 29 für die Seelenruhe des in ein Roß verwandelten Schloßschaffners von Rued lange Zeit Brod gebacken und den Armen vertheilt. Der Kirche zu Hagen vergabt der Freiherr von Stahl zwei Wiesen für seine Errettung aus der Zwergenhöhle, und läßt auf seinem Gute von jedem Bäcksel den Armen ein Brod verabreichen. A. Kuhn in vdHagens Germania 9, 94. So muß für den Schloßgeist Poppele zu Hohenkrähen der dortige Lehensbauer auf dem Bruderhofe jedem vorbei kommenden Bettler einen Laib Brod geben, sonst verschwindet ihm selber seine ganze Backete. Meier, schwäb. Sag. No. 85. Wo Segen und Wohlstand ist, da, sagt man, regiert der Niß Puk im Hause, der Hauskobold. Und so heißt auch das Schulkinderfest in Meldorf, wo die Schulstube mit Blumen geziert und der Nachmittag vertanzt wird; da sagen die Kinder, wir haben Neßkuk, wir feiern Neßkuk. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. pag. 318. Das Schloßthor der Katzenburg läßt sich nicht mehr öffnen, erzählt Cavallius und Stephens schwed. Sag. No. 12 (übersetzt v. Oberleitner, S. 232) wegen eines großen Brodlaibes, der hinter dem Schlüsselloch des Thores liegt; und der dorten verwünschte Schloßkater erklärt dazu: „Zuerst kneteten sie mich, so konnten sie mich todtkneten; dann bestreuten sie mich mit Mehl und konnten mich zu Tode bestreuen; dann spießten sie mich und konnten mich todtspießen; sodann bucken sie mich, und so konnten sie mich todtbacken.“ Das todtgespießte Brod ist dasjenige, das man „gebildet Brod“ nennt, alles besonders geformte, namentlich Bretzenbrod. Dieses wird bei örtlichen Festen annoch an Spießstäben geschultert umhergetragen und die Kinder singen, z. B. in Westfalen, an der Fasnacht dazu:

Faselawent häit iek,
giet mi watt in minen spitt.

Wöste, in vdHagens Germania 9, 286. Vgl. oberdeutsches Gebildbrod, No. 15. Auf dieselbe Weise wird auch der Rueder-Schloßniggel No. 29 dieser Samml. „zur Ruhe seiner Seele todtgebacken“ und lärmt dann nicht mehr im Kernenhaus; der Kirchmaier zu Reitnau dagegen, No. 34, bleibt als Katze im Hause liegen und muß täglich neu gebettet werden, und der

Güggelkopf in No. 37 spukt im Ringgraben fort, weil die für sie stipulirt gewesene Kornstiftung bei den Nachkommen in Vergessenheit gerieth und nicht mehr gespendet wird. Die Nonnen des Petersklosters zu Kreuzburg an der Werra luden den im dortigen Spatenberg wohnenden Zwerg, schon als er ihnen zum erstenmale begegnete, in ihr Kloster ein und zwar auf Eier, Milch, Butter, Kuchen und Semmeln. Die Erzählung vom J. 1334 steht in Haupts Zeitschr. 6, 320. Die Nonnen von Hermetschwil stifteten ihrem Kleinen Tanzmännchen einen Freitisch, No. 24, II. Noch jetzt stellt man beim Seelenamt einen Seelnapf, d. i. eine Schüssel mit Mehl und Eiern, nebst einem Brodlaib, als kirchliches Opfer auf die Bahre. Schmeller, Wörterbuch 3, 226; und der Seelzopf, ein Eierbrod in Form der Haarflechte, wird in Bayern am Allerseelentage (2. Nov.) gebacken. Ausführlicheres hierüber vgl. in Oberdeutsch. Gebildbrod, No. 12, 13. Den Wichtel- und Weichselzopf aber nennt man in Thüringen saellocke, um Bremen selkensteert, sellentost (Mythol. 433), und bezieht ihn auf Sterz, Schwanz und Locke der Elben, auf den Hollenzopf. Alpschwanz ist daher in Schlesien zum Scheltwort geworden. Weinhold, Dialektforschung 1853. So lang und zähe hat sich in Brauch und Sage ein Zug des deutschen Heidenthums erhalten, der schon im Jahre 742 mit auf den Indiculus paganiarum als sechsundzwanzigster Punkt gesetzt und verpönt worden war: de simulacro de consparsa farina. Der heute noch in Westfalen übliche Kinder- und Reihenspruch, den Wöste verzeichnet in vdHagens Germania 9, 292, faßt dieses und alles voraus Bemerkte zusammen; das kleine Männchen ist zwar gestorben, aber gleichwohl hört es nicht auf Brod zu essen:

Te raen im stocke
ies en klëin männken daut,
ett so gern bëir-un braut.

29) Der Rueder-Schloßniggel. Hier ist wiederholt von Ueberbleibseln alter Opfermahle die Rede, insoferne sie von heidnischen Tempeln und Lehen übergegangen sind auf Klostergüter, kirchliche Pfrundhäuser und Bauernhöfe. Eben deshalb haben die auf diesen Gütern spukenden Geister auch noch ihre eigenen Dienstrosse bei sich, oder sie selber sind in solche verwandelt. Unser Niggel ist selbst ein Roß. Oben erwähnter Poppele (Meier, schwäb. Sag. S. 80) fährt mit vier Rappen; der Lindegiger in unser No. 39 zweispännig. Die Mönche im Kloster Ilsenburg waren Quarge (Zwerge); sie wohnten in der Kirche, stachen da einst einander todt, daß im jetzigen Kirchenstuhl der Frau Erbgräfin noch das Blut zu sehen ist, doch hatten sie auch kleine Pferde und wurden für Husaren gehalten. Pröhle, unterharz. Sag. No. 294. Joh. Wier (de praestig. daemon.) weiß in der Grube Rosenberg zu St. Annaberg ein Erdmännchen in Gestalt eines Rosses. Der Kinzhaldenjoggeli No. 26 hantiert gegen alle Fuhrmannsrosse. Das Herdmänndli von Mellikon No. 28 geht kutschierend unter den Schlittengäulen zu Grunde. Der Hauskobold No. 30 wohnt in einem Roßkummet. Der Schwarzwälder-Bläseli No. 32 und der Stifelireiter No. 33 reiten einen Schimmel, und alle sieben Jahre hat ihnen die Klosterstallung zu Muri ein solches Thier frisch zu stellen. Deswegen nennt man heute noch den Stiefeli im Freienämter-Dorfe Hegglingen den Marstaller von Muri, No. 339. Der Sattlerfranz No. 45 führt einen ganzen

Trupp gespenstischer Saumrosse durchs Haslithal nach Italien. In diesen Gespensterrossen verrathen sich noch die ursprünglichen Rosse Gottes. Bruno, der Erzbischof von Köln, vermachte Anno 965 dem hl. Pantaleon „alle seine Stuten mit Ausnahme derer, welche in der Kirche selbst schon vor dem Stifter waren.“ Ruotger, cap. 49. Geschichtschreiber deutscher Vorzeit. 3. Bd. S. 51. Das Stift St. Gallen processirt schon Anno 854 mit Konstanz über die Atzungskosten für ein solches Kirchenroß. Zellweger, Appenzeller Geschichte 1, 60. Ein solches Kirchenroß nebst einer bodenzinsfreien Futterwiese hat zur aargau. Pfarrpfründe Dietikon bis in unsere Dreißiger Jahre gehört und manches amtliche Schreiben veranlaßt, bis es vor etlicher Zeit zwischen der Aargauer- und Zürcher-Kantonsregierung zur gegenseitigen Ablösung für die beiden Theile dieser paretätischen Grenzgemeinde gebracht worden ist. Ein ähnliches Roß mußten die Aargauer Gemeinden Mönthal (dieses gleichfalls bis auf die Neuzeit; Bronner, der Kant. Aargau 1, 187) und Ennetbaden für das Kloster Wettingen halten (aargau. Beiträge 1846 S. 571). Aus einem solchen Gottesrosse entwickelt sich die Sage vom Grafen Rudolf von Habsburg und dem Priester, welche Schillers Romanze besingt, vgl. Anmerk. zu No. 499. So vererbt sich dieses Roß des heidnischen Cultus „schneeweiß in heiligen Wäldern und Hainen gehalten“ Tacit. Germ. 9, 10 — jener Schimmel also, von welchem unsere No. 32, 33 weiß und welchen der Sieges- und Freudengott Wuotan reitet. Dies Pferd war übrigens Slaven und Germanen gleichheilig; San Marte in vdHagens Germania 8, 60 giebt dafür neben andern slavischen Quellenstellen das altpolnische Sprichwort aus Rysinski's poln. Wörterb. „Wer nie auf einem Schimmel gesessen, saß nie auf einem guten Roß.“ Deshalb knüpfen sich an dieses Thier allenthalben besondere Züge aus der ältern Geschichte der Landschaften und Ortschaften. Die Königin Bertha gilt so für vielerlei Schweizerstädte, Abteien und Kirchen als eine angeblich geschichtliche Schimmelreiterin, und noch lange Zeit hieng ihr Sattel an der Kirche von Payerne (Peterlingen), ihr Zaum am dortigen Rathhause. Lindinner, Index Memorab. Helvet., Zürich 1684. An den Schimmel des hl. Ulrich, Bischofs von Augsburg, knüpft die Augsburger Stadtgeschichte Otto's Sieg über die Hunnen am Lechfelde, und noch im J. 1829 ward das Thier sammt einem dazu gehörenden Sattel aus dem Siegesjahre 955 in einem städtischen Festaufzuge von der Weberzunft umgeführt. Ein ähnliches Roß steht als angeblicher Schwedenschimmel des Königs Gustav Adolf im Ingolstädter Zeughaus ausgestopft. Andere Schimmel sind einzelnen Gemeinden zum Spitznamen geworden; und man kann im bayerischen Dorfe Geisenfeld, bei Pfaffenhofen, nur unter persönlicher Gefahr die Leute nach jenem alten Kirchenschimmel befragen, der ihnen ihr ewiges Licht in der Kapelle weggesoffen habe. Panzer, bayer. Sag. 2, pg. 567. Wie solche Rosse an die Kirche gekommen sind, zeigt neuerlich Wolf, Götterlehre 144: In Friedberg wurde das schönste Roß aus der Kriegsbeute verkauft und der Erlös an die St. Georgenkirche vergabt. Dies Faktum besagt also, daß man das Roß dem Gotte Wuotan, welcher der Schlacht vorstand, weihte und es dann auf den Christengott vererbte. Wie dann solche Rosse kirchlich wieder abgeschafft werden, dies drückt die Sage mit dem Unmuthe aus, den die Hausgeister über plötzliche Neuerungen empfinden. Unser Rueder Schloßniggel No. 29 wirft die Tänzer und die

Zechtische um; der Hauskobold No. 30 zwickt die Hausthiere wie mit Zangen; der Stiefelireiter No. 33 schändet nach vertragsmäßigem Rechte alle sieben Jahre, was er im Kloster betrifft. Ein Beiname, den der Teufel im welschen Patois führt, ist lo Cassaron, der Alleszerbrecher. Vulliemin, Kant. Waat 2, 31. Mit diesen tobsüchtigen Geistern müßen daher Verträge abgeschlossen werden, wie No. 38 mit dem Männlein in der Gülle, in No. 39 mit dem Lindegîger, No. 47 mit dem Geißler, No. 50 mit den Pilatuszwergen. Hat ein Bauer zum andernmal gefreit und darüber des alten Hausgeistes vergessen, so wirft sich dieser auf den Bauernschimmel und schleudert ihn, wie der Kobold zu Jänickendorf, in den Mistpfuhl. Kuhn, märk. Sag. No. 98. Diese in ihrem Hausrechte verabsäumten Geister benehmen sich dann unwirsch, so wie das mhd. Märchen vom Schretel und dem Wasserbären in Haupts Zeitschr. 6, 177 erzählt:

tische stüele und benke
die sint im ringe als ein bal.
ez wirfet ûf und ze tal
die schüzzeln und die töpfe gar.
ez rumpelt staete für sich dar.
ovenbret und ovensteine,
körbe kisten algemeine,
die wirfet ez hin unde her,
ez gêt ôt allez daz entwer,
swaz ist in dem hove mîn.

That's in den Häusern zu Annaberg einen plötzlichen und durch keinerlei Ursache erklärbaren Fall, so dachte man an den Hauskobold, und die Magd pflegte dann zur Abwehr zu sprechen: Gütchen, ich geb dir mein Hütchen; willst du den Mann, ich geb dir den Hahn! Willst du die Frau, nimm hin die Sau! willst du mich, nimm die Zieg! willst du unsere Kinder lassen leben, will ich dir alle Hühner geben! Man opferte alsdann eine Henne; fand sie sich hernach etwa auf dem Oberboden wieder, so sah sie aus als wie mit einer Presse zerquetscht. Gräße, sächs. Sagensch. No. 491.

30) Der Hauskobold im Roßkummet. Die verschiedenartigen Schwenkungen, die der Hauskobold mit seinem Hute macht, um dadurch die Witterung zu bestimmen, gehören dem Sagenkreise der Witterungsgottheiten an, von deren Huttracht in Anmerk. No. 110 gesprochen ist; es ist der Geist, der unter dem Hütchen spielt, der Geist der Luft, welche nach alamannischer Redeweise spielt, statt umschlägt, wie auch Windspiel und Gelle Herennamen sind: No. 411, 412. Ein solcher Wetterhut kommt auch in No. 32 vor; nur trägt ihn da der habsüchtige Bauer, der den wetterkundigen Stiefelireiter versuchen will, und dieser brennt ihm dafür ein Loch in den alten Hut und zugleich in den neugekauften, welchen der Bauer über den alten hergestülpt eben vom Markte heimträgt. In gegenwärtiger Sage hat der Wetterverkündiger zum wolkensammelnden und regenverjagenden Sturmhut auch noch ein klingendes Roßkummet. Daß die Kobolde in Roßgestalt umherjagen, ist in der vorigen Anmerkung bereits erläutert; mit dieser Erscheinungsweise hängt aber das Schellengeläute zusammen, No. 212, II, durch das sie sich vernehmlich machen. Der Zwergenkönig Antilois reitet ein Roß von Rehes Größe, Zaum und Sattel erklingen von Schellen. Wackernagel, Basler Handschriften 28 ff. Der Mecklenburger-Pück bedingt sich für seine Klosterdienste, nach einer Aufzeichnung v. J. 1559,

tunicam diversis coloribus et tintinnabulis plenam; dafür weckt er die Mönche schellend zu der Mette. Studemund, mecklenb. Sag. pg. 172. Von einem gleichen Schellenkleid hat ein schottischer Kobold seinen Namen Shellycoat. Myth. 479. Eine Schelle wird und eine rothe Mütze voll klingender Glöcklein auf einem verzauberten Hügel gefunden und bis heute aufbewahrt. Cavall. und Stephens schwed. Sag. ed. Oberleitner, Wien 48, S. 124. Da der Teufel Dienste im Kloster sucht, stellt ihn der Guardian in den Küchenwinkel, setzt ihm eine Kapuze auf und bindet ihm, damit man ihn wieder erkenne, ein Glöcklein um den Hals. Luther, Tischred. 1569, pg. 211 b. — Die Festschelle findet sich wieder an dem elsäßischen Hanstrapp (Stöber), am schwäbischen Pelzmärtel, am schwarzwälder Pfingstlümmel (Meier 403), am thüringer Maikönig, am märkischen Kaudernest (Kuhn, nordd. Sag. 384—85), an der Salzburger- und Steierer-Perchtel (Weinhold, Weihn.-Sp. 20, 21), bei dem Perchtenspringen in den Alpen (Grimm, Myth. 256, Meier Sag. 464), bei der Gräuflete im Muotathale (Meyer-Knonau, Kant. Schwyz, pg. 289). Gleich dem Schellenpeter No. 212, II. schreckt auch der Klimperhund die Leute, Schambach-Müller, ndsächs. Sag. No. 211. Der Rollegaul zieht um, sagt man am bayerischen Main vom Schimmel der Frau Hulda, dessen Decke mit silbernen Glöckchen besetzt ist. Wolf, Zeitschr. für Mythol. 1, 28. Von den Zwergen des Pilatusberges und des Rigi erzählt der Luzerner-Stadtschreiber Rennwart Cysat: dieselben reiten oder rennen in vollem Roßlauf, als ob's etlich hundert Pferd wären, mit Tosen, daß das ganze Gebirg erzittert. Kas. Pfyffer, Gesch. v. Luzern 1, 320. Vom Gebirge bei Thun reimt der dortige Pfarrer Rebmann in seinem „Lustig Gespräch zwischen Bergen Riesen und Stockhorn" (Bern 1620 S. 188): Da hört man rings vmbhar, als ob der Berg voll Teufel gahr, mit schwegeln, pfeiffen, Cymbalen als in dem tantz wild klingelen. — Bei der Herrschaft Sax, erzählt Scheuchzer, Schweiz. Naturgesch. 1, 118, haben die Reisenden in der hellen Witterung der Sommermonate oft einen klingenden Ton wahrgenommen, gleich dem Schlittengeschelle; man nannte es das Bergklingeln und hielt's für die Musik der unterirdischen Bergmännlein. In unserer No. 31 heißt dieses Klingeln Schellenpeter und kündet gutes Wetter. Der von allen Fußgängern besuchte Bergbrunnen auf der Staffel-Egg, einem Jurapasse bei Aarau, heißt Schellebrünneli, pg. 270. Um Wertheim im Badischen heißt's Schellengäule und deutet auf ein gutes Weinjahr. Mone, Anzeig. Jahrg. 38. Schellenmännlein heißt's unter gleicher Deutung im Elsaß, und der helle Schall seines Silberglöckleins verheißt dem Rebgelände von Ettendorf guten Wein. Stöber, elsaß. Sag. No. 202. Schellenmoriz hat es in Sachsen geheißen, und der hl. Moritz, der als Erbauer der Kirche zu Halle galt, war daselbst schon Anno 1411 mit einem schellenbesetzten Gewande abgebildet. Sommer, thüring. Sag. 74, 154, 180. Germanische Elementargottheiten haben sich äußerlich in Kirchenheilige umgestaltet. Noch klingelt und schellt der Aargauer Wilde Jäger, pag. 109, und alsdann schließt der Bauer die Feldbestellung, weil Regenwetter eintreten wird. Die Frau Gode in Kuhns märk. Sag. No. 217 jagt mit Hündchen, deren Schellen klingen. Die Geistersäumerei in No. 45 unsrer Sammlung klingelt durch das Haslithal bis über die Grimsel fort. Wie hübsch erinnert dies sogleich an Uhlands Verlorne Kirche:

Man höret oft im dunkeln Wald
Von oben her ein fernes Läuten,
Doch niemand weiß, woher es schallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.

Heute kommt die Sage allmälich dazu, wirklich die verlorene Kirche des Heidenthums in solchem Geläute wieder zu erkennen. Denn so haben ehemals die Rollen am Götterwagen und an dessen Rosse- und Stiergespann geschellt, wenn der Umzug im heiligen Hain oder der segnende Feldumgang abgehalten wurde. Jene zahllosen Volksmeinungen alle von den umziehenden Wagen und Geisterkutschen gehören hieher; auch aus letzteren tönt oft wunderbare Musik: Stöber, Elsaß. Sag. No. 206; oft ist's eine Prachtkutsche, deren Räder und Felgen aus Weckenbrod gebacken sind: Firmenich, Völkerstimm. 1, Sage von Altenburg im Sieglande; oft aber poltert's und rasselt's mit eiserner Last, und wie dann der Schwede sagt, Odin fahre vorüber (Geijer, Gesch. v. Schweden 1, 110), so sagt unser Landvolk: der junker Oberherr rot't se, pag. 112. Es wird sogar noch ein kleiner eiserner Leiterwagen dieser Art, ein ex voto-Modell eines wirklichen, alt und roh geschmiedet, in der Kirche von bayrisch Pielenhofen aufbewahrt. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 140. Notker nennt das Sternbild des Bären den Wagen und sagt, er sei „nâh einemo gloccunjoche gescaffen", d. h. er sehe aus wie jener schellende Wagen, auf dessen Umfahrt Frieden und Fruchtbarkeit folgt. Dieses tönende Glockenjoch am Bärensternbild erklärt sich aus einer Stelle der Chronik, die im piemontesischen Kloster Novalesa um Mitte des 11. Jahrh. verfaßt worden. Dorten verwahrte man einen hölzernen Wagen, überaus schön gearbeitet, auf welchen man nichts anderes legte als eine große, oben mit einer hellklingenden Schelle versehene Stan (den Wis- und Raitelbaum). Wurde diese Stange aufgesteckt, so daß sie Jedermann schauen und hören konnte, so brachten alle Höfe, Dörfer und Dienstleute des Klosters ihre wein- und kornbeladenen Wagen herbeigefahren, der Stangenwagen zog ihnen voraus und hundert oder anderthalb hundert andere Wagen folgten nach. Und da war kein Herzog, Graf, Herr oder Bauer, der es gewagt hätte, diesen Zug zu schädigen; ja die Kaufleute auf den Jahrmärkten sollen ihren Handel nicht eher eröffnet haben, als bis sie den Schellenwagen heranfahren sahen. Grimm und Schmeller, latein. Ged. des X. u. XI. Jh. S. 105. Von einem ähnlichen Wagen und einem gleichen seinen Umzug begleitenden Gottesfrieden weiß Tacitus Germ. 40. Uebereinstimmend mit Notker übersetzt daher die Schlettstädter Glosse triones mit wagana (Haupt, Ztschr. 5, 326 a.) und die ahd. Glosse (Diutisca 3, 245) hesperus mit stelbôm, das ist Wis-, Bind-, oder Raitelbaum. In diesem Zusammenhange gilt die Appenzeller Bauernregel, bei Tobler Sprachsch. 264 a.: steht der Herrawaga nieder, so giebts wohlfeiles Brod; drum ist auf Baltrum der Name der Milchstraße Waogenpat, und friesisch im Gröningerlande Kaupat, Wagengleise und Kuhweg. Kuhn, nordd. Sag. 457; ja ebenda S. 519 erscheint gegenüber dem fahrenden Gotte Wodan eine noch dem Volke geltende frû Waogen. So kommt es, daß noch allenthalben die Winter- und Sommerfeste mittelst eines umziehenden Festwagens, ja sogar durch Wagenwettrennen gefeiert werden, vgl. Schmeller, Wb. 2, 473. Hier die Beschreibung eines solchen aus neuester Zeit: Bei der Leonhardskapelle am bayr. Schliersee ist alle

Jahre im Juni eine große Wallfahrt, nicht zu Fuß, sondern zu Wagen und zu Roß, denn die Thiere sollen hinziehen zur Feier ihres Patrons. Die Wägelein sind laubbekränzt, ein geschnitztes Bild des Heiligen darauf hält eine Kette sammt Schloß in der Hand und hat zum Wappenthiere eine wiederkäuende Kuh; andere Fuhrwerke bringen Musikanten mit herbei, wieder andere sind als Bierschenke und Wurstladen eingerichtet. Nach beendigter Messe beginnt die Umfahrt um die Kapelle. Dreimal fährt alles mit entblößtem Haupte und lautbetend um die Kirche, dann schwenken die Fuhrwerke mitten aus dem Zuge ab, jedes nach seiner Heimat zu. „Aus dem bayr. Hochlande“, Allg. Augsb. Ztg. 1855. 12. Aug. Mit welch besondern Verumständungen und Benennungen dasselbe in der Schweiz geschieht, bleibt einer eigenen Darstellung schweizerischer Volksbräuche vorbehalten, Abthl. Fasnacht. Doch muß mindestens hingewiesen werden auf das Schellengerassel der Fasnachtsnarren; auf das Geschelle der Schlittengäule beim Polsterli- und Stregelijagen im Luzernergebiete; auf Glockenlärm, Peitschengeknall und sonstiges „Gekessel“ in der Neujahrsnacht, das gleichfalls beim Feste der Alpfahrt, und bei den Maienzügen, Kinder- und Kadettenfesten üblich ist. Nicht blos die Weidkühe behängt man alsdann mit Heerdenglocken von abnormer Größe, auch die Jugend im Gebirge schmückt sich alles Ernstes mit solchen. So erzählt der Bündner-Pfarrer Leonhardi (Rhätische Sitten. St.-Gallen 1844) von einem Kadettenfeste, das er im Frühjahr 1839 im Bergell mit angesehen: Unter Trommelschlag und Hörnerschall schritten sämmtliche Knaben der Gemeinde mit Offiziershüten und Waffen einher, aber alle, außer dem Tambour und dem Hornisten, waren mit Kuhschellen behangen, die sie tüchtig schüttelten. Die darüber um Auskunft befragten Burschen erwiederten: „Wir machen, daß das Gras wächst.“ Dem Götter- und Aerntewagen mit der klingenden Schellenstange entspricht es, daß die Engel und die Zwerge ein schellenbesetztes Kleid tragen. Das ältere Kirchenlied In dulci jubilo (Leibnitz, Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die deutsche Sprache, §. 85) stützt sich noch darauf, daß solche Tracht im Himmel gelte:

da die engel singen nova cantica
und die schellen klingen in regis curia.

Dieselbe Tracht hat der kinderhütende Hauskobold Habermann, er wird im Kinderreim, vgl. Liederfibel, Eßlingen 1841, pag. 16 also angerufen:

Habermann hat einen bunten Rock an,
Hinten und vorn mit Schellen;
Und als er auf die Straße kam,
Fieng der Hund an zu bellen.
Habermann, komm und wirf nicht um,
Fahr unsern Buben im Wagen herum.

Der Zwergenname Heinz geht dann auf den Narren über; Kobold Heinzelmann erscheint mit der Narrenkolbe: Myth. 471; mit Kolbe und Schellenkappe abgebildet ist der Hofnarr Heini von Uri abgemalt zu sehen in der österreichisch. Grabstätte des aarg. Klosters Königsfelden. Schelt- und Narrennamen sind Schellhorn, Glöckleingöl. Der Glücksball trug ehedem Schellen; so sah ihn Poggio zur Zeit des Costnitzer Conciliums in den Bädern zu Baden schlagen; heut zu Tage ist der Glücksstich im Kartenspiele, die Eichelaß, beschellt und heißt Schellebelli. In Lichtwers

bekannter Kinderfabel wird Kater Hinz der Schwiegervater Murners genannt, und im Sprichwort ist davon die Rede, der Katze die Schelle anzuhängen. So tritt der Hausgeist Heinz zusammen mit der Katze; Freyja, die Göttin des häuslichen Glückes, legt das tönende Festgeschelle ihrem Lieblingsthiere an und spannt es vor den Wagen, auf dem sie zum Besuche der Menschen ausfährt. Ueber den gestiefelten Kater erklärt sich Anmerk. No. 32; über den Hausgeist Katzenveit und Katermann vergl. Mythol. 448, 471.

31) Der Mumelimâ bei Fahrwangen. Die Ruine Fahrwangen war einst das Schloß, welches dem bei Albrechts Ermordung betheiligt gewesenen Ritter von Palm zugehört hatte und das dann bei Vollziehung der Blutrache von Agnes, Albrechts Tochter, eingenommen und geschleift worden ist. Die drei und sechzig Mann der Besatzung ließ sie enthaupten. Es geschah dies, wird erzählt, an einem gemauerten Bildhäuslein (Martersäule), das ehemals vor dem Walde im Fahr stand, zwischen zwei Felsstücken; und man sagt, die Unglücklichen hätten im Tode den Feldstein entzwei gekniet. Der fleißige und gelehrte Chronist Heinrich Bullinger erzählt zwar, aber ausdrücklich als nur von einer Sage, Agnes sei bei dieser Hinrichtung zugegen gewesen und habe ausgerufen: „Jetzund bad ich in Maienthau!"; und sogleich fügt er hinzu, daß schon seine Zeit ungewiß gewesen sei, von welcher der verschiedenen Agnesen diese Grausamkeit gelten solle. Bullinger, aus dem Aargau, geb. 1504 in Bremgarten, gest. 1575, zeigt in seinem großen Geschichtswerke allenthalben Ehrfurcht und schonende Behutsamkeit gegenüber der Volkstradition. Gleichwohl aber weiß er von einer Agnesen-Sage nichts, welche sich an das seinem Geburtsorte so nahe liegende Fahrwangen geknüpft hätte. „So dieße thaat — schreibt er Chronicon Tigurin. I. lib. 6, cap. 9, Msc. — also wie man sagt, beschähen sige, so muß es beschehen sein eintweder von der Königin Elßbetthen, der wittiben Alberti, oder von der Königin Agneßen von Hungarn: wellicher gemahel, König Andreas, des ersten Februarÿ todts verscheiden ist i. J. 1310, daruff sie ohn verzug haruff zu den Ihren, insonders zu jrer verkümmerten Frauen Mutter geraißet vndt in dieße lande komen ist; von deren auch die Sag ist, daß Sie vast ruch vndt grimmig in der Raach jres Vatters gewäßen sige."

Recht übereinstimmend mit dem wahrheitsgetreuen Bullinger ist es, daß auch unsere vorliegende Sage nichts von der historisch so oft erzählten Metzelei weiß. Zwar der schweiz. Merkur 1835, 52 will von einer spukenden Nonne in Fahrwangen wissen, welche das Nunneli heiße und deren nächtliche Klage beim Volke am Hallwiler-See Agnesgeschrei genannt werde. Eingezogene Erkundigungen an Ort und Stelle ergeben nichts anderes als das von unserer No. 31 Berichtete. Ein Wortcompositum Agnesgeschrei würde in dortiger Landesmundart, wäre es nicht unerhört, mehr eine Fleischspeise als ein Gespenst bezeichnen, wie man Säugeschrei in Zürich abgeröstete Fleischschnitten nennt und ein darnach scherzhaft benanntes Café Säugeschrei hinter der dortigen Stadtmetzge hat. Vgl. Katzengeschrei, Gansgeräusch, Ingeräusch, intestina. Schmeller, Wb. 3, 140. Zudem begegnet der Name des Aargauer Mumeli von Fahrwangen dem Namen des Luzernischen Bibbernmumeli von Fahrwangen. Letzteres ist der Name eines Berges bei Hasle

im Entlebuch, an welchem einst das Bauernhaus jenes Mädchens gestanden hat, die nun als Kindesmörderin daselbst umgehen und Klagetöne ausstoßen muß. Reithard Helvetia, Volkskalend. 1853, 143. mumeln, mumenzen bedeutet in der Mundart, leise sprechen und heimliches thun; damit hängt die zweifache Behauptung zusammen, daß unser Mumelimann jedem Holzdieb zu Leibe geht und ihn verstümmelt in den See trägt, und daß er selbst wehwelet und weveret, undeutlich klaget. Das Feldgespenst, das im Elsaß Butzmumel, in der Altmark Erbsenmuhme und Roggenmuhme, in Westfalen Watermöme, im Osnabrückschen Tremsenmutter heißt, nennt der Lausitzer Wende die Wehklage Gottes und denkt sich darunter einen Mittagsgeist, der als schönes weißgekleidetes Kind die nahe Gefahr durch Weinen anzeigt. Wolf, Ztschr. 3, 114. Dies gleicht ganz unserer No. 186 a, wo das schwere Kind engelschön aber weinend im Kleefelde liegt. Zugleich heißen die Nymphäen bei uns und auf den Seen des Schwarzwaldes Mümeli, nhd. Nirblume, dän. Nökkerose; und ebenso wird die den Zwergen verwandte Kröte (Anmerk. 3) Mümlein genannt: „Ich fieng eine Art Krotten, die man Reling oder Möhmlein nennt." Simpliciss. ed. Keller, pag. 568.

32) Der Schwarzwälder Bläseli. Die Aargauer Stiefelireiters Sage ist hier nur in ihrer elbischen Seite mitgetheilt; sie hat sich noch in zwei andere besonders reiche Spielarten entwickelt, in die des Odhinischen Schimmelreiters und in die des einwandernden Bann- und Landräubers. Diese Sagen folgen von No. 338 bis 345. Beide Auffassungen haben auch auf die Färbung vorliegender Zwergensage mit eingewirkt und diesen Schwarzwälder Bläseli zum schlauen Räuber am Gemeindegut gemacht. Solcherlei Landschaften nämlich, in denen die Gemeinden ihr Selbstverwaltungsrecht ausgedehnt zu behaupten vermocht haben, zeichnen sich durch ein historisch scharfes Volksgedächtniß aus für alle an dem Communaleigenthum je erlittenen Einbußen. Räuberische und habsüchtige Vögte sind auf solche Weise von der Sage unter die unseligen, des Himmels unfähigen Zwerge versetzt worden, und hören dabei nicht auf, auch als Zwerge noch den bürgerlichen Namen fortzuführen, unter dem sie vormals gegolten haben. Der Kinzhaldenjoggeli No. 26 ist eines Pfarrers Ahnherr und heißt Winter. Das Herdmänndli von Mellikon No. 28 ist zur Zeit, da die VIII. Alten Orte in den schweizerischen Unterthanenländern und die drei Orte in der Grafschaft Baden regieren, ein Herrenschaffner, aus Uri gebürtig. Der Schloßniggel in No. 29 ist ein vormaliger Junker von Rued, und würde demnach den Familiennamen eines bekannten Berner-Patriziergeschlechtes führen. Der Lindegiger, obschon ein Zwerg, stammt aus dem Bauerngeschlechte der Hauensteine von Endingen, No. 39. Der Kirchmaier zu Reitnau, No. 34 ist ein unredlicher Kirchengutsverwalter und bezieht sich auf ein noch vorhandenes ausgebreitetes Geschlecht seines Namens. Der Stiefelireiter endlich in No. 33 ist Klosterschaffner in Muri gewesen, stammt aus St. Blasien im Schwarzwalde, hat mit seinem Vornamen Friedli (Fridolin, Name des Schwarzwälder Schutzpatrons, No. 472) geheißen, und die Volkstradition setzt mit eigensinniger Genauigkeit hinzu, seine Nachkommen seien aus dem Freienamte ausgewandert, aber heute noch im Toggenburger Lande seßhaft. So ist das Volksgedächtniß in sich selbst verwaltenden Landschaften die Hölle, in welcher die kleinen Ortstyrannen die

Ewigkeit der Verdammniß einsehen lernen müßen. Und in so ferne hat man auch aus dem Stifelireiter der Sage längst schon einen historischen Vogt des Stiftes Muri gemacht, an dessen wirklicher Existenz Niemand in den Gegenden der Freienämter zweifeln wird. Da das aargauische Frickthal in vielfachen Beziehungen, ja in einzelnen Unterthänigkeitsverhältnissen zu den Schwarzwälder-Abteien Säckingen und St. Blasien stand; da sich ähnliche Verhältnisse auch in dem Aargauer Freienamte wiederholten und durch das dortige Stift Muri belästigend sich fortsetzten; da ferner Muri schon im 11. Jahrhundert einmal sich durch St. Blasiens Hilfe wieder aus Verschuldung und Sittenverfall rettete, als es den Blasianer Mönch Rupert zum Abte berief, der es zwar emporhob, aber zugleich die um Muri wohnenden Zinsbauern des Freienamtes um so härter bedrückte: so hat sich dessen die Sage halb bemächtiget und aus dem anblasenden Zwerg einen Schwarzwälder Bläseli von St. Blasien, aus dem reitenden Zwerge einen die Klostergüter umreitenden mißgeschaffenen Verwalter gemacht. Die geschichtlichen Verhältnisse, die durch diese Sage gehen, sind durch Tschudi's Darstellung (Chronik 1, 5) in große Verwirrung gebracht worden; neuerlich sind sie wenigstens überschaulicher vorgelegt in Melchior Schulers Sitten und Thaten der Eidgenossen 1, 30.

Bläseli heißt in unserer Sage der Dämon, weil Zwergengeister blasende (spiritus) sind, wie ja noch bei Freidank die Seele ein blas genannt wird. Die vier Hauptwinde, deren Namen uns zu denen der Himmelsgegenden geworden sind, waren die vier Himmelszwerge. Ihr Ahnherr mag der nordische Windalfr gewesen sein, ihre Ahnfrau nennen wir noch die Windsbraut. Deßhalb weiß man vom Anhauch böser Geister, und wer in einen bösen Wind geräth, dem schwillt der Kopf auf. Die Meerminne kommt bei Ulrich von Zazichoven 181 mit eime dunste als ein wint. Frau Berchta bläst eine spottende Spinnerin an, daß diese erblindet; und nach der Rockenphilosophie 6, 353 blasen die Weihnachtsgeister unartigen Kindern die Augen aus. Mythol. 254. Der Rainhaldenjoggeli in unserer No. 27 belästiget den Wanderer als ein giftiger Wind. Ein deutscher Hausgeist, bei Mone, Anz. 34, 260, heißt Blaserle. Von der Bläsjungfer im Kloster St. Blasii erzählt Gottschalk, Sag. 300. Wohl erst aus diesen Theilen der etymologisirenden Sage scheint die Sitte gekommen, sich am St. Blasiustag den Hals besegnen, „sich bläseln" zu lassen. „In der ehr St. Blasij bindt er vmb sin Halß vnd keelen ein geweihet licht", so schlägt Geiler von Keisersberg dem Kranken vor. Ameise, Blatt 53. Daß der Bläseli unserer Sage die Schweine hütet, dies weist selbst wieder auf eine sehr alte Tradition zurück, wornach der Teufel ein Schweinehirt gewesen ist. Simon Majolus Colloq. de Sagis, pag. 469 erzählt: Ein Schweinehirte habe um seinen Stecken einen Zettel mit dem Namen, St. Blasius gewunden und denselben aufs Feld gesteckt. Hierauf habe der Teufel die Heerde vor den Wölfen hüten müßen. Philo (Schweizerpfarrer Barthol. Anhorn) Magiologia. Augusta Rauracorum (Baselaugst) 1675. S. 787. In gleicher Weise, wie alsdann der Zwerg Bläseli Kuhhirte wird, so schilt der Schlesier eine schlechte Kuh einen Alp. Haupt, Zeitschr. 7, 13. Das Loch, das Stiefeli mittelst eines Geldstücks dem Bauern durch dessen zwei in einander gestülpte Hüte brennt, findet sein Gleichniß in Müller-Schambach, niedersächs. Sag. pag. 422; dorten thut es der W. Jäger Hackelberg

mittelst seines glühenden Fingerrings, den er seinem Bruder in den Hut wirft. Ueberraschend ist eine Stelle dazu aus Simplicissimus, ed. Keller 1, 382, 617: Man muß, wo man einem verschlossenen Orte nicht trauen kann, erst den Hut an den Degen gespießt hinein stoßen: ob Bläsy zu hauss sey oder nicht, damit wenn Bläsy an einem andern ort zu hauss wäre, er ihn am andern finden könnte.

Seine zwergenhafte Weise verräth der Bläseli ferner durch seinen Beinamen Stiefeli. Ein fliegend. Blatt aus den Dreißiger Jahren, das von dieser Sage mundartlich erzählt, sagt darüber: Er ist i grossmächtige Stiefle ûf sîm Schimmel derhär cho, wo-n-em alle siebe Johr sîne Herre verehrt händ, dass er gschwinder und bass dene Chlostergüetere mög noh-cho.“ Also liegt in diesem Stiefel des Geistes Geschwindigkeit, er gehört zur Botentracht eines fußgeflügelten Hermes. Zwei Widderhautsstiefel verheißen Erlkönigs Töchter dem Olaf; bockslederne legt Plog an und kann alsdann verschwinden. Altdän. Heldenl. v. Grimm 91, 320. — Der irische Cluricaun beschäftigt sich mit Verfertigung von Schuhen. Irische Elfenm. XV. Wer bei den Zwergen einen Goldschuh mit fortnimmt, dem brennt das Haus ab. Thiele, dän. Sag. 3, 48. Von Pelias, der sich gewaltsam Jasons väterlichen Erbes bemächtigt hatte, singt Pindar, 4. Pyth. Vers 132: dem Pelias kam ein schauerlicher Ausspruch von der heiligen Jungfrau und warnte ihn vor dem einschuhigen Mann. Das Kätherle von Wertheim liegt mit nur einem Pantoffel in der Gruft. Wolf, Ztschr. 3, 64. — Der Schuh verwandelt sich daher frühe in ein Rechtssymbol für Auflassung von Gut und Erbe. (Grimm, Rechtsalterth. 156, 379); und der bei diesen Rechtshandlungen Uebervortheilende bekommt eben deßwegen wiederum den Namen Stiefel, insoferne er mittelst dieses symbolum traditionis betrügt. Nach der Appenzeller-Sage in Toblers Sprachschatz S. 214 trägt Jemand Stiefel, weil er Geisfüße hat; aber jene zieht ihm der Teufel aus und holt ihn. Nach Schottkys östreich. Volksl., pag. 12, das in unserer Anmerk. No. 5 besprochen ist, hat der Zwergenhans Stiefel angezogen, um beim Brunnen der Frau Holla ein kleines Geisenkindlein holen zu können. Fischart, Gargantua, cap. 3 redet von Zwerglein, die auf den Meulen oder Pantofflen herschlappen. Die Siebenmeilenstiefel Däumchens und der Pflanzenname Frauenschühlein, Muttergottespantöffelchen treffen darin zusammen, daß sie auf einen hilfreichen Geist hinweisen. Myth. 471. Im Schloß Calenberg haust der gespenstige Stiefel und trägt einen so großen Stulpen, daß er ihm das ganze Bein überschlappt. Grimm, DS. No. 77. Der Ewigjäger Hackelberg heißt bei Kuhn, nordd. Sag. 265, 5 Schlorfhacker, ein Hackelberg in Schlappschuhen. Der Niß Puk hat gar gern auch ein Paar weiche Pantoffeln und wenn er's recht gut hat, kann man ihn Nachts darin auf dem Boden flink herum schlurren hören. Müllenhoff, schlesw. holst. Sag. pag. 319 und No. 446, pag. 333. Dreierlei Schneeschuhe, sagt das finnische Sprichwort, muß ein tüchtiger Rennthierjäger dem Waldgotte Tapio machen, bis diesem ein Paar ansteht. Bertram, finnische VolksM. 1854, 32. Der Hildesheimer Sigrist erhält für das Läuten der Glocke Kehre-wieder jährlich einen Thaler und einen Schuh. Schambach-Müller, ndsächs. Sag. No. 26. Am Grauschimmel reitet im Dresdner Walde der Stiefelreiter. Grimm, DS. No. 309. Als Ritter Rochus von Staffelfelden auf einem ledigen Schimmel von der

Erde verschlungen wird, bleiben seine Reiterstiefel allein übrig. Rothacker, südd. Sag., Reutlingen 37, S. 44. Der gestiefelte Kater im Märchen ist ein unsichtbar werdender Heinzelmann, und letzterer selbst wird umgekehrt wieder Stiefelchen in der Sage geheißen. Zwergen stellte man Schuhe zum Opfer hin. Im Gewissensspiegel des Predigers Martin von Amberg (vdHag. Germania 2, 65) versündigen sich diejenigen, dy der Percht speizz opfernt, vnd dem schretlein vnd der trut rotte schüechel. Solche Schuhe lassen die Zwerge auch zurück; der liedersingende Vater verspricht sie dem zuhorchenden Kinde noch in dem bekannten Spruche:

Buko von Halberstadt,
Bring doch unserm Kinde was!
Was soll ich ihm bringen?
Rothe Schuh mit Ringen,
Rothe Schuh mit Gold beschlagen,
Die soll unser Kindlein tragen.

Noch in unserer Zeit, versichert Grimm in den Ir. Elfenm. CXIII. und S. 219, wurden derlei Zwergenschuhe in einer englischen Zeitung zum Verkaufe ausgeboten, während schon Notker in seinem Marcian. Capella ihrer erwähnt. So geht auch von manchem Schweizer Gastwirthe allenthalben die Rede, er habe einmal mit noch mehr habsüchtiger als blos knechtischer Dienstbeflissenheit einem durchreisenden Engländer eigenhändig den Stiefel ausziehen müßen und sei seit dieser Stunde zum reichen Mann geworden. Der Zwerg wird ein Schustergeselle und verfertigt seinem Meister wöchentlich 24 Reiterstiefel. Müller-Schambach, ndsächs. Sag. No. 152. Der Schustergeselle verfertigt der gespenstischen Schlüsseljungfrau ein Paar rothe Laschenschuhe: No. 167 unserer Sammlung. Im Kusterdinger Walde bei Tübingen spukt der Eintöffler, der nur an dem einen Fuße einen Pantoffel trägt und damit blitzschnell erscheint und verschwindet. Meier, schwäb. Sag. 1. Zwei eiserne Pantoffel legt das verwünschte Fräulein im Rachelsee (bayrisch-böhmischer Wald) auf einen Granitfelsen aus. Panzer, bayr. Sag. 1, No. 105. Der Appenzeller nennt die Felswand des Säntis auf der Widderalp, welche das Säntisthal vom Fählenthal scheidet, den Stiefel. Nach einer alten Sage soll ein betrügerischer rheinthalischer Ammann, der sogenannte Stiefelhans, hier nach seinem Tode argen Spuk getrieben haben. Rüsch, Kant. Appenz., pag. 218. Scholla dei Bottés, Stiefelacker, ist romanischer Name einer Gebirgshöhe am freiburgischen Moléson. Alpenros. 1824, 46. Die ganze Hochebene im Banne von aargau. Birmensdorf heißt Stiefel. Im Glarnerlande führen alle Berggeister den dreifachen Namen Faijer, Füchse und Schuhmacher. Faijer (gallisch fairys, Myth. 421) heißen sie in Folge der Feen, womit die benachbarten romanischredenden Graubündner die Berggeister bezeichnen. Füchse nennt man die Berggeister, weil der rothschnauzige Fuchs dem rothbärtigen Donar entspricht. Schuhmacher nennt man sie, in so ferne von ihrer Beihilfe der Zuwachs und der Fruchtertrag der Schupoßen abhängt. Schupoße, ahd. scuopuoza, bezeichnet das kleine Grundstück gegenüber der größeren Hube und der gesammten Gemeindeflur, wie ein Theil der Hube auch noch Schuhkauf und Enkelein genannt wird. Der Schuehbüezer, ahd. scuohbuozari calcearius, und der Halbsuter steht schweizerisch dem Sutermeister und Stiefelschuster entgegen. Grimm, in Haupts Ztschr. 8, 396. Auch der Ewige Jude

gab sich, da er 1547 zu Hamburg auftrat, für einen gewesenen Schuhmacher von Jerusalem aus (Dudulaeus Relation, in Welte's Kirchenlexikon, Heft 34, pag. 806), und im Berner Stadt-Archiv bewahrt man seine aus Lederriemen geflochtenen Schuhe auf; vgl. No. 489. Wie die Berggeister und Zwerge Schuhmacher heißen, so nennt man auch das Irrlicht und den Nachtfalter, beides elbische Wesen, Landmesser (Myth. 870, 1027), und den den Elben geweihten Schmetterling und Buttervogel nennt der Ditmarsche gleichfalls Schômaker. Müllenhoff, schlesw. Sag. pag. 509. Mit den Attributen die ihnen zukommen, dem Hut und Stiefel, scherzt das Volkslied vom betrogenen Ehemann (Simrock, VL. No. 241); er will wissen, was die vielen Reiterstiefel und Männerhüte an seiner Frau Ehebette bedeuten, und sie erklärt sie ihm als ebenso viele Bierkrüge und Milchwannen, mithin als große Geschenke der kleinen Zwerge. Hab ich deine Schuh, so hab ich meine Ruh! ruft der ausgelohnte Dienstzwerg. Bechstein, DSagb. No. 552. bring' my een paer schô! bettelt der verwünschte Schwertmann die Menschen an. Müllenhoff, schlesw.-holst. Sag. No. 350. Wie hier Fuß und Schuh des Zwergen das Landmaß bestimmt, so erklärt sich Anmerk. No. 39 auch über den Maßdaumen der Zwerge.

34) Kirchmaier zu Reitnau. In No. 30 schläft der Hauskobold mit in der Schlafkammer der Knaben und hat da seinen eigenen Laubsack. Heinzelmann, Grimm DS. No. 75, und Geist Heinzlein, in Luthers Tischreden, lassen ein Grübchen im Bette zurück gleich einer Katze (Myth. 471), dasselbe gilt vom Markgrafen Hans aus der Uckermark: Kuhn, nordd. Sag. No. 38, 7. Im Thurm zu Wyl, Kant. Bern, muß jeden Abend ein Bett in einem abgelegenen Zimmer zurecht gemacht werden, an jedem Morgen ist dasselbe zerlegen und unter dem Kopfkissen finden sich einige Batzen Schlafgeld hinterlegt. Kohlrusch, schweiz. Sagb. 1, No. 16. Gleiches von Günnä zu Brugg: unsere No. 361. Vom Kaiser Rothbart erzählt Hertzog, Elsaß. Chron., „der gemeine Mann ist beredt worden, man müße alle nacht disem keyser Friderico zu Triefeld, auch zu Keyserslautern ein Bett machen, darinn er ruhe, denn er sey zu Hagenaw in der burg lebendig verzucket worden." Die mündliche Ueberlieferung fügt bei, der Kaiser habe eine eiserne Bettstelle. Schlafende und entrückte Helden verzeichnet Grimm, Myth. 903. Menzel, Odin 340. Das Bette, das ihnen dabei dienen muß, ist ihr gewesener Altar; ahd. petti, gotapetti: lectisternium, altare. Myth. 59. Ein solcher Opferaltar ist noch das Loßbette, jener lange Schnitterkuchen in Bayern, auf dessen Unterlage die große Aerntenudel, Loß genannt, ruhet, die zum Aernteopfer bestimmt ist. Vgl. Oberdeutsches Gebildbrod, No. 30. Hängt aber des Geistes Bette in Ketten, wie vom Selbstmörder hier in No. 35 behauptet wird, so deutet dies auf den Zauberer, den man in Ketten schwebend gefangen setzt, damit er die Erde nicht mehr zu berühren und neue Kraft dadurch zu schöpfen vermöge. Beispiele hiefür bietet Gräße, sächs. Sagensch. pag. 518.

36) Güggelkopf im Ringgraben. In No. 30 soll der Hauskobold in die Schorgrube, in jenes Senkloch der Düngerstätte gebannt werden, das als Jauchesammler dient; allein weil er zugleich ein untrüglicher Wetterprophete ist, läßt man ihn im Hause wieder mitwohnen. In No. 38

dagegen hat sich das verwünschte Männlein vertragsgemäß wirklich in die Gülle bannen lassen, wohnt da unter seinem Schöpfchen Spanischgras und schreit die Witterung an, zwar mit der Stimme eines Kindes, aber nach Art des Wetterfrosches. Letzterer heißt aargauisch Heinimüggel, Güllemüggel, Muggeheini; wie in der schlettstädt. Glosse bei Haupt, Zeitschr. 5, 359 grellus mucheimo. Heini ist aber zugleich als Zwergenname nachgewiesen in Anmerk. No. 30, und die Froschgestalt der Zwerge erklärt in Anmerk. No. 3. Der Güggelkopf im Rinngraben und unter der Dachtraufe bewohnt ein Plätzchen, das nicht trocken gelegt werden darf und Menni heißt. Das ist der Menniweg (bei Stalder 2, 208), ein Fuhr- und Triebweg, der als herrenloses Gut unantastbar, hier aber heilig ist, in so ferne er mit der Kirchenmauer gleichläuft. Unter den Zinsgütern von Dorf Endingen verzeichnet der Zinsrodel der Klingnauer-Probstei vom J. 1664, pag. 68. Hdschr. „eine halbe Tauwen (Tagwan) auf der Underwiese, die Vsmänni genannt, stoßt oben an Hans Hauwenstein, vnden an den prüel (Dorfbrühl), neben an die Vsmänni." Der Güggelkopf, der aus dem Menniwege emporfährt, gleicht dem Namen des Geistes Hahnemann. Schmeller, Wb. 2, 589 giebt eine reichhaltige Geschichte dieses Wortes, vergißt aber den noch lebenden Ausdruck „eine Mene Brod", eine Tracht, eine ganze Backete. Gerade dieser Ausdruck ist höchst bezeichnend für den Zug unserer Sage, wornach der Geist gegen eine der Kirche zu entrichtende Kornstiftung besänftigt und gebannt, dann aber, als diese Stiftung vergessen wird, ebenfalls wieder losgelassen wird. Dadurch bestätiget sich die Verwandtschaft unserer Zwergennamen und unserer Brodnamen, die Mißgestalt, welche den Zwergen eigen ist und wir absichtlich unserm Gebildbrode geben. Brod in Vogelgestalt gebacken bespricht die Schrift Oberdeutsches Gebildbrod No. 28.

39) Der Lindegîger am Ruckfelde. Der Lindenbaum, in welchen der aus dem Weinkeller gebannte Geist vom Bannwart „transplantirt" werden soll, ist bereits besprochen pag. 64. Als Tanzlinde des Dorfes erscheint sie auch als der sagenhafte Baum, welcher zugleich leuchtet und tönt; denn in älterer Zeit tanzte man zugleich unter ihr, auf und in ihr, während Musik und Beleuchtung bis in die späte Nacht hinein nicht fehlte. Die Linde, die einst beim Bogenschützenhaus in Schaffhausen stand, breitete ihre Aeste 36 Fuß weit aus. Ueber den untersten war ein Springbrunnen angebracht und ein Fußboden, auf welchem achtzehn Tische standen. Der bereits überalte und nur noch künstlich unterhaltene Baum wurde 1738 durch einen Sturm zerrissen. Meyer-Knonau, Erdk. 1, 507. Beim Zofinger-Schützenhause stehen ebenfalls zwei Linden, die durch die Verschlingungen ihrer Aeste zwei überbretterte Säle bilden, in welchen getanzt wird. ibid. 2, 165. Daraus entwickelte sich der Glaube, daß der Teufel, der von solchen Tanzbäumen seine schönen Namen Lindenzweig, Lindenlaub, Lindenschmied hat, aus den Zweigen herab seiner Schaar aufspiele; und es erzählt der Sammler für Bünden, Chur 1808, Heft 2, 137, wie im Schamserthale ein Liebhaber sich dieses Glaubens bediente, um sich seines Nebenbuhlers zu entledigen. Beide führte der Weg zum Hause des begehrten Mädchens an einer Waldtanne vorüber. Mit einem Lichte und einer Geige versehen kletterte der eine Kiltgänger hinauf und fängt, da der

andere erscheint, zu fideln an. Der hierauf Unvorbereitete entflieht und wird vor Schrecken lange bettlägrig, währenddem der Gegner nun Zeit hat, die Braut zu erobern. So soll auch die Irmensäule, nachdem man sie von Paderborn in die Hildesheimerkirche gethan und da als Leuchter gebraucht habe, beim Anschlagen noch einen recht schönen Klang von sich gegeben haben. Compendieuse Staatsbeschreib. Braunschweig 1719 1, 24. So ruft auch ein leuchtender Eichbaum bei Brüssel dem Wanderer zu. J. W. Wolf, ndl. Sag. No. 421; ein umgehauener Baum brüllt wie ein tollgewordener Ochse, Jr. Elfenm. 215; und der von den Sachsen verehrte Weidenstock ruft während der Schlacht Jodutte! Bechstein, thüring. Sag. 4, 84. — Das Schlagwort, das der Geist des Wirthes im Keller ruft: drei Schöppli Wî und e Schoppe Wasser gänd au ne Moss," wiederholt sich bei Schnezler, bad. Sagenb. 2, 360: die milchverfälschende Paulwirthin in Durlach; ebenso bei Weyden, Cölns Vorzeit (1826) 199: die Milchfrau auf der Burgmauer. Drei Quart für eine Kanne, drei Viertel für ein Pfund, ruft die Wandlerin bei Mehlis; voll Maß, voll Maß, ruft die Frau Holle, welche die Bierperchte heißt. Bechstein, DSagb. No. 510. 588. Diese Geister sprechen dabei von dem Maßdaumen, der dem Gotte Wutan geheiligt war und deshalb Alahthuma, Gottesfinger, in der Lex Salica (ed. J. Merkel) genannt wird. Die Luzerner-Maßstange hielt zwölf Daumen-Ellen. Segesser, luzern. Rechtsgesch. 1, 81. Daher heißt's in Caspar Stielers teutsch. Sprachsch., Nürnb. 1691, S. 283: Wenn der Wirth den Diebsdaumen in Wein oder Bier steckt, so werden damit die Käufer herbei gelockt. Den dûmen wiegt man zuo dem fleisch. Seb. Brant, Narrenschiff, cap. 102, von falsch und beschiss. macellarii et lanii digitum vendunt. Geiler v. Keisersberg. Der Lindengeiger wird ins Schrännenloch versenkt, d. h. ins Hagelloch. Bayerisch ist schräen hageln (Schmeller 3, 502), schweizerisch Schrann, Schränne, die Berglücke; verschränzen ist zerreißen, ein zerrissenes Kleid und Werkzeug ist zugleich „verhaglet". Das Vocabular des hl. Gallus übersetzt nubes scrauunc. Scharfsinnig erkennt W. Wackernagel (Zeitschr. f. d. Alterth. 6, 290) in diesem Worte den Eigennamen Scrâwunc. Um so zutreffender wird also aus unserm Zwerg Hauenstein ein Steine (Schloßen) hagelnder Zwerg. Das Copeienbuch der Klingnauer-Probstei, scripsit Sebast. Ziegler, Probst 1657, zwei Theile, handschriftlicher Besitz des Gemeindeschreibers Stäuble zu Frick, verzeichnet unter den Lehensleuten und Zinsbauern zu Endingen und Tegerfelden am öftesten das Geschlecht Hauenstein. Unter dreizehn dieses Namens erscheint da Hans Hauwenstein, der Wirth zu Unter-Endingen als Trager, d. h. als Steuerbote der Probstei (pag. 44). Seine Lehensgüter liegen „in der Zelg zur Linden vff dem Ruggfeldt", „vff der Zelg im Legerenberg bei den Geigenäckhern und der Stregeliswiß" (pag. 100). Ein anderer dieses Namens ist Wirth zu Tegerfelden, 1, pag. 117, „wir Räth und Gemeindt des Dorffs Tegerfelden thuon kundt daz wir für vnß vnd Andreä Hauwenstein allen seinen Erben die taver zu Tegerfelden zu einem rechten Erblehen geliehen haben, daz er würthe. wann er den wein nit gibt, daz recht, sollen die geschworenen solchen schetzen. Besiglet von Caspar von Graffenrieth deß Rathß der Statt Bern, Landvogt Anno 1616."

40) Der Geiger Lux von Buttwil. Aargauer-Sagen geben nähern Aufschluß über die Schloßmusik pag. 131, das Bergsingen pag. 275. 283, und über den Berggeiger No. 102. Wolf, Märchen No. 26, erzählt von der Zaubergeige, deren erster Strich alles entseelt, deren letzter alles wieder lebendig macht. Menzel, Odin pag. 232, macht mit Grund auf den süddeutschen Geschlechtsnamen Butzengeiger aufmerksam; es ist der Spielmann, welcher den Butzen, vermummten Geistern, zum Tanze aufspielen muß. Vgl. Rückerts Versmärchen, der Spielmann: Gesamm. Gedichte 1, 489. Je besser das Weinjahr wird, um so lustiger hört man das Weingeigerlein am Brunnstadter-Rebhügel fideln. Stöber, elsaß. Sag. No. 8. Aehnliches von einem Danziger-Schäfer: Bechstein, DSagb. No. 244, pag. 216. Vom flötenden Hauskobold: Müllenhoff, Schlesw. Sag. No. 450. Vom Zauberschloß im Windberge: Gräße, sächs. Sagensch. No. 235.

41) Um der Zwerge los zu werden, verbrennt man das eigene Wohnhaus, stellt aber vor jede Thüre ein Wagenrad, dann können sie durch die Speichen nicht entkommen. Müllenhoff, Schlesw. Sag pag. 338. Vergl. unsere Abthl. I, No. 30.

42) Heidenzwerge zu Klein-Döttingen. Der Zwerge Schmiede- und Bergbaukunst ist vorausgehend besprochen. Als Feuerarbeiter schaffen sie im Dienste Donars. Daher erhalten sie ihren Namen Heiden, wie sie auch noch in Schleswig-Holstein (bei Müllenhoff XLVIII.) geradezu für Heiden gelten.

44) Lämmlisloch bei Wegenstetten. Eine umfassende Erklärung über den Namen dieses Elben und seines Backwerkes findet sich: Oberdeutsches Gebildbrod No. 27: Lamm. Die umgekehrte Sage bei Müllenhoff No. 464: die verwünschte Prinzessin hat in ihrer Burg eine große Menge Bier in großen Fässern liegen, und der Bauer, der sich am Johannistag hier so viel Bier holt, als er mag, giebt ihr nichts dafür als ein kleines weißes Lämmchen.

46) Die Dialen im Bündner-Münsterthale. Die Dialen tragen scharlachrothe Kleidchen und trocknen sie im Sonnenschein. Damit erklärt sich auch ihr rhätischer Name, der nicht von diable ableitet, sondern von dia; sie sind nicht etwa diavoli, sondern Tag- (und Nacht-) Elbe, ahd. Tacprehte. Im Glarnerlande hört man sie Faier nennen; das entspricht dem altbayrischen Fei (Schmeller, Wb. 1, 518), mhd. veh multicolor. Im Prättigäu ist ihr Name Waldfänken, in Vorarlberg Rutschifenggen (bei Vonbun); dort sind's die im Walde, hier die am Erdrutsch wohnenden Zündrothen. Vgl. vanke, Nib. 1990, der Feuerfunken. Fankel, im Bayrischen, der böse Feind; Finken, schweizerisch, die aus farbigen Tuch-Enden geflochtenen Fleckchenschuhe. Diese Lichtzwerge erscheinen stets in derselben rothen Tracht, wie der rothbartige Wilde Jäger; beider Aufenthaltsorte schon deuten darauf. Der Berner Wilde Jäger wohnt im Roththale und heißt darnach; die Zwerge No. 45 wohnen in der Rothenfluh. Gewöhnlich haben die Zwerge irgend etwas Rothes an sich. An der Hochfluh im Bachserthal, Kant. Zürich, ist das Erdmännliloch, wo die Zwerge noch nach alter Zürchertracht gehen in blutrothem Brustlatze. Reithard, schweiz. Volks-

kalend. 51, 179. Rothes buschiges Haar unter grüner Mütze trägt der Freiburger-Sennenzwerg am Cousinber. Küenlin, Alpenblumen aus dem Greyerzerland, Sursee 34, S. 97. Ein Rothkäppchen trägt das Sennenschrättelein auf Riedera-Alp. Ebenda 104. Beim Toggenburger-Dorfe Wildhaus zeigt sich im Gebirge am Käseruck das Hinterrisi-Mandli in Scharlachkittel und Lampihut. Illustrirt. Schweiz.-Kalend. 51, S. 153. In unserer Sammlung tragen die Erdmännchen ein Scharlachmäntelchen, in No. 2. 13. 17. 46; ihr Erscheinen verbreitet augenblicklich Lichtglanz in der Gegend, No. 12. Eine altbesungene Anekdote aus dem Berner-Oberlande, die sich aber auch im Glarner- und Walliserlande mehrfach localisiert, erzählt vom Schmerz einer Mutter, welcher ein Lämmergeier das Knäblein entführt und auf die unzugängliche Felswand in den Horst hinauf geschleppt hat; nun sehe man noch des Kindes rothes Röcklein droben an der Minderen-Jungfrau im Winde flattern, an einer Stelle, der Speispfad genannt. (Meyer-Knonau, schweiz. Erdkunde 1, 166.) Auch dies sind Reste älterer Sagen von kinderraubenden Zwergen. Andere Zeugnisse: Mythol. 420. 431.

48) **Die hinkende Kostkuh.** Die Mythe von dem Raube der göttlichen Rinder hat A. Kuhn in Haupts Ztschr. 6, 117 ausführlich entwickelt; gegenwärtige Nummer ist nur ein weiterer Beleg zu jenem Aufsatze. Mittlerweile ist es der lebhaft beschäftigten Sagenforschung geglückt, neue ergänzende Züge zu dieser Mythe aufzufinden, und so kann hier gleich der frische Gewinnst nachgetragen werden.

In der griechischen Sage ist's Apollon, der die Götterkühe weidet, und Hermes mit dem ihm zustehenden Kerberos entführt sie; in der römischen entsprechen Hercules und Cacus. In den Veden rauben die kriegerischen Panis dem Gotte Indra die Himmelskühe und verbergen sie in einer Höhle, und die Götterhündin Sarama wird ausgesendet, sie zu suchen. Allein Sarama kommt ohne sie zurück, sie hat sich nach gieriger Hunde Art mit der Milch der Kühe, ohne diese gesehen zu haben, abspeisen lassen. Der erzürnte Indra stößt nach ihr mit dem Fuße, daß sie die geleckte Milch wieder ausspeien muß, und geht dann selbst die Kühe zu holen. Diese indische Hündin Sarama entspricht dem Hundegefolge Wuotans und dem Sennenhunde, mit welchem in unserer vorstehenden Sage der Sennknecht die Alpe besteigt, um die ausgesetzte Kuh wieder vom Berge heimzuholen. In der westfälischen Sage (Myth. 873) läßt der W. Jäger Hackelbärend seinen eigenen Hund in einer Fehrmannsscheune bis zum nächsten Jahre zurück; ebenso die Frau Gauden eine ihrer in Hündinnen verwandelten 24 Töchter. Da liegt alsdann das Gottesthier ein Jahr lang im Hauswinkel, nichts als Asche fressend, zu Stein werdend, bis im nächsten Jahre der Heljäger wieder vorüberzieht. Man muß demselben in dem Helhause zu hannoverisch Ostenholz an jedem Christabend eine Kuh hinauslassen und erkennt jenes Stück der Heerde, das dafür an die Reihe kommen soll, schon vorher daran, daß es bis Michaelis oder Martini vor allen andern glatt wird und zunimmt. Vergißt man aber am Christtage die Stallthüre zu verschließen, so läuft des Heljägers Hund hinein und ist vor Jahresfrist nicht wieder heraus zu bringen. So weit A. Kuhn.

Durch den Zuwachs an neuen Sagen verdeutlichen sich diese Züge im Einzelnen. Es soll damit die unversiegbare Nährkraft der gottgeweihten

Kuh, zugleich aber auch der Frevel herausgestellt werden, den es auf sich hat, sie zu schlachten und zu verspeisen. Dies ist wohl der ursprüngliche Inhalt der indischen Mythe. In der deutschen Mythe dagegen ist das Rinderopfer gestattet, es gehört Wuotan an, dem Gott der Aernte, des Ackerbaues und der Viehzucht, und ein Nachklang davon liegt noch in den Umzügen der Pfingstochsen und Fasnachtochsen, des Mardi-gras. Beide Religionssysteme, das eine, welches unblutige Opfer, und dasjenige, welches blutige brachte, haben unstreitig lange im Kampfe mit einander gelegen, und die daraus entsprungenen Widersprüche trägt die Sage fühlbar an sich. Bald sind es die Zwerge, welche Kühe sowohl stehlen als auch dienstlich hüten; bald nährt die Milch solcher Kühe wunderbar, und bald bestraft es sich, von ihrem Fleische auch nur einmal gekostet zu haben; bald darf auch die ganze Kuh geschlachtet und bis auf die Knochen verspeist werden; bleiben diese nur geschont, so läßt sich das aufgegessene Thier alsbald wieder herstellen. Hierüber folgen hier einige Belege.

Zu des Verfassers Jugenderinnerungen gehört eine Ansbacher-Sage. Im dortigen Stadtwalde Veitlach hat sich ein vor den Schweden entflohener Pfarrer, dessen Name besonders angegeben wird, sammt seiner zahlreichen Familie in eine noch nach ihm benannte Höhle verborgen und überdauert darinnen mit der Milch einer einzigen Kuh den ganzen dreißigjährigen Krieg. Die Nährkraft des Thieres ist also unerschöpflich, da man es in seinem Knochenbau schont. In der St. Galler-Alpe Bardiel bei Ragatz und in der Alpe Weißtannen kommen die Geister des Nachts in die Alphütten, und wenn sie da gekäst haben, rufen sie dem droben im Heu schlafenden Sennen: Christen Küng, chumm mit is gê schotten essen! Henne, schweiz. Merkur 1832, 68. Die Sennen auf den Tiroler-Hochalpen Stilluppe und Floiten lassen vor ihrer Abfahrt vom Berge nach altem Brauche Käse und Brod (auch Schnaps dazu) in der Sennerei zurück, damit der Alte ihnen gut bleibe, wenn er im Winter vom Köösgletscher des Löffelkopfes herabkommt. Meyer, Sagenkränz. aus Tirol 1856, pag. 53. Dieser Alte in Tirol wird im Berner-Oberlande der alte Freiherr von Weißenburg genannt. Er war einer der ursprünglichen Landesbarone und vermachte seinen Bauern hundert Kühe. Nun geht er Nachts auf der Almend umher und giebt dem Weidevieh der Armen aus seiner Salztasche zu lecken. Alpenros. 1815, 282. Um Guttannen im Haslithale gilt derselbe als Zwerg, der den Leuten das Weidevieh entführt, es im Herbste aber wohlgesömmert und verdoppelt an Zahl wieder vor die Ställe führt; daher soll noch folgender Spielreim der Kinder stammen:

Guter Hans von Weißenfluh,
Nimm da wieder deine Kuh
Und ihr fettes Kalb dazu!

Alpenrosen 1827, 311. Der gute Johann ist ein den Reichthum und das Glück verursachender Hauskobold: Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. No. 436.

Von schlachtenden und metzelnden Berggeistern, deren Mahlzeiten der Mensch nicht straflos mitmachen kann, ist in dem Folgenden die Rede. Unweit Gutbrunnen, beim Bernerschlosse Rümlingen, ist das Pfaffenloch; drinnen in siebenfacher Höhle wohnen die Erdmännchen und nähren sich von einer einzigen Kuh; aber das ihr zum Verzehren täglich ausgeschnittene Fleisch wächst ihr allnächtlich frisch nach. Jahn, Kanton Bern, 243.

Bridel, Conservateur Suisse 1825, No. 43 erzählt vom Jäger, der sich Abends auf dem Freiburger-Moléson in eine schon verlassene Sennhütte begiebt, hier aber den unerwarteten Klang der Heerdeglocken vernimmt und drinnen vier verwünscht aussehende Sennen über dem Geschäfte des Käsens betrifft. Ihre Rede lautet wie Gekrächze der Raben. Sie bieten ihm ein Stück Kuhfleisch an, er schneidet sich aber mit seinem Taschenmesser nur in der Größe einer Fingerspitze ein Stückchen ab. Er kann auch mehr nicht davon essen, denn es fehlt Salz. So entschläft er. Beim Erwachen am Morgen findet er sich statt in einer Hütte auf einem Aschenhaufen. Auf dem Heimwege kommt ihm sein Knabe mit der Meldung entgegen, daheim fehle seit heutiger Nacht der Miroir (Spiegel ist ein üblicher Kuhname) ein Stückchen Fleisch am linken Schenkel in der Größe einer Fingerspitze. Ein Tiroler-Jäger sieht Nachts in eine Sennhütte durchs Fenster hinein und erblickt drinnen großmächtige Männer um ein Feuer. Sie haben ein ganzes Rind vor sich, schneiden ihm Fett und Fleisch heraus, stecken dann die geschundenen Beine zusammen und lassen das Vieh wieder laufen. So macht desgleichen die W. Jagd im Kärntner-Lesachthale ein Feuer an, führt einen Ochsen aus dem nächsten Stall, bratet und verzehrt ihn; die Knochen legen sie aber in die Haut zusammen, peitschen dieselbe mit Ruthen und führen den nun wieder entstandenen Ochsen in seinen Stall zurück. Wolf, Ztschr. 2, 177. 3, 34. Der Röhrknochen ist ein Sinnbild der Fortdauer. So schlachtet der beim Bauern übernachtende Gott Thôrr das Gespann seiner Böcke zum Abendessen und läßt die abgenagten Knochen auf die Bocksfelle zusammen werfen. Diese segnet er am Morgen darauf mit seinem Hammer, wiederbelebt erstehen seine zwei Böcke, aber einer hinkt jetzt. Denn des Bauern Sohn Thialf hat ihm gestern beim Essen das Schenkelbein zerschabt, um den Markknochen auszuschlürfen. Auf ähnliche Weise wiederholt sich bei uns das Hinken einer Kuh, No. 48; das Fehlen der Melkzitze und des Rückenstückes, No. 43. 49. Aehnliches erzählt Vonbun, vorarlberg. Sag. No. 22. 25. Steub, drei Sommer in Tirol, pag. 82. Zingerle, Tirol. Sag. pag. 202. Wolf, Beitr. 1, 88, aus der Legende vom hl. Germanus.

Die Mittel, welche der Sennenknecht gebrauchen muß, um die ausgesetzt gewesene Kuh unangefochten wieder von der verlassenen Sennhütte heimführen zu können, sind Kienfackel, Brod und Hund. Mit Feuerstahl und Agathenbrod versehen und von seinem Hunde begleitet, betritt ein Melseräpler die verwünschte Alphütte, um gleichfalls eine stehen gebliebene Geis hier wegzuholen. Da ruft der Alpgeist:

> hättist du nit Fü'rli heiss,
> nit Hundeli beiss
> und Messerli spitz:
> i wött der helfe go günne 's Gitz!

Aehnlich spricht der Geist in der bad. Sag. (Mone, Anzeig. 1838, 53): Hättest du deinen rinkenden Rank (Brodkrume), deinen wetzenden Wetz und den schwarzen Kater (Hund) nicht! „So seind siben stuck, förchtet der tüffel auch, feuer, kirrenden karren und ein geschlagnen hund". Geiler, Brösamlin Bl. 78.

49) Das Rücken der Kühe. Viehhütende Zwerge müßen auch heilkundige sein; doch liegt neben dem Brauch auch der Mißbrauch, sie

heilen und schädigen zugleich. Wünschelruthe und Hirtenstab verkehren sich in eine züchtigende Gerte, Schäfer und Schinder sind Geschwisterkinder, sagt das Sprichwort. Das Erdmännlein verkauet Wiesenkräuter und legt sie auf die Verletzung (No. 2. 7.), aber es wirft dem Fürwitz auch Sand in die Augen, No. 21. Es heilt zwar fußkranke Thiere und heißt deshalb beim Iren noch der Doktor (Erin 4, Abth. 2, 462); allein schottisch elfshot gilt vom kranken Vieh, wie unser Herenschuß von Rheumatismus. Die Hidere=hädere=Holdereberge, auf denen das Weidevieh die Hünsche (Milzbrand) bekommt, sind die Berge der Holderken und Elben (Mone, Anzeig. 1837, 465). Der Zwerg führt, No. 49. 50 eine Gerte und schlägt zugleich mit dem Alpschoß drein. Das Graumännchen führt eine Peitsche, Sommer, thüring. Sag. pag. 110; der Tod eine viersträngige Geißel, Myth. 806. Der Zwergenkönig Antilois giebt dem Macedonierkönig Alexander und seinem Gefolge ein großes Fest; trifft aber die Mundschenken mit dem unsichtbaren Schlag seines Zepters so auf die Hände, daß sie die Weinbecher lächerlich fallen lassen. Wackernagel, Basl. Handschriften 28 ff. Der Gemsenkönig auf Zweilütschinen im Berner=Oberlande stürzt den eidbrüchigen Gemsjäger, der den Gratthieren abermals nachsteigt, zur Strafe über die Fluh, und man schreibt dies Zutodfallen im Gebirge dem Zwergenschlag zu. Wyß, Idyll. 1, 312. Im mhd. Märchen vom Wasserbären (Haupt, Zeitschr. 6, 177) wird erzählt, wie das erzürnte Schretel straft:

> sîn hant ist swær alsam ein blî,
> swen ez erreichet mit dem slage,
> ez sleht in, daz er vellet nider.

In unserer No. 45 wechselt dies Verhältniß; statt daß der Zwerge seine Geißel schwänge, geißelt ihn der Maulthiertreiber; ein Gleiches thut der Tambour dem Graumännchen in Sommers thüring. Sag. S. 110; ein Gleiches thut Sîfrit dem starken getwerc, Nib. 96, und dem Alberich, trotz dessen siebenknöpfiger Geißel, Nib. 463. Daß man das Elfengeschoß fürchtete und deshalb den Zwergen Pfeile und Bogen opferte, belegt Grimm, Ir. Elfenm. CXIII, aus einem Pönitentiale des 12. Jahrh. Eine Symbolisirung des Zwergenschlags sieht das Volk in den Belemniten, die man aargauisch, pag. 193, Stechehörndli (Hörndlimâ=diabolus) und Chalützelstein nennt, zugleich zu Pulver verrieben als Heiltrank braucht. Belemnites, a sagitta sic dictus, nonnullis Alpschoß, h. e. sagitta Incubi dicitur. Wagner hist. natur. helvet. Tiguri 1680. S. 305. Noch gilt dafür der Name Donnerstein, Donnerhammer; im Elsaß (Stöber, Neujahrsstoll. 1850, 43) auch Teufelsfinger. Diese verschiedenen Namensformen finden ihre fortgesetzte Erklärung und Anwendung No. 418, Meister Hämmerli.

50) Herdmandli am Pilatusberge. Die meisten Punkte dieser Nummer stammen aus den Handschriften des Luzerner=Stadtschreibers Rennwart Cysat, welche auf der Luzerner=Stadtbibliothek liegen; dieselben sind von seinem Enkel reichlich ausgezogen, dem gleichnamigen Stadtschreiber Joh. Leop. Cysat. Letzterer hat als Verfasser der „Beschreibung deß Berühmbten vier Waldstätten Sees“, Lucern 1661, daselbst auf S. 254 eine „seinem geliebten Herrn Großvatter seeliger Gedächtnus“ höchst widersprechende Meinung über dessen so reichlich erzählte Zwergensagen und deren

Werth geäußert. Als Testimonium, wie in damaliger Zopfperiode die Obrigkeit und ihre Diener angefangen, dem Volke eine rationalistisch-confuse Verurtheilung seiner eigenen Bräuche und Meinungen zu dictiren, folge hier des jüngern Cysat Ausspruch über die Zwergensagen des Pilatus: „Vor Jahren seyndt auch vil abenthewrige vnd wunderliche Dinge von Erdmännlin oder Zwergen, so in disem Berg vnd dessen vilfältigen Klüfften vnd verborgnen Gängen ihr Wohnung gehabt vnd zu Zeiten seltzame Sachen mit den Sennen und Bergleüthen sollen verübt, guts, auch böses gethan, etwann etlichen Gold geben, andere aber, die sie bevnrühiget, geplagt oder verachtet, vber die Felsen vnd Flüe hinab gestürtzt haben, welches alles diser Zeit für fabulos gehalten, mehrers aber geglaubt wirdt, da dergleichen etwas vorgangen, lauter Illusiones vnd Betrug der bösen Geisteren gewesen seyent."

Der mitgetheilte Alpsegen ist von Capeller, hist. mont. Pilati 1767, pag. 11, aus dem Munde der Pilatus-Sennen auf der Frostaffel aufgezeichnet, die darinnen angerufenen Heiligen sind Antonius, der gegen die Entzündungskrankheiten des Viehes gilt, daher italienisch ein San Antonio del porco; sodann der hl. Wendel, welcher die Schafe beschützt, endlich St. Loy. Dieser Elogius, Schutzpatron der Schmiede, hat an der Donau seine „Luikapellen". Meier, schwäb. Sag. No. 330. Er ist derjenige Goldschmied, bei dem einst Jesus sein Pferd beschlagen hat lassen, und dient der Wuotanssage zur Unterlage. Wolf, Beitr. 1, 28. Sein Kirchenfest fällt nach dem deutschen Calendarium des 15. Jahrh. (Haupt, Ztschr. 6, 365) auf den ersten des Wintermonats; nach Schnellers altd. Calender, Luzern 1834, auf den 25. Juni. Letzteres ist der Tag nach dem Johannisfeuer und dem Umtragen des Sonnenrades. Die Sennenbruderschaft in Stansstad hat ihn zum Schutzpatron und nennt ihn Loys. Businger, Kant. Unterwalden pag. 185. Man feiert ihn durch Zunftschmäuse, bei denen man sich als Wilde Männer und Wilde Weiber in Tanngroz (Tannenzweige) kleidet. Musik und Tanz fehlt dabei nicht. Bayrische Fahrtlieder, zu seinen Ehren gesungen, führt Panzer, bayr. Sag. 2, 24 ꝛc. an, darinnen heißt es übereinstimmend mit dem von unserer Nummer mitgetheilten Alpsegen der Sennen:

Ihm opfern ihre Güeter
noch jährlich gar viel Hüeter,
es loben ihn mit Hörnerschall
dreihundert Hirten manichsmal,
ein Jeder blast sein Horen,
durchtringen Hertz und Ohren.

Ein Mandat Herzogs Maximilian von 1611 verbietet, seine Statue herum zu tragen, weil man sie, wenn es nicht schön Wetter werde, ins Wasser zu werfen pflege (Panzer, ibid. pag. 282; Schmeller, Wb. 2, 463. 473). Vgl. was über den Lindengîger, No. 39, gesagt ist, der gleichfalls ins Wasser gestürzt wird. Ein Mirakelbuch v. J. 1659 weiß, daß man ihm Ketten von 242 Pfund opferte, eiserne Gürtel und Ringe, eiserne Kühe und sonstige Stallthiere, eiserne Hosen mit Korn gefüllt. Das größte gußeiserne Votivbild, das er in Bayern hat, ist 280 Pfund schwer und heißt Wirtinger, „der in den Wasserwirbel Geworfene." Panzer, ibid. 2, 390. Kleinere nennt man Männer-, Weiber-Leonhard, Lienel, Leonhardsnagel, Raunagel. Als den Befreier der Gefangenen kennt ihn

Seb. Brant, Narrenschiff cap. 4 (ed. Zarncke, pag. 7. 307); manche der neumodisch gekleideten Menschen, sagt Brant, haben

vil ring und grosse ketten dran,
als ob sie vor sant Lienhart stan,
der menschen bald duot entbinden,
das er sin ketten nym kan finden.

B. Hertzog, die Schiltwacht (zu Ende des 16. Jahrh.) erzählt, den St. Leonhart haben die Bauern zu einem Gott gemacht und tragen ihm noch heute Hufeisen, Schienen und Wagenketten zu, daß er sich ihrer und sonderlich der Kärrner, die nur mit einem Roß fahren, erbarme.

Die Alpensitte, das Abendgebet durch einen Ruf ins Thal zu künden oder durch das Blasen des Kuhhornes, stammt aus dem Mangel an Kirchenglocken, war aber auch den flächern Landstrecken noch lange eigen. Die Gemeinde Winterthur wurde 1698 von dem Zürcher-Kirchenrathe angemahnt, ihrer Collatur-Gemeinde Gundetschwil das zum Abendgebet benöthigte Glöcklein nun einmal machen zu lassen, „damit man das bisher gebrauchte unanständige Blasen mit dem Kuhhorn“ abschaffen könne. Winterthurer-Neujahrsbl. 1847, 184. Bekanntlich blies man im Mittelalter den Tag an, wie man zu Zürich beim sogenannten Sechseläuten den Frühling und das Erscheinen des ersten Storches noch in unserm Jahrhundert durch den Thürmer angeblasen hat.

52) Erdmännlein auf Seeburg. Diese unscheinbare Erzählung steht nur wegen des einen Zuges hier, wornach die Zwerge ihre Mäntelchen zum Trocknen ins Gras breiten. Was hier die einzelne Erzählung nicht mehr versteht, erklärt sich um so vollständiger als die Geisterwäsche in No. 115. 128.

Nachträge.

Pag. 52. Der hl. Werenfrid wird dargestellt mit einem Schiff in der Hand. Er hatte zuerst in Elste, auf einer Rheininsel sein Predigeramt begonnen, war aber nachmals an die Kirche in Westerfort gegangen. Nach seinem Tode stritten sich beide Kirchen um den Leichnam. Man beschloß endlich ihn in ein Schiff zu legen und da zu lassen, wohin das Schiff treiben werde. Selbiges gieng nach Elste. Attribute der Heiligen. Hannover 1843, 152.

Pag. 59. Die Barakenfrau hat ihren Namen, wie es scheint, von der älteren Benennung der im Klosterwalde gelegenen Heuhäuser; solcherlei Nothscheunen und Schuppen nennt das Testament des Bischofs Tello von Chur, v. J. 766, tabulatas cum bareca.

Pag. 79. Den Glauben, daß man Obstdiebe auf dem von ihnen beraubten Baum am hellen Tage festgebannt sieht, bewährt für die Lausitz: Gräße, sächs. Sagensch. No. 667.

Pag. 91. Dem Glücksheer, an dessen Spitze der W. Jäger zieht, muß ein mytholog. Glücksjäger entsprechen, wie dem Gutesheer ein Gutherr (pag. 220). Einen Wilden und verwünschten Unglücksjäger macht schon die ältere Dichtung daraus. In A. von Kellers altd. Erzähl. 157, 10 heißt es vom erkrankten Fräulein:

sie hot des vngelucks yeger
mit seynen henden umbfangen gar.

Pag. 100. No. 90. Schweinereiter auf Thierstein. Der Waatländer Geisterkönig Grebelhou kommt mit seiner Schaar um Weihnachten auf kleinen weißen Schweinen geritten. Im Jourthale hört man dann aus dem Schweinegetrappel, das über die Landstraße herzieht, daß es ihrer viele Tausende sind. Vulliemin, Kant. Waat. 1.

Pag. 111. Gufenstädtli ist der Name der untergegangenen Heidenstadt, und mit demselben Namen wird dorten auf die Berghöhe bei der Stadt Lenzburg verwiesen, genannt Gofisberg. goffe und guffe ist inclinatio dorsi. a Kuffihoug in flumen usque Hunam. urkund. 1093. K. Roth, Klein. Beitr. Hft. 1, pag. 19, houg ist hier Berg, Hügel, Kuffihoug also unser Gofisberg. Bucephalus, heißt's im Liede von Alexander (ed. Diemer, deutsch. Gedicht. 1849, pag. 190) hatte am Rücken Rindshaare, an der Seite Leopardenflecken: uf den goffen rinder har, an sinen siten liebartes mal. Schmeller, Wb. 2, 18 bemerkt, daß man das bayr. Eierwecklein und Nonnenkräpflein Goff, und die Höhlung in der Felswand Gufel nenne; beides wohl wegen ihrer eingedrückten Mitte. Der Wortstamm scheint zu sein gap foramen, cava, ostia. An der Stockhornkette am Thunersee liegt die Ruine des geschichtlich ganz unbekannten Schlosses Gaffertschinken, Schinken in der Bedeutung von Bergschenkel. Alpenros. 1825, 309. Ein Berg des Wallenstattersees heißt Goffelstalden. Scheuchzer, Nat.-Gesch. 1, 57. Churwelsche, lechthaler und vorarlbergische Lokal- und Ortsnamen gleichen Stammes sind: Gufel, Chafuoll, Gafluna, Kaplon, Gflaun, Kafier, Tschifernaun, Cafatuna, Gufidaun. Steub, Rhät. Ethnologie, pag. 179 — 181 zählt diese und noch viele verwandte Namen auf, ihre entsprechende Wortform liegt im churwelschen cuvel (Höhle, cavus) und im deutschen Lokalausdruck Gufer, womit man in den deutschen Gebirgskantonen Schuttkegel und Gletschergerölle bezeichnet.

Pag. 154. Wie hier das Matthisenthier als ein Hexenweib erkannt und vom Landvogt auf dem Holzstoß verbrannt wird, so heißt die Alte, welche zu Großenhain als Hexe verbrannt wird, die schwarze Matthesin. Gräße, sächs. Sagensch. No. 88.

Pag. 158. Zu den Beispielen, in denen anlautendes w wechselt mit anlautendem m, reihet sich eines aus der Odenwälder Mundart (bei Firmenich 2, 31): e manne voll hallebeier, eine Wanne Heidelbeeren.

Pag. 161. Der mit der Goldsichel einherreitende Schwedenkönig, (pag. 202) gemahnt an das böhmische Mittagsgespenst. Die Pschipolnitza, eine weiße Frau, geht mit der Sichel in der Hand über Feld, befragt die Arbeiter über Flachsbau und Webkunst und schneidet denen, die in der Antwort stocken, mit der Sichel den Kopf ab. Gräße, sächs. Sagensch. No. 656.

Pag. 177. Zu den Namen von Türst und seinem durstigen Heer steht eine Erscheinung, die auf den Waldwiesen um Wilthen, bei Bautzen, als Weiße Frau kommt und der Ewige Durst heißt. Gräße, sächs. Sagensch. No. 655.

Pag. 202. Durchlöcherte Steine an einen dorrenden Baum gethan, kranken Stallthieren in die Krippe gelegt, machen jenen fruchtbar, diese gesund und milchreich (pag. 344). Man hängt sie auch an Wiege und Wochenbett gegen die Trud. Einen solchen Stein besitzt die Hebamme in Stoffeln, es hat ihn ihr Mann aus dem russischen Feldzug mit heim gebracht. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pag. 93.

Pag. 349. Zur Symbolik von Licht und Kerze gehört die Kinderrede vom verglimmenden Papierstückchen „die Leute laufen aus der Kirche heim"; das letzte ausgehende Fünkchen ist der Meßmer und Sigrist.

Pag. 353. Zum Joggeli, der alle Stallarbeit aufs Stichwort verrichtet, gehört der Brauch bayerischer Bauern, am St. Jakobstag je einen Gulden Trinkgeld an Knecht und Magd zu geben, damit diese sich die Jackelsstärke trinken und beim bevorstehenden Kornschnitt nicht in den Halmen stecken bleiben. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pag. 189.

Sachregister
zu den Aargauer-Sagen.

Die nebenstehende Nummer giebt die Seitenzahl an. die reicher ausgestatteten Züge und Begriffe der Sage sind Baum, Brod, Grün, Hund, Hut, Mut, Budh und Wut, Jagd, Roth, Scheckig, Schwarz, Stein, Wasser u. s. w. diese sind in dem Register als Leitwörter heraus gestellt und die nächstverwandten Begriffe ihnen beigeordnet. der Leser hat also Brunnen unter Wasser, Mondmilch unter Stein zu suchen.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau.